Princeton University Library
32101 064481029

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

0902
.548
V. 14

Library of

Princeton University.

Digitized by Google
Original from
PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Q. o.
46.
14.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

DIE KVLTVR

VIERTEL-JAHR: SCHRIFT F. WISSEN: SCHAFT · LITERA: TVR VND KVNST.

HERAVSGEGEBEN

VON DER

XIV. JAHRG. * 1913. *

VERLAG DER LEOGESELLSCHAFT WIEN
oooo III/1, UNGARGASSE 20. oooo

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Probleme.

Studie von **Albert Wimmer.**

Es ist auf Grund der mathematischen Einsicht nicht schwierig, das Werden und seine gesetzmäßige Art als eine Eigenschaft der Dinge zu denken, deren Anschauungsraum ein anderer als der dreidimensionale ist. Der Begriff der Gleichzeitigkeit (zum Beispiel der Gegenwart) entspricht dann in höherem Sinne genau dem dreidimensionalen Begriff der Ebene, welche einen Raum vom nächsten trennt, dem zweidimensionalen der Linie in bezug auf eine Ebene und dem eindimensionalen des Punktes als „Nullpunkt" in einer Linie — er ist wie alle diese vergleichsweise angeführten Begriffe ein Nullbegriff, nur ist seine geometrische Rangsbezeichnung eine höhere, seine Voraussetzung eine wesentlich ganz andere als diejenige der Raummathematik schlechthin. Es ist ja schon das Sein an sich keine unbedingte Voraussetzung unseres Erfahrungsraumes, denn wir wenden nur die abstrakten geometrischen Gesetze desselben zur Beurteilung der besonderen Art an, wie ihn konkrete Dinge (oder was wir so nennen) erfüllen. Die Eigenschaften der Dinge und die Veränderungen derselben sind durch das Walten von Kräften, durch das Geschehen von Bewegungen bedingt, durch aktive und passive Wirkungen, welche sich in ihrer Ursächlichkeit freilich oft der direkten Sinneserfahrung entziehen, weil sie in den unfaßbar kleinen, feinsten Teilchen der Körper vor sich gehen; auch die Raumerfüllung unterliegt infolge dieser Wirkungen beständigem Wechsel. Das Wesentliche der Dinge kennzeichnet sich demnach im Geschehen, im Werden und ihr Sein fällt eigentlich nur mit dem Nullbegriff einer jeweiligen Gleichzeitigkeit in das Urteilsgebiet der Raumgeometrie. Der Unterschied zwischen konventioneller und folgerichtiger Auffassung ist darin begründet, daß wir den Begriff der Eigenschaft mit der Vorstellung einer gewissen, wenn auch begrenzten Dauer verbinden und nur sinnfällige Veränderungen als solche empfinden: der konventionelle Begriff Sein umfaßt dementsprechend Abschnitte des Werdens von sehr verschiedenem Umfang und Inhalt an Geschehen und erscheint stets innig mit dem Raumbegriff verbunden. Dennoch enthält auch der konventionelle Begriff der Eigenschaft manchmal die Bedeutung des Werdens, des Veränderns oder Geschehens. So spricht man bei vielen Salzen von der Eigenschaft, daß sie rasch verwittern, von Metallen, daß sie oxidieren,

597158

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Organismen, daß sie wachsen, bei letzteren auch, im biologischen Sinne, von dem der Arteigenschaft entsprechenden, gesetzmäßigen Nacheinander der verschiedenen Lebensphasen. Hier ist allerdings weder die einzelne Eigenschaftssumme einer Phase, noch demgemäß die entsprechende Gesamtsumme, soweit sie unserer Wahrnehmung zugänglich ist, ohne den Raum denkbar, in welchem alles erscheint und sich vollzieht; aber die geometrischen Gesetze des Raumes gelten bestenfalls nur für die einzelne Phase, das augenblickliche Sein, das im Erscheinen schon schwindet, nicht aber für das Werden, die Phasensumme, das Sein im eigentlichen Sinne, das Sein im Sinne der Dauer, des Fortbestehens. Im räumlichen Sein bilden Milliarden Punkte, auch wenn sie nur auf die Dicke eines Haares verteilt sind, noch keine volle Linie, ebensoviele Linien nebeneinander noch keine Ebene und gleichviele Ebenen in demselben Sinne noch keinen Körperraum; aber im Werden, durch Bewegung der Punkte, Linien, Ebenen, ist das möglich, auch wenn nur ein einziger Punkt, eine einzige Linie oder Ebene gegeben ist. Im räumlichen Sinne vermag auch kein Sein denselben Ort einzunehmen, an welchem sich ein anderes schon befindet, im Werden, vermöge der Bewegung, aber kann dies geschehen. Für das Sein an sich im Raume besteht nur die eine Anforderung des relativ bestimmten Ortes, der relativen Raumerfüllung; für das Werden, das wirkende Sein, tritt noch die neue Anforderung der mannigfaltigsten Veränderungen vermöge des Bewegtseins hinzu. Der relative Ort ist durch die Gesetze des Raumes bedingt, die Bewegung aber ist eine spezifische Eigenschaft des Werdens, denn Raum wie relativer Ort des Seins könnten auch ohne Bewegung bestehen. Das Werden vollzieht sich allerdings im Raume, aber gemäß einer anderen Kategorie von Eigenschaften, welchen wir den Begriff der Schnelligkeit zuordnen und welche sich zu den Raumgesetzen als völlig inkomparabel verhalten. Zwei Strecken können einander im Raume völlig gleich sein, auf das Werden (zum Beispiel eine Fortbewegung) bezogen, aber sehr verschiedene Bedeutung haben, ebenso können zwei Räume von gleicher Größe hinsichtlich ihres Inhaltes an Sein sich als Folgen ganz verschiedener Prozesse des Werdens darstellen, wie ja auch derselbe Raum infolge des Werdens qualitativ seinen Inhalt sehr verändern kann. In den gesetzmäßigen Vorgängen des Werdens treten demnach die Eigenschaften des Seins erst voll und ganz in Erscheinung. So zeigt gewiß das Samenkorn der Rose nur einen kleinen Teil der Arteigenschaften, ebenso das Ei eines Schmetterlings; erst das Werden enthüllt die ganze Eigenschaftssumme, von welcher im Raume jeweils nur ein kleinster Teil in Erscheinung tritt. Nun kann aber das Samenkorn der Rose auf trockenen oder feuchten, dürren oder fruchtbaren Boden geraten, das Wachstum des Rosenstrauches kann durch die verschiedensten äußeren Einflüsse, durch Witterung, Schmarotzerpilze oder Raupenfraß geändert werden, ebenso kann die Entwicklung des Schmetterlings vom Ei an in jedem Stadium durch mannigfaltige Bedingungen, wie Futtermangel, Temperatur, Trockenheit oder Nässe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beeinflußt werden. Die irgend einem Dinge eigentümliche Einschaftssumme unterliegt demnach infolge fremder Einwirkungen den verschiedensten Abänderungen, so daß von beliebig vielen gleichgearteten Dingen nicht zwei den gleichen Daseinsverlauf zeigen und demzufolge mehr oder minder verschiedene Eigenschaftssummen aufweisen; das Werden vollzieht sich also nicht durchaus im aktiven Sinne der Arteigenschaft, sondern es gestaltet sich, indem es teils aktiv, teils passiv anderen Einflüssen folgt, vollkommen individuell. Die Arteigenschaft wirkt gesetzmäßig und durch sie werden an sich alle Phasen des Werdens fest vorausbestimmt; entstammen auch die verändernden Einflüsse gesetzmäßigem Werden, so ist ebenso das beeinflußte, individuelle Werden durch eine, wenn auch noch so komplizierte Gesetzmäßigkeit fest bestimmt und wir können mit vollem Rechte auch das individuelle Werden als fest gegebene Eigenschaft eines Dinges auffassen. Dann besteht aber auch im zeitlichen Sinne für uns zwischen Vergangenheit und Zukunft nur mehr der eine Unterschied, daß die letztere noch nicht zu unserer sinnlichen Erfahrung gelangt ist, zu welcher wir, mit dem gesamten universellen Raume in der dahingleitenden Phasenfolge der Gegenwart stehend, stetig fortschreiten. Wir können ja auch räumlich nicht an verschiedenen Orten zugleich sein, sondern wir müssen uns zum Zwecke der Ortsveränderung fortbewegen. Die Sinneswerkzeuge, welche höher entwickelten organisierten Wesen verliehen sind, vermitteln uns unmittelbar nur das Empfinden von Vorgängen oder Zuständen, von welchen sie direkt berührt werden und welche unserem eigenen Ort im Raume angehören (Lichtschwingungen, Schallwellen usw.); erst vermöge der Schlußfolgerungen auf Grund der Erfahrung gewinnen wir aus der Art dieser unmittelbaren Berührung durch Vorgänge im Raum die Kenntnis ihrer raumörtlich von uns entfernten Ursachen. Dabei ist noch zu beachten, daß diese Ursachen zur Zeit ihrer Wahrnehmung vermöge ihrer Wirkungen streng genommen im Raume gar nicht mehr vorhanden sind oder schon Ort und Zustand geändert haben, ersteres, falls man den Bewegungsanstoß, letzteres, wenn man den Kraftträger, das Ding, als Ursache ins Auge faßt. Auch die Dinge, von welchen die Kraftwirkungen ausgegangen sind, können schon verschwunden sein; die detonierenden Gase eines Sprengschusses haben sich schon verflüchtigt, wenn wir den Schall derselben empfinden, ein Stern, dessen Bild unser Auge trifft, kann schon seit Jahrhunderten erloschen oder zertrümmert sein; übrigens befindet sich entsprechend der scheinbaren Ablenkung, welche die Strahlen der Gestirne auf ihrem Wege von der Linse des Auges zur Netzhaut vermöge der Erdbewegung durch den Weltraum erleiden, tatsächlich keines derselben an dem Orte, an welchem wir es sehen; endlich bewirkt auch der, wenn auch kurze Nervenweg vom Sinnesorgan zur Bewußtseinszentrale, daß uns die Sinneseindrücke überhaupt niemals vollkommene Gegenwart übermitteln. Die sinnliche Erfahrung ist demnach auf Wirkungen gegründet, welche von im Moment der Wahrnehmung bereits vergangenen Phasen ausgegangen sind; ein Blick auf die uner-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meßliche Sternenwelt entrollt uns eine vieltausendjährige Vergangenheit: wenn uns am Himmel eine Nova im hellen Glanze aufleuchtet, fällt das gigantische Ereignis, welches dieses Aufstrahlen hervorgerufen hat, vielleicht in jene fernen Tage, da die Pracht pharaonischer Feste die Macht der damaligen Herren der bekannten Erde verkündete, vielleicht auch noch viel weiter zurück, in die dunkle Vorzeit, da die ältesten Menschen noch als nackte Wilde furchtbare Kämpfe mit heute ausgestorbenen Riesentieren ausfochten. Die Lichtwelle, die das Auge trifft auf ihrem Weg von jenem Sterne, ist ein Bote aus urältesten Zeiten der Menschheit, ihr Weg ist Jahrtausende lang. — Ob wohl jener Stern in seiner Weltenferne, umgeben von Planeten, heute noch als ihre belebende Sonne leuchtet? Erst nach Jahrtausenden wird die Wissenschaft dies erfahren. Die gesetzmäßige Phase, in welchen sich jenes Gestirn gegenwärtig befindet, ist gewiß Gegenwart, für unser sinnliches Erkennen und seine Hilfsmittel aber ist sie fernste Zukunft. Diese Art Zukunft gleicht in einem Punkte vollständig der eigentlichen Zukunft: sie ist ein absolut bestimmtes Resultat gesetzmäßigen Werdens, aber unserer Erkenntnis nicht zugänglich. Im Lichtjahre, dessen sich unsere Astronomen als Maß für die Fernen des Universums bedienen, einen sich folgerichtig Raum und Zeit zu einem Begriff. Die mathematischen Potenzbegriffe führen zu sehr beachtenswerten erkenntnistheoretischen Folgerungen, wenn man ihre Stufenfolge von einem anderen als dem rein mathematischen Standpunkte aus beurteilt. Schon mathematisch zeigt sich jede Potenz als Grenzbegriff, denn sie enthält die unmittelbar vorhergehende und ist gleichzeitig in der nachfolgenden höheren Potenz enthalten — allerdings in sehr verschiedenem Sinne; in arithmetischer Auffassung bestehen die Potenzen aus völlig gleichen Grundbestandteilen nur in verschiedener Anzahl und sie sind demnach vergleichsfähig, in geometrischem Sinne aber bildet jede Potenzstufe eine selbständige Kategorie des geometrischen Vorstellungsgebietes und ist dem Wesen nach mit keiner anderen vergleichbar; die höheren Potenzen oder Kategorien können aus den niederen nicht durch Anreihung derselben gebildet werden, obwohl jede der niederen Potenzen in der höheren als unendlich oft enthalten gedacht werden kann. Wenn wir die drei niedersten Potenzkategorien 1, 2 und 3 (Linie, Ebene und Raum) betrachten, so finden wir, daß jede, auf die nächsthöhere bezogen, eine wesentlich andere Bedeutung erhält. So kann zu der Linie in der ersten Dimension keine zweite, von ihr verschiedene gedacht werden, sie ist als ihr spezifisches Existenzgebiet konstant, nur der Punkt (mathematische Ort), als Nulldimension, ist in ihr variabel. In der zweiten Dimension ist in gleichem Sinne die Ebene konstant, die Linie aber, welche an unendlich vielen Orten der Ebene gedacht werden kann, variabel. In der dritten Dimension endlich ist der Raum konstant, die Ebene hingegen variabel. Ganz im gleichen Sinne kehren die Verhältnisse auch in den höheren Dimensionen wieder, in der vierten beispielsweise ist der Raum das Variable. Daran schließt sich noch ein anderes Erkennen: in jeder dieser Kategorien kann das Variable als bewegt, das Konstante als Spielraum

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Bewegung gedacht werden. Diese mathematische Erkenntnis gewinnt aber eine erweiterte Bedeutung, wenn wir den Begriff des Realen, Existierenden mit den dimensionalen Kategorien in Beziehung bringen. In der dritten Kategorie, dem Raum, begegnet uns das in ewiger Bewegung und Veränderung begriffene Sein. An dieses knüpfen sich wesentlich verschiedene Begriffe, deren Stufenfolge ein merkwürdiges Analogon zur mathematischen Kategorienreihe bildet, besonders in dem Sinne, daß jeder an sich als konstant, dem nächsthöheren gegenüber hingegen als variabel erscheint. So ist das Sein an sich als Stoff nur innerhalb seiner jeweiligen Phase als konstant zu denken, als bewegtes Sein aber als variabel; hier tritt ein höheres Moment als zugeordnet in Erscheinung, das Moment der chemischphysikalischen Kräfte, und zwar als konstant in seiner unveränderlichen Wirkungsweise, zugleich aber als variabel im Sinne des Einflusses, welchen eine höhere Konstante, der bildungsgesetzliche Impuls, im Reiche des organischen Lebens ausübt. Stoff und Kraft erscheinen sonach als Grenzbegriffe und es liegt nahe, daß auch für alle andern unserem Erkennen hienieden verschlossenen kosmischen Begriffe das Gleiche gilt, daß die lex aeterna innerhalb der Kategorienfolge des Erschaffenen eine logische Kontinuität bestimmt hat, deren göttliche Weisheit unser engbegrenztes irdisches Erkennen nur hinsichtlich der untersten Stufen zu ahnen vermag.

Die hier gekennzeichneten Analogien zwischen der theoretischen Welt, welche die Mathematik aufbaut, und der wirklichen des Seins sind zu augenfällig, um für bedeutungslos erachtet zu werden; die Mathematik ist ja die Wissenschaft von den Gesetzen der Gestaltungen und Wege, den dimensionalen Beziehungen, welche für Sein und Bewegung gelten. Als Wissenschaft erreicht sie ihre natürliche Grenze dort, wo das Konkrete der Definition durch abstrakte Formeln widersteht, in den Gebieten der Erfahrungswissenschaften und der Philosophie, in welchem die ersteren nur relative Erkenntnis anstreben, die letztere aber in ewiger Behinderung durch die Mängel einer engbegrenzten Vorstellungsfähigkeit vergeblich die Resultate der ersteren zu wahrer Erkenntnis zu steigern versucht, dabei aber nur schmale Strecken festen Bodens dem hoffnungslosen Ozean von Axiomen und Hypothesen zu entringen vermag.

Gleichwohl sind die Erfolge eines vernünftigen und ehrlichen Strebens in dieser Richtung, mögen sie auch noch so armselig scheinen, von großer ethischer Bedeutung für die Menschen. Sie sind ein wirksames Gegengewicht gegen die zahlreichen hypothetischen Lehren voll Unaufrichtigkeit und Selbstüberschätzung, deren Urheber die Schwäche ihrer Grundlagen nicht kennen oder nicht kennen wollen und welche besonders dann allgemein schädlich wirken, wenn sie dem armen Menschen in seiner Qual noch die trostvolle Stütze höheren Bewußtseins, höheren Hoffens rauben.

Auch unser Weg, welchen wir in diesen Untersuchungen eingeschlagen haben, führt uns zwar nicht weit, aber doch merkbar über die Grenze des grobmateriellen, konventionellen Vorstellungsgebietes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinaus. Wir haben an Stelle des Seins das Werden als Eigenschaft der Dinge erkannt und gefunden, daß das Werden nur mit der einzelnen Phase in das Urteilsgebiet der Raumgeometrie gehört, nicht aber mit der Kontinuität der Phasenentwicklung. Wir haben uns ferner überzeugt, daß uns die sinnliche Erfahrung eine Summe von Erscheinungen zur Kenntnis bringt, von welchen keine einzige der Gegenwart angehört, und daß sie uns oft auch hinsichtlich des Ortes täuscht. Anschließend daran sind wir zu der Einsicht gelangt, daß räumliche Entfernung unserer sinnlichen Erkenntnis die Geschehnisse der Gegenwart wie der Vergangenheit in gleicher Weise verhüllen kann, wie das hinsichtlich zukünftiger Ereignisse infolge der zeitlichen Entfernung der Fall ist. Endlich haben wir auch erkannt, daß zwischen den Kategorien von Sein oder Werden, obwohl sie ihrer Wesenheit nach inkomparabel sind, doch eine Kontinuität besteht, deren Einsicht für uns erkenntnistheoretisch sehr wichtig ist.

Von diesen Kategorien wollen wir zunächst nochmals kurz diejenige des räumlichen Seins in ihrer Beziehung zu den bewegenden, verändernden „materiellen" Kräften betrachten, vermöge welcher sie in die nächsthöhere Kategorie, das Werden, übergeht. Hier steht das Werden als Variables zwischen den beiden Konstanten Sein und Kraft. Beziehen wir dieses Werden ausschließlich auf anorganisches Sein und anorganische Kräfte, so erscheint alles Werden durch seine wenn auch noch so komplizierte Gesetzmäßigkeit in seiner Gänze fest bestimmt, im Sinne unseres Zeitbegriffes demnach auch vorausbestimmt. Unser sinnliches Erkennen ist auf die Summe von Endwirkungen beschränkt, welche uns in der jeweiligen Phase durch unsere Nervenleitungen zum Bewußtsein gelangen, es ist demnach, wie die Phase selbst, an den geometrischen Raum im strengen Sinne gebunden und macht mit der universellen Phase den für unser sinnliches Urteil unverstellbaren Weg durch das Werden, die Eigenschaftsgeschichte des Universums mit. Ist dieses, wie in dem gewählten besonderen Falle, fest vorausbestimmt, so steht es zu unserem sinnlichen Erkennen in einem ähnlichen Verhältnis, wie allenfalls die Bilderreihe einer kinematographischen Vorführung; für unsere geistige Erkenntnis aber ist die Geschichte dieses Werdens, soweit uns die Vorbedingungen genau bekannt sind, als Ganzes zugänglich, ähnlich wie der ausgebreitete Filmstreifen einer kinematographischen Aufnahme. Die Parallele beruht in beiden Fällen darauf, daß ein vollständig Gegebenes vorliegt, der Unterschied im Erkennen hingegen im Nacheinander des Sinnlichen, im Zugleich des Geistigen. Wenn demnach das Werden fest gegeben ist, zeigt ein Sein irgendwelcher materieller Art die Gesamtheit seiner Eigenschaften oder doch einen weitaus größeren Teil derselben nicht in einer einzelnen Phase, sondern in der Folge aller, dem Werden, und der konventionelle Nebenbegriff der Zukunft, das noch Unbekannte, besteht hier nur für die räumlich-sinnliche Erfahrung, nicht für die geistige Erkenntnis zu Recht. Jeder astronomische Kalender, welcher den Eintritt aller normalen Ereignisse in unserem Planetensystem auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahrhunderte bis auf die Minute genau bestimmt, ist ein Beweis hiefür. Dadurch, daß irgend ein gesetzmäßiges Werden von anderen beeinflußt wird, welche gleichfalls gesetzmäßig vor sich gehen, erscheint es durch seine, wenn auch noch so komplizierte Gesetzmäßigkeit in seinem ganzen Umfange von vorneherein ebenso vollkommen gekennzeichnet als im räumlichen Sinne irgend ein augenblicklicher Zustand durch die jeweilige Summe aller gesetzmäßigen Wirkungen; der Raum verhält sich zur sogenannten „Zeit" ebenso, wie allenfalls eine Ebene zum Raume, welche gleichfalls nicht zugleich alle verschiedenen Orte im letzteren einnehmen kann, sondern nur nacheinander, für welche aber alle Lagen in ihrer Bahn im voraus fest bestimmt sind, sobald ihre Bewegung eine gesetzmäßige ist. Reine Gesetzmäßigkeit im Werden bedingt demnach Vorbestimmtheit der Summe aller Einzelphasen und der für uns Menschen als wichtigster erscheinende Unterschied zwischen Vergangenheit und Zukunft erweist sich als nur relativer, ähnlich dem örtlichen Unterschied der Lage von Dingen, welche auf unserem Wege vor oder hinter uns sich befinden.

Wie schon erwähnt, gehört das gesetzmäßige Werden verschiedener Kategorien an, deren begriffliche Wertung sie als ebenso inkomparabel erscheinen läßt, wie es die verschiedenen mathematischen „Dimensionsbegriffe" sind. Eine Kategorie, welche die Voraussetzung (obwohl augenscheinlich nicht die letzte) für das meiste materielle Geschehen bildet, umfaßt die wahrscheinlich sehr energischen Bewegungen, (Wirkungen) im Mikrokosmos des Atoms und des Moleküls, Bewegungen im kleinsten Raume, welche möglicherweise denjenigen der Planeten in einem Sonnensysteme zu vergleichen sind. Hieher sind zweifellos auch alle durch projektilartiges Ausschleudern verursachten Strahlen zu rechnen (Kathodenstrahlen, Kanalstrahlen und die entsprechenden Strahlungsarten der radioaktiven Stoffe). Es ist demnach nicht von der Hand zu weisen, daß die bisher als unteilbar und nicht weiter zusammengesetzt gedachten „Stoffatome" eigentlich individualisierte Kraftwirkungsgebiete darstellen, deren räumliche Verhältnisse in anbetracht der in ihnen stattfindenden Bewegungsvorgänge als relativ sehr bedeutend erscheinen müssen, — ja, auch hinsichtlich der in den „Atomen" wirkenden Kraftträger liegt noch immer kein logischer Grund vor, sie als fernerhin unteilbar zu erklären und den alten Begriff des „kleinsten Stoffteilchens" auf sie anzuwenden: wo immer wir mit den neueren Mitteln der Erkenntnis das stoffliche „Uratom" suchen, finden wir Kraftwirkung, Bewegung. In welcher Weise sich aus den gesetzmäßigen Bewegungen im „Atomraum" stufenförmig die uns bekannten chemisch-physikalischen Vorgänge entwickeln, welche Rolle der „Äther" bei allen Wirkungen spielt und welche Wesenheit diesem Notbehelf unserer Hypothesen zukommt, ob es ein kontinuierliches Urmedium gibt oder überhaupt geben kann, in welchem sich die ursächlichen Erscheinungen vollziehen — das alles wissen wir heute so wenig als jemals. Schon die den kaum abzuleugnenden Stempel der Wahrheit tragende Wahrscheinlichkeit, daß wir bei allem Suchen nach den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

letzten Komponenten des „Stoffes" immer wieder auf „Kraft" stoßen, stellt unsere Vorstellungsfähigkeit vor die absolute Unmöglichkeit, uns eine Kraft ohne stofflichen Träger derselben denken zu müssen. Ebenso widersteht die Annahme eines Urmediums den Mitteln unserer Vorstellungsfähigkeit; soferne sich in ihm gesetzmäßige Kraftwirkungen vollziehen sollen, kann es nur als elastisch, also diskontinuierlich und mit der Fähigkeit (Kraft) seiner Elemente gedacht werden, wieder in die alte Lage zurückzustreben; da aber, um diesen Anforderungen zu genügen, seine Teilchen nicht dicht aneinander liegen dürfen und anderseits nur durch eine Repulsionskraft in Distanz (Schwebe) gehalten werden können, deren Wirkung wieder im absolut leeren Raume undenkbar erscheint, so ergibt sich daraus die Notwendigkeit, ein ebenfalls elastisches diskontinuierliches Submedium anzunehmen für welches wieder das Gleiche gilt, und so weiter ohne Ende. Wir fühlen hier deutlich das „bis hieher und nicht weiter" und müssen uns mit der Einsicht begnügen, daß die Existenz einer „Materie" im gebräuchlichen Sinne äußerst unwahrscheinlich geworden ist. Schließlich ist ja in unserem hergebrachten Stoffbegriffe eigentlich keine rationelle Deutung enthalten, denn von allen zugeordneten Erklärungen seiner Wesenheit bleibt nur eine einzige zutreffend: die Raumerfüllung nach drei aufeinander senkrechten Richtungen. Da nun in diesem Raume die Wirkungen der in ihm tätigen Kräfte in Erscheinung treten, so könnte der Begriff „Stoffatom" am klarsten durch die Fassung „chemischer Kraftbezirk" umschrieben werden; die (in Wirklichkeit kontinuierlich sich ändernden) „Abstände" innerhalb einer Summe solcher „Kraftbezirke" vermitteln uns den Begriff des Volumens. Das Bestehen dieser „Abstände" kann wohl auch dadurch erklärt werden, daß zwischen den Atomen vermöge der Eigenbewegung (Schwingung) derselben Zwischenräume freigehalten werden; jedenfalls zeigt sich hier ein Raumgesetz der Atome: die Gesetzmäßigkeit des Abstandes ihrer Mittelpunkte. Ein anderes Raumgesetz erweist sich darin, daß viele Anhäufungen von Atomen oder Atomgruppen nach relativ bestimmten Richtungen verschiedene Eigenschaften zeigen (Kristalle). Beziehungen ganz anderer Kategorie ergeben sich aber, wenn man ursprünglich gleichartig Gewesenes, das unter verschiedenen Bedingungen dem gleichen chemischen Prozeß unterworfen war, in Bezug auf seine Beschaffenheit, oder verschiedenes, das seinen ursprünglich gleichen Raumort verändert hat, hinsichtlich des Ausmaßes dieser Veränderungen vergleicht. Für ein gleiches Maß chemischer Änderung oder Ortsveränderung ergibt sich dann die Notwendigkeit, die in diesen Hinsichten wirksamen Eigenschaften durch Hinzuziehung einer vierten Ordinate zu charakterisieren. Diese vier Ordinaten bilden die Darstellungsmittel für rein mathematische Beziehungen zwischen den verschiedenen Zuständen des „Stoffes", zwischen den Wirkungen der anorganischen Gesetzmäßigkeiten. Die oberste Stufe in diesem Komplexe bildet also eine Konstante, die physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeit, welcher die stoffliche Phase als Variable untergeordnet ist. Vergleichen wir aber die Erschei-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nungen im Reiche der lebenden Natur, der Organismen, so tritt nur die physikalisch-chemische Gesetzmäßigkeit als nicht mehr gleichartig fortwirkend, wie im Reiche des anorganischen Stoffes, sondern als Variable entgegen, welche dem Artimpuls untergeordnet ist. Für die Vergleichung der Artimpulse reicht demnach die vierte Ordinate nicht mehr aus. Bewegungen und chemisch-physikalische Zustandsänderungen an sich können im Reiche des organischen Lebens allerdings noch mit Hilfe der vierten Ordinate dargestellt werden, die biologischen Phasenfolgen aber nicht mehr: jede biologische Darstellung enthält ein charakterisierendes Moment, das wir nur im Sinne einer fünften Ordinate werten können. Doch auch der Artimpuls tritt gegenüber der phylogenetischen Gesetzmäßigkeit als Variable in das Verhältnis der Unterordnung, so daß das phylogenetische Gestaltungsprinzip füglich nur durch eine sechste Ordinate gekennzeichnet werden könnte.

Es ist völlig zweifellos, daß hier wesentlich durchaus verschiedene Kategorien vorliegen, von welchen die unteren stufenweise den Zwecken der oberen dienen, wobei jede Kategorie nach unten hin als Konstante, nach oben aber als Variable auftritt. Sehr zweifelhaft ist es jedoch, ob die Durchführung der Einteilung im Sinne der gewissermaßen konventionellen mathematischen Analogien berechtigt ist. Auch wir haben im gleichen Sinne das räumliche Sein an sich, bezw. den dreidimensionalen Raum als dritte Kategorie bezeichnet (0 : Punkt: 1: Linie; 2: Ebene; 3: Raum) und die weiteren Rangsziffern daran geschlossen, ohne erst zu untersuchen, ob eine derartige Fortsetzung auch logisch begründet sei. Den ersten drei Dimensionsbegriffen ist die algebraische Verwendung der Linie als Maß gemeinsam, und zwar im Sinne des Potenzbegriffes (a^1, a^2, a^3), wobei die Exponenten 1, 2, 3 angeben, ob ein Raumpunkt nach einer Geraden oder nach zwei oder drei zueinander senkrechten geraden Richtungen als fortbewegt gedacht ist und den solcherart zurückgelegten Strecken die Bedeutung eines Maßes für ein räumliches Gebilde zukommt. Im geometrischen Sinne aber bildet keine dieser Stufen ein Maß für die nächsthöhere; denn diese kann nur als durch Bewegung, nicht Summierung aus jener hervorgegangen gedacht werden. (Die algebraische Division $a^3 : a^2 = a$ gilt nur für die Zahlenwerte a^3, a^2 und a, nicht aber für die entsprechenden Raumwerte; das Quadrat a^2 ist im Kubus a^3 nicht a-mal, sondern unendlich oft enthalten.) Auch die von uns für die Relationen zwischen Veränderungen stofflicher Zustände eingeführte vierte Ordinate kennzeichnet eine den andern Kategorien nicht adäquate, durch Bewegung entstandene höhere Stufe. Es liegt kein Grund vor, diese vierte Ordinate algebraisch nicht ebenso zu bezeichnen wie die andern, analog dem Ausdruck a^4. Der neu hinzutretende Faktor a ist als Strecke allerdings dem Bereiche unserer sinnlichen Vorstellungsfähigkeit entrückt, mathematisch aber gerade so berechtigt wie die anderen; a^4 kann die Zeit bezeichnen, durch welche sich der Raum a^3 fortbewegt. Mittlerweile sind aber Voraussetzungen wesentlich anderer Art aufgetreten, für deren Beurteilung die Logik der rein mathe-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

matischen Schlußfolgerungen nicht mehr ausreicht: der Raum ist nicht leer[1]), sondern durchflutet von bewegtem Sein.

Das stoffliche Sein zeigt sich uns im dritten, das Werden im vierten Erfahrungsraume. Vom stofflichen Sein wissen wir, daß uns durch die sinnlich gleichzeitig erkennbaren, daher vergleichbaren Beziehungen der drei Ordinaten des dritten Raumes eine messende Beurteilung ermöglicht ist, was für die vierte Ordinate, diejenige des Werdens, nicht zutrifft; sie entzieht sich unserem räumlichen Vorstellungsvermögen, welches auf den dreiaxigen Raum beschränkt ist. Der vieraxige Raum ist sonach als mathematischer Raum denkbar, aber nicht vorstellbar, während das Werden (Bewegen, Verändern) wenigstens innerhalb gewisser Grenzen der vergleichenden Rückschau zum Teil auch der spekulativen Voraussicht zugänglich ist, und zwar im Sinne der konkreten Vorstellung. Die dreiaxige Raumkategorie und das den dreiaxigen Raum erfüllende Sein sind folglich, als einander zugeordnet, in gleichem Grade vorstellbar; für die vieraxige Raumstufe und die auf das Sein folgende nächsthöhere Stufe des Werdens aber gilt diese Gleichmäßigkeit der Vorstellbarkeit nicht mehr: die erstere erscheint als reines mathematisches Abstraktum, die andere wenigstens zum Teil als physisches Konkretum, — die Mittel und Wege des mathematischen und des kosmologischen Erkennens sind naturgemäß nicht mehr die gleichen, eine Zuordnung der beiden Stufen ist nicht mehr exakt beweisbar. Anderseits hingegen ist der Parallelismus der Stufen von Raum und Sein derart augenfällig, daß der erkenntnistheoretische Versuch ihrer Zuordnung kaum ohneweiters zurückzuweisen sein dürfte, so wenig beweisfähig er auch sein mag. Folgende Gegenüberstellung möge dies illustrieren:

---

[1]) Eine einfache Überlegung zeigt uns völlig klar die Gefahr, welche darin liegt, die mathematischen Räume als Grundbedingung vor dem Bestande des Seins zu denken. Dem kosmonomischen Denken soll allerdings das mathematische Denken vorausgehen, denn dieses ist reine, zweifellose Logik. Nun könnte man folgendes sagen: Die mathematischen Raumkategorien müssen bestehen, da die innere Folgerichtigkeit ihrer Begründung unbezweifelbar ist. Sie bestehen an sich und durch sich — denn ihr Nichtbestehen ist eine absolute Unmöglichkeit. Der Raum jeder Stufe ist ja an sich — ohne Erfüllung durch Sein — nichts Wesentliches, er ist ebensowohl Null als Unendlichkeit, ein unendliches Nichts oder eine nichtige Unendlichkeit; daher setzt der leere Raum jeder Stufe keinen Schöpfungsakt voraus — er bestand aus innerer Notwendigkeit seit Ewigkeit. Für das die Raumkategorien Erfüllende, das Sein, aber besteht diese innere Notwendigkeit nicht — es muß erschaffen sein; die Raumstufen können ohne erfüllendes Sein, dieses aber nicht ohne Raum gedacht werden.

Diese Gedankenfolge klingt allerdings völlig logisch, ihre innere Wahrheit leidet aber an einem Übersehen: Die Räume sind ohne den ganzen Komplex der mathematischen Gesetze nicht zu denken; sie bilden in sich ein logisches Universum. Es ist demnach falsch, sie als wesenlos, als Urnichts zu denken: sie sind ein gewaltiges, allumfassendes Dasein abstrakter Art. Die Raumstufen sind kein Urnichts, sie sind das erste, wenn auch unstoffliche Wirkliche und leiten unsere Gedanken zwingend zu jenem „Logos", dem sie entstammen, zum unfaßbaren Ursein, zu Gott.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Raum.

1 Axe	Variable:	Punkt.	Konstante:	Linie.	
2 Axen	"	Linie	"	Ebene	
3 "	"	Ebene	"	Raum	
4 "	"	Raum	"	Zeit	(?)

Sein.

3. Stufe			Konstante:	Stoffliche Phase
4. "	Variable:	Stoffl. Phase.	"	Anorganische Gesetze
5. "	"	Anorganische Gesetze	"	Artimpulse
6. "	"	Artimpulse	"	Phylogenet. Gesetze.

Die hier für das Sein gewählten Stufenbezeichnungen erheben keinen Anspruch darauf, erschöpfende Charakteristiken zu sein; ferner liegt es sehr nahe, daß die strenge begriffliche Scheidung der mathematischen Raumstufen und der einfache Funktionswechsel desselben Raumbegriffes als Konstante und Variable (Punkt — Nullpunkt, Linie — Nullinie, Ebene — Nullebene, Raum — Nullraum) im unendlichen, lebendigen Reiche des Seins in ganz anderen, viel gestaltigen Beziehungen ausgeprägt erscheinen dürfte. Eine tiefgreifende Unterscheidung ergibt sich auch daraus, daß die oberen Stufen des Seins eine bestimmende Macht nach unten hin entfalten; die mathematische Ursächlichkeit gilt in der Welt des lebendigen Seins wohl für das Baumaterial der Erscheinungen, nicht aber für die sie veranlassende gestaltende Macht; es weist daher das lebendige Sein irgend einer Stufe eine sehr komplizierte Ursächlichkeit auf.

Solange wir unsere Untersuchungen auf den Bereich der reinen Gesetzmäßigkeit, der kosmischen lex aeterna beschränken, wird — wie schon oben nachgewiesen — der Begriff der Zeit im Sinne der sinnlichen Erfahrung zu einem bloßen Relativum der registrierenden Sinnesorgane gegenüber den jeweiligen Einwirkungen (Endwirkungen) der umgebenden Phasen nnd dem Begriff „Zukunft" kommt die Bedeutung des im voraus fest Bestimmten zu. Dieser an sich richtige Schluß ist aber in dem Augenblicke nicht mehr statthaft, in welchem wir das geistige Moment des mit freiem Willen begabten Intellektes zur Beurteilung heranziehen. Der freie Wille fügt zur gesetzmäßigen Vorherbestimmtheit des Werdens eine völlig unberechenbare Beeinflussung derselben, welche weder auf anorganische noch auf biologische Gesetzmäßigkeiten zurückzuführen ist. Im Bereiche der Beeinflussung durch den freien Willen vermag auch das geistige Urteil die Zeit nicht anders aufzufassen, wie die sinnliche Vorstellungsfähigkeit: der Zeit als Raum des Geschehens, des Werdens kommt in Bezug auf ihren vom Beurteiler noch nicht durchmessenen Teil, den wir Zukunft nennen, kein gesetzmäßig bestimmter Inhalt mehr zu, die Erfüllung des vierten Raumes durch Werden kann nicht mehr folgerichtig mit dem mathematischen vierten Raum in Parallele gestellt werden. Man könnte allerdings im Sinne der einleitenden Ausführungen dieser Studie dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sein eines mit freiem, intellektuellem Willen begabten Wesens im dreidimensionalen Raum die ganze Phasensumme seines Werdens in der Zeit als höhere, allgemeinere Stufe seiner Individualität zuordnen, wobei die jeweilige Gegenwart einer fortgleitenden Erhellung zu vergleichen wäre, welche nach und nach das Ganze dieser höheren Individualität in das Licht des Bewußtseins gelangen läßt. Dann wäre aber dieses Ganze ein fest Gegebenes, nur allmählich vom Bewußtsein Erfülltes, in welchem der freie Wille keine Stätte fände, wenigstens nicht innerhalb der Existenzstufen Raum und Zeit. Diese Auffassung würde vollkommen zu dem Bilde passen, welches manche ältere religiöse Spekulationen entwerfen, indem sie das Leben nicht als eine Prüfungszeit, sondern als eine Strafzeit ansehen, als Verurteilung höherer Geister zu einem martervollen Wege durch ihr eigenes Ich veranlaßt durch einen auf höherer Existenzstufe begangenen schweren Fehler.

Mystiker werden das Wesentliche dieser Sätze mit Verständnis erfassen; das „zweite Gesucht", Ahnungen, rätselhafte Rückerinnerungen, manche Träume gelangen als Probleme auf ähnlichen Wegen in den Lichtkreis der Lösbarkeit, freilich keiner voraussetzungslosen. Leider wirkt auf solche verfrühte Blüten der Erkenntnis die Vernunft keinesfalls als günstige Atmosphäre. Wir treffen ja in allen diesen Gebieten, in welchen Worte und Begriffe, von Vorstellungen ganz zu schweigen, sich als spröde und völlig unzulänglich erweisen, auf ein unseren stolzesten Aufschwung äffendes Herr fliehender Schatten und gelangen unversehens aus einer Gleichung xten Grades wieder zu unserem lieben Einmaleins. Wir haben mit unserem physikalischen Betrachtungen nach unten hin (wenn man so sagen darf) mit den Untersuchungen des „Weltäthers" kein Glück, denn wir gelangen von einem diskontinuierlichen Submedium zum andern — ohne Ende. Nach oben hin geht es uns mit dem freien Willen nicht besser, wenn wir uns nicht entschließen, die exakte mathematische Parallele aufzugeben. Die zuletzt gegebene Darlegung stellt tatsächlich hinsichtlich der mathematischen Voraussetzung eine völlig logische Schlußfolgerung dar. Verfolgen wir die mathematischen Analogien aber weiter nach aufwärts, so weicht die Möglichkeit des freien Willens nach oben hin ebenso von Stufe zu Stufe zurück, wie bei den Atherfunktionen die Möglichkeit eines letzten, kontinuierlichen Submediums nach unten hin. Wenn wir den freien Willen nicht überhaupt leugnen wollen, müssen wir demnach darauf verzichten, für die mathematischen Räume und die sie erfüllenden Kategorien von Sein aus analogen Formeln analoge Begriffe herzuleiten. Den freien Willen leugnen aber heißt den Intellekt und die sittliche lex aeterna leugnen.

Schon das einfachste Sein steht ja außen dem Bereiche der mathematischen Logik, seine Existenz ist durch letztere nicht als notwendig zu erweisen. Geht man vom physikalisch-chemischen Sein als Axiom aus, so reicht wieder die Logik seiner Gesetze nicht aus, um das nächsthöhere Sein, das organische Leben, als notwendige Folge

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erscheinen zu lassen, dessen teleologische Gesetze mit jenen nichts gemein haben. Hier schließt sich die Existenzstufe der intellektuellen Wesen an, deren Betätigung so vielfach und offenbar der biologischen Teleologie der vorhergehenden Stufe widerspricht. Es muß als völlig selbstverständlich erscheinen, daß sich diese Stufenfolgen nicht als rein mathematische Konsequenzen beurteilen lassen, wenn auch natürliche Beziehungen zwischen den unteren Kategorien des Raumes und des Seins klar zutage treten. Alle Beweisführungsversuche in dieser Hinsicht kranken an dem gleichen Fehler: an der menschlichen Schwäche, sich aus dem Banne des Vorstellbaren nicht befreien zu können. Wenn sich beispielsweise eine Ebene in der Richtung der dritten Ordinate durch eine mit materiellen Mannigfaltigkeiten (z. B. den verschiedenen Lichtschwingungen des Spektrums) kontinuierlich erfüllten Raum bewegt, so tritt auf diesem Wege ein für sie neues Moment auf: die dritte Senkrechte. Diese würde aber für die Ebene nicht geometrisch-vorstellbar, sondern durch das Nacheinander der verschiedenen Zustände gekennzeichnet sein, also ganz analog, wie uns die Zeit sich darstellt. An diesem Analogiebeweise ist eines richtig: die geometrische Vorstellbarkeit räumlicher Beziehungen ist auf die Ordinaten des eigenen Erfahrungsraumes beschränkt. Falsch daran ist jedoch die Annahme gleicher Voraussetzung für die Vergleichungen verschiedener Stufen: dem Zeitbegriffe liegt in beiden Fällen objektiv wirklich die Zeit zu Grunde, und wenn zweidimensionale Wesen möglich wären, müßten auch Zustandsänderungen derselben möglich sein und diese würden ihnen auch ohne Bewegung ihrer Existenzebene in der Richtung der dritten Ordinate den Begriff der Zeit vermitteln.

Das urewige Bestreben des Menschen, seine Erkenntnis über die engen Schranken des Materiellen hinaus auszudehnen, legt ein beredtes Zeugnis ab dafür, wie lebendig das Immaterielle in ihm nach oben ringt. Gar manche Resultate dieses Strebens aber erweisen nicht minder die Unzulänglichkeit des Könnens als die Höhe des Wollens und die ernste Gefahr, daß beide sich zu schwerem Irrtum verbinden. Das Gebiet der kosmonomischen Theoretik liegt außerhalb der exakten mathematischen Beweisfähigkeit. Es ist also nicht möglich, mit gleicher Schärfe der Beweisführung im Gebiete der Philosophie die Wohltat zu wiederholen, welche ein Lindemann den Mathematikern erzeigte, indem er nachwies, daß die seit dem grauen Altertum angestrebte Lösung der Quadratur des Kreises unmöglich sei. Es möge daher dieser kurzen Studie verziehen werden, wenn sie nichts weiter vermag, als eine kleine Spanne hinauszuführen über den Bannkreis der materiellen Vorstellungen und vor allem zugleich warnend die nahe Grenze zu zeigen, bis zu welcher solche Exkursionen ratsam erscheinen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Regelung des Auswanderungswesens in Österreich.[1])

Von **Dr. Sigismund Gargas.**

Die Auswanderung ist in Österreich eine konstante soziale Kategorie geworden. Sie nimmt verschiedene Formen an, zieht demnach auch verschiedene soziale und volkswirtschaftliche Folgen nach sich.

Die Klassifizierung der Auswanderung wurde oft versucht und die verschiedensten Gesichtspunkte wurden dabei zugrunde gelegt.

So schied man und scheidet man auch heutzutage noch die Auswanderung in eine stabile und eine temporäre Auswanderung. Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß eine derartige Scheidung begrifflich und volkswirtschaftlich vollauf am Platze ist, sie ist jedoch meines Erachtens gesetzestechnisch nicht zu fassen; sie ist eigentlich im Wesen eine psychische Scheidung.

Die Absicht der Auswanderer ist in dieser Beziehung allein maßgebend. Das Gesetz kann selbstverständlich eine Deklarierung dieser Absicht erzwingen. Aber hat eine derartige erzwungene oder sogar auch freiwillige Deklarierung irgend einen praktischen Wert? Ist denn der Auswanderer selbst dessen genau bewußt, wie sich seine Zukunft im Auslande jeweilig gestalten wird? Seine Absichten mögen auf stabile oder temporäre Auswanderung gerichtet sein, sie werden sehr oft im Auslande ohne Zutun des Auswanderers, ja oft direkt gegen seinen Willen eine grundsätzliche Änderung erfahren.

Eine weit striktere Scheidung bildet die Scheidung der Auswanderung in kontinentale und überseeische. Hier treten die Unterscheidungsmerkmale viel mehr erkennbar nach außen auf. Die Schiffs-

[1]) Vom österreichischen Handelsministerium zur Teilnahme an der Auswanderungsenquete eingeladen, habe ich die den Gegenstand der Enquete bildenden Probleme näher untersuchen zu müssen geglaubt. Diesem Umstande verdanken die nachfolgenden Betrachtungen ihr Entstehen. Da ich sie bei meiner am 29. März 1912 erfolgten mündlichen Einvernahme mit Rücksicht auf die Kürze der mir zu Gebote stehenden Zeit nur teilweise zu verwerten imstande war, aber glaube, daß sie nicht ohne Interesse für einen weiteren Kreis sein dürften, habe ich mich zu ihrer Veröffentlichung entschlossen. Die Entstehungsursache dieser Ausführungen mag auch deren Aufbau erklären. Sie lehnen sich im wesentlichen an den vom k. k. Handelsministerium ausgearbeiteten Fragebogen und weichen davon nur in einigen wenigen Punkten ab.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

karte, beziehungsweise der kontinentale Arbeitsvertrag ermöglichen die Ziehung einer sehr deutlichen Demarkationslinie. Auf eine derartige Scheidung auch im Gesetze muß um so mehr gedrungen werden, als sich ja der Begriff der kontinentalen Wanderung keineswegs mit dem der Saisonwanderung, der der überseeischen aber mit dem Begriff der stabilen Auswanderung deckt.

Wohl ist es wahr, daß die kontinentale Wanderung meistens eine Saisonwanderung ist. Es darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß es auch in der Gegenwart kontinentale Wanderungen gibt, die keine Saisonwanderungen sind, anderseits aber Saisonwanderungen, die keine kontinentalen, sondern eben Saisonwanderungen sind. In erster Beziehung möchte ich darauf hinweisen, daß alle die nationalen Bevölkerungsverschiebungen, die so oft innerhalb Österreichs stattfinden und wiederholt in den verschiedensten Kronländern festgestellt wurden, auf derartige kontinentale Wanderungen zurückzuführen sind, ja daß derartige kontinentale Wanderungen ganz gewaltige Neusiedelungen zur Folge haben; so mögen nur die polnischen Neusiedelungen im Ruhrkohlengebiet erwähnt werden.

In der zweiten Richtung sei vor allem darauf hingewiesen, daß es schon seit Jahren eine überseeische Saisonwanderung der Italiener, dann auch der Spanier und Portugiesen nach Argentinien zu den dortigen Ernten gibt, die neuerdings auch auf einige österreichische Kronländer — Galizien, Bukowina — übergegriffen hat. Es darf endlich auch nicht außer acht gelassen werden, daß die gewaltige Mehrzahl der polnischen, slowakischen, italienischen Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika nicht stabile, sondern temporäre Auswanderer sind, so daß sie mit Recht Amerikagänger genannt werden.

Die in Österreich außerordentlich stark verbreitete Meinung, als seien die überseeischen Auswanderer im großen und ganzen als stabile Auswanderer, als Auswanderer im engeren Sinne des Wortes anzusehen, muß eben als von Grund aus irrtümlich bezeichnet werden. Wohl gibt es überseeische Auswanderer, von denen man im voraus mit ziemlich großer Bestimmtheit wird sagen können, daß sie der Kategorie der ständigen Auswanderer zuzuzählen sind. In dieser Beziehung dürfte hauptsächlich das Bestimmungsland entscheidend sein.

Wenn die Auswanderer sich in ein Land begeben, das einen durchaus landwirtschaftlichen Charakter trägt, in dem die Agrarverfassung, beziehungsweise die Art der landwirtschaftlichen Kultur derart beschaffen ist, daß die Anzahl der dort erforderlichen ausländischen Hilfskräfte ziemlich gering ist, so kann von vorherein eben, wie gesagt, mit verhältnismäßig großer Sicherheit angenommen werden, daß die dorthin sich begebenden Auswanderer bloß oder wenigstens hauptsächlich als Ansiedler ihr Unterkommen werden finden können; dort dürfte der Begriff der überseeischen Auswanderung mit dem der ständigen im großen und ganzen zusammenfallen. In Ländern mit großer Industrie oder stark industrialisierter Landwirtschaft gestalten sich dagegen die dies-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bezüglichen Verhältnisse wesentlich anders, denn hier wandern die meisten Amerikagänger mit der im voraus gefaßten Absicht aus, nach ihrer Heimat dollarbeglückt zurückzukehren. Die Differenz zwischen den transatlantischen Löhnen und ihren persönlichen, meistens auf sehr primitiver Stufe stehenden Bedürfnissen zeitigt dann auch ganz bedeutende Ersparnisse, die für ihre Freunde und Nachbarn den stärksten Ansporn zu neuen Auswanderungen bilden und auf die Zahlungsbilanz ihres Heimatlandes einen ganz bedeutenden Einfluß nehmen. Natürlich geschieht dies nicht immer, aber es geschieht jedenfalls in den meisten Fällen. Immerhin ist auch dort die Möglichkeit vorhanden, daß die Amerikagänger nach ihrer Heimat nicht zurückgehen können oder wollen, sei es, weil es ihnen an den hiezu notwendigen Hilfsmitteln mangelt, sei es, weil sie sich in der Neuen Welt angesiedelt haben, so daß es für sie ein zu schweres wirtschaftliches Opfer bedeuten würde, wollten sie nach der Heimat zurückkehren. Jedenfalls darf diese Kategorie der überseeischen Auswanderer nicht in einen Topf mit der der ständigen Auswanderer geworfen werden. Sie sind meistens temporäre Auswanderer, aber keine Saisonarbeiter. Derartige Wanderer sind die meisten Auswanderer, die sich nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika für mehrere Jahre begeben; zur Kategorie der ständigen Auswanderer gehören dagegen die Auswanderer nach Brasilien, teilweise auch nach Kanada. überseeische Saisonwanderer sind wiederum in vielen Fällen die Auswanderer nach Argentinien, die alljährlich nach ihrer Heimat zurückkehren. Die überseeische Auswanderung umfaßt demnach drei Abarten: die temporären, die stabilen und die Saisonwanderer.

Im Gegensatze dazu ist die kontinentale Auswanderung wirklich mehr uniform, sie ist nämlich fast immer eine Saisonwanderung.

Diese Klassifizierung erschien notwendig, wenn von den legislativen und administrativen Mitteln in bezug auf die Auswanderung die Rede sein soll. Von der Art der Auswanderung, von ihrem sozialen und wirtschaftlichen Charakter müssen nämlich nicht bloß die prinzipielle Stellungnahme des Staates, sondern auch die konkreten Maßnahmen der öffentlichen Verwaltung naturgemäß abhängen. Die einzelnen Kategorien der Auswanderung stehen sicherlich miteinander in einem engen sozial-psychischen Zusammenhange, weil sie ja jedenfalls insgesamt auch als Äußerungen des Wandertriebes und gemeinsamer sozialer Ursachen zu betrachten sind. Neben solchen gemeinsamen Momenten weisen sie jedoch auch mancherlei verschiedene Sondererscheinungen auf, so daß es rätlich erscheint, bei der gesetzlichen Regelung des Auswanderungswesens in Österreich neben gemeinsamen Bestimmungen für alle Auswanderungskategorien besondere Bestimmungen, beziehungsweise Verfügungen für einzelne Kategorien derselben zu schaffen.

Die kontinentalen Wanderer verdienen selbstverständlich eine ebensolche Sorgfalt, wie sie den überseeischen zuteil werden soll. Bilden sie ja doch die weitaus größte Masse der Auswanderer, sie sind sozusagen das tägliche Brot der Auswanderung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei der Regelung der kontinentalen Auswanderung darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß diese Wanderung häufig sich innerhalb der Grenzen des Reiches bewegt, so daß sie mit Recht nicht Auswanderung, sondern Abwanderung genannt wird. Abwanderung nicht gerade nach der Stadt, wiewohl auch dies oft zutrifft, sondern Abwanderung nach den anderen Kronländern. Ist auch diese Bewegung im Keim begriffen, so verdient sie doch eine starke Förderung von Staatswegen, nicht bloß vom Standpunkte der Interessen der heimischen Landwirtschaft und Industrie, sondern auch vom Standpunkte der heimischen Arbeiter. Ist ja doch die Möglichkeit der Ingerenz der heimischen Gerichte, der heimischen Behörden, überhaupt die Möglichkeit der Intervention der Abgeordneten im österreichischen Abgeordnetenhause nicht bloß eine viel größere, sondern auch eine viel wirksamere. Die Kenntnis der staalichen und der öffentlichen Einrichtungen ist ebenfalls in diesem Zusammenhange nicht zu unterschätzen. Ich habe übrigens diese Gesichtspunkte näher in meiner Broschüre „Die österreichische Auswanderung und die heimische Landwirtschaft" (Wien 1910) entwickelt, auf die ich verweise.

Das eine möchte ich aber hier nicht unerwähnt lassen: die kontinentalen Wanderungen stehen im engen sachlichen Zusammenhange mit den inneren Wanderungen, mit dem inneren Arbeitsmarkt überhaupt. Zur Regelung des letzteren erscheint jedoch in erster Reihe der öffentliche Arbeitsnachweis berufen.

Der öffentliche Arbeitsnachweis war ursprünglich von seiten mancher Faktoren als eine staatliche Einrichtung gedacht. In mehreren Ländern ist er aber bereits Gegenstand der Landesgesetzgebung geworden, so vor allem in Galizien und in Böhmen. Wenn auch seine Entwicklung in Galizien sehr viel zu wünschen übrig läßt und im höchsten Grade reformbedürftig erscheint (wie ich dies ebenfalls näher in meinem Buche „Der öffentliche Arbeitsnachweis in Galizien", Wien 1911, ausgeführt habe), so kann trotz aller dieser Mängel in der tatsächlichen Gebarung der Gedanke an sich keineswegs als falsch bezeichnet werden, wie dies übrigens zur Genüge schon die Entwicklung des böhmischen Arbeitsnachweises dargetan hat. Aus diesem Grunde wäre es auch dringend zu wünschen, daß dieses Institut weiter ausgebaut werde. In dieser Beziehung wäre besonders mit Nachdruck zu betonen, daß zuvörderst die Reform der galizischen Arbeitsämter, die schon seit Jahren geplant ist, deren Durchführung aber immer an den unerquicklichen Zuständen im galizischen Landtage scheitert, endlich zur Tat werde und daß die beiden dieses Land bewohnenden Nationen die Frage der Reform des öffentlichen Arbeitsnachweises nicht als ein Politikum betrachten, das die kämpfenden Parteien trennt, sondern als eine sozialpolitische Notwendigkeit, die für Polen und für Ruthenen gleiche Bedeutung hat.

Abgesehen von den länderweise auf diesem Gebiete erfolgenden Bestrebungen wäre dringend zu wünschen, daß auch ein staatliches Institut entstehe, das die Bestrebungen der einzelnen Länder in einen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenseitigen Zusammenhang bringe, und daß ein Reichsarbeitsamt, ohne die diesbezüglichen Bestrebungen der Länder auszuschalten, dennoch die Funktion der gegenseitigen Ausgleichung des Arbeitsangebotes und der Arbeitsnachfrage, die in den einzelnen Kronländern zur Äußerung gelangen, ausübe. In einer Zeit, wo man auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Lebens bestrebt ist, internationale Institutionen zu schaffen, wo insbesondere auch auf dem Gebiete des Arbeitsmarktes derartige internationale Tendenzen, besonders in Form der internationalen Verbände der Arbeitgeber (Kartelle, Trusts), sich immer mehr geltend machen, sollte auch die Förderung eines ausgleichenden und ergänzenden Reichsarbeitsamtes keine autonomistischen Bedenken erregen. Selbstverständlich darf aber nicht außer acht gelassen werden, daß der öffentliche Arbeitsnachweis die Frage der inländischen und ausländischen Arbeitsvermittlung vollständig zu lösen jedenfalls nicht imstande ist, daß vielmehr den privaten Arbeitsvermittlern nach wie vor ein weites Arbeitsgebiet gesichert bleibt. Es hieße die Gebote der sozialen Entwicklung völlig verkennen, wollte man ein legales Monopol des öffentlichen Arbeitsnachweises einführen. Der amtliche Mechanismus ist eben meistenteils zu schwerfällig, um im Wege eines Machtspruches das Privatagententum aus dem Felde schlagen zu können. Erst die sachliche und autoritäre Superiorität vermag allmählich dem öffentlichen Arbeitsnachweis den Sieg über das Privatagententum zu erringen.

Dies gilt auch dann und sogar besonders dann, wenn von der Arbeitsvermittlung nach dem Auslande die Rede ist, die übrigens in dem Hauptauswanderungslande, in Galizien, das Gros der Arbeitsvermittlung überhaupt ausmacht.

Vom Standpunkte des Arbeitsmarktes können die einzelnen Länder in drei grundsätzliche Kategorien eingeteilt werden: in Länder, wo die inländische Erzeugung der Arbeitskräfte durch ihren Konsum völlig gedeckt wird oder wo das Arbeitsangebot ein völlig entsprechendes Gegengewicht in der Arbeitsfrage findet; in Länder, in denen der inländische Konsum der Arbeitskräfte ihre heimische Erzeugung bei weitem übersteigt, wo also die Arbeitsnachfrage größer ist als das örtliche Angebot; und endlich in Länder, in denen der inländische Konsum der Arbeitskräfte ihre heimische Erzeugung bei weitem übersteigt, wo also die Arbeitsnachfrage größer ist als das örtliche Angebot, also auch das Arbeitsangebot größer als die Arbeitsnachfrage.

In Ländern der ersten Kategorie umfaßt die Aufgabe des öffentlichen Arbeitsnachweises verhältnismäßig die geringsten Dimensionen. Der öffentliche Arbeitsnachweis wird seiner Aufgabe völlig gerecht werden, wenn er eine Ausgleichung des Angebotes und der Arbeitsnachfrage im Inlande durchführt, wenn er das Zusammentreffen der Arbeitgeber mit den Arbeitern hervorruft.

In den die Arbeiter aufnehmenden Ländern muß der öffentliche Arbeitsnachweis Arbeiter vom Auslande verschaffen, in den die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arbeiter abgebenden Ländern muß er nach ausländischen Arbeitgebern Umschau halten.

Galizien gehört zweifellos der letzteren Kategorie an. Auf dieses grundsätzliche Moment hat man aber in seiner bisherigen Gestaltung fast gar keine Rücksicht genommen. Man hat verschiedene ausländische Musteranstalten studiert, vergaß jedoch die Aufmerksamkeit auf eine Anstalt zu richten, die sogar innerhalb Österreichs gelegen ist und die für die Verhältnisse Galiziens als tonangebend angesehen werden sollte. Ich meine das Arbeitsamt Rovereto in Südtirol, also ebenfalls in einer Gegend, wo die ansässige italienische Bevölkerung in großen Massen besonders über das Meer wandert. Dieses Amt sieht als eine seiner wichtigsten Aufgaben die Auskunftstätigkeit in Auswanderungsfragen an und kann in dieser Beziehung schon auf ein bedeutsames Ergebnis hinweisen. Es versandte zu diesem Zwecke an alle Gemeindeämter und alle Seelsorger, ferner an alle Arbeitervereine ohne Unterschied der Parteien einen Führer für die Auswanderer, der die notwendigen Kenntnisse vermittelt; ferner veranstaltete es in den Mittelpunkten der Auswanderung volkstümliche Vorträge, die die Bevölkerung belehren, wie sie sich im fremden Lande verhalten soll und auf was für eine Hilfe sie seitens des Arbeitsamtes in Rovereto rechnen kann. Außerdem erteilte es individuelle Belehrungen über die Erwerbsverhältnisse in den einzelnen Ländern und in den einzelnen Produktionszweigen, über die Erhaltungskosten, die klimatischen Verhältnisse, die Krankheits- und Unfallversicherung, die Eisenbahnermäßigungen, die in den einzelnen Staaten den gemeinsam wandernden Arbeitern erteilt werden, über die billigsten und einfachsten Verbindungen mit dem betreffenden Reiseziele, die Zeit der Abfahrt der Dampfer, endlich über die Einwanderungsbestimmungen in den einzelnen Staaten.

Wie sehr fällt doch der Unterschied zwischen dieser Tätigkeit und jener der galizischen Ämter in die Augen, obgleich beide Organisationen innerhalb desselben staatsrechtlichen Organismus sich befinden! Ich bin fest überzeugt, daß das Arbeitsamt in Rovereto auch ohne Monopol die gewerbsmäßigen Arbeitsvermittler mit der Zeit aus dem Felde schlagen wird.

Jedenfalls muß damit gerechnet werden, daß dies erst allmählich geschehen kann und daß nicht alle öffentlichen Arbeitsnachweise so beschaffen sind, wie das Arbeitsamt in Rovereto, mit anderen Worten, daß die Privatagenten ihre Rolle noch lange nicht ausgespielt haben.

Diese Privatagenten, die für das Ausland (hauptsächlich Preußen, daneben auch für andere deutsche Staaten, ferner für Frankreich, Schweiz, Rumänien, Dänemark, Schweden, ja sogar Algier und Madagaskar) werben, sind entweder selbständige Unternehmer oder Mandatare ausländischer Arbeitgeber oder endlich Kommissionäre von ausländischen Arbeitsämtern. Sie arbeiten oft im geheimen und entziehen sich dadurch jeglicher öffentlichen Kontrolle. Man muß eben eine gewisse Anzahl privater Arbeitsvermittler weiterbestehen lassen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

indem man sie konzessioniert und unter öffentliche Kontrolle stellt, die diesbezüglichen öffentlich-rechtlichen Einrichtungen aber derart gestaltet, daß diese Kontrolle auch tatsächlich ermöglicht werde. Diesbezüglich müßte eben das Auswanderungsgesetz entsprechende Bestimmungen treffen, die der Ausbeutung seitens der Arbeitsvermittlungsagenten einen wirksamen Hebel zu setzen vermögen; wir kommen später eingehender darauf zurück.

Der prinzipielle Ausgangspunkt eines österreichischen Auswanderungsgesetzes muß die staatsgrundgesetzlich gewährleistete Freiheit der Auswanderung und der Schutz der Auswanderer sein. In zweiter Linie dürfen selbstverständlich auch die Gesamtinteressen des Staates nicht außer acht gelassen werden, und schon aus diesem Grunde sollte der Auswandererschutz im Inlande auch auf Ausländer (mit Einbeziehung der Ungarn sowie der Angehörigen Bosniens und der Herzegowina) ausgedehnt werden. Sowohl dieser Auswandererschutz für Ausländer in Österreich wie auch der Auswandererschutz überhaupt sollten jedoch unter keinen Umständen zu einer polizeilichen Schikane ausarten, die etwa die freie Durchwanderung der Auswanderer durch Österreich in Zweifel setzen könnte. Es würde damit nur berechtigte Hoffnung geschaffen, daß dann den österreichischen Bahnen, teilweise auch den österreichischen Häfen und der österreichischen Schiffahrt auch der ausländische (besonders der russische und der polnisch-russische) Durchwandererstrom nutzbar gemacht werden könnte. Die schon heute sehr bedeutende russische Auswanderung scheint in der Zukunft noch weit größere Dimensionen annehmen zu wollen und so dürfte auch für diesen Fall der volkswirtschaftliche Nutzen, der aus dieser Durchwanderung für Österreich resultieren könnte, ganz gewaltig in die Wagschale fallen. Den durchwandernden Ausländern den Schutz des Gesetzes angedeihen lassen, die hier schon domizilierenden Ausländer aber davon auszuschließen, wäre selbstverständlich eine grundsätzlich verfehlte Politik, nicht bloß deshalb, weil sie praktisch ziemlich schwer durchzuführen wäre, sondern auch, weil sie gegen alle Gebote der Humanität verstoßen würde und mit den modernen Bestrebungen zur völkerrechtlichen Regelung der Wanderungen und dem internationalen Charakter dieser modernen Wanderungen wohl nicht recht in Einklang zu bringen wäre.

Vorhin wurde erwähnt, daß ein österreichisches Auswanderungsgesetz auf dem Grundsatz der Freiheit der Auswanderung stehen müsse. Und dies nicht bloß mit Rücksicht auf die im Artikel 4 des Staatsgrundgesetzes vom 4. Dezember 1867 gewährleistete Freiheit der Auswanderung, die nach diesem Gesetzesartikel bloß durch die Wohnpflicht beschränkt ist. Die Auswanderung ist eben eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit geworden, schon mit Rücksicht darauf, daß der natürliche Bevölkerungszuwachs in dem Hauptauswanderungslande Galizien derart stark ist, daß der Mangel einer Auswanderung einfach einer wirtschaftlichen Katastrophe gleichkäme. Ich erinnere diesbezüglich an die ziemlich allgemeine Bestürzung, als die Rück-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:55 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wanderung aus Amerika ungeahnte Dimensionen anzunehmen begann, an die vielen Beratungen und Enqueten und Kommissionen, die damals anläßlich des Rückwandererstromes veranstaltet wurden. Man wußte einfach nichts mit den Leuten anzufangen.

Erst wenn die Produktivität des Inlandes, besonders die seiner agrarischen Provinzen, eine weit höhere Stufe erklimmen wird, als es gegenwärtig der Fall ist, wird eine große Rückwanderung keine wirtschaftliche Katastrophe bedeuten.

Auf Grund von Untersuchungen, die noch im Jahre 1893 erfolgten, kann festgestellt werden, daß in Galizien im Sommer etwa ein Arbeiter auf einer Bodenfläche von 6 Hektar, in Schlesien auf einer Bodenfläche von 3·4 Hektar, in Mähren auf einer Bodenfläche von 2·7 Hektar benötigt wird. Wenn man berücksichtigt, daß seit dem Jahre 1893 die landwirtschaftliche Kultur Galiziens bedeutend vorgeschritten ist, daß die Bauernwirtschaften mehr in der Richtung der Tierzucht sich entwickelt haben, daß sie also mehr Hausarbeit benötigen und außerdem als sehr schlecht kommassiert ein gewisses Arbeitsquantum auf Zurücklegung der nötigen Wege erfordern, daß also gegenwärtig auf 100 Hektar etwa 30 Arbeiter im Sommer und gegen 20 Arbeiter im Winter benötigt werden, so zeigt es sich, wie Bujak festgestellt hat, daß Galizien im Sommer mehr als doppelt soviel, im Winter mehr als dreimal soviel Arbeiter zur Verfügung hat, als es bedarf.

Der polnische landwirtschaftliche Theoretiker von Lubomęski hat zwar berechnet, daß in Galizien ein Arbeiter bereits auf einer Bodenfläche von 2·5 Hektar benötigt werde. Aber auch dann würde es sich zeigen, daß in Galizien bloß gegen 2,200.000 landwirtschaftliche Arbeiter benötigt werden (auf einer landwirtschaftlichen Bodenfläche von 55 Millionen Hektar), mit anderen Worten, daß Galizien beinahe 1,200.000 in der Landwirtschaft überschüssige Arbeitskräfte zur Verfügung hat.

Eine so große Anzahl von arbeitsfähigen Menschen belastet also unnötigerweise den Boden, da es doch eigentlich an Arbeit für sie mangelt, eine so immense Anzahl von Arbeitern könnte daher vom Lande in die Stadt oder ins Ausland ziehen, ohne jedweden Schaden für die landwirtschaftliche Kultur des Landes, ja sogar zum direkten Vorteil für diese landwirtschaftliche Kultur. Das galizische Dorf bildet gewissermaßen ein unermeßliches Reservoir an Arbeitskraft, das diese Arbeitermasse in einem verhältnismäßig geringen Maßstabe bisher zu verlassen begann, wiewohl die Abwanderung in absoluten Ziffern ziemlich bedeutende Dimensionen angenommen hat.

Schon mit Rücksicht auf diese traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse des Inlandes muß an dem staatsgrundgesetzlich gewährleisteten Rechte nicht bloß festgehalten werden, sondern dieser Grundsatz muß auch praktisch in seiner vollen Ausdehnung zum Durchbruch gelangen. Und hier muß nicht nur daran erinnert werden, daß dieser Grundsatz der Freiheit der Auswanderung vor nicht zu langer Zeit nicht immer Berücksichtigung fand, sondern auch daran, daß ein derartiger Rückschlag

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

immerhin in einem gewissen Grade möglich ist, schon mit Rücksicht auf die Bestimmung des Patentes vom 24. März 1832, die zur Auswanderung, die hier übrigens mit der Ausbürgerung in einen Topf geworfen ist, die Genehmigung der Behörde erfordert. Wenn auch diese Bestimmung durch die vorher erwähnte Bestimmung des Staatsgrundgesetzes aufgehoben erscheint, so ist dies jedenfalls nicht ausdrücklich geschehen und die Frage in der öffentlich rechtlichen Literatur strittig. Es wäre daher höchst wünschenswert, daß diese Gesetzbestimmung des Patentes vom Jahre 1832 ausdrücklich aufgehoben, also gewissermaßen ein Ausführungsgesetz zum Artikel 4 des Staatsgrundgesetzes publiziert würde.

Übrigens dürfen die diesbezüglichen Beschränkungen des österreichischen Rechtes nicht gering geachtet werden, hört ja doch die Wehrpflicht in ihrem vollen gesetzlichen Umfange, also mit Einschluß der Landsturmpflicht, erst mit dem 60. Lebensjahre auf, so daß vom Standpunkte des jus strictum die Auswanderung von Personen unter 60 Jahren von dem freien Ermessen der Behörde abhängt. Richtig wurde denn auch vielfach die Forderung aufgestellt, die Auswanderung solle nicht während der ganzen militärpflichtigen Zeit verboten werden, sondern es solle dem Volke die Möglichkeit gegeben werden, in einem Alter auszuwandern, in dem die Auswanderung noch Vorteile gewährt, was bei höherem Alter nicht mehr der Fall ist. Eine untere Altersgrenze wäre aber jedenfalls schon mit Rücksicht auf die Gefahr des Kindeshandels erwünscht; die diesbezügliche Bestimmung des österreichischen Entwurfes vom Jahre 1908 über die vormundschaftsgerichtliche Genehmigung für eine Auswanderung von Personen unter 18 Jahren ist ganz am Platz, könnte jedoch meines Erachtens auf 16 Jahre heruntergesetzt werden. Ausgenommen wären selbstverständlich die Fälle, in denen Minderjährige in Gesellschaft ihrer Eltern oder Vormünder reisen; Kinder kann man füglich von den Eltern nicht trennen.

Ganz anders ist es dagegen mit der Beschränkung der Auswanderung von Mittellosen bestellt. Wohl gibt es in dieser Beziehung vielfache Einwanderungsbeschränkungen, so in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in Kanada, in Australien. Man sollte aber bedenken, daß Leute, die in ihrer Heimat arm waren, sehr oft zu einer wahren Quelle wirtschaftlichen Wohlstandes im Neulande werden. Wenn schon das Einwanderungsland dieses Moment im Auge behalten sollte, so gilt dies noch mehr vom Auswanderungsland, da ja die Mittellosigkeit jedenfalls einen der stärksten Anreize zur Auswanderung bildet. So muß denn auch gesagt werden, daß die Forderung der Barschaftssumme, die seitens vieler überseeischer Staaten gestellt wird, vom Standpunkte des Auswanderungsstaates sicherlich nicht zu billigen ist. Selbstverständlich gilt dies aber keineswegs von der Forderung, daß eine subventionierte Auswanderung, beziehungsweise eine Auswanderung, die sich hauptsächlich auf freie überseeische Fahrt stützt, nicht zu befürworten wäre, weil ihr die sachliche Gewähr für das Gedeihen der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auswanderer fehlt. Ein Land, das eine lebenskräftige wirtschaftliche Entwicklung aufweist, braucht keine künstlichen Stimulantien, um neue Ansiedler anzulocken. Der Dollar, der ins heimatliche Dorf kommt, ist der beste Anwerber. In Erkenntnis dieser Tatsache sagt José Figuera Alcosta, der Präsident der argentinischen Republik: Der Einwanderer wird nicht gebracht, sondern angezogen.

Die Auswanderungsgesetzgebung sollte auf die Einwanderungsgesetze der einzelnen in Betracht kommenden Länder Rücksicht nehmen. So sollte zum Beispiel die Auswanderung nach Gebieten, welche keine Einwanderer zulassen, verboten werden. Nur ist die Feststellung dieses Tatbestandes in konkreten Fällen mitunter mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden. Ich möchte da nur auf die sanitären Beschränkungen, die diesbezüglich im Haupteinwanderungslande, in der nordamerikanischen Union bestehen, aufmerksam machen. Es wird zwar eine sanitäre Untersuchung vor der Abreise in Europa durchgeführt, aber an das Gutachten des europäischen Arztes ist die amerikanische Behörde selbstverständlich nicht gebunden und Differenzen zwischen den Gutachten der europäischen Sanitätsorgane und denen der überseeischen kommen oft vor. Diese Differenzen könnten sicherlich eine starke Verminderung erfahren, wenn man im Wege einer internationalen Konvention oder noch besser im Wege von internationalen Verträgen von den Auswanderungsstaaten einerseits (Österreich-Ungarn, Rußland, Italien) und den Einwandererstaaten anderseits (Vereinigte Staaten von Nordamerika, Dominion of Canada) erwirken könnte, daß die sanitären Organe der letzteren schon in den Auswanderungshäfen ihres Amtes walten. Wenn nicht anders, so sollten derartige Verträge im Wege handelspolitischer Kompensationen erzwungen werden. Dasselbe gilt übrigens auch von einer Reihe anderer Forderungen auf dem Gebiete des Auswandererschutzes, deren Verwirklichung nur im Wege internationaler Vereinbarungen zu erzielen wäre, wie ich dies des näheren in meiner Studie „Völkerrechtliche Regelung der modernen Wanderungen" (Breslau 1912) ausgeführt habe.

In vielen Beziehungen dürften übrigens diese Forderungen um so mehr auf eine Berücksichtigung seitens der Vereinigten Staaten von Nordamerika hoffen, als ja schon das amerikanische Gesetz vom 20. Februar 1907 über die Regelung der Einwanderung Fremder in die Vereinigten Staaten den Präsidenten der Union ermächtigt, nach seinem Ermessen im Namen der Regierung eine internationale Konferenz einzuberufen oder besondere Bevollmächtigte in fremde Länder zu senden, um im Wege einer internationalen Vereinbarung die Einwanderung der Fremden zu regeln, insbesondere aber auch dafür zu sorgen, daß die amerikanischen Konsuln und andere Beamte die Auswanderungslustigen in bezug auf ihre geistigen, moralischen und physischen Eigenschaften schon im Einschiffungshafen oder sonstwo prüfen könnten, und sich die Mithilfe der fremden Staaten in ihrem eigenen Machtgebiete zu sichern, um der Umgehung der Einwanderungsgesetze der Vereinigten Staaten vorzubeugen, was durch ein inter-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nationales Übereinkommen geschehen könnte. Eine internationale Verständigung zur Lösung der brennendsten Fragen des Auswanderungswesens wäre aber um so mehr zu erhoffen, als ja auch der italienische Ministerpräsident Luzzati im Jahre 1910 die Einberufung einer internationalen Konferenz in Rom zur Regelung der Auswanderung in Aussicht stellte.

An internationale Bestrebungen muß wohl auch die Bekämpfung des Mädchenhandels bei wandernden Nationen anknüpfen. Sie muß da ihre gesonderten Wege gehen, denn hier ist im Gegensatz zu den stabilen Völkern der Mädchenhandel bloß eine Begleit- und Folgeerscheinung all der sozialen Phänomene, die die Auswanderung hervorrufen und ihr Wesen ausmachen. Die höchst verdächtigen Verhältnisse in vielen Hafenplätzen sowie die merkwürdigen Überschußziffern der auswandernden Frauen über die Zahl der auswandernden Männer (im Gegensatz zu einer Reihe von anderen Hafenplätzen, wo völlig anders geartete Verhältnisse in dieser Beziehung herrschen) beweisen wohl zur Genüge, daß Auswanderungsschutz an diesen Hafenplätzen auch ein schier unumgängliches Mittel zur Bekämpfung des Mädchenhandels wäre. Dies gilt besonders für Südamerika: ist doch bekanntlich Buenos Ayres ein Hauptstapelplatz für Mädchenhandel. Ebenso gefährlich aber ist für die auswandernden Mädchen auch die Schiffsmannschaft, die sie oft belästigt, ja nicht selten verführt, was zum großen Teile seine natürliche Erklärung darin findet, daß die jungen Geschöpfe von allem, was die erste Seereise mit sich bringt, ganz überwältigt sind. Auch sind ihnen meist die westeuropäischen Sprachen, die zugleich die Sprachen der meisten Schiffsverwaltungen sind, völlig fremd. Ein offizieller Beschützer der auswandernden Mädchen auch während der Seereise wäre daher sehr von Nutzen.

Von diesem Standpunkte aus wäre vielleicht die Bestimmung des Artikels 5 des spanischen Auswanderungsgesetzes zu billigen, wonach ledige Frauen unter 25 Jahren, welche nicht unter väterlicher Gewalt, Vormundschaft oder Kuratel von Personen stehen, die ihre gesetzlichen Vertreter sind, nicht auswandern dürfen, weil in diesem Falle begründeter Verdacht vorliegt, daß sie Gegenstand eines gesetzlich strafbaren Geschäftes bilden.

Die Bestimmung des Artikels 11 des schweizerischen Gesetzes — Auswanderungsverbot für Personen, die unerzogene Kinder zurücklassen wollen, wenn die Armenbehörde damit nicht einverstanden ist, — sowie die Bestimmung des § 2 des ungarischen Gesetzes — Ausschließung von Eltern, welche Kinder unter 16 Jahren zu Hause zurückzulassen beabsichtigen, ohne deren ständige Pflege gehörig sichergestellt zu haben, beziehungsweise die Ausschließung derjenigen, welche für den gehörigen Unterhalt ihrer zu Hause bleibenden erwerbsunfähigen und somit auf ihre Hilfe angewiesenen Angehörigen nicht gesorgt haben — wären sicherlich in allen Fällen gutzuheißen, wo die Eltern wirtschaftlich in der Lage sind, für ihre Kinder zu sorgen. Dagegen darf nicht außer acht gelassen werden, daß in vielen Fällen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Auswanderung eben deshalb einsetzt, weil die Eltern ihre Kinder wie ihre Familie überhaupt dem wirtschaftlichen Ruin entreißen wollen. Ist es doch eine allbekannte Tatsache, daß eben die amerikanische Auswanderung die Entlastung vieler verschuldeter Bauernwirtschaften ermöglicht hat. Deshalb dürfte denn auch die Durchführung einer derartigen Gesetzesbestimmung mitunter auf außerordentliche Schwierigkeiten stoßen.

Die Freiheit der Auswanderung ist ein staatsgrundgesetzlich gewährleistetes Recht. Nichtsdestoweniger könnte dieses Prinzip in den früher gekennzeichneten Richtungen eine gesetzliche Beschränkung erfahren. Die Auswandererlegitimationen sollten jedoch nur insofern zulässig sein, als die Auswanderer der Vorteile des staatlichen Auswandererschutzes teilhaftig werden wollten (Auswandererzüge, Möglichkeit eines besonderen Schutzes u. a.). Die Ausstellung der Auswandererlegitimationen dürfte jedoch nicht Sache des freien Ermessens der Behörde sein, sondern jeder, der darum ersucht, hätte ein subjektives öffentliches Recht darauf, dessen Verwirklichung einzig und allein von der Erfüllung der gesetzlichen Bedingungen, beziehungsweise von dem Nichteintreten der früher dargestellten Auswanderungsbeschränkungen abhängig gemacht werden könnte. Aber nicht die politische Behörde sollte dazu berufen werden, weil ihr Sitz oft vom Wohnorte des Auswanderers weit entfernt ist (besonders in Galizien) und die Auswanderer diesen weiten Weg oft scheuen würden. Auch die Sammelstationen wären dazu nicht berufen, weil auch sie nicht überall angelegt werden, beziehungsweise ihre Anlegung den stetig wechselnden Bedürfnissen des Lebens nicht ständig folgen könnte; auch wäre ihnen die Feststellung der Identität der sich meldenden Personen unmöglich. Meines Erachtens wäre diese Aufgabe den Gemeindevorständen anzuvertrauen. Wenn der Staat sich nicht scheut, den Gemeindevorständen eine Reihe der wichtigsten Funktionen auf dem Gebiete der Militärverwaltung zu übergeben, so darf er wohl auch auf diesem Gebiete den Gemeindevorständen das nötige Vertrauen schenken. Etwaige Mißbräuche, die in bezug auf die Arbeitsbücher fallweise aufgedeckt wurden, haben ihre Ursachen in ausländischen Verhältnissen, würden jedoch in bezug auf überseeische Auswanderer sicherlich keine Anwendung finden. Die Legitimationskarten müßten stempelfrei und innerhalb 24 Stunden ausstellbar sein. Die Formulare müßten neben Landessprachen jedenfalls wenigstens die deutsche Sprache berücksichtigen, da sonst ihre Brauchbarkeit als internationales Reisedokument sehr in Frage gestellt würde.

Die Auswandererlegitimationen, deren Inhalt entsprechend einzurichten wäre, würden ein hervorragendes Hilfsmittel der Auswanderungsstatistik bilden und daher auch von diesem Standpunkte zu bewillkommnen sein. Auch sollte man trachten, daß diese Auswandererlegitimationen im Auslande, speziell in Preußen, als genügendes Reise- und Legitimationsdokument angesehen werden. Im Zusammenhang damit muß aber auch die Forderung aufgestellt werden, daß der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

preußische Legitimationszwang als unzweckmäßig und völkerrechtswidrig aufgehoben werde. Gegenwärtig werden nämlich die österreichischen Wanderarbeiter in Preußen geradeso behandelt wie die Chinesen in Südafrika. In der transvaalischen Labor Importation Ordinance vom 1. Februar 1904 heißt es nämlich, der Kontrakt der hingelockten Arbeiter gelte drei Jahre; innerhalb dieses Zeitraumes ist von einer Kündigungsbefugnis des Arbeiters gar keine Rede, da ihm alle anderen Erwerbsgelegenheiten in Transvaal und ganz Südafrika gesetzlich verboten sind. Ganz ähnlich wirkt auch der in Preußen für österreichische und russische Wanderarbeiter eingeführte Legitimationszwang. Die Arbeiter müssen stets einen bestimmten Arbeitgeber nennen, haben sie noch keinen — was meist der Fall ist —, werden sie einem solchen zugewiesen. Haben sie das Arbeitsverhältnis mit diesem ordnungsgemäß gelöst, so muß ihnen dies von der Ortspolizeibehörde bescheinigt werden, was jedoch unterbleibt, wenn der Arbeiter die ordnungsgemäße Lösung des Arbeitsverhältnisses seinerseits bestreitet. Dann geht die Sache an den Landrat und der Arbeiter kann bis zu dessen Entscheidung ohne Ausweispapiere keine andere Beschäftigung finden. Also eine ziemlich weitgehende Gebundenheit des eingewanderten Arbeiters und eine Ausschließung des ordentlichen Rechtsweges, die die Lage der Wanderarbeiter fast zu einer sklavenähnlichen umzugestalten geeignet ist. Denn was die Landarbeiter bei Streitigkeiten mit den Gutsherrschaften von der Vermittlung der durch engste Interessengemeinschaften mit diesen verbundenen Amtsvorsteher und Landräte zu erwarten haben, wissen sie im voraus.

Glücklicherweise wissen sich die Wanderarbeiter zu helfen. Sie bemühen sich, zwei Arbeitsbücher, auf zwei verschiedene Namen lautend, sich zu verschaffen und machen so den in dem Legitimationskartenzwang liegenden Zweck zunichte. Daß dies als ein erstrebenswertes Ziel zu bezeichnen wäre, muß höchst zweifelhaft erscheinen. Vom prinzipiellen, besonders aber vom völkerrechtlichen Standpunkte muß aber gesagt werden, daß es wohl jedem fremden Staat freisteht, diese oder jene Kategorie von Einwanderern zu verbieten, wenn er aber die Einwanderung einer gewissen Kategorie von Arbeitern gestattet, muß er ihnen auch die Ergreifung eines andern Berufes, in erster Reihe das Eingehen eines anderen Vertragsverhältnisses freilassen. Eine Gewähr dafür sollte im Wege völkerrechtlicher Verträge erstrebt werden, was auch von den für die ausländischen polnischen Wanderarbeiter geltenden Aufenthalts- und Berufsbeschränkungen gilt.

Die ausländischen polnischen Wanderarbeiter dürfen bekanntlich nur vom 1. Februar bis 20. Dezember jedes Jahres beschäftigt werden und müssen nach Beendigung der Arbeitszeit Deutschland wieder verlassen. Ihre Beschäftigung im Gesindedienst und im Handwerk ist unzulässig. Familien sollen nur ausnahmsweise und nur insoweit zugelassen werden, als sie keine schulpflichtigen Kinder haben. Die österreichisch-polnischen Wanderarbeiter müssen für die Legitimationspapiere an der Grenze je zwei Kronen, im Innern des Landes je

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fünf Kronen entrichten, während selbst die russisch-polnischen von diesen Abgaben auf Grund eines deutsch-russischen Handelsvertrages befreit sind. Daß hier die national-politischen Momente nicht immer ausschlaggebend für Deutschland gewesen sind, beweist die selbst für die russischen Polen günstigere Form dieser Beschränkungen. Jedenfalls müssen alle diese Bestimmungen als eine weitgehende Verletzung des Grundsatzes der Gleichheit der Ausländer betrachtet werden.

Die unterschiedliche Behandlung der Fremden macht sich äußerst empfindlich auch noch auf einem anderem Gebiete fühlbar, nämlich dem des öffentlichen Versicherungsrechtes. Für im Heimatstaate verbliebene Verwandte ist nämlich besonders die Frage der Berechtigung zu Unfallsentschädigungen von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Nun stehen die Gesetzgebungen mancher nordamerikanischer Staaten auf dem Standpunkte, daß nur die in diesen Staaten lebenden Verwandten das Recht haben, nach dem Tode eines Angehörigen eine Entschädigung zu fordern. Es wird zwar dem Vernehmen nach in den Vereinigten Staaten ein Bundesgesetz geplant, das derartigen einzelstaatlichen Gesetzesbestimmungen vorzubeugen geeignet wäre, dessen Zustandekommen gegenwärtig aber höchst zweifelhaft ist. Mit Rücksicht darauf, daß derartige Probleme für viele in der Heimat hinterbliebene Familien eine aktuelle Bedeutung besitzen, wäre es dringend zu wünschen, daß solche einzelstaatliche Bestimmungen unmöglich gemacht würden; dies wäre vielleicht am sichersten im Wege einer internationalen Vereinbarung zu erreichen, in der die Vereinigten Staaten mit Rücksicht auf ihre handelspolitischen Interessen die Möglichkeit einer derartigen Gesetzesbestimmung ausscheiden würden.

Dieselben Gesichtspunkte, die Österreich Amerika gegenüber zu betonen volles Recht und großes Interesse besitzt, sollte es auch dem Deutschen Reiche gegenüber nicht außer acht lassen. Auch hier haben die Hinterbliebenen eines Ausländers, die zur Zeit des Unfalles nicht in Deutschland ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatten, keinen Anspruch auf die Unfallsrente. Ebenso geht das Recht auf den Bezug der Unfallsrente verloren, wenn der betreffende Arbeiter nicht im Inlande seinen gewöhnlichen Aufenthalt hat. Da nun die Witwen und Waisen verunglückter ausländischer Polen, auch wenn sie mit ihnen zur Arbeit wandern, doch nicht in Deutschland ihren gewöhnlichen Aufenthalt haben, ihn auch infolge des Aufenthaltsverbotes wenigstens in Preußen nicht haben dürfen, und da auch die von Unfällen betroffenen ausländischen Polen spätestens am 20. Dezember jedes Jahres mindestens Preußen verlassen müssen und dann meistens nach ihrem Heimatsdorf zurückkehren, also ihren Wohnsitz im Deutschen Reich, wenn auch gezwungen, „aufgeben": so erhalten weder die einen noch die anderen die ihnen nach dem Gesetz und den geleisteten Beiträgen gebührende Unfallsrente. Das sind Ausnahmsbestimmungen, auf deren Abschaffung Österreich dringen sollte.

Ich habe mehrmals betont, daß ich mir das Auswanderungsgesetz vor allem als ein Auswandererschutzgesetz denke. Zu diesem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwecke müßte ein besonderer Organismus geschaffen werden, der die Aufgabe hätte, den Arbeitsmarkt des In- und Auslandes einer genauen, ständigen und aktuellen Beobachtung zu unterziehen, die Maßregeln, die von Gesetzwegen zum Schutze der Auswanderer vorgesehen würden, zur Ausführung zu bringen usw.

Die Schaffung eines besonderen staatlichen Auswanderungsamtes in Form einer dem Handelsministerium unterstehenden Zentralstelle mit voller Bewegungsfreiheit nach außen, also in der Form etwa wie die statistische Zentralkommission oder das Gewerbeförderungsamt, wäre daher eine dringende Notwendigkeit. Dieses Auswanderungsamt würde selbstverständlich von Berufsbeamten geleitet werden. Um es aber vor bureaukratischer Erstarrung zu bewahren — was bei einer sozialen Erscheinung wie die Auswanderung eine direkte Gefahr für die Lebensfähigkeit des ganzen Institutes bedeuten würde —, wäre dieses bureaukratische Element in ständigen amtlichen Kontakt mit den Vertretern der Bevölkerung zu bringen und ein staatlicher Auswanderungsbeirat zu bilden. Man hat die Lebensberechtigung der verschiedenen Beiräte oft bezweifelt, aber wenn man erwägt, wie zahlreiche und verschiedenartige Probleme das Parlament beschäftigen, wie oft dieses Parlament von heftigen politischen Kämpfen derart in Anspruch genommeu wird, daß ihm Sinn und Herz für jegliches andere Problem völlig mangeln, so wird man nicht umhin können, sich doch für Beiräte zu entscheiden, die sich mit den diesbezüglichen Problemen ständig befassen und von aller Parteipolitik als Gesamtheit völlig losgelöst sind. Selbstverständlich müßten es Fachleute sein, also Vertreter der Schiffahrts- und Arbeitsvermittlungsinteressenten, die auf Vorschlag der Handels- und Gewerbekammern und der landwirtschaftlichen Gesellschaften, beziehungsweise Landeskulturräte zu berufen wären, Vertreter der gemeinnützigen Vereine, die sich mit der Auswanderungsfrage befassen (wobei auch die Vertreter von Vereinen zur Bekämpfung des Mädchenhandels zu berücksichtigen kämen) und die auf Vorschlag der politischen Landesbehörden zu berufen wären, endlich Fachleute, die durch theoretische Studien auf dem Gebiete des Auswanderungswesens der Sache nützlich sein könnten. Analoge beratende Organe wären auch bei den politischen Landes- und Bezirksstellen zu schaffen, da auch diese Behörden oft in die Lage versetzt werden, über wichtige Fragen des Auswanderungswesens mitunter schwerwiegende Entscheidungen zu treffen.

Endlich müßte dieser ganze Amtsorganismus auch nach unten eine entsprechende Vervollständigung erfahren, indem in allen an der Sache beteiligten Gemeinden lokale Komitees für Auswandererschutz nicht so sehr zur Beratung der Behörden als der Bevölkerung selbst zu bilden wären.

Ein solcher in seiner vollen Ausdehnung gedachte Amtsorganismus müßte die personale Grundlage des Auswandererschutzes bilden. Er allein würde selbstverständlich nicht genügen. Alle Behörden im In- und Auslande müßten ihm an die Hand gehen. Dies gilt insbesondere von den Sicherheitsbehörden an Grenzstationen und Eisenbahn-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kreuzungspunkten, die im Interesse des Auswandererschutzes entsprechend auszugestalten, vor allem mit den nötigen Kräften zu versehen wären. Dasselbe gilt ferner in Bezug auf die auswärtigen Vertretungen, die ebenso wie das Auswanderungsamt berechtigt sein müssen, mit diesem Amte in unmittelbaren Verkehr zu treten. Daneben müßte besonders im Konsularkorps eine Reihe von Reformen durchgeführt werden, wie ich sie in meiner Schrift „Zur Reform des österreichisch-ungarischen Konsularwesens" (Wien 1910) des näheren gekennzeichnet habe. Ich möchte hier vorerst erwähnen, daß dieses Konsularkorps besonders in sprachlicher Beziehung entsprechend auszugestalten wäre; es müßten demnach in den Auswanderungsländern Konsularbeamte, beziehungsweise nicht nur Kanzlei-, sondern auch Konzeptsbeamte angestellt werden, die die Sprachen der diesbezüglichen Auswanderergruppen beherrschen. Es muß übrigens bemerkt werden, daß viele derartige Lücken leicht ausgefüllt werden könnten, wenn bloß entsprechende Versetzungen in dem Standorte dieser Beamten vorgenommen würden. So habe ich für das Jahr 1909 berechnet, daß es damals 64 konzeptive polnische Konsularbeamte in österreichisch-ungarischen Diensten gab, von denen jedoch mit Rücksicht auf ihren Amtssitz bloß ein einziger für die Auswanderer in Betracht kommen konnte. Man müßte ferner die Anzahl der effektiven Konsularämter stark vermehren, und falls zu diesem Zwecke die Anzahl der Absolventen der Konsularakademie nicht genügen sollte, dürfte man sich nicht scheuen, auch andere entsprechend vorgebildete Personen zum Konsulardienste heranzuziehen. Auch wären die Konsularbeamten, besonders die leitenden, längere Zeit an ihren Dienstorten zu belassen, da dies die beste Gewähr geben könnte, daß sie Land und Leute von Grund aus studieren können, was sowohl für ihre Berichterstattung als auch für die Wirksamkeit ihrer Interventionstätigkeit von großem Belange wäre.

Was den Bildungsgang der Zöglinge der Konsularakademie anbetrifft, so möchte ich mich auf die Bemerkung beschränken, daß Auswanderungswesen und Auswanderungspolitik Gegenstand ständiger, fachmännisch geleiteter Vorlesungen an der Konsularakademie bilden müßten; ein in dieser Beziehung im Abgeordnetenhause gestellter Antrag des Abgeordneten Dr. Banaś verdient die wärmste Unterstützung, besonders da seine baldige Ausführung wohl auf keinerlei Schwierigkeiten stoßen dürfte.

Man darf jedoch nicht verkennen, daß die gegenwärtigen Vertretungsorgane für die Bedürfnisse der Auswanderer nicht hinreichen würden, auch wenn ihre Ausgestaltung in dem vorher bezeichneten Sinne vorgenommen wäre. Man darf eben nicht übersehen, daß die Konsularämter in den Auswanderungsländern eine Reihe von Verwaltungsakten zu vollziehen haben, die ihnen nicht gestatten, auf dem Gebiete des Auswanderungsschutzes initiatorisch und anregend vorzugehen: vor allem auf dem Gebiete der Beobachtung des ausländischen Arbeitsmarktes und der ausländischen Arbeitsbedingungen und der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berichterstattung darüber. Die Konsularberichte sind sehr oft veraltet, ehe sie zur Publikation gelangen, und eine Besserung in dieser Beziehung läßt sich insofern schwer erhoffen, als ja, wie gesagt, die Konsularämter mit administrativen Verwaltungsgeschäften oft überladen sind, die Konsularsprengel eine sehr bedeutende Ausdehnung haben, den Konsularbeamten es daher an der nötigen Zeit fehlt, die Verhältnisse des Arbeitsmarktes einer stetigen und umfassenden Beobachtung zu unterziehen; die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkte ebenso wie die auf dem Warenmarkte unterliegen aber gar oft einer Änderung. Es ist deshalb schon wiederholt der Wunsch ausgesprochen worden, man möge bei den zentralen Vertretungsbehörden (Botschaften, Gesandtschaften) besondere Fachberichterstatter für Auswanderungswesen — analog den kommerziellen Fachberichterstattern des Handelsministeriums und den Fachberichterstattern des Ackerbauministeriums — bestellen; diese Einrichtung sollte, wie dies der Abgeordnete Graf Baworowski in seinem Antrage hervorgehoben hat, so mancher Maßregel auf dem Gebiete des Auswandererschutzes vorausgehen, da ja die Beobachtung der aktiven Betätigung stets vorausgehen muß.

Ambulante Auswanderungsinspektoren, beziehungsweise besondere reisende Konsularattachés für Auswanderungswesen (nach dem Beispiel Italiens) wären ebenfalls sehr erwünscht, da man damit rechnen muß, daß der kleine Mann nicht so leicht das Mißtrauen gegen die Behörden des Heimatstaates, der ihn zur Auswanderung wirtschaftlich gezwungen hat, überwinden wird; der erste Schritt muß seitens der Behörde getan werden, was eben bloß im Wege ambulanter Organe möglich erscheint. Solche ambulante Beobachtungs- und Schutzorgane wären übrigens auch im Heimatlande zu bestellen, da auch hier mancher amtliche Eingriff bloß auf diesem Wege möglich wäre.

Die Berichte der früher genannten Fachberichterstatter samt den diesbezüglichen Konsularberichten sollten auch die amtliche Grundlage eines in allen österreichischen Landessprachen herauszugebenden amtlichen Auskunftsorganes bilden, das etwa monatlich, nach Bedarf öfter erscheinen sollte. Derartige offizielle Bulletins, die sich bekanntlich in England und in Italien außerordentlich bewährt haben, würden selbstverständlich verschiedene private Mitteilungen nicht ersetzen, die in den meisten Fällen gegenwärtig fast das einzige Auskunftsmittel unserer Auswanderer bilden, aber sie würden vielleicht ihr Gebiet gewissermaßen einengen, wenn die amtlichen Auskunftsmittel den Bedürfnissen der Bevölkerung entgegenkommen würden. Die zurzeit zugänglichen amtlichen Auskunftsmittel sind aus zwei Ursachen unzulänglich: erstens sind sie meistens veraltet und zweitens sind sie rein negativ. „Für die Maurer ist in Westkanada keine Arbeit zu finden." „Die Schuster finden keine Beschäftigung in Dänemark." So sagen jetzt die amtlichen Berichte. Aber wer in Kanada oder Dänemark Arbeit finden k a n n, darüber schweigen die offiziellen Auskunftsmittel. Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn die Bevölkerung derartigen offiziellen Mitteilungen keinen Glauben schenkt, ja wenn dieselben direkt Mißtrauen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erwecken. Positive Mitteilungen, wenn sie wirklich aktuell und lebensgetreu sind, würden sich mit der Zeit sicherlich den Weg bahnen.

Die offiziellen Bulletins hätten selbstverständlich auch Nachrichten über Eisenbahn- und Schiffahrtspreise zu enthalten und die diesbezüglichen Angaben müßten außerordentlich exakt gehalten werden. Für den kleinen Mann ist eine Mehrausgabe von 30 oder 40 Kronen sehr erheblich und darf ihn nicht unvorbereitet treffen.

Die in den offiziellen Bulletins mitgeteilten Tatsachen sollten denn auch die einzige rechtliche Grundlage für Auskünfte über Auswanderungsverhältnisse und Auswanderungsfragen bilden. An die Tagespresse und die Volksblätter verschickt, könnten sie natürlich der Form nach eine Änderung erfahren, an den tatsächlichen Grundlagen sollte jedoch nicht gerüttelt werden. Die Verbreitung dieser Nachrichten könnte außerdem durch die lokalen Auswanderungskomitees, dann auch durch die Arbeitsämter und die konzessionierten Auswanderungs- und Arbeitsvermittlungsagenten geschehen. Ein Mißbrauch in dieser Beziehung sollte streng geahndet werden.

Die Auskunfterteilung für Auswanderer kann grundsätzlich in zweifacher Form geschehen: entweder betrifft sie die allgemeine Lage auf dem ausländischen Arbeitsmarkte oder sie hat konkrete Arbeitsstellen im Auge. In letzterer Beziehung ist die beste Auskunfterteilung die Arbeitsvermittlung. Von der inländischen Arbeitsvermittlung auch dem Auslande gegenüber war bereits die Rede. Was die im Auslande stattfindende, für den eingewanderten Arbeiter bestimmte Arbeitsvermittlung betrifft, so findet sie selbstverständlich eine scharf gezogene Grenze in vielen ausländischen Gesetzgebungen, das heißt in dem Verbot der Einwanderung der sogenannten Kontraktarbeiter. Dem Streben nach Beseitigung unliebsamer Arbeitskonkurrenz entsprungen, hat dieses Verbot wohl auch die grundsätzliche Bedeutung errungen, daß es den durch Gebundenheit der Arbeit sehr leicht entstehenden sklavenähnlichen Formationen vorzubeugen geeignet ist. Von diesem Standpunkte aus erscheint mir auch die Forderung, man möge die kontinentalen Auswanderer bloß dann die Grenze passieren lassen, wenn sie sich mit einem ausländischen Arbeitsvertrage auszuweisen imstande sind, in recht fraglichem Lichte. Wohl ist es wahr, daß in Preußen viele gewerbliche Arbeitsvermittler die Ansammlung der Arbeiter jenseits der Grenze *ohne* Arbeitsvertrag oft als ein Mittel benützen, um den Lohn herunterzudrücken. Aber ist diese Erscheinung nicht viel mehr auf den preußischen Legitimationskartenzwang zurückzuführen als auf die Freiheit der Saisonwanderung ohne Arbeitsvertrag? Diese Zweifel müssen umso reger werden, wenn man von Fällen hört, in denen viele der Saisonwanderer *ohne* Arbeitsvertrag höhere Löhne erzielten als diejenigen, die mit Arbeitsvertrag auswanderten und an ihre Arbeitsherren gebunden waren.

In allen in Betracht kommenden Auswanderungsländern wären österreichische Arbeitsvermittlungsämter anzustreben, die bloß insofern einen verschiedenen Charakter aufweisen könnten, als die Stellung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Einwanderungsstaates gegenüber der Frage der Kontraktarbeiter wechselt.

In den Vereinigten Staaten, in Australien und Neuseeland muß selbstverständlich das Verbot der Einwanderung der Kontraktarbeiter beachtet werden; es könnten daher die österreichischen Arbeitsvermittlungsämter, die dort nach italienischem Muster (Artikel 12 des italienischen Gesetzes, der besondere Abteilungen für Arbeitsvermittlung bei italienischen Konsulaten in Auswanderungsländern in Aussicht nimmt) errichtet würden, sich nicht mit den inländischen Arbeitsnachweisen in Verbindung setzen. Aber nichtsdestoweniger sollte die Errichtung dieser Ämter auch dort österreichischerseits geschehen. Wohl gibt es zum Beispiel in New-York ein offizielles amerikanisches Arbeitsvermittlungsamt. Aber das volkswirtschaftliche Interesse des Heimatstaates (Österreichs) und dasjenige der Vereinigten Staaten Nordamerikas sind in diesem Falle direkt entgegengesetzt; Amerika will die Einwanderer stark sichten, das gute Menschenmaterial aber, das es nach dieser Sichtung in die neuen Gebiete des Sternenbanners einläßt, will es vor allem sich zunutze machen. Junge, gesunde, kräftige Männer sind für Nordamerika allzeit willkommen. Aber abgesehen von starker industrieller Hausse und des damit Hand in Hand gehenden Arbeitermangels in den industriellen, dicht bevölkerten Gebieten Nordamerikas will Amerika die Neuankömmlinge vor allem nach den fast noch unbewohnten, übrigens meistenteils sehr fruchtbaren landwirtschaftlichen Distrikten Westamerikas abschieben. Sie werden dort Farmarbeiter, nach einer gewissen Zeit auch selbständige Farmer, werden damit also mit der neuen Heimat aufs innigste verbunden. Ganz anders in den industriellen Distrikten. Hier verdient der Arbeiter vor allem viel Geld und macht große Ersparnisse, die er nach der Heimat sendet oder mit denen er selbst die Heimreise antritt. Vom Standpunkte der volkswirtschaftlichen Interessen des Heimatstaates ist jedenfalls die zweite der beiden genannten Arbeitsgelegenheiten vorzuziehen, da sie dem Heimatstaate neue Kräfte zuführt und denselben in wirtschaftlicher Beziehung kräftigt. Die industriellen Arbeiter kommen in der Regel wirtschaftlich gestärkt nach der Heimat zurück, die landwirtschaftlichen bleiben draußen. Die Interessen Amerikas sind direkt entgegengesetzt, weil für Amerika die Geldausfuhr ein Schreckgespenst ist.

Ganz natürlich können auch die Vereinigten Staaten die fremden Arbeiter von der industriellen Arbeit nicht fernhalten, besonders da diese prohibitiven Tendenzen hauptsächlich von der Labor Party unterhalten werden, die Interessen und Bestrebungen der industriellen Unternehmer dagegen vielfach anders geartet sind. Im großen und ganzen müssen aber zweifelsohne die fremdländischen Anwärter auf industrielle Arbeit einerseits in scharfen Wettkampf mit den amerikanischen Arbeitern treten und anderseits, sofern dies — besonders bei nicht qualifizierter Arbeit — in geringerem Grade der Fall wäre, entwickelt sich um so heftiger ein Kampf um die Arbeit unter den Einwanderern selbst. Aus diesem Kampfe wird nicht diejenige nationale

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gruppe als Siegerin hervorgehen, die zu diesem Kampfe am besten ausgerüstet ist, das heißt, die die beste Arbeitsorganisation besitzt. Daß dies von Österreich leider nicht gesagt werden kann, ist klar.

Aber auch in den kontinentalen Auswanderungsländern sollten österreichische Arbeitsvermittlungsämter gebildet werden, die hier eine gedeihliche Tätigkeit entwickeln könnten, deren Einrichtung als eine Ergänzung aller Auswandererschutzmaßregeln bezeichnet werden muß und die umsomehr in die Wagschale fallen würden, als man ja trachten muß, den Auswanderer möglichst unabhängig vom ausländischen Arbeitgeber zu machen und die wirtschaftliche Kraft der heimischen Arbeitskraft auf dem ausländischen Arbeitsmarkt möglichst selbständig zu gestalten.

Die Frage der Anwerbung ist in vielfacher Beziehung ein äußerst schwieriges Problem. In dieser Richtung ist grundsätzlich zu unterscheiden zwischen Anwerbung zwecks Ansiedlung und Anwerbung von Lohnarbeitern nach dem Auslande, wie dies auch tatsächlich der österreichische Entwurf vom Jahre 1904 vorsieht. Die Anwerbung zwecks Ansiedlung birgt ernste Gefahren für den Heimatstaat; eine Änderung in dieser Beziehung würde erst dann eintreten, wenn berechtigte Hoffnung vorhanden wäre, daß die Auswanderer im Neulande nicht nur gute wirtschaftliche Bedingungen finden, sondern auch in wirtschafts- und staatspolitischer Beziehung einen Stützpunkt für den Heimatstaat abgeben könnten.

Für Staaten von einer volklichen Verfassung, wie sie Österreich bietet, sowie auch für Staaten ohne eigenen Kolonialbesitz sind die Aussichten in dieser Beziehung ziemlich gering. Schützt ja doch nicht einmal die kompakte Masse vor Entnationalisierung, wenn sie auch selbstverständlich den Entnationalisierungsprozeß bedeutend verlangsamen muß. So hatte man seinerzeit von polnischer Seite große Hoffnungen auf die polnische Ansiedlung in Parana in Brasilien gesetzt, die sich aber weder in nationaler noch in wirtschaftlicher Beziehung zu erfüllen scheinen. Vielleicht übrigens deshalb, weil das Heimatland seiner überseeischen Kompatrioten vergessen zu haben scheint. Man darf eben nicht außeracht lassen, daß derartige Ansiedlungen, wenn sie in kulturellem und wirtschaftlichem Kontakt mit dem Heimatland stehen, demselben manchen kulturellen und wirtschaftlichen Nutzen abgeben können.

Die Gründung von nationalen Schulen erzeugt nicht bloß ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, es erzeugt oder vergrößert auch den nationalen Büchermarkt, und wenn sich dies gegenwärtig nicht besonders fühlbar gemacht hat, so ist das wohl darauf zurückzuführen, daß der heimische Buchhandel sich um diesen mitunter ganz bedeutsamen Büchermarkt bisher äußerst wenig bekümmert hat. So habe ich zum Beispiel im Jahre 1908 während meines Aufenthaltes in New-York feststellen können, daß die damals erfolgte Gründung der „Polish Book Importing Company“ eine gewaltige Steigerung des Absatzes der polnischen Bücher in Nordamerika nach sich zog. Früher hat man

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dort zwar auch polnische Bücher verkauft aber bloß in einem Exemplar. Wenn das Buch Aussichten auf Absatz hatte, so wurde es einfach in einer beliebigen Anzahl von Exemplaren nachgedruckt und sogar billiger als in Europa abgesetzt, da die Autorenhonorare wegfielen. Eine Konvention über Schutz des Urheberrechtes an Werken der Kunst und Literatur mit den Vereinigten Staaten wäre daher dringend zu wünschen.

Die Pflege kommerzieller Beziehungen mit den Ansiedlungen könnte dieselben auch zu Stützpunkten für den Absatz der heimischen Hausindustrie machen. Ausstellungen der heimischen Industrie wären in dieser Beziehung nicht geringzuschätzen und ein in dieser Richtung von mir in „The Polish Merchant's Society" in Buffalo und in der „Polish National Alliance" in Chicago angeregter Gedanke wurde dort seinerzeit mit großer Begeisterung aufgenommen. Auch war man damals seitens dieser Korporationen eifrig bestrebt, einigen heimischen Produkten (zum Beispiel dem galizischen Hopfen und dem galizischen Leder) Eingang in die Union zu verschaffen, doch blieben alle diese Versuche erfolglos, da sie in der Heimat keinen Widerhall fanden.

Wenn man die Sache richtig anfaßt, so kann auch aus diesem Keim eine ansehnliche Pflanze sich entwickeln. Die Ansiedlungen — insofern sie wirtschaftlich gedeihen — können jedenfalls ein wichtiges Mittel zur Entwicklung der kommerziellen Beziehungen mit dem Heimatlande bilden. Daß dieses Heimatland aber dieses Problem nicht zu lösen sucht, beweist das Schicksal des Antrages des Abgeordneten Sredniawski, betreffend die Erniedrigung des Zollsatzes für „Herva Maté". Herva Maté ist ein Teesurrogat, das in großen Mengen von polnischen Ansiedlern in Parana angebaut wird und dem bedeutende hygienische Qualitäten nachgerühmt werden. In Südamerika ist es sehr verbreitet, doch auch in manchen enropäischen Ländern beginnt es Eingang zu finden. So hatte ich beispielsweise in Zürich Gelegenheit, den Verkauf des Herva Maté in Automatenbuffets zu beobachten. In Österreich, von dessen Ansiedlern Herva Maté gebaut wird, findet dagegen die Einführung unüberwindliche Schwierigkeiten in dem enorm hohen Zollsatze, der das Sechsfache des in Brasilien geforderten beträgt. Der Antrag des Abgeordneten Sredniawski bezweckte eine Erniedrigung dieses Zollsatzes, scheint jedoch leider ganz in Vergessenheit geraten zu sein.

Diese Exkursion war nötig, um darauf hinzuweisen, daß auch die Ansiedlungen bei entsprechender Ausgestaltung ihrer kommerziellen und kulturellen Beziehungen mit dem Heimatlande nicht durchaus eine Passivpost in der Bilanz dieses Landes bilden müssen, daß auch sie vielmehr diesem Lande nutzbar gemacht werden können. Selbstverständlich muß bei derartigen Ansiedlungen äußerst sorgsam zu Werke gegangen werden. Deshalb scheint mir die Bestimmung des Artikels 18 des italienischen Gesetzes, wonach zu Besiedelungsunternehmungen eine besondere Erlaubnis zu erlangen wäre, in der Tat das Richtige zu treffen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

P. Hartmanns Oratorium „Das letzte Abendmahl".

Von Prof. Richard Batei.

Es ist recht lehrreich, den Pfaden nachzuspüren, welche die Künste in unserer Zeit eingeschlagen haben, lehrreich deshalb, weil man die Zusammenhänge aller Erscheinungen auf dem Gebiete des Geisteslebens mit der Quelle und Beherrscherin dieses Lebens, mit der Philosophie, erkennt. Der Subjektivismus, um nicht zu sagen die Willkür in dem, was man heute Philosophie nennt, nahm vor allem die Malerei in ihr Schlepptau und verführte zur extremen Sezession, hat die Skulptur und Baukunst in ihren Bannkreis gezogen und hat endlich — um an die Verwilderung der Poesie nicht erst zu erinnern — ohne Aufwand von Gewalt die Kunst der Töne beschlichen und in Sklavenfesseln geschlagen. Man braucht nur das eine oder andere Lied modernster Tonkünstler mit einem Texte modernster Poeten zu hören, um, wie vor einem glührot gemalten Hochsommermittag, erst starr zu stehen, dann hellauf zu lachen. Der gurgelnde Abgrund, in den die Tonkunst springen will, erschreckt bereits die zünftigen Meister. Sie fangen schon zu fürchten an, „die Musik werde auf diesem Wege zum Tummelplatz der subjektiven Laune und zügellosen Phantasie" werden, sie sehen sich bereits nach Mitteln um, die gegen die Auswüchse und Verirrungen Heil bringen könnten, und erklären: Wir haben keine Gedanken, keinen Geist mehr; gehen wir also mit unserer Geistlosigkeit bei den bildenden Künsten betteln!

Die Himmelstochter geht nicht betteln. Ihre gottbegnadeten Diener wallen nach wie vor zu dem Borne, dessen Wasser nie versiegen, weil seine geheimnisvoll geborgenen Adern im Unendlichen, im Göttlichen gründen.

Zu ihnen gehört der Jünger des hl. Franziskus, der Franziskanerordenspriester Dr. P. Hartmann von An der Lan-Hochbrunn. Sein Oratorium „Das letzte Abendmahl" holt himmelsfrische musikalische Ideen aus den höchsten Höhen der Heilandsliebe und leitet sie segenskräftig in das empfängliche Herz des sich hingebenden Zuhörers. P. Hartmanns ganz eigenartig veranlagte Künstlerseele hat sie in den Sphären gottverlangender Betrachtung zu einem lyrisch-epischen Tongebilde voll rosenlichter Macht und liliengleicher Zartheit verarbeitet.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was Hartmann denkt und jubelt, sinnt und klagt, was er mit deutscher Kraft und Lauterkeit singt, mit südländischer Beweglichkeit und Lebendigkeit instrumentiert, das liegt tief verwahrt und ist im Augenblicke schwer zu entdecken. Dem Fluge des Idealismus, mit welchem seine schöne, gewaltige Seele durch seine Schöpfung schwebt und flammt, vermag man nicht ohne Anstrengung zu folgen.

Je mühsamer das Studium, desto größer der Reiz, unbekümmert um jede Preßstimme und unbeeinflußt von jedem fremden Urteile das Oratorium von jenem Standpunkte aus zu würdigen, den man als den des schaffenden Künstlergeistes erkennt, den Geist zu entkörpern, der durch das Oratorium geht, die Hauptmomente der Gedankenreihe darzulegen, die sich durch die Komposition zieht, die Sprache, in welcher der Künstler redet, zum allgemein verständlichen Sprechen zu bringen.

Mag man das Werk als Ganzes wenden, wie man will, man wird ihm den Charakter des hoch angelegten, mustergültig gearbeiteten Oratoriums im strengen Sinne des Wortes nicht absprechen können. Freilich würden Händel und Haydn über das moderne Gewand nicht weniger staunen als über das gelungene Wagnis, auf der Grundlage des heiligsten geschichtlichen Stoffes, den das letzte Abendmahl bietet, einen musikalischen Tempel jüngsten Stiles zu bauen, in welchem, wenn ergriffene Seelen und geistesverwandtes Herzblut vortragender Künstler ihn zur Vollkommenheit verlebendigen, man der eindringlichen, erschütternden Mahnung an Unsterblichkeit der Seele und an Ewigkeit nicht entrinnen kann, in welchem man Gottes Nähe atmen und beten muß. Auch waltet im ganzen trotz der wechselnden Formen die abgemessenste stoffliche und musikalische Einheit, Einheit in der Epik und Lyrik. Die örtliche Einheit ist gewahrt, denn wir werden in Jerusalem und im Abendmahlsaale festgehalten; die zeitliche, denn es entfaltet sich äußeres Geschehen und inneres Erleben in der Zeit vom Morgen zum Abend eines Tages. Herzerquickend wirkt die lyrische Einheit: das Seelenleben des Heilandes an dem Tage da er die höchste Liebestat vollbringen will und vollbringt, erschließt sich den Seelen jener, die er zu geheiligten Zeugen und zu ersten Gästen des Himmelsmahles auserwählt hat. Die Heilandsseele mit ihrem Denken und Segnen steht beherrschend im Mittelpunkte; was das Oratorium sonst ausführt, ist die Frucht und der Reflex der Heilandsliebe in den Seelen der berufenen Apostel. Freilich zwingt der Tondichter Hartmann mit allen verfügbaren Mitteln den Zuhörer dazu, die Wirkung der Heilandstat an sich zu erfahren. Er zwingt ihn dazu, den Gottestisch für sich gedeckt und die Einladung zum Genusse des Engelsbrotes an sich ergangen zu wissen. Aber tatsächlich beschränkt sich die Bearbeitung des Stoffes, wie sie Hartmann uns vorlegt, darauf, uns in die Seele des Heilandes und seiner Apostel, an jenem Tage des Geheimnisses einzuweihen.

Den Beweis für diese Behauptung erbringt der Umstand, daß in die Wandlungsworte der bedeutungsvolle Schlußsatz „Dies tut

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu meinem Andenken" nicht aufgenommen erscheint. Wäre der Schlußsatz einbezogen worden, dann hätte sich eine Flut von neuen Gesichtspunkten, Ideen und Affekten erschlossen, die nicht nur die Einheit der Tondichtung aufgehoben, den Schwerpunkt verschoben, einen grundverschiedenen Höhepunkt geschaffen hätten, sondern in einem Oratorium kaum zu bewältigen gewesen wären und überfließenden Stoff zu einer weiteren Arbeit abgegeben hätten. Einen anderen Beleg liefert die Einleitung zum ersten Teile. Sie schildert den tiefen Ernst, die innige Freude, ein unsagbares Weh, ein siegendes Wollen, mit welchem der Heiland in der Schar der Apostel am Morgen jenes Donnerstages nach Jerusalem kam. Wer aus dem ersten Teile eine reliefe Hervorkehrung der Typik hören will, mit dem wird niemand streiten. Aber die logische Einheit des Oratoriums tritt erst dann leuchtend hervor, wenn man die Einleitung in der erwähnten Auffassung betrachtet und in den Posaunenrufen nur Stimmungstöne erkennt, die das Paschafest markieren sollen und aus dem Festgewühle Jerusalems in das Ohr der in die Stadt ziehenden Apostel fallen.

Das Oratorium zerfällt in zwei Teile, in die Exposition und Entwicklung. Einen anderen inneren, sachlichen Grund für die Teilung anzunehmen, hindert das Gesetz der Einheit, das Dr. Hartmann niemals verletzt. Jeder der beiden Teile besteht aus vier Gliedern, Nummern, die in klassischer Ästhetik textlich und musikalisch paralleliſiert sind, so daß jeder der Nummern des ersten Teiles die entsprechende des zweiten Teiles begegnet. Das Oratorium ist für vier Solostimmen, Bariton (Christus), Baß (Judas), Sopran (Vertreterin der epischen Rolle), Alt (Trägerin der Lyrik), für Männer-, Frauen- und gemischten Chor, für großes Orchester und Orgel, beziehungsweise Harmonium geschrieben.

Es liegt in dem Studium des Oratoriums auch dann ein seltener Genuß, wenn man in den Orchesterpartien, die vorbereiten und verbinden, vermitteln und begleiten, dem Geiste des Komponisten nachgeht und neben dem kostbaren Gehalt und dem kräftigen, aber nicht blendenden Glanze dessen, was das Orchester jeweilig auswirken will, die stramme Bei- und Unterordnung entdeckt, in die es dem Gesange gegenüber streng gewiesen ist. Die nachstehende Darlegung folgt dem Faden, an dem die acht Nummern aufgereiht sind, und deutet, durch den Makrokosmos des Oratoriums eilend, nur auf einzelne seiner Zentralsterne hin.

* * *

Morgenstrahlend steht die Frühlingssonne über dem Oelberge. An seinem westlichen, Jerusalem zugekehrten Abhange wimmelt es von Zelten. All die Tausende, die zur Feier des höchsten Festes nach Jerusalem kommen, finden in der Stadt nicht Unterkunft. Sie haben ihre Zelttücher aus der Heimat mitgebracht, um während der Zeit der siebentägigen Osterfeier für die Nacht eine geschützte Lagerstätte unter luftigem Dache ihr eigen zu wissen. Ein ganzes Zeltlager zieht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich den Berg hinan. Ob all die Tausende heute, da das Fest mit dem abendlichen Passahmahle beginnt, der hohen Bedeutung der Tage, der Errettung vom Tode durch das Blut des Lammes, der Befreiung aus Ägyptens unerträglicher Knechtschaft gedenken? Der in der Mitte seiner zwölf Getreuen eben durch das schmale Kedrontal schreitet, trägt sein Herz der Stadt entgegen.

Diese Vorstellungen setzt das Oratorium voraus, von diesem Zeit- und Ideenpunkte nimmt es seinen Ausgang. Mit einem Thema, das tiefe Wehmut atmet, beginnt das Orchester die Einleitung, die uns nötigt, in der Seele des Heilandes auf diesem Gange nach Jerusalem zu lesen. Der Gedanke an das bevorstehende Opferleiden, dessen Vorbild des Opferlammes Schlachtung war, kann nicht der alleinige Grund des (im Takt 1 bis 4) schwer lastenden Wehes sein, denn das Thema wird in rascher Folge von verschiedenen Instrumenten aufgenommen und wechselt so seinen Nerv. Die Erklärung bietet ein inzwischen (Takt 5) leisest auftauchender neuer Gedanke, der als ein lang genährtes Wollen ausgesprochen wird und als ein heißes Sehnen, das Wollen in die Tat umzusetzen. „Was ich in Karpharnaum verheißen, heute will ich es erfüllen zum Heile für alle Zeiten." Und göttliches Wissen überschaut die Jahrtausende der Menschengeschichte und Jesu Herz wallt auf vor Freude über die Freude, mit der Millionen Menschenseelen in dankbarer Liebe dem Geheimnis der Liebe, dem Altarssakramente, entgegenkommen werden (schon im Takt 12, noch kräftiger von Takt 18 an), — aber es klagt auch, es krampft sich zusammen, denn es hört das Murren und Lästern spitziger und klobiger Stimmen, dem sich (von Takt 26 an) ein Höhnen und Spotten beigesellt. Wir verstehen nun die thematischen Wendungen des Leides bei dem leidvollen Gedenken an die Geschichte des göttlichen Opfermahles, dessen Vorbild das Osterlamm als Speise war. Wir verstehen nun die Rückkehr zum ersten Thema gegen das Ende der Einleitung, aber auch den niederschmetternden, himmelerobernden Triumph, mit dem sie schließt.

Schweigend wie der Herr, in ernste Festgedanken versunken, waren die Apostel des Weges gezogen. Da scheint ein Funken aus seiner Seele die ihren berührt, der Schall der Posaunen, der in der Einleitung nicht überhört werden kann, scheint sie elektrisiert zu haben. Nun können sie mit ihrem Dank für das, was Gott an ihren Vätern getan, für das, was das ganze Volk in weitausschauenden Hoffnungen heute wie alljährlich nacherleben soll, nicht mehr zurückhalten. Aus Apostelbrust braust der Sang: „Exhortatus es in virtute tua". Ja, ermutigt hast du unsre Väter, denn deine Macht und die Heiligung deiner Labung haben sie an sich erfahren, o Herr!

Der Augenblick, da ein stark und tüchtig besetzter Männerchor vierstimmig mit froh überwältigender Frische und edelmännischer Mäßigung dies Danklied dem Fortissimo der Posaunen und Tuben zu verschmelzen beginnt, muß unvergeßlich bleiben. Er führt die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Würde, die Weihe ein, die die Instrumente gerufen haben, und Würde und Weihe müssen jeden Zuhörer ergreifen.

Der erste Satz des Chores klingt in eine Bitte aus, H-Dur-Akkord aus der D-Dur-Harmonie heraus (Takt 42), — und zweimal hält darauf der Chor sinnend inne. In den Gedankenstrom der Apostelseele fließt der Faden der Erinnerung an Worte, die der Herr vor wenigen Monden gesprochen: „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist; eure Väter in der Wüste haben das Manna gegessen und sind gestorben; wer aber von diesem Brote ißt, das ich geben werde, der wird leben in Ewigkeit." Damals hatte Petrus feierlich bekannt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes; die Allmacht deiner Liebe wird unserem Unvermögen enthüllen, was jetzt noch der Schleier deines Wortes deckt." Damals hatte es aus der Sabbatversammlung heraus gebeten: „Herr, gib uns von diesem Brote!" Der Erinnerung daran können Jesu Begleiter heute nicht ausweichen. Der Eintritt des retardierenden Adagio und des Pianissimo bei der Fortsetzung des Dankliedes (Takt 46) zeichnet manches andere, aber auch diesen heimlichen Flug nach Karpharnaum, dieses Verweilen in der Vergangenheit. So ist jener bittende H-Dur-Akkord, aber auch die Unterbrechung des Dankliedes durch das eingelegte Andantino mit dem traulichen, kindlich lieben Altsolo begründet und dieses zugleich vorbereitet.

Die Apostel sinken in ihr Schweigen zurück. Sie wagen es nicht, laut zu bitten: Herr, gib uns von diesem Brot! Aber ihre Seelen reden weiter in einer Gemütsbewegung, die durch die Altstimme trefflich gekennzeichnet wird. Die Altstimme sinnbildet also der die Seele der Apostel. Sie singt, was diese denken:

Mit dem Brot, der Engelgabe,
Hast du einst dein Volk genähret;
Brot vom Himmel gabst du ihnen,
Brot mit sättigender Süße.

Die kurze, von einer Johannesfeder geschriebene Arie verdiente eine ausführliche Zergliederung. Es sei nur hervorgehoben, daß über dem kindlich freudigen, dankbar sich schmiegenden Grundmotiv ein Hauch männlich herzlichen Bittens liegt und daß die fast aphoristisch verteilte Melodie das gedankliche Ineinandergreifen mehrerer einmütiger Individualitäten deutlich charakterisiert. Wer hört nicht den Zug verschiedenen Seelenlebens, den Laut einer Petrus- und einer Johannessprache aus den Takten 71, 72, 75 und 76 bis 79, 82, 83?

Die Arie fordert eine Stimme voll Sternenschimmer und Palmenwipfelgeläute, dazu aber einen prunklosen, schlichten Vortrag, bei dem die Künstlerin der eigenen Person ganz vergißt. —

Die Herzen haben nicht umsonst verlangt. Die Erhörung wird folgen. Das Orchester verkündet es (Takt 100) beim Übergang von B-Dur nach D-Dur mit einem im Fortissimo lang getragenen, durchdringenden Akkord. Auch das Danklied der Apostelschar weckte Widerhall.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Gruppen der Fremden, die aus ihren Zelten vom Bergeshang der Talsohle und der Stadt zustreben, wiederholen das Lied im gemischten Chor. Von ihm lösen sich die weichen Frauenstimmen, deren leises Sehnsuchtsbangen die Triolen der Harfe sänftigen wollen, zur Selbständigkeit ab. Endlich mischen sich Volksgesang und Apostelstimmen in fugenartigem Geflechte ineinander, bis sie zu dreitaktigem Unisono sich treffen und in kurzer Homophonie des Volks und der Menschheit Kräfte in sich sammeln zum hochfestlich dröhnenden Schluß, zu einem ergreifenden, bittenden „Domine!“ Alle Seelentieen schüttern es nach.

Lange genug haben die Apostel mit der Frage gezögert, wo, bei welchem Hausvater sie für den Genuß des Osterlammes und für die Begehung der häuslichen Passahfeier den Tisch bereiten sollen. Endlich — sie kommen ja der Stadt immer näher — redet sich einer nach dem anderen, reden sich alle diese Sorge vom Herzen. Der polyphon anhebende, monophon endende Männerchor „Ubi vis“ will von den Sängern psychologisch richtig erfaßt und nach der Absicht des Tondichters wahr und ernst dramatisiert werden.

Aus dem Orchester entwickelt sich das schwer atmende Orgelsolo mit dem fortan herrschenden Christusmotiv: eine Wolke voll Weh mit goldstrahlenden Rändern sonnigster Lust!

Die Jünger erhalten mit dem Auftrage, in die Stadt zu gehen, weitere Weisungen. Aus dem nächsten Zwischenspiele hören wir die Schritte der zwei Apostel, die in die Stadt vorauseilen, die Tritte der übrigen, die mit dem Heilande langsamer folgen; Feierklänge hallen wie von Menschenfurcht gedämpfte Willkommgrüße über die Stadtmauern und verfliegen im Kedrontale.

Beim Einzuge in die Stadt umfängt die Apostel die festliche Stimmung Jerusalems. Die Weisen andächtigen Opfergesanges vor den Vorhöfen des Tempels her und aus den Hofräumen der Häuser heraus, des Frauenchores „Quando habetis“ entsprechen nicht nur ihrer dermaligen Geistesverfassung, sondern erheben sie neuerdings — das begleitende Orchester in den Takten 142 f., 163 f., 179 ff. besagt dies — zur Erwägung der höheren Bedeutung der Passahfeier. Der Frauenchor läßt uns außerdem die Gedanken schauen, denen jene zwei Apostel nachhingen, da sie mit der äußeren Zurüstung der Passahtafel beschäftigt waren, führt uns aber mit seiner Erinnerung an das tägliche Abendbrandopfer auch schon an die Schwelle des Abendmahlsaales, in den uns dann die zitternde Seele des folgenden Zwischenspieles mit seinen düsteren Schatten und zuckenden Schmerzen trägt.

Das Wort: „Einer aus euch wird mich verraten“, — und das bekannte Gemälde von Leonardo da Vinci steht vor uns, eine Momentaufnahme in Gesang und Musik, Leonardo selbst, aber nicht mit Palette und Pinsel, sondern mit seinem Geiste, seinem Herzen, seinem Leben, seinen Farben.

Auch Judas fragt: „Bin ich es, Meister?“ Eine zwischen die zwei letzten Silben wie unbewußt eingeschobene Atmung des vor-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tragenden Sängers verleiht der Frageſtellung eine unnachahmliche Natürlichkeit der Judascharakteriſierung.

Nach der Antwort: „Du haſt es geſagt!" fällt unvermittelt ein Satz des Orcheſters ein, der den Zuhörer zuerſt mit Fröſteln, dann mit Schauern, endlich mit eiſiger Kälte überſchüttet. Lähmender Schrecken, tobende Verwirrung, taumelnde Unſicherheit wälzen ſich aus dieſer Jagd durch die Tonarten, aus dem Wühlen der Akkorde, aus der teils ſtarren Notentextierung, teils auf- und niederhaſtenden Harmoniebewegung. Verſtrahlend eingeſtreute Himmelslichter (Takt 343, 345 — 347, 349) flüchten aus dem Zuſammenbruch einer Menſchenſeele, bis verſtockte Bosheit im hier unheimlichen Fis-Moll-Endakkord das letzte Wort verbrecheriſchen Entſchluſſes, erſt noch zaudernd, dann blitzaufflammend grell in ſich hineingellt. Das kleine, nur 17 Takte umfaſſende, große Meiſterwerk Hartmannſcher Kunſt verdient deswegen beſondere Bewunderung, weil es in hochgeſpannter Feinfühligkeit und mit ausgeſuchter Vorſicht ſchon ausgeſprochene Themen zur Erzielung entgegengeſetzter Affekte verarbeitet. Soll es wirken, dann dürfen die Bewegungstypen der führenden Inſtrumente nicht ineinander ſchwimmen, die thematiſierenden, redenden nicht übertönt werden. Das Verhältnis zwiſchen Prinzipal- und Ripienſtimmen darf beſonders hier nicht verwiſcht, aus dem vorgeſchriebenen ff nicht ein allgemeines fff werden. Bei dem vorgezeichneten Tempo würde ein f die zermarternden Schläge dieſes Gewitterſturmes, dieſes Geiſterkampfes vielleicht plaſtiſcher, packender niederdonnern.

Daß einer der Ihren Verrat geſponnen, das iſt zu unbegreiflich, als daß dies Furchtbare die Apoſtel weiter beſchäftigen dürfte. Es iſt nicht *mehr* wert, als daß es von ihnen, wenigſtens für jetzt, vergeſſen werde. Ein aus dem Apoſtelherzen herausgeholter, uns Weltmenſchen ſeltſam berührender Zug, den der Komponiſt andeutet und nur der erprobte Jünger aus der Hochſchule des hl. Franziskus finden konnte!

Nun Perlenreinheit, Regenbogenſtille, heiliger Abendfriede über der Tafelrunde! Die Gedanken ſchweifen zur Tat zurück, die der Herr eben an den Zwölfen, auch an Judas, geübt. Die heilandstreuen Seelen verlieren ſich in dankbar gegenliebende Bewunderung der demütigen Hirtenliebe, die, es iſt kaum eine Viertelſtunde verfloſſen, vor ihnen kniete und ihre Füße ſäubernd, kühlend netzte; ſie verlieren ſich in ein ergründendes Auskoſten der Worte, die er dabei zu ihnen geſprochen. Nicht teil am Heiland, am Erlöſer haben? Nein, ihn beſitzen, immer, ewig! Gegenliebe, Verſicherung unverbrüchlicher Treue, das Verlangen aller, für das verbrecheriſche Sinnen des Einen Erſatz zu bieten, Sehnſucht, ſtets eins mit dem Herrn zu ſein, ſchwellt ihre Seelen.

Dieſes Gedankenweben der Seelen uns zu vermitteln, iſt Aufgabe des zweiten Altſolo, das in pſychologiſcher Folgerichtigkeit den Motiveu etwas mehr Spielraum gönnt. Wir hören die Interpretin der Apoſtelſeele wieder, dieſelbe Altſtimme, die früher das „Angelorum esca" ſingt, diesmal ruhig, balſamiſch wie Narde quellend. Die Arie, ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reines, heiliges Sehnen, beteuert, klagt und schluchzt: „Indica mihi“. „Vertraue mir, du, den meine Seele liebt!“ Die Arie, an diesem Platze, zwischen dem Judasaufruhr und der Apostelkommunion, ist eine Frage an jede Menschenseele: Und du? Singst du mit?

Dann schlagen Treuewonne und Passahfreude in einander; der Arie reiht sich ein Chor an, ein weit, aber nicht breit gehaltenes Loblied. In nimmermüder Dankbarkeit für die Huld, die der demütige Heiland in Selbsterniedrigung ihnen erwiesen, bekennen die Seelen ihr Unverdienst und freuen sich — ist doch Gottes Sohn in ihrer Mitte — und harren im reuigen Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit und Hilfsbedürftigkeit höherer Gottesgnade entgegen. Um uns daran zu gemahnen, daß Inhalt und Stimmung des Lobgesanges der Ausdruck der Gesinnung aller ehrlich gläubigen, gottvertrauenden Israeliten, ja, aller ehrlich suchenden Menschenseelen und daß er eine ideelle Nachahmung des traditionellen Psallierens sei, das die häusliche Passahfeier durchzog und endigte, legt der Tondichter, den ersten Teil des Oratoriums abschließend, die Psalmodie dem gemischten Chore in den Mund.

* * *

Entfaltet der erste Teil im Texte und in der Komposition umschauerte Blütenherrlichkeit, so wird der zweite zum unversieglichen Born der lautersten Fruchtsüße. Waltet im ersten feurige Kraft des Geistes, mit der erdhafte Schwäche und Leidenschaftlichkeit keine Gemeinschaft pflegen wollen, so herrscht im zweiten die milde Macht des Herzens, die aus den mannigfaltigsten Schwingungen gleicher heiliger Seelenstimmung ein Paradies der Melodien, einen irdischen Himmel der Harmonien in unsere Welt der Geräusche trägt. Ist der erste ganz Güte, so ist der zweite ganz Liebe. Hält uns der erste mit der stärkeren Betonung des epischen Elementes und mit dem ernst warnenden Fingerzeig auf Judassinn und Judastat noch an den bebenden Boden dieses Daseins gebunden, so hebt uns der zweite auf Taborhöhen, um uns Gottes Huld genießen, Himmelsfrieden verkosten, Ewigkeitsruhe ahnen zu lassen.

Der zweite Teil geht fast in Lyrik edelster Art auf; der epische Fluß verströmt in kurzen, aber majestätischen Stürzen.

War die Einleitung zum ersten ein Widerschein der Heilandsseele, so ist die des zweiten ein Spiegelbild der Apostelseele.

Den ganzen zweiten Teil beherrschen die zwei Hauptgedanken: Christus ist das am Kreuze blutig geopferte wahre Osterlamm; er ist der unsterblichen Seele göttliches Opfermahl. Diese beiden Gedanken lösen alle Affekte aus, mit denen der zweite Teil, ein Muster der Einheit in der Stimmung und in der Tonalität, den Zuhörer bestürmt.

Hätte der Heiland den Aposteln die Himmelsspeise gereicht, wenn sie dafür noch nicht empfänglich gewesen wären, wenn sie das Geheimnis noch nicht hätten fassen, nach ihm noch nicht hätten verlangen können? wenn sie von ihm darüber nicht schon hinreichend unterrichtet gewesen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wären? Auf diese ihre Seelenreife lassen sie sich apostelgemütig in der Einleitung des Orchesters und im anschließenden Männerchor von uns prüfen.

Daß Judas den Herrn verraten werde, der Herr hatte es ja selbst gesagt, der Gedanke daran läßt sich nun nicht länger bannen. Mit ihm tönen den Aposteln die Worte laut ins Ohr, mit denen der Heiland wiederholt und vor wenigen Tagen besonders offen und bestimmt sein bevorstehendes Leiden angekündigt hatte. Wie auf ehernen Spruchbändern eingeglüht, schlingen sich die Worte um die Schmerzensbilder, die, unvergänglich in die Bücher der Propheten gezeichnet, nun vor ihren Augen lebendig werden und ihre Seelen füllen. Daher die Erscheinung, daß keines der Themen der Einleitung zum zweiten Teile ganz aus der Farbe der Trauer fällt.

In enger Entwicklungsfolge streben, einander ungezwungen gegen übergestellt, die Affekte aus der Einleitung empor: sühnewillige Demut Erkenntnis der Unwürdigkeit (Takt 1—6) und doch erst hoffnungsfreudiges (Takt 6—8), dann zaghaft bangendes Sehnen (Takt 8—11), — glücklich gläubiges Vertrauen (Takt 11—14) und doch erst zurückbebende, dann sich selbst ermunternde Ehrfurcht (Takt 15 — 26), — wieder Reue, die in sich zusammensinkt (Takt 27, 28), aber gern von aufbrennender Sehnsucht sich verdrängen läßt (Takt 29, 30), und die Sehnsucht geht über in erst lispelnde, dann laute Beteuerungen woher Liebe (Takt 31—37), die sich in kindlicher Hingabe und männlicher Anbetung (Takt 38—44) verzehren will. Die Aufrichtigkeit aller Affekte hat im demütigen Glauben ihre Wurzel und saugt aus dem unerschütterlichen Vertrauen ihren Lebenssaft. Dies kündet uns der Orgelpunkt, der mit Takt 31 einsetzt und ausdauernd bis zu Takt 44 anhält. Die Lebendigkeit des demütigen Glaubens veranschaulichen uns die Figuren, mit denen Violinen, Flöten und Oboen Takt 31—40 dem Orgelpunkt, ihn verstärkend, folgen.

Da winden sich die wortgewordenen Gedanken aus den Apostelseelen auf; der Männerchor singt: „Jam Pascha nostrum Christus est!"

Nun ist uns Christus Ostersieg,
Er selbst ist unser Osterlamm!
Er schenkt sich reinen Seelen ganz
Als reinsten Lebens Osterbrot.

Nun wird Christus sich opfern und uns retten, er, das wahre Passahopfer, wird nun mit seinem Leiden, seinem Sterben den Seelen Erlösung von Sündennot und ew'gem Tod ersiegen; er wird aber auch sich selbst, sein Fleisch und Blut, Menschenkindern als Seelenspeise bieten. Als ränge er sich aus Urtiefen empor, als wollte er Kerkerpforten brechen, als wollte er sich in unsichtbare Welten schrauben, so wächst der Chorgesang auf und schwellt zum Fortissimo an, das herrschend fragt und machtvoll heischt: Hört es denn, ihr Gründe all, ihr Schlünde! Höret es, ihr Menschenmeere, ihr Geisterheere! — Der Chor schweigt. Erwartet er Antwort? Aus unsichtbaren Welten läutet es nieder,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:56 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freudig und weh fragend: Nun ist uns Christus Ostersieg? durch seinen Opfertod? — Halb betroffen, halb beglückt erwidert der Chor, im leisesten Vortrag versichernd: Jam Pascha! Und die Geisterstimme jubelt die Kunde nach, nimmt dem Chore die Worte von den Lippen, lockt ihn, sie zu wiederholen, verstummt, lauscht dem anbetenden Staunen und drängenden Verlangen des Chores (Takt 119—123), lauscht der Sehnsucht, die siedend aus den beschleunigten Läufen der Violinen und Violen wallt (Takt 127—131) und fordert endlich, erst fast neidend, dann selbst in Anbetung und Staunen vergehend (Takt 136 u. f.), den Chor zum abschließenden Ausruf auf: Sinceritatis azyma, reinsten Lebens Osterbrot!

Der Ausruf ist ein friedvolles Ruhen in einer Erwartung, die keine Enttäuschung kennt, in der gläubigsten Erwartung einer Großtat, die nur Gott vollbringen kann.

Was soll die Geisterstimme? Das Wort, das Lied der Apostel „Jam Pascha!“ ist durch die Wolken gedrungen, es hat an die Tore der Vorhölle geklopft. Die heiligen Altväter haben aufgehorcht, beklommen von dem Worte irdischer Stimmen, daß der Gottmensch sterben, das Erlösungsopfer werden soll, haben sie das Wort beinahe vorwurfsvoll der Erde zurückgerufen; dann haben sie sich von dem unbegreiflichen Gedanken, daß Christus Osteropfer und Osterlamm ist, nicht trennen, sie haben es sich nicht oft genug vorsingen können, daß nun auch ihnen die Erlösungsstunde schlage. Aber nicht wagen wollen sie es, dem Wunder nachzusinnen, daß Christus Osterspeise sein werde. Nur einmal versuchen sie erschrocken, es auszusprechen (Takt 99), ohne es zu vollenden. Sie kehren zur Versinkung in den Opfergedanken zurück, um nach langem Schweigen vom Staunen sich zu erholen und endlich mit einem Anlauf (des Orchesters im Takte 132) es in die Welt, in die Menschheit, in die Jahrtausende hineinzubeten: Christus, reinsten Lebens reinstes Lebensbrot!

Das Altsolo vertritt also hier die Stimme der Seelen jener verstorbenen Gerechten, die vor den Aposteln eines vorbildlichen Apostelamtes gewaltet hatten.

Ethisch und ästhetisch gewogen, bildet das Altsolo in seiner Durchführung ein selten begnadetes Mittel vornehmster Technik, einzig begnadet, weil es die unendliche Würde des Altarsakramentes veranschaulicht und dabei die höchstmögliche Steigerung des Erwartungsaffektes erzielt und weil nur Inspiration, künstlerische Erleuchtung, Betrachtungssegen es entdecken konnte.

Nicht unberührt bleibe das Staccato in den Bässen der Orchesterbegleitung und der isolierte Paukenschlag am Schluß. Das Staccato ist hier nicht eine bloße melodische Formel, sondern ein organisch sich verästelnder Melodiengang von ergreifendem Zauber. Es beginnt, auch nicht bedeutungslos, drei Takte vor dem Einsatz (Takt 69) des Altsolo und endet im Takte 92. Es gräbt sich in das Ohr und bemächtigt sich, in den Takten 89—92 von den Saiten der Violinen verhallend, mit Allgewalt der Seele, um sie nie mehr zu verlassen. Dem Altsolo

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich anschmiegend, träufelt es wie Niedersickern wehmutsbitterer Freudentränen; mit dem Chore verbunden, zerlegt es dessen Gedanken an Opfertod und Todesschmerzen, pulst wie Echo fern niedersausender Hammerschläge, wie Niederrinnen hochfallender, schwerer Blutstropfen. Und der Paukenschlag? Hören wir Kalvarienfelsen krachend sich spalten, des Tempels Vorhang bersten? Der erschreckende, zerschlitzende Paukenschlag! Er zerreißt die Zeiten, scheidet die Bünde. „Wer Ohren hat, zu hören, der höre!“ Nacht und Schatten weichen, Weissagung und Vorbild hören auf, Licht und Tag, der neue Bund bricht an. Im blutigen Kreuzes-, im reinen Speiseopfer naht euch die Erlösung.

Der Chor bietet für den Vortrag ungeahnte Schwierigkeiten. Der Text ist gepreßt, sein Verständnis durch die Stellung und Bedeutung, die der Chor im Gesamtwerk behauptet, noch erschwert. Dazu kommt die gedankenvolle, bisweilen wie ein ernstes Geheimnis drückende polyphone Bearbeitung, die Komposition. Wie in Gewändern aus schwerstem, diamantenbesäetem Purpur mit tieffurchendem Faltenwurf und tiefrauschender Schleppe naht sie uns. Haben die Sänger durch geschickten, feierlich akzentuierenden Vortrag den Chor dem Verständnis des Zuhörers näher zu rücken und ihn aus dem Herzen ins Herz zu singen, so muß vor allem die Altstimme dem Geiste des Oratoriums verlobt sein.

Mit den folgenden Rezitativen und Chören der Nummer 6 ersteigt das Oratorium den Gipfel, den es allmählich angeklommen, auf dem es sein innerstes Wesen offenbart, das Geheimnis aller seiner Kräfte wirken und schauen läßt, aber auch seine Absichten nicht länger verbergen kann. Denn hier erklärt es unumwunden, daß es der Schönheit nicht um der Schönheit willen, daß es nicht der „Relationslosigkeit der Kunst“ huldige, sondern geistig und sittlich zu fördern und zu erheben als Königsziel anstrebe.

Das Vorspiel des Orchesters, die Vorhalle zum innersten Heiligtume des Oratoriums, hüllt uns in das Licht und die Wärme des Abendmahlsaales. Weich und ruhig, als würde jeder Laut von den Teppichen des Estrichs, von den Behängen der Wände gedämpft, hell und klar, als wäre jeder Ton von strahlendem Ampelschein durchleuchtet, fließt ein Motiv durch die Takte, in das sich die früheren Themen einigen: Liebe in der Brust der Apostel, Liebe im Herzen des Heilandes. Sei nur ganz Ohr und du hörst die Apostel mit Stimmen, welche ehrerbietige Zurückhaltung verschleiert, halb vertraulich, halb feierlich Wechselrede halten. Sei nur ganz Ohr und du hörst aus dem Orgelpunkte — erst (Takt 14—21) von den Oberstimmen im Staccato leise, dann (Takt 22—34) von den Bässen dumpf bewegt gehalten — das Herz des Heilandes schlagen, erst in lauterer Freude gehoben, dann, nach einer Wallung (Takt 21, 22), in schmerzlich gehemmten Tönen begraben.

Das Übermaß der Gedanken zügelt den Eifer der Wechselrede (Takt 48, 49), die Gedanken strömen langsam in die Seelen zurück. Schweigen im Kreise der Apostel!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das einfallende Sopran-Rezitativ will dem Gewichte der Worte erliegen, die es kündet. Nur mit Unterbrechungen, in Furcht, die Worte entweihen zu können, erzählt es: „. . . da nahm Jesus das Brot — und segnete — und brach es — und gab es seinen Jüngern"; dann klimmt es, als wäre die undankbare Erde nicht wert, die Worte zu hören, als müßten sie in den Himmel hineingesungen werden, an der verhaltenen Freude des eigenen Herzens empor und dankt: „und sprach". Das „und sprach" tönt wie die Weltendomglocke.

Nach einem Zwischentakte des Orchesters ruft uns das Christusmotiv eines Orgelsolo in die unmittelbare Nähe des Heilandes. Während des folgenden Orgelthemas, das in seiner Stilisierung einfach und allgewaltig wie die Liebe spricht und uns die Kniee beugt, perlen die Worte der Bariton-Arie nieder: „Nehmet hin und esset." Die besondere Eigentümlichkeit dieser Arie (Arie im weitesten Sinne des Wortes), die forte anhebt und im Pianissimo austönt, besteht in der markigen Ausprägung eines Affektes, den zu fassen Menschenseele sich weiten muß und der, wollte man seinen Muttergedanken in Worte kleiden, etwa aus der Erklärung klänge: Tausend und tausendmal möchte ich sterben, um tausend und tausend Male dich zu beglücken; du aber erkennst es nicht.

Eine eintaktige Generalpause als Vorbereitung für den Augenblick, der alle Wärme des Oratoriums zur Sonnenphotosphäre ballt und all sein Licht zum flammenden Brennpunkt verdichtet; ich vermochte kaum zu atmen, — „denn dies ist mein Leib", spricht ein allmächtiger Liebeswille.

Die Partitur schreibt über die Worte, die weder vom Orchester noch von der Orgel begleitet werden, einen pianissimo zu haltenden einfachen Notensatz, der die Liebe des Erlöserherzens erlöst, schreibt ihnen als Tempo adagio grave, als Vortragsstimmung misterioso vor.

In den letzten Takt des Baritonsolo schwebt wie ein Hauch der erste Ton eines gemischten Chores: „Kommt, wir müssen anbeten!" Dadurch, daß der Satz zweistimmig beginnt, im sechsten Takte für drei Takte einstimmig wird und endigend in vier Stimmen auseinandergeht, ferner dadurch, daß er das Taktmaß dreimal tauscht ($^4/_2$ und $^3/_2$), dadurch wird der gesungene Text hinreißend.

Der Heiland hat die ewig denkwürdigen Worte gesprochen. Noch ist die letzte Silbe nicht verhallt, da haben sich Legionen reiner Geister um den segnenden, wandelnden, opfernden Herrn geschart. Engel und Erzengel, Cherubim und Seraphim beten an mit Stimmen, wie sie nur der Himmel kennt. Und die heilige Heilandshand — dies der ideelle Hintergrund an dieser Stelle — reicht die von ihm durchwohnte Brotsgestalt den Aposteln, deren Lippen flüsternd in die Schlußtakte einstimmen und beseligt bekennen: Ja, wir beten an! Daher der vierstimmige Schluß des zweistimmigen Engelchores.

Da der Heiland jetzt getan, was die Apostel ersehnt, da übermannt sie die Majestät des Wunders, die Göttlichkeit der Liebe. Sprachlos, regungslos knieen sie. Aber ihre Seelen glühen und diese

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glut loht, um zu erfassen, was ihr naht. Es loht vor uns, das Funkeln von Rubinenfeuer und Granatenglut, in dem sich anschließenden Frauenchor „Ave corpus Christi", wie in dem bald folgenden „Ave sanguis Jesu Christi". Was soll man von den beiden choralartigen Liedern sagen, um sie zu charakterisieren, wie sie jenem deuten, der sie nicht kennt! Sie gehören zu dem Wahrsten, Größten, zu dem Geistvollsten, Herzinnigsten, was in unserer Zeit die Tonkunst gesungen hat. Wenn auch das Oratorium einmal vergessen werden könnte, jene beiden Ave-Lieder werden fortleben. Liebe, die zur ehrfurchtsvollen Anbetung geworden ist, gedenkt mit einer Zartheit, wie sie noch keines Sängers Lippen gesalbt hat, der Menschwerdung des Gottessohnes und der „lieben Mutter Maria", erschrickt und weint über die Schmach, die Gottes Sohn mit dem Kreuzestode auf sich genommen, über die Schmach, die eine kreuzigende Menschheit auf ihr eigenes dem Tode verfallenes Haupt lädt, flieht für die Stunde, die von dieser Erde trennt, in die barmherzigen Arme des Erlösergottes in der Eucharistie und grüßt und stirbt zu ewigem Grüßen.

Die beiden Choräle als Engelchöre aufzufassen, wäre wohl eine arge Verkennung der Absichten des Oratoriums. Daß man sie mit den begleitenden Weisen des Harmoniums bei Aufführungen hie und da aus den Höhen, von einer Galerie oder einem Orgelchore niederklingen läßt, dieser Umstand wird eine von örtlichen Verhältnissen herbeigeführte Zufälligkeit sein. Man beachte, wenn man schon das musikalische Kleid nicht prüfen will, den Text, um zu ersehen, daß die dort niedergelegten Gedanken nur in einer Menschenseele Raum haben, für die die Welt zu sein aufgehört hat, weil die Ewigkeit ihre Betrachtung fesselt. So können Engel nicht denken, darum auch nicht singen. So konnten nur Apostelseelen lieben.

Die Oratoriumschrift wünscht den Vortrag da lontano und überläßt es der freien Wahl, a capella oder mit Harmonium- (nicht Orgel-)begleitung zu singen. Harmonium und Sängerinnen im Rücken des Orchesters, im äußersten Grunde der Bühne, wäre eine ideale Anordnung, a capella-Gesang ein idealer Vortrag.

Nach dem zweiten Choral „Ave sanguis Jesu Christi" will Apostelliebe Wonne und Segen mit der ganzen Welt teilen. Leib und Seele singt: „Kommt! kommt!" Einzig hohe, beispielvolle Dankbarkeit! Dann erheben sie das Auge zum Herrn, fragend: Dürfen wir die Brüder, die Menschen aller Erden, aller Zeiten zu Gaste laden? Dürfen wir? Was er ihnen nun vorspricht, rufen sie nach. Bald werden sie hinauspilgern und bis an des Erdkreises Grenzen jeder Menschenseele und allen Völkern mit denselben Worten den einladenden Auftrag des Gottesherzens unermüdlich entbieten: Kommt und esset! Kommt, kommt!

Leib und Seele der Apostel wähnen sich jetzt schon auf den Wegen durch die Welt. In freudigster Dankbarkeit für ein umfaßbares Glück wollen sie jetzt schon das Wunder der Wunder aller Welt zujubeln und vor aller Welt ein feierliches Bekenntnis des Glaubens

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ablegen. Leib und Seele, durch den gemischten Chor versinnbildet, singen: „Verbum caro“ —

Menschgeworden hat Sohn Gottes
Durch der Liebe Machtgebot
In sein Fleisch, sein Blut verwandelt
Schlichten Wein und armes Brot.
Herz, es ist des Heilands Wort
Bürgschaft dir und Glaubenshort.

Daß sich dieser Dankesjubel mit psychologischer Natürlichkeit an das vorausgegangene „Venite“ schließt, braucht nicht ausgeführt zu werden. Aber nicht so leicht entdeckt man die Aufgabe, mit der der Tondichter den gemischten Chor betraut hat. Der Chor ist eine im Viervierteltakte glänzend variierte „Pange lingua“-Melodie. Man vermag bei der ersten Durchsicht der Notenschrift den Text und dessen Melodie mit dem vorgezeichneten Tempo (♩ = 120) nicht zu reimen. Anfangs will es scheinen, daß der Chor, um dem textlichen und musikalischen Inhalt zu entsprechen und um beabsichtigt zu wirken, höchstens moderato vorgetragen werden dürfe. Man versteht das vorgeschriebene allegro nicht. Erst das Eindringen in die Sätze des mitredenden Orchesters bringt erwünschten Aufschluß. Während die Oberstimmen durch die ersten 20 Takte in festlicher Kraft und Ruhe jubeln, hüpfen die Unterstimmen in einem eigentümlichen, ganz vorwärts und halb rückwärts strebenden Rhythmus und erinnern an das kadenzierte Springen, in welchem bisweilen auch heilige Gottesfreude Luft und Ausdruck sucht. Man denke an David in alter, an Echternach noch in unserer Zeit. In Takt 324 reißen die Unterstimmen die oberen sogar in die Erregung hinein. Nun liegt es offen zutage, daß der kanonartige Chor der Apostelstimmung voll gerecht werden und auch die Zuhörer in pure Freude heißester Dankbarkeit tauchen will. Er ist ein efeuüberranktes Veilchenbeet, wert, daß man sich bücke und wieder bücke, um die Verzweigungen des Efeunetzes auseinanderzubreiten und den Lebensgeist der Veilchenflur in vollen Zügen einzuatmen. Mit gewinnreicher Nachdenklichkeit wird man besonders bei der Wendung im Thema und im Affekte verweilen, die bei Behandlung der Worte „sola fides sufficit“ auffallen muß, und die Paukenschläge nicht überhören, welche die Schlußtakte des Orchesters durchwirbeln. Sie mahnen den Titanen des Unglaubens an den Tag des Gerichtes.

Und wir schauten immer noch nicht die Verklärung, die das Oratorium von der sonnennahen Zinnennadel seines Gipfels über die erhobene Seele ausfluten will.

Hartmann sucht und findet die höchsten Höhen in den tiefsten Tiefen. Aus den nur Gott geweihten Geheimnissen der Seele hebt er den Sonnengesang der Minne.

Mit dem Chore „Verbum caro“ haben die Apostel nach den anbetenden Ave-Liedern ihre Dankbarkeit in Jubeltönen der Freude

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jedem Erdenpilger zugesungen. Sie haben so unsere Natur nicht verleugnet, der es edel eigen ist, gefundene Freude und gewonnenes Glück anderen mitzuteilen. Nach diesem Ausbruch des Jubels kennt die Apostelseele nur mehr Gott und sich selbst. Es entschwinden ihr Saalwände und Ampelschimmer, Jerusalem und Erdennacht, Sinnenrufe und Körperschwere, nahe und ferne Welten, Raum und Zeit. Vergangenheit und Zukunft drängen sich ihr in ungemessene Augenblicke zusammen, in denen gläubige Gewißheit das selige Sein der Ewigkeit vorausgenießt. Christus in der Seele und die Seele in Christus! An ein Herz, dessen Seele mit Christus, mit dessen Seele Christus heilige Zwiesprache hält, legen wir unser Ohr, da uns das Sopran- und Altsolo „Ego dilecto" den Atem nehmen will. Den Sinn, in welchem die der Heiligen Schrift entlehnten Textworte aufgefaßt und musikalisch vorgetragen sein wollen, dürfte folgende übersetzende Paraphrase wiedergeben:

Ganz zu eigen bin ich meinem Geliebten,
Mein Geliebter, mir hat er sich geschenkt.
Lilien blüh'n auf seinen Hirtenwegen. —
Kühlung sucht' ich vor dem Sonnenbrande,
Zuflucht sucht' ich gegen Sturm und Wetter;
Selig ruh' ich nun in seinem Schatten,
Selig unterm Kreuz, dem Baum des Lebens,
Süß sind meinem Gaumen seine Früchte:
Seines Mundes Wort, das Wort der Wahrheit,
Und die Speise der Unsterblichkeit.
Sein Herzblut ist mein Wonnebecher
Und schützend weht sein siegend Banner über mir:
Kreuz und Liebe, Kreuzesliebe!

Das Altsolo redet die Sprache der Apostelseele, der Sopran die Worte des Heilandes, der in geheimnisvollen Gestalten sich der Seele geeinigt hat. Es singt die ersten drei Verse, der Sopran gibt die Versicherung zurück: Dir gehöre ich und Lilienwege will ich dich führen. Die folgenden Verse sind als Geistesaustausch komponiert, in welchem Liebe und Gegenliebe die Gedanken einander aus dem Herzen lesen und die Worte der beiden Stimmen sich erst zart verweben, dann kräftig verknoten. Geistige Überlegenheit prägt die Altthemen für den Sopran zu den Gedanken um: Ich kam in mein Eigentum und die Meinen nahmen mich nicht auf; stolz sind die Großen, kalt die Kleinen, voll Furcht die Könige, voll Neid die Völker, Haß sinnen die Starken, Spott treiben die Schwachen. Du aber nimmst mich auf; in dich will ich pflanzen, was ich liebe: Treue gegen mein Gesetz, Leben in meiner Gnade, Worte, die nicht lügen, Werke, die nicht sterben; dein Herz eifert für meine Ehre, schirmt und verteidigt meine Rechte. Darum ist dein Minnen meine Freude.

Die musikalischen Themen der Duett-Arie sind getränkt mit dem Jubilieren eines Gotteslerchleins, einer Hingabe zu nie endender Vereinigung. Die Themen des Orchesters laufen in das Hauptmotiv zusammen: Freude, an der die Seele der Leiblichkeit keinen Anteil

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einräumt, Freude am Lieben und Geliebtwerden, Freude an den unerschöpflichen Schätzen eines voll beglückenden Besitzens und Gebens.

Wie nirgends, so fließt auch hier nicht ein Tröpfchen Sentimentalität ein. Die Sängerinnen aber möchten

Tauben sein mit Adlers Blick,
Um der Sonn' ins Aug' zu schauen,

denn die Arie ist das Noli me tangere des Oratoriums. Wie das „Angelorum esca" und das „Indica" dreigliedrig durchgeführt, ist sie die gesanglich empfindlichste, die Orchestrierung ihrer Begleitung vielleicht die kunstvollste Partie. Soll sie nicht zur Unkenntlichkeit entstellt werden, dann mäßige man bei Aufführungen lieber das vorgeschriebene Tempo, als daß man es auch nur um einen Schnelligkeitsgrad beschleunige. Die Zugabe auch nur eines Tausendstels vom vorgezeichneten Vortragstempo kann zu ihrer vollen Verkennung führen.

Man liest, der Schlußchor des Oratoriums sei „über der alten und berühmten Synagogalmelodie des Kol Nidre aufgebaut". Der Kenner des chaldäisch gefaßten Kol Nidre-Gebetes will dies nicht für möglich halten, wenn es ihm auch von Kennern der Kol Nidre-Melodie nachdrucksamst bezeugt wird. Zwischen dem Inhalte des Gebetes, folglich auch der Melodie (falls diese nicht den Kompositionsfehler der Freischwebe an sich trägt) und dem Texte unseres Schlußchores besteht nicht die geringste gedankliche Beziehung, vielmehr eine sachliche und ideelle Unvereinbarkeit, wie sie größer nicht gedacht werden kann. Man findet im Kol Nidre, das am Vorabende des Jom Kippur gesungen wird, nicht einen Gedanken, der musikalische Motive böte, wie sie der Text des Schlußchores verlangt. Zudem trägt der Schlußchor den Charakter des Hymnus an sich; Kol Nidre ist alles andere, nur keine Hymne. Selbstverständlich kann darüber nicht Aufschluß gegeben werden, wie oder wodurch Dr. Hartmann veranlaßt wurde, ein Motiv des Kol Nidre-Gesanges zu verarbeiten. Hat er nur die Melodie, nicht den Inhalt des Gebetes gekannt? In diesem Falle würde die gelesene oder gehörte Melodie in seinem Geiste Motive geweckt haben, die wohl eine entfernte Ähnlichkeit mit jener trügen, ihr aber nicht verwandt sein könnten.

Wir nehmen den Chor, wie er steht und liegt. Er ist, wie bemerkt, ein Hymnus.

Dem Werke einen Marmorwürfel als Schlußstein einzufügen, griff die Eingebung nach der Antiphon „O sacrum convivium". Sie ist im hochfeierlichen Stile vertont, der Würfel spiegelglatt geschliffen. Er birgt das Testament des Oratoriums, in leuchtenden Unzialbuchstaben auf unverwüstliches Pergament gezeichnet. Das Testament verschreibt Lesern und Zuhörern den Geist der Apostel.

Die hehren Augenblicke erhebender Zwiesprache sind Gottes Hulderweis; er will und sie sind verronnen. Die Apostel betrachten nun, wie jeder kostbar Beschenkte zu tun pflegt, das empfangene

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleinod. Sie genießen die Früchte der Gottesgabe, erfahren die Wirkungen der Gottesspeise an sich. Jetzt ist Christus die Kraft ihres Willens, sein Leidensherz die Rüstkammer ihres Opfer- und Todesmutes, seine Gnade ihr Lebensglück und Sterbenstrost, seine Herrlichkeit ihr sicheres Erbe. Was wunder, daß Leib und Seele in Liebe leben und das Leben zum Preislied der Liebe gestalten wollen! Die Hymne ist für gemischten Chor geschrieben. Freudige Liebe, die arbeiten, leiden und ihre Dankbarkeit in Werken betätigen will, ist das Hauptmotiv. Es zerteilt sich in vier Strahlen (Takt 9—19 und 44, 45; 20—24; 28—35; 46—58). Ein dreimaliges Alleluja siegelt. Das erste in Moll sehnt sich, wie Sieg nach Siegesfeier sich sehnt; es ist der letzte Laut, den eine vom Körper sich ringende Seele auf dieser Erde spricht. Dann wechselt die Tonart aus B in D-Dur. Es folgt das zweite in der bekannten Osteralleluja-Melodie als Erdenpilgers-Auferstehungsjubel, das dritte als Ewigkeitswort.

Maler und Baukünstler bringen bisweilen an passendem Platze ihrer Gemälde und Bauten ihr Bild in Farben oder Stein an. Ohne es zu wissen und zu wollen, hat der Tondichter Leib und Seele in den Schlußchor geschrieben; in Takt 44, 45 steht Hartmann, wie er als Dirigent leibt und lebt.

Die Orchesterbegleitung, um ihrer flüchtig zu erwähnen, ist ein mehrgliedriges Periodengefüge mit festem Unterbau, ruhiger Melodienpracht und festlicher Figuration.

Würdigen wir das ganze Tonstück, den Coro finale, in seiner gesanglichen und instrumentalen Einheitlichkeit, dann scheint es, als würde der Würfel sich dehnen und strecken, als würde er zu einem sich immer mehr breitenden, immer mehr weitenden Triumphbogen mit zierlicher Ehrenpforte. Er wächst aus Blumengefilden immer höher auf und schaut wie ein Bergriese in Welt und Wolken, als wollte er, daß alle Menschen seine allzeit offenen Tore sehen und seine bittende Einladung hören. Die eine seiner Stirnseiten ist mit zersprengten Sklavenketten und dorrenden Weltfreudenkränzen, die andere mit kreuzgeschmückten Herrscherdiademen und tränenfeuchten Blütenszeptern behangen. Durch die Ehrenpforte schreitet, aller Erdenträume entbunden, die erlöste, gerettete Zeit betend an die Mannatafel des Lammes und, dort gewappnet, von ihr nach Kampfesmühen in die lohnende, krönende Ewigkeit.

Wie Jauchzen der Unendlichkeit hallt der Schlußakkord. — — —

Für den Gesamteindruck des Hartmannschen Werkes und den Genuß seiner Herrlichkeiten ruht ein Hauptanteil der Aufgabe und der Verantwortung auf dem Vertreter des Christusparts. Er vor allem muß Kopf und Herz für ein ideales Bild des Menschheitsideales und eine Stimme besitzen, wie man sie für die Christussprache berechtigt erwartet, abgetönt, schattiert, celloschmelzend. Den Stimmen für die Sopran- und Altsoli dürfen jener Geistesschwung und jene Seeleninnigkeit nicht abgehen, die den Arien innewohnen und die, in den Herzen und auf den Lippen der Sängerinnen thronend, die zarten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewalten des Oratoriums zu entfesseln und in das Gemüt der Zuhörer zu bannen vermögen. Auch möchte bei der Aufführung alles vermieden werden, was, wenn auch unbeabsichtigt, Persönliches in den Vordergrund rückt oder die Aufmerksamkeit abzulenken vermag. Wenn Sänger und Sängerinnen in der malerisch kleidsamen Gewandung der Antike auftreten könnten, wäre dies kein Haschen nach theatralischem Effekt, sondern ein die Sänger und Sängerinnen ehrender Tribut an die Würde des Oratoriums. Dadurch verlöre zugleich die Tribüne die Nüchternheit der Konzerthalle, es würden ihr die Weichlichkeiten des Ballsaales genommen.

Über Einzelheiten des Oratoriums mögen wie bei jedem Kunstwerke Auffassung und Urteil auseinandergehen. Als Ganzes ist es eine künstlerische Offenbarung, „der Treffer des Genies", dessen Gemütsleben, ein Edelweißstern, eine Perlenmuschel, nur himmelnahe Alpenhöhenluft atmen will, nur in erdentrückten Meerestiefen heimisch ist. Das Oratorium ist eine Schöpfung, wie sie nicht auf den Schulbänken der Theorie entsteht; die Theorie mag sich der Schöpfung zu Füßen setzen.

Das Jahr des Heiles 1912 hat es der Feier des Eucharistischen Weltkongresses zu Wien eingereiht. Diese Tatsache ehrt den Kunstgeist, der es für diesen hochfestlichen Zweck gewählt, und das Werk, das dem Heilande im Sakramente mit und vor der ganzen Welt solche „Huldigung der Künste" dargebracht und so für alle Zeiten einzig ruhmvollen Hochadel empfangen hat.

Thalassa.

Von Ella Graf.

Lichte, sonnenheiße Luft, —
Fernher weht Zypressenduft,
Von tiefdunklem Schatten schwer,
Übers märchenblaue Meer, —
Frage nicht woher.

Stolz und schlank am Felsenriff
Gleitet kühn vorbei das Schiff.
Hoch und weiß die Möven flieh'n,
Weiter noch die Träume zieh'n, —
Frage nicht wohin.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die bildende Kunst Spaniens.

Von Peter Graf Vay.

Die Plastik.

I. Der plastische Sinn des Volkes.

Der Ausdruck des plastischen Sinnes des spanischen Volkes hat bis heute sehr wenig Interesse erregt. Die spanische Bildhauerkunst kennt man — wenn man von ein paar Kunsthistorikern absehen will — kaum. Die Namen der hervorragendsten Künstler sind so gut wie unbekannt. Sogar diejenigen, welche die iberische Halbinsel bereist, ihre Kunstsammlungen besichtigt und ihre Kirchen aufgesucht haben, erinnern sich kaum einiger Werke der Bildhauerkunst und haben höchstens den Namen des einen oder anderen Bildhauers im Gedächtnis behalten.

Schuld daran sind in erster Linie die Spanier selbst. Es gibt nicht ein Museum, in dem man die plastischen Schöpfungen der Nation eingehend studieren könnte, keine Sammlung, die einen Überblick über die Meisterwerke der spanischen Bildhauerkunst bieten würde. Die interessantesten Denkmäler sind in den verschiedensten Teilen des Landes zerstreut, schwer zugänglich, oder so versteckt, daß sie bis jetzt der Aufmerksamkeit entgangen sind.

Von der allgemeinen Unbekanntheit machen höchstens die aus Holz geschnitzten und bemalten Figuren eine Ausnahme. Äußerst realistisch aufgefaßte, nicht selten sogar mit Kleidern und natürlichen Haaren versehene kirchliche Kunstwerke, die sogenannten Estofado-Statuen, kann man, wenn man nicht anderswo, bei den Prozessionen sehen und bei diesen Gelegenheiten den einen oder anderen Namen, wie Montanes oder Roldan kennen lernen.

Welches waren nun die Vorgänger von Montanes oder Roldan, welche plastischen Kunstwerke hat dieses Volk geschaffen, bevor es seine eigentümliche Richtung einschlug? Das sind die Fragen, auf die es ankommt. Welches waren die Wegweiser und Bahnbrecher der spanischen Bildhauerkunst? Damit wollen wir uns im folgenden beschäftigen. Auf die plastische Betätigung und die plastische Kunst Spaniens soll daher einiges Licht fallen.

Es ist möglich, daß das spanische Volk, welches zugleich mit den Söhnen Italiens der Welt die hervorragendsten Maler geschenkt hat, auf dem Gebiete der Bildhauerkunst über eine viel geringere

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Begabung verfügte; dafür aber ist die Tätigkeit, welche die aus fremden Ländern eingewanderten und dann in Spanien heimisch gewordenen ausgezeichneten Holzschneider und Modelleure entfaltet haben, eine um so bedeutendere.

Denn wenn schon auf dem Gebiete der spanischen Baukunst und der Malerei die Zahl der Künstler fremder Abstammung eine so große ist, so sind sie unter den Bildhauern noch zahlreicher anzutreffen. Wir finden jede Nationalität vertreten, sie kamen aus den entferntesten Ländern. Die Söhne jedoch setzten schon als geborene Spanier die künstlerische Tätigkeit ihrer Väter fort.

Aber während in der Malerei unter den vielen ausgezeichneten Fremden wie zwei strahlende Meteore die beiden bodenständigen andalusischen Meister Murillo und Velasquez aufleuchten, ist in der Welt der Bildhauer kein nationaler Genius ersten Ranges erstanden.

Die Bildhauerkunst war hier noch mehr als anderwärts ganz und gar der Architektur untergeordnet. Ihr Wirkungskreis war auf das Niveau der dekorativen Kunst herabgedrückt. Das Gebiet, auf dem sie sich betätigen konnte, war fast ausschließlich auf die Kirchen und Klöster beschränkt. In der Ausschmückung der Portale, in den Schnitzereien der Chöre, in der Modellierung von Altarstatuen konnte sie allein ihre schöpferische Kraft betätigen.

Für profane Schöpfungen war kein Platz. Höchstens auf Grabdenkmälern konnte hie und da ein Verstorbener verewigt werden. Aber auch diese Denkmäler wurden erst nach dem Tode des Betreffenden angefertigt und sind fast immer nach streng vorgeschriebenen Regeln und mit einer gewissen hieratischen Steife ausgeführt. Eine selbständige Auffassung oder freiere Komposition war von vornherein ausgeschlossen.

Als schließlich in Italien der Geist der Renaissance der italienischen Bildhauerkunst wie jener der ganzen Welt eine neue Richtung gab, sind ihr die Spanier nicht nur blindlings gefolgt, sondern haben sogar italienische Künstler ins Land gerufen zur Bewältigung der bedeutenderen Aufgaben. Die schönsten Grabdenkmäler wurden sogar im Auslande entworfen und ausgeführt und in völlig vollendetem Zustande an ihren Bestimmungsort abgeliefert.

Blicken wir zurück auf die Schöpfungen des Altertums, so haben diese — sie mögen so zahlreich oder hervorragend wie immer gewesen sein — keine Spur hinterlassen. Die Römer, welche jahrhundertelang die Halbinsel beherrschten und glanzvolle Städte erbauten, haben auf dem Gebiete der Bildhauerkunst unzweifelhaft eine umfangreiche Tätigkeit entfaltet. Aber auch die kunstvollsten Schöpfungen haben die Vandalen vernichtet, und nur neuere Ausgrabungen geben einige Vorstellung von der klassischen Bildhauerkunst der Halbinsel. In Segovia und Italica — um andere Orte nicht zu nennen — werden noch immer erstklassige

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bildhauerwerke gefunden. Vor ein paar Jahren war ich gerade in Andalusien, als eine selten schöne Artemis-Statue aus den Ruinen des alten Amphitheaters zum Vorschein kam. In derselben Gegend, im Bereiche der Geburtsstadt des Trajan, hat man auch eine interessante Marmorstatue des Kaisers ausgegraben. Alle diese Funde geben das beste Zeugnis von der Tätigkeit der damaligen Bildhauerkunst.

II. Die ersten Denkmäler.

Als die ersten Denkmäler des christlichen Zeitalters gelten in der Kunstgeschichte vier Sarkophage in einer der Kirchen von Gerona, das zwischen Barcelona und Perpignan gelegen ist. Aber diese Kunstwerke können ebensowenig als spanisch bezeichnet werden, wie die Funde der römischen Ausgrabungen.

Was das Zeitalter der Westgoten betrifft, so ist aus demselben kein Werk der Bildhauerkunst erhalten. Die Mauren standen zwar im Zenit ihrer Kultur, da aber die Lehre Mohammeds verbot, Statuen zu bilden, beschränkten sie sich auf das Meißeln geometrischer Ornamente.

Nach Asturien, der Wiege des heutigen Spanien, müssen wir wandern, um die ältesten plastischen Denkmäler der Nation kennen zu lernen. Die Kathedrale von Oviedo, welche von Alfonso II. im Laufe des 9. Jahrhunderts neu aufgebaut wurde, birgt zahlreiche Denkmäler und Reliquien aus der Zeit; im Kreuzgange allein sind alte Grabdenkmäler in großer Zahl vereinigt.

Nach der Ansicht Karl Justis, des unermüdlichen Kunstgelehrten, können die ältesten in Stein gemeißelten Bildhauerwerke auf das 11. Jahrhundert zurückgeführt werden. Vor dieser Epoche hält er es nicht für wahrscheinlich, daß irgendwelche erwähnenswerte plastische Werke entstanden seien.

Zur Ausschmückung der im Laufe des 12. Jahrhunderts in großer Zahl erbauten Kirchen wurden häufig plastische Werke verwendet. Nicht selten begegnen wir den Versuchen, ganze biblische Vorgänge zu verewigen. An den Portalen, auf den Altären und in den Nischen der Schiffe wurden in der Regel Statuen der Heiligen aufgestellt.

Um von den bahnbrechenden Arbeiten des Mittelalters eine richtige Vorstellung zu gewinnen, müssen wir lange und überdies recht beschwerliche Reisen zurücklegen. Wir müssen in die Berge des einstigen Navarra wandern, wir sind gezwungen, die weltentlegenen Felsennester von Leon, Asturien, Aragon und Catalonien aufzusuchen, wenn wir die frühesten Schöpfungen der spanischen Bildhauerkunst sehen wollen. Das Kloster San Millan de la Cogola in der Nähe von Najera haben die Benediktiner noch im 6. Jahrhundert gegründet, und in seinen Mauern finden wir noch manche interessante Überreste der Plastik. San Pedro in Huesca, dem Oscaja der Römer, gelegen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das lange Zeit hindurch die Hauptstadt von Aragon war, besitzt zahlreiche Bildhauerwerke aus dem 12. Jahrhundert. In Santiago de Compostella erschließt sich uns eine ganze Sammlung von Plastiken im romanischen Stil. Nicht weniger reich sind die Kirchen von Barcelona, in erster Linie die Kathedrale, und auch in San Pablo können wir zahlreiche primitive Bildhauerwerke sehen.

Inwieweit Arbeiten dieses Zeitalters Künstlern zugeschrieben werden können, die in Spanien geboren sind, wäre schwer zu sagen, denn die meisten Kirchenbauten haben in dieser Zeit die einflußreicheren Orden errichtet, deren Mitglieder zum großen Teil Ausländer waren. Die Statuen hat in den meisten Fällen irgend ein geschickter Ordensbruder entworfen, höchstens die Steinmetzarbeit war den ortsansässigen Handwerkern anvertraut, deren Geschicklichkeit schon in jener Zeit bekannt war.

Neben den Benediktinern, deren künstlerische Betätigung in jener Zeit ihren Höhepunkt erreicht, haben damals die Werke der französischen Zisterzienser die Welt in Erstaunen versetzt. Diese beiden von einander abweichenden, aber gleichmäßig anziehenden Richtungen sehen wir an beiden Abhängen der Pyrenäen in gleicher Weise sich zur Geltung emporringen. Die erstere ist vielleicht schwerfälliger als die letztere, die graziösere Formen liebt, anderseits aber sind die Schöpfungen der Benediktiner kraftvoller und vor allem realistischer als die stilisierten und abstrakten Formen der Zisterzienser.

Beide Richtungen aber wuchsen kräftig über die Durchschnittsauffassung des Volkes hinaus. Weit ließen die Kunstdenkmäler des 12. und 13. Jahrhunderts die damalige Kulturstufe der spanischen Nation hinter sich zurück.

III. Primitive Steinmetzarbeiten.

Die beiden ältesten Steinmetznamen, die auf uns gekommen sind, sind Maestre Mateo und Maestre Bartolomé. Ersterer ist der Meister des Portico de la gloria von Santiago, an dm er von 1168 bis 1188 gearbeitet hat, der zweite ist der unsterbliche Schöpfer der Kathedrale von Tarragona, die er gleichfalls gegen das Ende des 12. Jahrhunderts erbaut hat. Frater Bernardus starb 1152, aber von seinem Leben wissen wir nur sehr wenig. Er war einer jener zahlreichen, aus fernen Ländern gekommenen Ordensbrüder, deren Meisterwerke den einzigen Schmuck dieser öden und verlassenen Gegenden bilden.

All diese Bildhauerwerke bemühten sich jedoch in erster Linie nur ornamentalen Aufgaben zu dienen. Sogar noch der Portico de la gloria, dessen Komposition und Grundgedanke der denkbar großzügigste ist und der mit seinen zahlreichen unsterblichen figuralen Kompositionen das jüngste Gericht darstellt, hat bei all

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem nur die Aufgabe, den Haupteingang der Kathedrale in einen würdigen Rahmen zu fassen.

Die Statuen am Tore von San Vicente zu Avila, die zu den besten Schöpfungen des 13. Jahrhunderts gehören, dann auch die übrigen Kathedralen, wie die zu Pampeluna, Vittoria, Palma, Toledo, scheinen alle untereinander wettzueifern im Reichtum ihres plastischen Schmuckes. Und nicht nur die größeren Kirchen, sondern auch die Gotteshäuser der in den ärmsten Gegenden gelegenen Städte überraschen nicht selten durch reich ornamentierte Portale und ein paar interessante Statuen.

Am häufigsten sehen wir die Schutzheiligen der Nation dargestellt: St. Leander, St. Isidore, St. Ermenegild, St. Ildefonso sind die populärsten. Aber mit noch viel größerer Sorgfalt und Liebe sind die primitiven Nuestra-Senora-Statuen gemeißelt. Die ganze Figur ist in der Regel in einen weiten Mantel gehüllt, der Faltenwurf ist einfach und oft nur mit ein, zwei kräftigen Meißelfurchen angedeutet. Ebenso skizzenhaft ist sogar der teils auf dem Arme, teils auf dem Schoße sitzende Bambino ausgeführt.[1])

In Andalusien kann man interessante Denkmäler der frühchristlichen Plastik über dem Eingang zur Kirche Santa Marina in Sevilla sehen. Mehrere von ihnen sind nicht mehr vorhanden, diejenigen aber, welche oben auf den verwitterten massigen Steinsockeln stehen geblieben sind, bieten eine ganz ausgezeichnete Gelegenheit, sich von den ursprünglichen Verhältnissen der spanischen Plastik des Mittelalters eine Vorstellung zu verschaffen.

Während die nationale Malerei ihre schönsten Blüten im südlichen Teile der Halbinsel trieb, weist die Bildhauerkunst gerade in den nördlichen Gegenden eine größere Entwicklung auf. Dies erklärt sich daraus, daß am Fuße der Pyrenäen die Herrscher wie auch die reichsten Kirchenfürsten residierten.

IV. Die Denkmäler der Städte des Nordens.

Burgos, Saragossa, Salamanca und in erster Linie das Kloster Miraflores sind ein unerschöpfliches Gebiet. Reliefs oder ganze Figuren wurden in großer Zahl hergestellt, und als sich der gotische Stil zur unumschränkten Herrschaft durchgerungen hatte, verdoppelte sich überall die Zahl der Bildhauer und Steinmetze, die — jetzt allerdings nicht mehr einfach auf das ornamentale Fach beschränkt — sich doch nur als dienende Gehilfen des Architekten fühlen. Bald aber schwingen sie sich zu selbständigen Kunstschöpfungen auf.

---

[1]) Zwei interessante frühzeitige Madonnen-Typen habe ich in Silos gefunden. Der eine war in Stein gemeißelt, der andere in Holz geschnitzt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Burgos und die Klöster in seiner Umgebung bieten die beste Gelegenheit, die Bildhauerkunst Spaniens im Mittelalter kennen zu lernen, denn diese Gegend war einer der bewegtesten Schauplätze der Kämpfe der Nation. Auf Schritt und Tritt begegnen wir den Denkmälern der letzten Gotenkönige. Hier dämmerte aber auch schon das Morgenrot der wiedererstehenden Nation, in diesen Felsenklüften haben die Heroen des Volkes, wie der unbesiegbare Cid, so manchen ihrer furchtbaren Kämpfe ausgefochten.

Spaniens erster Krieger und seine hochgemute Gattin Ximena sind in dem nahen Kloster Pedro de Cardena begraben und ihre Gräber sind bis zum heutigen Tage einer der Wallfahrtsorte des Landes geblieben. Die wildromantische Gegend und das alte Kloster, das die Königin Sancha, Theoderichs Mutter, 537 gegründet hat, lohnt allein schon die lange Wanderung.

Die Abtei Silos stammt aus derselben Epoche. Sie wurde noch vor dem Einfall der Mauren erbaut und ist eine der vollendetsten Schöpfungen des romanischen Stils. Ein anderes kunsthistorisch interessantes Denkmal ist das Kloster Fres de Val, das gleichfalls in der Umgebung von Burgos liegt und in welchem die Mitglieder der einst so mächtigen Familie Padilla zum ewigen Schlummer gebettet sind.

Mögen diese alten Kultstätten noch so schwer zugänglich sein oder mögen wir sie in noch so verfallenem und verödetem Zustande antreffen, so soll uns die Mühe doch nicht reuen. Wenn wir schon keinen anderen Gewinn davontragen, lernen wir wenigstens den Schauplatz und die äußeren Umstände kennen, wir blicken in den äußeren Rahmen und die Gegenden, in denen die ersten Keime des künstlerischen Schaffens dieses Volkes ersprossen sind.

Die kunsthistorischen Dokumente kennen zu lernen ist unzweifelhaft wichtig bei der Kunst eines Volkes, wie es das spanische ist. Wir können uns keinen entsprechenden Begriff von dem plastischen Sinne der Nationen machen, noch weniger natürlich eine klare Übersicht gewinnen, wenn wir nicht in den verschiedenen Teilen des Landes unter verschieden gearteten Umständen die Werke so verschieden veranlagter Meister an ihren ursprünglichen Standorten aufsuchen.

Noch trauriger als unsere höchst lückenhafte Kenntnis von der spanischen Bildhauerkunst sind zahlreiche falsche Begriffe, welche davon in Umlauf sind. Wenn ich diese Kulturwelt so wenig berührt habe, so liegt die Ursache eben darin, daß Elementarwerke vollständig fehlten, geradeso wie Kompendien, welche das Interesse dafür erweckt und auf diese Weise zur Detailforschung angeregt hätten. Das große Publikum begnügte sich einfach mit der aprioristischen These, daß es eine eigene Bildhauerkunst in Spanien überhaupt nicht gebe oder daß sie gar nicht wert sein, daß man sich eingehender mit ihr beschäftige.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daraus erklärt sich die Tatsache, daß wir auch unter den Künstlern Männer antreffen, die, trotzdem sie in Spanien waren und auch die interessanten Denkmäler aufgesucht haben, von der plastischen Kunst der Nation so wenig wissen wie vordem. Im besten Falle bewahren sie die Erinnerung an ein paar großangelegte Denkmäler, und zwar in der Regel von solchen, die an den Grenzen des Landes entstanden sind und durch ihre vollendetere Technik und reiche Ornamentierung die Aufmerksamkeit gefangennehmen.

Daß eine unvergleichlich größere Wichtigkeit gerade den primitivsten, aber rein autochthonen Werken zukommt, ist wohl überflüssig zu betonen. Daß die vollendet gemeißelten, aber aus Genua oder Carrara importierten Werke viel weniger interessant sind als die ungemein unbeholfenen, aber an Ort und Stelle entstandenen Statuen, bedarf ebenfalls keiner Begründung. Und mögen die letzteren kirchliche oder weltliche Gegenstände darstellen, sie sind in gleicher Weise anziehend.

V. Die Grabdenkmäler.

Die Grabdenkmäler bilden die ältesten profanen Werke der Plastik. Im Sarge liegend oder auf der Bahre ausgestreckt wird der Tote in der Regel dargestellt. Von Porträtähnlichkeit kann in den ersten Zeiten wohl kaum die Rede sein. Aber die Bildhauer waren augenscheinlich gar nicht bestrebt, einen realistischen Eindruck hervorzurufen. Streng vorgeschriebene Formen sich vor Augen haltend und möglichst idealisiert stellten sie ihre Figuren dar.

Gegen den Ausgang des Mittelalters begegnen wir zum ersten Male knienden Figuren, welche, abweichend von dem hergebrachten Typus, das Bestreben verraten, die Individualität des Dargestellten zum Ausdruck zu bringen. Wenn auch dieses Ziel noch nicht erreicht ist und die Gesichtszüge noch eine einseitige Modellierung aufweisen, so sind doch anderseits die Haltung freier, die Bewegungen weniger schwerfällig, vor allem aber die Tracht der Zeit treu wiedergegeben.

Als Spaniens erste Porträtstatuen können wir die Statuen des heiligen Ferdinand und seiner Gemahlin Beatrix betrachten. Beide sind stehend dargestellt, die Krone auf dem Haupt und in die weiten Falten des Königsmantels gehüllt. Haartracht und Kleidung entsprechen dem Anfang des 13. Jahrhunderts, obwohl die Statuen erst nach dem Tode der Dargestellten ausgeführt sind.

In diesem Werke erblicken die meisten Sachkundigen eine der Meisterschöpfungen der französischen Gotik. „Welch hohe Einfachheit in Charakteristik, Geberdensprache und Draperie!“ ruft Justi mit der ihm eigenen Begeisterung aus. „Die Züge Ferdinands haben den germanischen Typus, wie die der deutschen Braut, die noch schärfer sind in den Linien. Das westgotische Blut hatte sich in dem königlichen Hause von Leon unvermischt erhalten. Ferdinand war nach der Schilderung seines Sohnes Alfons ein Mann von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollkommener Schönheit in Antlitz und Wuchs, ein Spiegel ritterlichen Anstandes, gewandt und einnehmend in Rede und Gebaren. Es sind frei idealisierte Bildnisse, diese jugendlichen Gestalten voll Kraft und Adel, Reinheit und Anmut; man staunt, wie die Kunst jener Tage, inmitten eines fast ununterbrochenen Kriegszustandes, ein solches Bild edelster Menschlichkeit finden mochte."

Aus derselben Zeit stammen auch die Denkmäler der Schwester des Königs und des Bischofs Mauricius von Burgos. — Der prächtige Kreuzgang der unvergleichlichen Kathedrale ist voll von ungemein interessanten gotischen Grabdenkmälern. In langer Reihe stehen sie da und legen ein glänzendes Zeugnis ab von dem feinen Kunstempfinden jener großen Zeit.

Einen zwar späteren, aber um so vollendeteren Ausdruck der gotischen Bildhauerkunst können wir in Saragossa bewundern. Das in der Kathedrale aufgestellte Denkmal des Erzbischofs Lopez de Luna ist ein Meisterwerk der idealen Gestaltungskraft des 15. Jahrhunderts. Der Eindruck des Grabmals wird allerdings noch erhöht durch den wunderbaren Kontrast, den die Umgebung, nämlich die moresken Bogen der St.-Miguel-Kapelle, zu dem ernsten Stil des Denkmals bildet.

In Salamanca zählen die Gräber der Anaya mit vollem Recht unter die hervorragendsten Schöpfungen der Plastik. In Sevilla hat Erzbischof Cervantes ein schönes und großartiges Grabdenkmal. Der Kardinal ist in vollem Ornate, die Mitra auf dem Kopfe, gleichsam auf der Bahre liegend, dargestellt. Den hohen sarkophagartigen Unterbau schmücken die Familienwappen, die in der Behandlung der einzelnen Schilde eine ungemein malerische Wirkung erzielen.

Noch frühere Recumbens-Gestalten finden wir in den einzelnen Kapellen der Kathedrale: ein gleichfalls gotisches Grabdenkmal stellt den 1401 verstorbenen Gonzalo de Mena dar. Das Werk ist allerdings bescheidener als das Denkmal des Kardinals Cervantes; es hat aber dafür einen intimeren Charakter und auch seine Auffassung ist eine idealere. In den dunklen Kapellen der Kathedrale von Sevilla, jener unerschöpflichen Schatzkammer spanischer Kunst, sind noch mehrere Grabdenkmäler zu sehen. Auch zahlreiche geharnischte Reiterfiguren stellt die Bildhauerkunst in diesen ihren Kinderjahren dar. Aber sie sind alle streng in der Auffassung, feierlich im Ausdruck, denn dem Bildhauer kam es in erster Linie darauf an, ein ergreifendes, wirkungsvolles Bild des Verstorbenen zu schaffen. Wo sie ursprünglich gestanden haben mögen, ist mir nicht gelungen in Erfahrung zu bringen, aber das duldet keinen Zweifel, daß sie an ihren heutigen Standort, an die Wände der dunklen Kapellen, erst später gelangt sein können.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Friedrich Schlegel und Napoleon Bonaparte, der General und erste Konsul der französischen Republik.

Ein Kapitel von der Entwicklung des nationalen Denkens und Empfindens zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

Von **Dr. Richard Volpers.**

Man schickt sich nunmehr an, überall dort, wo Deutsche sich noch ihrer nationalen Eigenart bewußt sind, die hundertjährige Wiederkehr jener Tage zu feiern, an denen die Nation ihre Freiheit wiedererrang und die notwendige Selbständigkeit behauptete. Von innen heraus kam damals die befreiende Tat, sie wurde getragen von einer elementaren Begeisterung. Die Imponderabilien einer Nation, an die ein fremder Machthaber noch niemals ungestraft rührte, taten ihr Werk und das Volk erwachte.

Es war eine seltene Zeit, in der eine ganze Welt des Denkens mehrerer Jahrhunderte überwunden wurde und eine durch die Macht der Verhältnisse erzwungene Umwertung von Werten stattfand, die unter den Gebildeten allgemein herrschend waren. Die Besten der Nation, die dann den Weg vom Weltbürgertum zum Nationalstaat zurückgelegt hatten, beschleunigten den Prozeß der Selbstbesinnung und die Nation erkannte, daß sie überwunden ward, weil sie sich selbst verlassen hatte.

Betrachten wir die Entwicklung der kosmopolitisch gestimmten Frühromantik zur nationalen Romantik, so liegt ein gutes Stück Weges der Umkehr des deutschen Volkes überhaupt vor uns. Bedeutsam insbesondere ist der Werdegang Friedrich Schlegels, des Programmatikers der Frühromantik. Darlegen, wie dieser in der Fremde, als Bürger der französischen Republik, sein Vaterland wiedergewann, wie er abließ von allem Franzosentum und es verachtete, wie er sich abwandte auch von Napoleon Bonaparte, dem General und ersten Konsul: das heißt gewiß einen lehrreichen Beitrag liefern zu dem Thema: „Wie das deutsche Volk erwachte".

* * *

Das war denn doch die vornehmste Tendenz der Frühromantik: Raum zu gewinnen für das große Individuum, diesem die Möglichkeit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu verschaffen, die Potenzen des Lebens auszulösen und es auszukosten. Dieses Begehren beeinflußte nicht wenig auch die Bildung der frühromantischen Theorie.

Als die französische Revolution wieder aufnahm, was das 15. und 16. Jahrhundert, Renaissance, Humanismus und Reformation, begonnen hatte: die Entfesselung des Individuums, da hatte sie die Sympathien fast aller Gebildeten Deutschlands. Die Frühromantiker begrüßten das Chaos der französischen Revolution und erwarteten, daß daraus ein neuer Kosmos, eine neue Gesellschaftsform hervorgehen werde. Eine neue Gesellschaft, die einen Gegensatz bilden würde zu der bestehenden Ordnung, eine Gesellschaft, in der Geist und Esprit, in der sie selber herrschen wollten. Friedrich Schlegel begrüßte die Revolution als die erste der großen Tendenzen der Zeit. Er erhoffte davon den Sieg jener liberalen Gesinnung, von der er einmal redet, die Achtung gibt vor jeder Persönlichkeit und diese einzig nach ihrer Kraftäußerung wertet. Und er blieb bei der Wertschätzung der Revolution auch dann, als die vielen andern, die sie ebenso stürmisch begrüßt, durch die Greuel zurückgestoßen, sich von ihr abwandten. Er verteidigte es gar, daß Georg Forster, der Abgesandte der rheinischen Departements an die französische Republik, in den Ausartungen der Revolution die Notwendigkeit von Naturgesetzen erblickte.

Friedrich Schlegel war seinem ganzen Wesen nach nicht zum Jakobiner und Demagogen geschaffen. Man findet vielmehr bei ihm geradezu das Bedürfnis vor, sich anzulehnen, wo und wie er konnte. Freilich nur immer so, daß er dann vor dem Ideal von sich selbst, gleichsam vor dem eigenen potenzierten Ich in die Kniee sank. So trieb er seinen Personenkult, so mochte er auch Napoleon Bonaparte begrüßen, den Mann, der gekommen zu sein schien, nun doch noch die Ideen der französischen Revolution zum Siege zu führen.

* * *

Ein neuer, starker Geist kam mit dem General über Frankreich; und das Land, das man ermattet und verblutet wähnte, zeigte neues, starkes Leben. In kurzer Frist führte er den ersten Koalitionskrieg zu Ende und diktierte den Frieden. Dann zog er gar nach Ägypten. Und er schien den Traum zu verwirklichen, den die Romantiker soeben erst zu träumen wagten. Sein Ziel Indien war auch das Endziel romantischer Sehnsucht. Von dort erwarteten sie eine Erneuerung der Welt und eine Erfüllung „des Menschen". Der universalistische Gedanke war den Frühromantikern sehr sympathisch. Friedrich Schlegel hat ihn auch später, als er längst für die nationalen Güter eintrat, nicht aufgegeben. Er hat ihn festgehalten durch die Aufnahme des universalen Katholizismus in sein System. Damals aber mußte er es begrüßen, als Napoleon Bonaparte den Gedanken zu realisieren suchte. Napoleon schien ja ein zweiter Alexander werden zu wollen, den Friedrich Schlegel einst als Kulturträger gefeiert und dem brutalen Römer Cäsar gegenübergestellt hatte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Kulturträger vor allem mußte Napoleon sein, dann gehörte ihm die Gunst der Romantiker. Freilich suchte die Frühromantik das Leben in seiner Gesamtheit zu fassen. Aber sie hatte doch einen durchaus passiven Charakter. Mehr und mehr waren die Forderungen des praktischen Lebens in den Hintergrund getreten und es überwogen die theoretischen Interessen. Es ist klar, daß die Frühromantiker auch ihre Erwartungen von Napoleon nach dieser Seite hin einstellten. Allerdings interessierte sie schon das Leben an sich, das Frankreich in seinen Händen offenbarte, gegenüber dem politischen Tode in Deutschland. Und vor der großen Armee hatte Friedrich Schlegel alle Achtung. „Ich bin kein Kenner von militärischen Evolutionen," schreibt er von Paris aus, „aber es tut wohl, wenn man sieht, wie leicht das alles hier vor sich geht, wie jeder sich nur aus freiem Selbstgefühl und ohne allen Zwang zu bewegen scheint."

Die Jahre 1800 bis 1802 kann man als die Zeit der Auflösung der Frühromantik bezeichnen. Der Kreis der Genossen, die neue „Kirche", wie Friedrich Schlegel ihn genannt hatte, ging auseinander. Und Friedrich Schlegel selbst geriet in einen wahren Pessimismus hinein, der noch vermehrt wurde durch die mißliche pekuniäre Lage, in der er sich befand. Um all den Übeln zu entgehen, entschloß er sich zur Abreise nach Frankreich.

Im Spätsommer 1802 kam er mit der ihm ein Jahr darauf angetrauten Frau Dorothea Veit, geb. Mendelssohn, und ihrem jüngsten Sohne Philipp nach Paris und nahm daselbst seinen Wohnsitz. In dem neuen Frankreich glaubte er den Staat gefunden zu haben, in dem auch er ein Bürger sein konnte. Er hoffte, daß sich aus dem gärenden politischen Gebilde ein staatlicher Organismus herausgestalten werde, in dem auch sein Leben sich von neuem formen und er eine soziale Stellung erringen werde, die seinen hohen Wünschen und seinen Anlagen entspräche. Da kam es aber vor allem auf Napoleon Bonaparte an, der seit dem 18. Brumaire die tatsächliche Gewalt in seiner Hand vereinigte. Und es ergibt sich schon von selbst, daß die Person des ersten Konsuls nun sein besonderes Interesse in Anspruch nahm.

Die Zeitschrift „Europa", die Friedrich Schlegel von Paris aus leitete, brachte gleich in ihrer ersten Nummer einen Aufsatz über die Expedition nach Ägypten, in dem der persönliche Mut des Generals gebührend hervorgehoben wurde. Eine Notiz desselben Heftes gab Nachricht über einen Besuch Napoleons im Nationalinstitute, wo er an der Sitzung der Klasse der exakten Wissenschaften „in der Uniform der Gelehrten vom Institute" teilnahm. Der ganze Bericht ist darauf angelegt, die große Persönlichkeit ins rechte Licht zu stellen. Denn es ist, wie Friedrich Schlegel meint, „immer sehr interessant, einen merkwürdigen Mann in der Nähe reden zu hören; selbst der Ton der Stimme, je nachdem er sicher und groß oder ängstlich und klein ist und die Manier der Rede ist bedeutend". Er hält es sogar für wichtig genug zu bemerken, daß „die Porträte und Kupferstiche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem ersten Konsul nur dann gleichen, wenn er die Augen niederschlägt; richtet er Haupt und Blicke in die Höhe, wie es geschieht, wenn er redet, so sieht er durchaus anders aus". Die Notiz schließt recht bezeichnend: „Es war ein imposantes Schauspiel, diesen mächtigen Mann in der Versammlung der Wissenschaften eintreten zu sehen, ohne daß dem Anscheine nach irgend ein Aufsehen dadurch erregt wird; es ward nichts unterbrochen, man fuhr fort und sein Eintritt ward nur durch eine Stille von einem Augenblick bezeichnet."

Friedrich Schlegel dachte sogar daran, den ersten Konsul für sich zu interessieren. Er hatte die Absicht, provenzalische Manuskripte aus Pariser Bibliotheken zum Drucke zu bringen. Dieses teilte er dem Bruder mit und er sagt mit Bezug auf die Herausgabe: „Den Konsul möchte ich mir für bessere Gelegenheiten aufsparen, aber im Notfalle wäre er wohl auch mit fast sicherem Erfolge zu gebrauchen."

Jedoch bald schon mußte Friedrich Schlegel einsehen, daß von einem Mäzenatentum nicht die Rede sein konnte bei einem Manne, der die Wissenschaft lediglich nach praktischen, durchaus materiellen Gesichtspunkten beurteilte. In einem Briefe an Wolf, den berühmten Philologen, beklagt er sich denn auch über die Mangelhaftigkeit des französischen Unterrichtswesens, das Napoleon hatte neu ordnen lassen. „Von Universitäten oder was so heißen könnte, ist gar nicht die Rede; die Gelehrsamkeit soll vielmehr zugrunde gehen."

Wie es mit der Freiheit in der demokratischen Republik stand, scheint Friedrich Schlegel schon 1798 durchschaut zu haben. Wenigstens ist man geneigt, ein Athenäumsfragment auf Frankreich und das Direktorium zu beziehen, worin es heißt: „Sollte nicht das eine absolute Monarchie sein, wo alles Wesentliche durch ein Kabinett im Geheim geschieht und wo ein Parlament über die Formen mit Pomp öffentlich reden und streiten darf? Eine absolute Monarchie könnte sonach sehr gut eine Art von Konstitution haben, die Unverständigen wohl gar republikanisch schiene."

Nun waren freilich nach Friedrich Schlegels Meinung die Franzosen für eine Freiheit nicht geschaffen. Wie war überhaupt diese Nation überschätzt worden! Längst war die Romantik gegen die einseitige Bevorzugung des Verstandes aufgetreten und hatte demgegenüber die Herrschaft des Gesamtmenschen in Kultur und Leben betont. Und nun fand er die einseitige Herrschaft des Verstandes bei den Franzosen durchgängig und vollendet. Den Charakter der Nation fand er infolgedessen verbildet und unnatürlich, ihre Lebensauffassung egoistisch und ihr Streben auf den gemeinen Nutzen gerichtet. Er fand sie unfähig für jede Freiheit, unfähig für jede tiefere Religiosität und daher unfähig für jede höhere Kultur. Und von einer solchen Nation hatten die ersten Männer Deutschlands, hatten auch die Frühromantiker und er selbst die Erneuerung Europas erwartet! Es ist hoch bedeutsam, wie an der Jahrhundertwende die gebildeten Deutschen überhaupt allmählich von der Überschätzung des Franzosentums zurückkamen, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonders seit den Tagen Ludwigs XIV. vorherrschte. Nur indem man sich des Wertes der eigenen Nationalität wieder bewußt wurde, konnte die Nation die Kräfte sammeln, deren sie bedurfte in der schweren Zeit der Prüfung.

Friedrich Schlegel weiß sich fernerhin recht lustig zu machen über die „Freiheit", die den Republikanern unter dem Konsulate Bonapartes geblieben war. Die „Europa" schrieb: „Die Freiheit des französischen Volkes besteht mehr darin, über alles zu reden und sich um alles bekümmern, alles tun zu dürfen, was ihnen gefällt." Die Notiz stammt von Dorothea, wenigstens steht sie auch in deren Tagebuche. Dort findet sich auch das Wortspiel, nicht „liberté" aber „libertinage" sei bei den Franzosen zu finden.

Spott und Hohn über die Franzosen und ihre servile Natur brachte die Vorrede zu Arnims „Europa"-Beitrag „Erzählung von Schauspielen" im ersten Heft des zweiten Bandes. Sie ist zugleich ein Beweis dafür, wie klar Friedrich Schlegel die Absichten des ersten Konsuls beurteilte. Die politische Betrachtung der Schauspiele, sagt er, sei eigentlich viel interessanter als die ästhetische, die Arnim liefere. Das französische oder vielmehr das Pariser Drama sei nämlich ohne allen Zweifel „ein äußerst merkwürdiges und kompliziertes Mittel und Problem einer sehr vervollkommten Polizei", „eine Art einzig zusammengesetzte Volksmenge zu beschäftigen und unsichtbar zu lenken". Er vergleicht dann die Franzosen mit den Römern der Kaiserzeit und macht daraufhin folgenden Vorschlag: man solle alle Theater mit Ausnahme des Théatre français, „welches als Bildungsschule der Kunst, Diskourse zu halten, unentbehrlich ist", allmählich ersetzen durch andere Veranstaltungen, die zu dem gleichen Zwecke gut genug sind und ihn vielleicht noch besser erfüllen: „durch Illuminationen, Reiterkünste, Paraden, öffentliche Sitzungen und Ausstellungen der Wissenschaft, Kunst, Erziehung der Taubstummen oder Blinden und derer, die es nicht sind, besonders aber durch immer weitere Ausbreitung des Tanzes nach allen seinen Gradationen des Umfangs und der Kunst." Die Worte sind wahrlich deutlich genug. Sie scheinen uns sogar politisch nicht ohne Bedenken gewesen zu sein, da der französischen Regierung eine solche Sprache, wenn sie verstanden wurde, unerwünscht sein mußte. Friedrich Schlegel fügte noch bei: ob der scheinbare Kunstverlust, aus dem politischen Standpunkte betrachtet, vielleicht eher zu wünschen als zu verwerfen sei, das zu entscheiden überlasse er andern. Er denkt offenbar an Deutschland, für das es allerdings nicht von Vorteil sein konnte, wenn die Macht des ersten Konsuls über Frankreich unbegrenzt war.

In Frankreich also war, wie Friedrich Schlegel urteilte, die „europäische Verderbtheit", die Herrschaft des nüchternen Verstandes, die sich schon überall auch in Deutschland breitmache, vollendet. Hier war der Stützpunkt alles falschen Internationalen und Kosmopolitischen. Friedrich Schlegel hat das zuerst richtig erkannt. Dagegen fand er,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß in Deutschland wenigstens noch Überbleibsel vorhanden seien des natürlichen, unverbildeten nationalen Charakters, der Tugenden der großen deutschen Vorzeit. Es seien noch vorhanden deutsche Treue, Sitte und Glauben. Wie sehr mußte nun dem Franzosentum gegenüber dieses spezifische Deutschtum in seinen Augen gehoben werden! Mußte er nicht zur deutschen Nation wieder das Vertrauen gewinnen, daß von ihr aus die nun von ihm erhoffte ganz anders geartete, die wahre Revolution ausgehen werde, die wieder einen Zustand herbeiführen würde ähnlich dem des mittelalterlichen Europas? Wenigstens sollte der Geist des Mittelalters wieder zur Herrschaft kommen. Und wenn nun Napoleon durch seine Eroberungspolitik besonders gegen Deutschland dem Franzosentum den Sieg zu verschaffen drohte, so durchkreuzte er damit auch die Hoffnungen Friedrich Schlegels, der es jetzt aufgab, in ihm den geeigneten Reorganisator Europas zu sehen.

Mit vielen Erwartungen war Friedrich Schlegel nach Paris gekommen. Um so größer war seine Enttäuschung. Zwar hatte er schon auf der Reise nach Frankreich in zwei wehmütigen Gedichten seiner Sehnsucht nach der großen deutschen Vergangenheit Ausdruck gegeben. Aber doch erst, als er sich in seinen Hoffungen, die er auf den werdenden Staat Frankreich gesetzt hatte, so vollkommen getäuscht sah, bildete sich sein hochkonservatives, deutschnationales Programm aus, für das er späterhin eintrat.

* * *

Bereits am 15. Januar 1803 schrieb Friedrich Schlegel mit Bezug auf die Zeitungsnachrichten von seiner Anstellung in den deutschen Departements: „Man sollte lieber einige Zeitungsschreiber dahinschicken, damit sie besser lernten, wie es hier zugeht." Helmine von Chézy, die um diese Zeit in dem gleichen Hause mit der Familie Schlegel wohnte und in beständigem Verkehr mit ihnen lebte, schreibt in ihren Erinnerungen, Friedrich Schlegel habe im Winter 1803—04 angefangen, Napoleon herabzusetzen. Ganz Paris war damals in Aufregung wegen der zahlreichen Verhaftungen, die in Anschluß an die Entdeckung eines Komplottes gegen das Leben des ersten Konsuls erfolgten, der mit dieser Aktion seine Erhebung zum Kaiser der Franzosen einleitete. Auf diese Vorgänge bezieht sich offenbar die Stelle aus einem Briefe Schlegels an seinen Bruder: „Das unendliche Lachen, zu dem man hier Gelegenheit findet, bringe ich nicht einmal in Anschlag (als Grund für den Bruder, nach Paris zu kommen), dagegen ist das ganze Berlin doch nur ein mäßiger Spaß, wo trotz des besten Bestrebens doch die rechte vis comica in der öffentlichen Tollheit fehlt."

Dieser Winter brachte dann noch die genauere Festlegung der politischen Anschauungen Friedrich Schlegels, wie sie in den 1804 erschienenen Lessingbüchern[1]) zum Ausdruck kommt. Nun konnte er

[1]) „Lessings Gedanken und Meinungen aus seinen Schriften zusammengestellt und erläutert von Fr. Schlegel." Leipzig 1804.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht ferner mehr ein Prinzip billigen, das auf ganz individualistischer Grundlage beruhte. Und er sah ja auch, wie wenig er recht gehabt hatte, von Napoleon in einem Athenäumsfragment zu sagen, daß er der Mann sei, der Revolutionen hervorbringen und sich selbst annihilieren könne. Mehr und mehr erkannte er jetzt, daß in Napoleon jenes moderne Prinzip verkörpert sei, das er bekämpfte; er erkannte in ihm den Spötter über alle deutsche Ideologie und die nüchterne Denkweise in seinen gewaltigen Plänen. Die kalte Berechnung, mit welcher der erste Konsul alle brauchbaren Objekte als seine Werkzeuge verwandte und die Individuen, wie Frau von Staël sich ausdrückte, sittlich tief entwertete; das zentralisierende Regierungssystem, das er von der Revolution übernahm und weiter durchführte, mit seiner Verachtung der Tradition und der individuellen Sonderart der einzelnen Landesteile: all das mußte Schlegel abschrecken. Wie er die Revolution jetzt ganz verwarf, so mußte er nun auch den großen Sohn derselben verwerfen, der sich gerade anschickte, ohne legitimes Anrecht einen geheiligten Thron zu besteigen. Da begriff er denn vollends, was der Staatsstreich vom 18. Brumaire zu bedeuten hatte.

Eine Bewunderung für das große Individuum konnte auch dann noch bestehen bleiben. Aber Helmine von Chézy mochte wohl sorgfältig verbergen, daß sie eine Napoleonide dichtete, an welcher der Held sogar Anteil nahm, was sie nicht ohne Selbstgefühl in ihren Memoiren erzählt.

Im Frühjahr 1804 reiste Friedrich Schlegel auf Einladung seiner Kölner Freunde, der Brüder Boisserée und Bertrams, denen er im letzten Winter Vorlesungen gehalten hatte, mit diesen an den Rhein. In Aachen, wo die Reisenden etwas unbesonnen über die bevorstehende Erhebung Napoleons sprachen, hatten sie Mühe, nicht für längere Zeit festgehalten zu werden. Nicht einmal die Behörden hatten eine Ahnung von dem bevorstehenden Regierungswechsel. Dorothea Schlegel bewunderte noch am 1. Mai die freimütige Rede Carnots im Tribunat, in der dieser dem Regierungsentwurf entgegentrat, der die gesetzgebenden Körperschaften dem Willen des ersten Konsuls auslieferte. Am 18. Mai 1804 wurde Napoleon Bonaparte Kaiser der Franzosen.

In Köln hat Friedrich Schlegel unter der kaiserlichen Regierung bis zum Frühjahr 1808 mit einigen Unterbrechungen seinen Wohnsitz gehabt. Hier vollzog sich seine weitere Entwicklung, die in religiöser Beziehung zur Konversion, in politischer Beziehung zum Anschluß an das katholische Österreich führte. An der endlichen Befreiung Deutschlands von der immer gewaltigeren Macht Napoleons hat er nicht wenig Anteil, wofür ihm der gebührende Dank nicht geworden ist. Friedrich Schlegel ist zuerst für jenes großzügige Programm eingetreten, das die sittliche Erneuerung forderte als Vorbedingung der deutschnationalen Befreiung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Egger-Lienz.

Von **Anton Dörrer.**

Albin Egger wurde im Nachbardorfe der Heimat Franz von Defreggers, in Striebach-Geriach bei Lienz im Pustertale am 29. Januar 1868 geboren als Sohn eines bescheidenen Landmalers, der aber bald darauf ein photographisches Atelier in Lienz aufschlug. Dort besuchte Albin bis zum dreizehnten Jahre die Volksschule. „Vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahre erlebte ich meine zukünftige Welt, die Wunder, welche nur die Jugend erlebt und welche mir bei allem, was ich später (bis heute) tat, die ‚Begeisterung' gaben. Von früh bis abends war der Wald, der Berg, das Feld mein Aufenthalt . . ."

Die Eltern ließen ihn treiben, ließen ihn dichten und zeichnen. „‚Er zeichnet ja, und ganz gut!' meinte mein guter Vater, welchem seine ernsten Versuche, an eine Kunstschule zu kommen, durch widrige Verhältnisse trotz seines Talentes vereitelt wurden. Dessenungeachtet muß ich sagen, daß dieser mit seinem starken und warmen Herzen mein bedeutendster Förderer war."

Hugo Engel von Silz im Oberinntal, der bekannte Schüler Franz von Defreggers, brachte den Siebzehnjährigen an die Akademie nach München. Wie Egger selbst sagt, hatte er diesem in seiner früheren Zeit so bedeutsamen Maler außerordentlich viel an künstlerischer Förderung zu danken. Engel stand ihm auch als beratender, wohlmeinender Freund zur Seite durch sein feines, fachmännisches Urteil und regte ihn durch eigene künstlerische Schöpfungen an.

Egger hatte die Aufnahmsprüfung so gut bestanden, daß er sogleich in die Antikenklasse eintreten durfte. Raupp, Hackel und Lindenschmidt wurden seine Lehrer. Außer einem „Porträtmaler" und einer „Heiligen Familie" (Privatbesitz) malte der eifrige Akademiker bei letzterem seinen „Charfreitag", der sich nun im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien befindet. Mit einer kurzer Unterbrechung verblieb Egger sechs Jahre an der Hochschule, wo er, wie uns sein nachmaliger Freund und Berater Regierungsrat Dr. Karl Domanig verrät, „alle Auszeichnungen erhielt, die einem jungen Schüler überhaupt zugänglich waren. Im Kopieren alter Meister erwarb er sich große Sicherheit. Velasquez wurde in technischer Hinsicht sein Vorbild; aber in den Ferien war es immer sein Heimatland, wo er seine Kunst schöpfte . . . Im Jahre 1899 übersiedelte Egger-Lienz nach

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:57 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wien, wo er sich im selben Jahre mit einer Tochter des damaligen Direktors am Theresianischen Gymnasium Dr. Egger Ritter von Möllwald vermählte. In glücklicher Häuslichkeit lebte er hier seinen hohen Kunstidealen. An Hofrat Edmund von Mojsisovics fand er einen verständnisvollen und opferfreudigen Mäzen (später in dem feinsinnigen Kunstsammler und begeisterten Kunstfreunde Franz Hauer in Wien einen noch größeren Förderer, Gönner und Käufer. D. V.); außer ihnen sind und waren es immer nur wenige, die sich persönlich für den überaus bescheidenen und zurückgezogenen Meister interessierten, während doch jedes neue Bild von ihm in Künstlerkreisen Aufsehen erregte und ihm alle Ehrungen und Preise" (u. a. auch die goldenen Medaillen in München und Wien, Medaille in Paris, der Kaiserpreis und der Rappell) zuerkannt wurden. Im Frühjahr 1911 wurde der Künstler endlich vom österreichischen Unterrichtsministerium zum Professor an der Wiener Akademie vorgeschlagen. Die unerwartete Ablehnung von maßgebender Stelle erregte allseits Befremden. Öffentlich wurde in den Zeitungen das Bedauern darüber ausgesprochen, daß man schon wieder einen der Besten aus der Heimat verliere; denn bald darauf erhielt Albin Egger-Lienz die ehrenvolle Berufung nach Weimar, der er nach längerem Zögern dank der glänzenden Bedingungen Folge leistete. Der Künstler verließ die österreichische Reichshauptstadt und etablierte sich einstweilen auf dem Raineggschlößl in Hall (Tirol), wo er seine „Fünf Lebensalter" in Bälde vollendete. Herbst 1912 hat sich Egger-Lienz in der alten Musenstadt Weimar endgültig niedergelassen und seine Professur als Nachfolger Oldes angetreten.

* * *

„Meine heutige Stilisierung", versichert Egger-Lienz, „ist das Resultat meiner stufenweisen Entwicklung: von der Natur ausgehend, zur Natur zurückkehrend, jedoch nicht mehr in dem Einzelnen verloren, sondern das ‚Ganze' gesehen." Durch die Akademie sei er unbewußt von seinem ursprünglichen Wege abgelenkt, mehr aufs Epische, Episodenhafte, zum Rokoko hingeführt worden. Schwer und langsam habe er sich durchgerungen und nun arbeite er nur auf das eine Ziel seiner künstlerischen Vollendung hin, unbeachtet der Kritik und auch des Beifalls der Öffentlichkeit.

Diese seine Erkenntnis hinderte jedoch Egger-Lienz nie, die hervorragenden Leistungen und Verdienste Defreggers anzuerkennen, der ja dem jungen Akademiker einstmals als Vorbild gedient hatte; selbst als sich dieser kopfschüttelnd von ihm abwandte. So und so oft hört man aus des jungen Meisters Mund das begeisterte Lob auf den Führer der „alten" Schule. Egger rühmt vor allem Defreggers Porträtkunst und das Talent für Genrebilder; er weist darauf hin, daß sein Vorgänger Tirol und den Tiroler Freiheitskampf eigentlich erst in die Malerei eingeführt und durch die bestbekannten Bilder zu seiner Bedeutung mitverholfen hat; er bekennt, daß er als Akademiker

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selbst seinem Landsmann in der Kunst gefolgt war und noch heute jedem im eigenen Interesse widersprechen muß, der Defreggers Manier als alt, als abgetan bezeichnet; denn abgesehen von einzelnen freilich (nach unseren jetzigen Anschauungen) oft dem Publikum zu sehr entgegenkommenden Genregemälden, zeigen Defreggers beste Werke Ewigkeitswerte.

Was Defregger aber, nach der Auffassung Eggers, als Geschichtsmaler beeinträchtigt, ist die unterhaltende Note, der milde, im rosigsten Lichte der Welt sehende Charakter Defreggers. Die daraus folgenden Mängel werden bei seinen Historien, bei denen auch größere Einheitlichkeit und Herbheit entsprechend den erschütternden Themen not täte, noch fühlbarer, als bei seinen harmloseren Stoffen, die zumeist die Lustbarkeiten der Tiroler darstellen. Der seelische Aufschwung einer leidenschaftlicheren, der Wahrheit (und wenn sie noch so tieftraurig sich zeigt) „ergebeneren" Natur, wie bei Egger-Lienz, ist da wohl fraglos das wichtigste Element, um Geschichte im großen zu geben. Dieser Grundbedingung folgen, wie bei Egger-Lienz ersichtlich, dann von selbst große Flächenverteilung, einfache Umrisse, begeisterter, feierlicher Rhythmus: also nicht mehr Geschichte im einzelnen, im kleinen, im Erzählerton, sondern den verdichteten Geist, den Gedanken der Todesverachtung, des Heldentums gewesener Geschlechter, im Tempo eines Heldenliedes wie das des Hildebrand und der Nibelungen will die Geschichtsmalerei verkörpern. Diese größten Taten des Tirolervolkes zu monumentaler Größe erhoben zu haben, ist unstreitig das Verdienst von Albin Egger-Lienz.

Den Einfluß Defreggers bezeugen kennzeichnenderweise gerade Bilder Eggers, die heute in Tausenden von Ansichtskarten bekannt sind, nämlich „Die heilige Familie" (Privatbesitz), „Charfreitag" (Wiener Hofmuseum), „Sonntagsmorgen", „Die Kellnerin an der Kredenz", „Die Briefleserin". Wie bei den Tirolern überhaupt, so kann man im besonderen bei Albin Egger die Vorliebe für das Heimatliche und Historische auf Defreggers Kunst zurückführen. Ich habe schon in dem Büchlein „Andreas Hofer auf der Bühne" ausgeführt, daß sich die Anschauungen der Tiroler über ihre eigene Erhebung im Jahre 1809 gegen die bayrisch-französische Regierung noch vor wenigen Jahrzehnten (ja, bei einzelnen noch heute) keineswegs mit denen des übrigen deutschen Volkes deckten, bezw. decken und daß an der in den Siebzigerjahren eingetretenen Wandlung Franz von Defregger ein großes Verdienst zugeschrieben werden darf.

Man kann insoferne endlich auch von einer Vollendung der Ausführung des Defreggerschen Programms bei Egger-Lienz sprechen, als letzterer in seinen historischen Gemälden die Geschichte der Menschheit, d. h. die wirken den Kräfte der menschlichen Bewegungen, an dem Alltagsleben und den Heldentaten seiner Tiroler Bauern verkörpert. Damit hält er es mit einer Richtung unserer Zeit. Man spricht nicht erst seit Albin Egger von dem Pathos der individualisierten Masse und doch erst seit ihm mit so seltenem Recht. Keine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner Figuren ist geschaut, aber jede erlebt. Nicht die Masse ist es also, die wirkt — auch die Zahl seiner Figuren verringert sich augensichtlich vom „Ave Maria" und „Kreuz" zum „Haspinger" —, sondern die Idee, die durch eine Geste, einen Zug im Mundwinkel angedeutet werden kann und im ganzen Körper (Der Dengler) bei der großen Menge (Haspinger) zum Ausdruck kommt. Das nennen wir heute Rhythmus.

Schließlich noch eins und das erkennt jeder bei einer Zusammenstellung von Defregger und Egger-Lienz: die Neubelebung der Vergangenheit. Das sind keine Bauern vom jahrhundertentlegenen Jahre Neun, die Kerle sehen wir heute, jetzt rackern sie, jetzt stürmen, sterben sie. Da ist alles hart und grob und bauernmäßig und — wahr und einfach bis zum äußersten. Ins Große, Antike, Theatralische reckt sich der Riese, Tiroler Bauerntum, hunnische Heldenzeit und Bibelkraft — alles schafft die Einheitlichkeit in Stil und Gestalten, in Form und Farben.

* * *

Nach der Akademie entstanden: „Ave Maria nach der Schlacht am Berg Isel" (jetzt im Tiroler Landesmuseum „Ferdinandeum" zu Innsbruck), „Feldsegen" (Privatbesitz, Wien), „Der Schwur der Drei" (Privatbesitz), „Das Kreuz" (Tiroler Landhaus in Innsbruck), „Nach dem Friedensschluß in Tirol" (Moderne Galerie, Wien), „Teufel und Sämann" (Privatbesitz), „Die Wallfahrer" (Städtisches Museum in Mannheim), „Haspinger" (Schießstand von Gsies im Pustertale), „Das Mittagessen" (Privatbesitz, Dresden), „Kunstwart", „Die Bergmäher", „Vorfrühling in Tirol", zwei „Speckbacher" (Privatbesitz, Innsbruck), „Andreas Hofer" (Privatbesitz, Bozen), „Karl Domanig" (Privatbesitz, Klosterneuburg), „Einzug der Nibelungen in Wien" (Wiener Rathaus), womit Egger-Lienz zum erstenmal den Versuch einer Wanddekoration mit ein paar Figuren unternahm, die entsprechend dem Thema höchst monumental wirken mußte. „Der einfachsten, aber ausdrucksvollsten Silhoutte komme die feierliche Farbe entgegen: Schwarz, Weiß, Zinnoberrot, Gold. Ich würde jeden anderen Weg auf diesem Gebiet unzulänglich halten; die Meister von Ravenna, welche ich leider im Original noch nicht kenne, dürften auf diesem Gebiete die größten gewesen sein."

Bei den älteren geschichtlichen Bildern mit ihrem ausgesprochen lyrischen Charakter „Ave Maria" und „Heimkehr" trat die Eigenart Eggers noch nicht so stark ans Licht wie bei seinen Einzelentwürfen aus dem Werktagsleben des Tiroler Bauern, nämlich „Feldsegen" und dem monumentalen „Sämann". Auch der „Schwur der Dreien" (Peter Mayr, Schenk und Kemenater) ist noch allgemein gehalten. Egger schätzt ihn heute gar nicht mehr. Der Kampf der Befreiung von jeder Defreggerei beginnt beim „Kreuz". Ich habe nie gehört oder gelesen, daß die Tiroler in ihren Befreiungs-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kämpfen ein Kreuz von dieser Größe in die Schlacht vorangetragen. Das tut nichts zur Sache, auch wenn der Militarist die Möglichkeit solcher Taktik leugnet. Die Stoßkraft des Volksheeres kennzeichnet diese Kreuzgruppe. Was an dem Gemälde zu bemängeln ist, liegt wohl in der Episode des einzelnen Gesichtes, in der Verschiedenheit der Gestaltung, in der Vergänglichkeit der datierbaren Stunde. Es ist Eggers Übergangsbild.

Das nächste Bild, „Nach dem Friedensschluß in Tirol", charakterisiert die Stimmung der Bauern nach der gräßlichen Niederlage ihrer Erhebung. Sie haben ihr Bestes geopfert und ihr Bestes verloren. Aus diesem Wahn haben ein Servitenpater Phil. Benizius Mayr seinen „Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer", oder: „Die Tiroler sind getäuschte, aber gute Menschen. Zur Rettung ihrer Nationalehre. Trauerspiel in sechs Aufzügen" und ein Alois Flir seinen „Flüchtling" gedichtet.

„Die Wallfahrer" (war in der Weltausstellung zu Rom), die als Plakatbild der Erler Passionsspiele 1912 neuerdings Aufsehen erregten, verlangen eine eingehendere Erklärung. Der Fremde findet heute noch oft in Tiroler Städten an Häusern große Kruzifixe angebracht. Noch häufiger sieht man solche an Feldwegen, nicht selten an Heustadeln, Tennen, geschützt durch das vorspringende Dach. Meist ist der Christuskörper einfach, ja derb geschnitzt und grell bemalt. Aber auch künstlerisch wertvolle und alte Kreuze kann man in den Tälern Tirols treffen. Sei es, daß der Besitzer des Stadels sich seinen Gekreuzigten in der Stadt erworben, sei es, daß er ihn aus einer verfallenen Kapelle sich gerettet oder daß ein Kunstfertiger im Dorfe das Schnitzhandwerk ausgeübt hat.

Der Gekreuzigte des Eggerschen Bildes befindet sich heute als Original in der Pfarrkirche zu Lienz. Er hatte wohl schon vordem seinen Platz im Gotteshause (denn das Kunstwerk stammt ja aus dem 15. Jahrhundert), war aber vielleicht bei einer der berüchtigten Kirchenrestaurierungen des 18. Jahrhunderts entfernt und von einem Bauern an dem Heustadel auf der Hochwiese angebracht worden, nachdem er die Längsbalken zu Recht gekürzt hatte. Die Mäher mögen nun hier ihre Andacht verrichtet und also das Kreuz bekannt gemacht haben, so daß endlich sich das Kreuz am Heustadel gar vieler Wallfahrer erfreute.

Das ist nun unsere Lage. Die Rückwand des Gemäldes bilden die zusammengetriebenen Baumstämme des Heuschupfens, in deren Mitte das Kreuzbild festgenagelt steht. Ihm zu Seiten die betenden Bauern, zunächst das Ehepaar, dann ihre Ehehalten, Vettern, Basen, wie man will.

„Der Totentanz von anno neun" (Weltausstellung Rom, Variante in der Dresdener Galerie) führt uns in die Heldenzeit Tirols zurück. Als Zeitpunkt (aber nicht als Datum!) denke ich mir den letzten, erfolglosen, unglückseligen Aufstand gegen Bayern und Franzosen. Das Land ist schon so gut wie besetzt. Also alles war umsonst?!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Speckbacher, Haspinger erlassen ihre drohenden Aufrufe. Religion die Parole. Der Kleinkrieg fordert Opfer für Opfer, schafft Niederlage für Niederlage. Auf die Berge steigt der Tod und holt die besten von den kahlen Wiesen. Der Föhnwind pfeift. Warm, schwül ist's, Lawinenzeit. Mächtig holt er aus, der Sensenmann, einen Prügel in der Rechten. Die Linke zerrt das schönste Opfer. Nicht leicht geht es in den Tod. Die Hand umkrampft das Beil, mit dem er den Lebensfeind erschlagen wollte. Drei andere folgen. Widerstandslos! Der erste von ihnen strotzt noch vor Jugend und Kraft. Er hat sein Ziel im Auge: Kämpfen für Gott, Kaiser und Vaterland. Da ist es um den anderen nicht so schade. Knechtisch ist sein Sinn, bucklig sein Rücken. Den Vierten, den Buben, reißt es noch einmal zurück, zur Hütte, zum Lieb . . .

„Der Totentanz" ist in seiner Konzentration eine grandiose Symbolisierung des blutigen Dramas von anno neun.

Der erste Auftakt zu dieser Schlachtensinfonie erbraust im „Haspinger", ein Chor von Helden, der dem Feind wie ein Donnerkeil entgegenstürmt: Schlachtensturm, Bauernheer, Kampfbegeisterung, Siegesgewißheit, aber auch wieder Todesbereitschaft. „Speckbacher" aber ist der Kecke, der Kühne, der Volksliebling, der alle an Gestalt und Kraft und Geist überragt und den Entscheidungssieg im August herbeiführt.

Den großen geschichtlichen Gemälden müssen wir wieder einige Bilder aus dem Arbeitsleben der Bauern anreihen. Überall Acker und Feld, Schaffen nnd Rackern, wettergebräunte Gesichter und schwielenbedeckte Hände. „Hart ist der Gebot", heißt es bei Schönherr. Nicht so bei Egger-Lienz. Schwer lastet auch bei seinen Tirolern Arbeit, Sorge und Not; aber sie wissen den Weg der Rettung: zum Kreuz, wie ihn ihre Vorfahren gewußt, die für ihren Gott in den Tod gegangen, freiwillig und doch schwer, weil auch auf ihnen der paradiesische Fluch gelastet.

Da sitzt der „Sensendengeler" auf seinem klotzigen Stein und schlägt einsam das Eisen. Hinterrücks hat er die Baumstämme des Stadels der Bergwiese. Sonst nichts! Da mähen die Männer am Bergrand; drüben leuchtet der Firn. Da zimmern die Tischler im ersten Frühling ein neues Haus, da sitzen sie beim Suppenessen.

Auch bei diesen Bildern sticht der reine und tiefe, allgemein menschliche Gehalt, der uns besonders im „Sämann und Teufel" auffiel, wieder ins Auge. Wenn Egger-Lienz seine Tiroler Bauern als Träger allgemein gültiger Ideen auswählt, so liegt der tiefere Grund sehr nahe. Das urwüchsige, echte Landvolk hat noch am besten das natürliche Menschentum bewahrt. Den Beweis liefert Egger in seinen „Fünf Lebensaltern", die er nun einfach „Das Leben" nennt. Ein breites, hohes, mächtiges Gemälde, ein packendes Bild, vielleicht das lebendigste und vollendetste, das der Meister bis jetzt in seiner Art entworfen hat. Es hat in der Dresdener Ausstellung seinen Ehrenplatz gefunden. Der einheitliche, große Gedanke, zusammengedrängt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auf das Stück Leinwand, die Ausdruckskraft der Typen, der Mangel jedes malerischen Beiwerkes, die Einfachheit der Linien, der Stellung, das Einerlei der rotbraunen Kaseinfarbe — das Meisterwerk verdient die größte Auszeichnung.

Ich habe Stück für Stück entstehen gesehen und von ihm selbst erfahren, wie er die alte Allegorie, von der so mancher Farbendruck in alten Bauernhäusern erzählt, umgedichtet hat. Er läßt die fünf Lebensalter ein Haus von Baumstämmen bauen; alle arbeiten mit. Das Balkengerüst steht nun. Es gibt den Rahmen und die Einteilung des Gemäldes. Links oben in dem Holzgebälk sitzt der Bub und guckt und pfeift sorglos in den Himmel hinauf. Der Hammer drückt ihn nicht schwer in der Hand. Drunten der Mann stemmt hart und froh. Mann und Weib stehen auf dem Boden in der Mitte, zwei Kernmenschen, nicht schön, beileibe nicht. So etwa aus dem Ötztal mögen sie stammen. Die Manneskraft und die Mutterhoffnung stellt das Bauernpaar vor. Ich habe sie schon in Wien fertig ausgeführt gesehen (der Mann trug noch keinen Bart) und habe sie nicht vergessen können. Als mir Professor Egger in Hall wieder einmal die vier anderen Typen zur Seite des überlebensgroßen Bildes gestellt hat, habe ich doch wieder mir das Ehepaar angeschaut und habe mich ganz in den Bann der tirolischen, der katholischen Fassung des Gedankens vom menschlichen Leben und Sterben gegeben.

Den meisten wird der Bub gefallen und dann der Alte, der dem Tode entgegenwankt. Herab geht es vom Gerüst am Geländer; ein bißl rasten, ausschnaufen für immer. Der darüber macht es noch eher; ist ein Kraftmensch, stützt sich gerade einmal auf das Beil; wird mit dem Arbeiten auch nimmer gar so lang gehen. . . .

Außer dem Monumentalgemälde war in Hall nicht mehr viel zu sehen in Eggers Atelier. Die Bilder seiner Kinder hängen drüben im Zimmer, sein Selbstbildnis steht in einer Ecke. Ein paar Skizzen von „Sämann und Teufel", „Totentanz", „Leben" hängen herum, Entwürfe von einem Gebirge, von den Holzern, die Bäume im Walde schlagen, eine gruselige „Vision" von anno neun: Hintergrund Holzhäuser, auf der Brücke der Franzosengeneral, der die Bauern füsilieren läßt, der Bach führt Blut, einer wäscht sich drein. . . .

Und was er Neues plant? Den Kampf der Elemente will Egger nächstens dramatisieren, wollte sagen: malen. Man sieht: Tirol und Tirol und immer Tiroler Themata. Albin Egger-Lienz ist so recht der Tiroler Maler geworden. Vor allem der des Freiheitskampfes. Es wäre ein interessantes Gebiet, den Einfluß, die Bedeutung der Erhebung Tirols für das Geistesleben im Lande, für die Entwicklung der Künste darzustellen. Man müßte darauf kommen, daß die Kämpfe von 1809 ein ähnlicher Volksschatz für uns geworden, wie etwa die Perserkriege in Griechenland oder die Kreuzzüge fürs Mittelalter. Und die Namen Jos. Koch, Altmüller, K. Blaas, Defregger, M. Schmid, Wörndle bis herauf zu Egger-Lienz können uns beweisen, daß wir heute jenen Zeiten in unseren Anschauungen näher stehen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als unsere Eltern, die noch soundso viele von den Helden von anno neun gesehen und gesprochen haben. Und damit kämen wir unversehens auf die kulturelle Entwicklung des Volkes, auf die heutigen Gegensätze von Stadt und Land, von Einheimischen und Fremden. Und nun erst würden uns die Augen aufgehen über den Wert der heimischen Kunst im allgemeinen und über die Bedeutung von Albin Egger-Lienz im besonderen.

Damit wäre nun freilich seine Bedeutung noch nicht erschöpft. Die Wirkungen seiner Bilder werden sich vorerst außerhalb Tirols in der Kunst und der Denkweise des übrigen deutschen Volkes zeigen. Die Vorstellung von Tirol und Tirolern wird sich allmählich an seine Bilder knüpfen. Und dessen können wir Tiroler uns freuen: Egger-Lienz kennt das Volk seiner Heimat, seine Natur und seinen Glauben. Arbeit und Gebet ist der Lebensinhalt.

Wir nehmen Abschied von Albin Egger-Lienz, dem „Revolutionär auf dem Gebiete der historischen, der tirolischen Malerei".

□ □

Frühe.

Von Fritz Schnack.

Die Frühe bietet sich schimmernd meinen trunkenen Blicken dar,
Entfaltet wie ein Buch mit Zauberdingen
Liegt das Gelände. — Helle Winde klingen
Und tragen die Düfte von der Felder Opferaltar.

Es ist wie ein Wandern in Gartengefilden,
Wo die Lilien mit Salomonis Pracht
Leuchten und zu himmelsmilden
Wundern wurden über Nacht . . .

Weiße Tauben fallen in Ranken
Tief in das weite, atmende Feld,
Als ließe der Himmel lichtholde Gedanken
Zärtlich flattern über die Welt . . .

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Harrachs Tagebuch über den Aufenthalt in Spanien in den Jahren 1673—1676.

Mitgeteilt von Regierungsrat **Ferd. Menčík.**

VI.[1])

— 16. — Vormittag bin ich zu Haus geblieben, nachmittag in des Almirante Garten gangen und sein Gemähl gesehen, welche gar schön seind von denen besten Meistern und in großer Menge, also daß mich gedunket, des Kaisers Galeria von dem Erzherzog Leopold gleiche diesen nit in der Menge der gueten Bilder. Was ich gar absonderlich beobachtet ist, daß er ein Stuck von Michael Angelo Buona Ruota hat, welches er sehr estimirt, indeme dieser Mahler das meiste nur al fresco auf die Mauer gemahlt; einen gar kleines Contrafait eines Cardinal von Titian, auf welche Weis er nit pfleget zu mahlen. Sonsten hat er die Zimmer gar wol abgetheilet, eines mit lauter Stuken von Titian, ein anderes von Tintoret, eines von Van Dyck, eines von Rubens, (in welchem zwei Baurenstuk mit Landschaft und kleinen Figuren, so gar galant), ein anders von Spagnolet, so sie hier Don Joseph de Ribera nennen, eines von Bassan, ein Cabinet von lauter kleinen Stucken von Breugl, dann andere Zimmer von unterschidlichen, als Raphael, Paul Veronese, Palma, und leztlich ein Zimmer von lauter Gemahl unterschidlichen spanischen Mahlern, als Mudo, Velasco, Carena und dergleichen. Die Ramen von denen Bildern seind unterschidlich, teils schwarz mit einer verguldten Leisten, theils ganz verguldt. Das Gebäu des Hauses ist sonst schlecht und irregulier, und siht man, daß ein Stokel an das andere geflikt worden, inwendig aber mit unterschidlichen Alcoven und Verschlag von Spiegelgläsern gar sauber geziert. Der Garten ist fein, ein Parterre zimblich groß, ein großer mit Ziegl gepflasterter Platz zum Spazierengehen, in welchem zwei Fontanen, eine wie ein Teüchtel gar sauber inventirt. Die ganz Läng des Garten laßt er

[1]) Vgl. Die Kultur, 1911, XII, 4. Heft, S. 413—437 und 1912, XIII, 1. Heft, S. 67—89; 2. Heft, S. 221—237; 3. Heft, S. 349—365.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schupfen oder Gewölber machen in Form einer Galeria, auf selben eine Terasse mit seinen Palustren und Statuen. Ist aber noch nit fertig. Oben auf einer kleinen Anhöhe hat er ein Eremitorio gebauet, unten ein Capellel mit der Sacristey, oben des Eremiten Wohnung, und noch höher etliche Zimmerl vor sich, von dannen man auf allen Seiten gar weit und schön aussehen kann. Der Garten und Haus liget al Prado viejo.

Als ich nun Alles gesehen, brachte man mir ein gefrorne limonade mit Schneezucker und ein warme chocolate mit Biscoten. Des Almirante Secretario zeigete mir alles und vier Pages giengen mit, die den rinfresco darnach brachten.

— 17. Mai. Ich bin heindt den ganzen Tag nit auskommen und auch dem Herrn Nuntio abschlagen mueſſen, weilen man in Haus alles ausraumbt und abrimbt, auch die Esel brauchet, die Sachen in das andere Haus zu bringen. Don Cristoval ist zu mir kommen.

— 18. Mai. Wider Verhoffen ist heundt frue die teutsche Post kommen, so mir Unterhaltung genueg gegeben, den Tag zuezubringen. Wegen der Umbraumung in das andere Haus ist Niemand zu mir, und ich auch nit auskommen.

— 19. Mai. Man hat heunt den ganzen Vormittag mit Raumen und Fuhren unserer Mobilien in das neue Haus zugebracht. Auf den Abend ist der Don Cristoval mit Baron Inzaghi kommen; der Letztere hat sich beurlaubt, gehet morgen über Nider- oder Holland nacher Wien.

— 20. Mai. Heunt frue ist der Don Carlos Ridolfi zu mir kommen und von unterschidlichen Sachen geredet. Zu Mittag hat mein Beichtvater mit mir gessen, der sich näheter bei uns zu sein in das Novitiat gestert gezogen. Der Duque de Albuquerque hat mir ein papel geschickt, die burgundische Sachen betreffend und daß Sie (d. i. die Königin) jetzt die angetragene Neutralitet annehmen wollen, wann Frankreich die Festung Gray restituiren wolte.

— 21. Mai. Vormittag ist der Cav. Castiglione zu mir kommen und auch der P. Amon, des Card. Neidthart Agent, da gewesen, dene ich aber nit vorlassen künnen, weilen der Duque de Albuquerque mir die Stund gleich nach 11 Uhr gegeben hätte. Mit diesem habe ich unterschidliche Negotien von J. Kais. M. abgeredet und ihme die Materi communicirt der Papeles, so ich bei nachster Audienz eingeben werde. Habe ihme zurückgegeben dasjenige, so er mir gestert geschickt hat, in deme sie sich auf Sachen beziehen, daß ich solte erindert haben, von welchen ich gar keine Wissenschaft gehabt, und hat er sowol als sein Secretari gefunden, daß ein Irrung muesse geschehen sein. J. K. M. beede, nachdeme Sie zu Pinto das Mittagmal geessen, seindt um 5 Uhr glücklich hier ankommen.

— 22. Mai. Den ganzen Fruemorgen habe ich auf die Post geschrieben, nachmittag umb halbe Sechs zur Audienz gegangen und J. M. der Königin 5 Papeles übergeben. Das erste war die Notification, daß J. Kais. M. Ihren Feldmarschalk Grafen von Souches das Commando Ihrer Armee im Reich aufgetragen, denselben bei seiner

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abreis mit denen notwendigen Instruktionen versehen, ihme guete Correspondenz mit denen spanischen Generalen und Ministren zu pflegen und allzeit dahin abzusehen, daß seine Operationes zu Dienst und Nutz des hochlöbl. Erzhaus geschehen mögen.

Das andere war, daß J. Kais. M. wieder ein Rimessa von etlichen Mesaden verlangen, indeme die überschickten bald enden werden. Das dritte wegen des Bistum Gant vor H. Churfürsten von Trier Coadjutoren, das vierte wegen Burgund, daß obwollen selbe Provinz vor verloren gehalten, doch wollen J. K. M. auf Ersuechung dieses Hofes sich umb selbe annehmen und sehen, oder die vor diesem angetragene Neutralitet zu procuriren, oder selbe Provinz durch den Herzog von Lottringen und eigne Völker zu succurriren, weilen aber sowol dieser Verlust als auch der desconcierto[1]) wegen der nit gleich angenommen Allianz mit Dannemark, Brandeburg und Braunschwig herrühret, als habe mit dem fünften remonstrirt, wie große Praejudicien daraus entstehen künnen, wann mit Informiren, Antworten, Repliciren nnd Resolviren man allzeit so viel Monat verliehret, als vermeinten J. Kais. M. guet zu sein, daß Sie dem Gubernator in Niderland und den Potschafter in Wien mehrere und weniger eingeschränkte Vollmacht und Gewalt gebeten, desgleichen Allianzen zu tractiren und zu schließen, doch daß Ihnen allzeit die Ratification vorbehalten werde.

Mündlich habe ich Ihnen relationirt, in was Stand die polnischen Sachen sich befinden. In Namen J. Kais. M. gebeten, Sie wollen befehlen, daß man in hiesigen Secretarien besser die Secreta observire und in geheim halte, dann daß J. M. Ihnen belieben lassen, schriftlich den Don Cristoval Angelati Ihrerseits zu einem Administrator der Rentas dotales zu benennen; und dann letzlich in Namen J. Kais. M. Sie gebeten, dem M. de los Balbaces ein schriftliche Versicherung zu der geh. Ratsstelle zu geben.

Auf welches Sie mir geantwort, Sie wolle seiner bei nächster Promotion gwiß eingedenk sein. Ich replicirte aber, daß J. Kais. M. an diesem gar nit zweifleten, allein wollten Sie den Marques gern mit einer Zetl oder Decret consolirt sehen. Sie sagten, es wäre hier der Brauch nit, ich aber allegirte die Exempel des Marques de la Fuente und Marques de Astorga. J. M versicherten mich aber, daß der erste von dem König seel., der andere aber von Ihr nur das mündliche Versprechen gehabt habe. Auf welches ich sagte, der M. de los Balbaces werde gar wol zufrieden sein, wann E. M. ihme die Versicherung in Dero eignem Handbriefel oder nur durch mich mündlich geben werden. Endlichen antworteten Sie, weilen mein Herr Brueder es also verlanget, will ich ihme die Gnad in meinem Brief an Kaiser versprechen und euch auch hiemit mündlich versichern, doch daß es in geheim gehalten werde, bis ein Promotion vorgenommen werde. Auf welches ich mich gegen Ihnen bedankt habe. Der Duque de Albuquerque

[1]) Unordnung, Verwirrung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat das von mir ihme zurückgegebne papel wegen Burgund wieder corrigirter zuruckgeschickt.

— 23. Mai. Der Duque de Albuquerque hat mir ein papel geschickt, Antwort auf meines, so ich wegen des Herzog von Lottringen eingegeben und erindert mich, daß dem Conde de Monterey anbefohlen worden, dem Herzog die passirte und versprochene Völker und Subsidien zu geben.

— 24. Mai. Heundt frue ist die offentliche Procession des Corporis Christi Fest gangen und weilen der König selbe nit begleitet, gehet sie bei Hof vorbei. Nachmittag ist der H. Nuntius zu mir kommen und bis 7 Uhr geblieben. Die Gräfin und Josepha haben zu Hof den Auto gesehen, dann wegen des eingefallenen Regenwetter nur einer hat künnen gehalten werden.

— 25. Mai. Ich bin heundt frue wieder nit auskommen, sondern den Vormittag mit Lesen und Schreiben zuegebracht. Nachmittag habe ich den P. Amon, des Card. Neidhard Agenten, im Novitiat besuecht, alwo mich neben seiner der P. Rector und mein Beichtvater empfangen haben. Bin im Weggehen die Kirchen zu sehen gangen, welche der P. oder Card. Neithardt gebauet. Sie haben hinter derselben ein gar schöne Sacristei gemacht, welches an sich selbst ein großer wolformirter Saal ist. Von dannen bin ich neben meinem Carl par la puerta de Funcaral in das Feld gefahren, ein Weil zue Fues gangen und por el Prato viejo wieder nacher Haus gekehrt. Die Gräfin und Josepha haben heunt zu Hof auch den andern Auto gesehen.

— 26. Mai. Nachmittag habe ich wollen den venedischen Botschafter incognito besuechen, so hat er sich aber entschuldiget. Bin gegen den Abend zu Unser Frau Atocha, alwo sie wegen der Octava Corporis Christi ein Processíon durch die Kirchen und Kloster gehalten und von acht Männern vor dem Hochwürdigsten gedanzt worden.

— 27. Mai. Frue ist der Don Manuel de Castro bei mir gewest und sein Praetension, cavallerizo bei der Königin oder ein castellania in Napoli zu übernehmen, mir recommendirt. Die Gräfin ist mit der Josepha zu Hof gewest und diese als Menina in der Ordnung mit der Procéssion gangen. Ich bin gegen den Abend mit dem Carl bei dem Rio spazieren gefahren.

— 28. Mai. Frue heindt ist die walsche Post kommen, habe also einen gueten Theil mit Lesung der Brief zugebracht. Gegen Mittag hat sich Don Cristoval Angelati anmelden lassen, deme ich gleich die Papeles, so zu der Administration der Rentas dotales gehören, unbeantwort. Auf den Abend gar spat ist Conde Charny zu mir komnen, mit deme ich ein Weil geschwazt.

— 29. Mai. — Heundt frue bin ich nit aus, und auch Niemand zu mir kommen. Nachmittag hat mich D. Gregorio Tamaron besuecht und sein Praetension umb ein Canonicat zu Granada recommendirt. Umb 5 Uhr habe ich die Stund zur Audienz gehabt und J. M. der Königin neben einem kais. Schreiben mein Papel gegeben, welches ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Antwort war auf die Participation der von dem Nuntio hier angetragenen Pabst. Mediation, bei welchen J. Kais. M. so viel an die Hand geben, daß zuvor solche angenommen werde, man auch denen Hollandern und übrigen Alliirten Nachricht gebe, sehe, daß diejenigen, so den Frieden tractiren, nit mehr französisch als österreichisch seien, dann daß man die Republica von Venedig auch zu dieser Mediacion zuziehe. Mündlich habe ich J. Kön. M. wiederumb das negocio wegen Formirung des Haus vorgebracht, aber kein rechte Antwort weder Resolution erhalten, und als ich replizirt, daß J. Kais. M. so viel daran gelegen, daß diejenigen glauben, so zu diesen Posti genommen werden, J. Kais. M. hätten darzue geholfen sie proponirt und vorgeschlagen, daß sie aber zu diesen nit werden zu persuadiren sein, wann J. M. Ihnen nit belieben lassen, eine guete Zeit vorhero mir zu vertrauen, weme Sie darzue vermeinen, auf daß ich sie unter der Hand dahin vermögen könne, daß sie J. Kais. M. amparo[1]) und Recommendation suechen. Auf welches Sie geantwort, Sie wollen schon darauf gedacht sein, daß die Erwählten es auch von J. Kais. M. erkennen. Ich habe auch wegen der Heurat geredet, und haben J. M. geantwort, ich hätte gar wol beobacht, daß Frankreich bei einigen Friedenstractaten die des von Orleans Tochter dem König proponiren werde, Sie verlange aber vor alles Ihr Enickel, fürchte dabei, der Kaiser wurde es der Zeit nit gern herein lassen. Auf welches ich sagte von Ja, J. Kais. M. würden meines Erachtens kein Bedenken haben, absonderlich wann Sie glaubten, daß die Sach hierdurch mehrers stabiliert künte werden. Auf welches Sie antworteten, Sie vermeinen in dieser Sach noch zu warten, bis Sie sehen, ob die Kaiserin ein Sohn oder Tochter haben werde. Ich aber repraesentirte, daß dieses nichts zu der Sach täthe, denn es seie was es wolle, so findete ich kein andere Heurat vor die Erzherzogin Maria Antonia[2]) als mit dem König, dann Frankreich könne man sie auf kein Weis geben, weilen sie der Zeit nit allein Erbin Teutschland, sondern auch in diesen Königreichen seie, also wäre kein Zeit zu verliehren in dieser Sach zu arbeiten, indeme J. Kön. M. jezt in der höchsten Authoritet, alle Ministros von Ihnen dependirt und wegen der Hofnung bei der Formation des Haus accommodirt zu werden, würden sie ohne Zweifel gern zu deme concurriren, was J. Kön. M. verlangten. Auf welches Sie allein antworteten, Sie wolle der Sach nachdenken und weiters mit mir davon reden. Ich habe Ihnen auch repraesentirt, daß Portugal gleichfalls zu befürchten seie, indeme die Aya und viel Ministri von selber Extraction und wie sie den verstorbenen König verrathen, den Krieg zu continuiren, die Königin persuadirt, einen disreputirlichen Frieden zu machen, als würden eben diejenigen Mittel finden, auch diese Heurath zu

[1]) Schutz, Unterstützung.

[2]) Die Heirat fand später nicht statt, denn die Erzherzogin vermählte sich mit Max Emanuel Kurfürst von Bayern.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

effectuiren, welches Sie aber ganzlich verworfen. Ich bin von dannen zu D. Pedro Fernandez del Campo in die Covenchuela und ihne auch in denen Kaiſ. Negocien informirt.

— 30. Mai. — Heundt begehet man hier das Feſt des heil. König Ferdinandi und wird gefeiret. Wir haben auch heunt den Geburtstag J. M. der Kaiſerin, welche 21 Jahre alt wird, bin dahero mit der Gala vormittag zu Hof geweſt und beeden J. Kön. M. die norabuena deſtwegen gegeben. Außer des Duque del Infantado hatte keiner kein Kleinod noch Gala, welche ich ihme als Ob.-Hofmeiſter mit Manier zu verſtehen gegeben, daß man es gewiß nit werde gewußt haben. Er ſagte, es wäre ein eigner Secretario de camera, ſo dergleichen Geburts- und Galatag vormerkte, weilen aber dieſer neü, ſtehe er noch nit in ſelber Liſta, dahero hätte man es auch weder denen Damas noch Cavalieren intimirt. Nachmittag iſt ein P. Dominicaner, des Prince Simay Agent, bei mir geweſt, und mir wegen des Prince Pio Accommodament mit dem M. Caſtel Rodrigo geredt. Nach ihme iſt der Baron Aviles kommen, und als er weggangen, bin ich zu dem M. Caſtel Rodrigo in die Florida, und von allerlei Negocien und Materien mit ihm geredet, daß ich erſt umb 9 Uhr heim kommen und noch die walſche Poſt expedirt. Nachmittag iſt bei der Incarnation die Proceſſion des Corpus gehalten worden und haben beede J. Kön. M. ſelber in ein Fenſter zuegeſchaut . . . Die Duqueſſa de Najara hat der Gräfin einen ganz rothen Vogel Cardinal genandt geſchenkt. Iſt etwas größers als ein Spatz, faſt wie ein Nikawicz, die Federn was langer und auf dem Kopf ein rothen Schöpfl; ſolle gar ſchön ſingen. Iſt aus Indien.

— 31. Mai. Nachmittag habe ich incognito den H. Nuncio beſuecht. Habe vermeint, den H. Cardinal zu viſitieren, hat ſich aber entſchuldigen laſſen, er mueſſe in geheimen Rath. Heundt iſt die Proceſſion wegen des Fronleichnamsfeſt bei denen descalças Reales gehalten worden, und haben J. M. beede und die Damas in ein Balcon zuegeſchaut.

— 1. Juni. Vormittag habe ich den M. de Aguilar beſuecht, ſo in ſeinem Quarto bajo ſehr ſchöne walſche Gemahl hat. Habe vermeint, auch den Conde de Banos zu viſitiren. Bei mir ware Don Pedro Ojenold, ein official de la secretaria de Estado y del Norte, Don Manuel de Caſtro, Don Criſtoval Angelati, Don Franc. Romena und D. Carlos Ridolfi. Nachmittag bin ich incognito zu dem venediſchen Potſchafter, von ihme in des M. de Liche Almoneda, alwo aber faſt nichts als Bilder zu verkaufen waren, und die meiſten nur Copeien, doch von gueten Originalen.

— 2. Juni. Heundt frue iſt der Padre Chaves, Procurador de la provnicia de Castilla la Vieja von der Societet, bei mir geweſt, und in Namen des Duque de Najara gebeten, ich wolle ihme beiſtehen, daß er das Vi-Reynado de Indias erhalte. Und weilen die Gräfin auf Begehren der Duqueſa mit der Königin ſchon geredt, ſolle ſie J. M. 4000 Doblas antragen und 1000 vor ſich haben. Das erſte habe ich verſprochen, werde die Königin thuen, das andere aber aus-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschlagen und mich bedanket, indeme die Gräfin und ich ihnen ohne Interesse zu dienen verlangen.

Ich habe vermeind heundt auf den Abend den Don Ruys Gomes de Sylva zu besuechen, so ist er umb Mittag selber zu mir kommen. Habe erst darnach Meß gehört und gessen. Nachmittag hat mich der P. Praeposito von San Phelipo Neri, so gleich neben diesem Haus ein Kirchel haben, besuecht. Ich bin auf den Abend zu denen Augustinos Recoletos gefahren, so auf den Prado ein gar hübsche Kirchen und in selber ein Capellen de Nostra Señora Copa de Cabaña haben, habe den Don Pedro Fernandez del Campo alda angetroffen, der den Padronasgo selber Kirchen gekauft und sein Wappen von weißen Marmoll mit vielen Tropheen exponirt hat. Von dannen bin ich über den Prado nacher Haus gefahren.

— 3. Juni. — Ich habe erst heindt frue einen Theil meiner Briefe bekommen und selbe zu lesen den Tag ohne etlicher Visiten zuegebracht. Umb halbe Zehn ist der Cav. Castiglione zu mir kommen, nach ihme der Krazenbach, nachmittag der P. Isnardi und abends der Duque de Albuquerque, so aber nit lang geblieben.

Einer jungen Mutter.

Von Richard Seyß-Inquart.

Heut hat dein Kind mich angelacht,
Dein wunderfeines Bübchen,
Es hat so große Augen gemacht,
So drollige Wangengrübchen.

In seinen großen Augen drin
Da war ein seltsam Scheinen,
Dein hoher Geist und Dein Königssinn
Schlug Wurzel in dem Kleinen.

Und aus den Grübchen lugte froh
Ein loser Schalk mir entgegen.
Du warst als Komteßlein ebenso:
Ein Schelmchen allerwegen!

Ich hab in deines Kindes Blick
Gar lang und viel gelesen,
So viel von dir, die du mein Glück,
Mein guter Engel gewesen.

Und eine Freude, dankbewegt,
Hat heimlich mich u sponnen,
Ich hab die Hände zusammengelegt
Und still zu beten begonnen:

„Herr, nimm in deine treue Hut
Den lieben, goldenen Jungen,
Er ist ein trotzig Soldatenblut,
Aus edlem Reis entsprungen.

Gib ihm des Vaters Arm von Erz,
Daß er die Welt besiege,
Und leg' der Mutter weiches Herz
In seine kleine Wiege!

Doch gib das heiße Weh ihm nicht,
Das du der Mutter gegeben.
In frühlingsmildes Sonnenlicht
Hülle sein blühendes Leben!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Volksdichtung und Volksbrauch in Siebenbürgen.

Von Helene Gegenbauer.

Gar manche Überlieferung aus dem ursprünglichen Heimatlande — aus Deutschland — wird in Siebenbürgen treu bewahrt, gar mancher Brauch, der dort nicht mehr geübt wird, gar manches Lied, das dort verschollen ist, lebt noch im Land der sieben Burgen weiter. Die Volksfeste mit ihren bestimmten Gebräuchen und Liedern stammen vielfach aus altgermanischer Heidenzeit — so das Märchen vom „Rosenmädchen", das aus der Gewalt des Winterriesen erlöst wird — und sind bloß in ein christliches Gewand gekleidet. Das Fortwirken der altheidnischen Mythe von dem Kampf des Frühlings mit dem Winter ist in einer der wertvollsten Perlen der Volksdichtung, im Königslied, zu finden, einem Zweig deutscher Poesie, die eine gewisse erziehliche Wirksamkeit ausgeübt hat. Die dramatische Darstellung dieses Liedes findet jetzt noch in Siebenbürgen bei Hochzeiten und anderen festlichen Gelegenheiten statt, wenn auch häufig nur bruchweise. Es ist eine der volkstümlichen Fassungen des Totentanzes, die in Deutschland, in etwas anderer Form, zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstanden waren. Etliche Jahrzehnte darnach bemächtigten sich die bildenden Künste dieser Idee und verdrängten das Drama, welches von da an in deutschen Gauen nur mehr in Bild und Schrift weiterlebte. In Siebenbürgen wird das Königslied, entgegen der übrigen Volksdichtung, die meistens im sächsischen Dialekt verbreitet ist, hochdeutsch vorgetragen, wohl als Zeichen seiner höheren Gattung. Es ist eigentümlich und entschieden nicht im protestantischen Sinn, obwohl von Protestanten aufgeführt, daß bei der hellsten Lustbarkeit, zwischen lebensprühenden Hochzeit- und anderen Festreden die Menschen an den stets nahen Tod erinnert werden und an Buße denken sollen. — Am Anfange dieses dramatischen Spieles erscheint ein weißgekleideter Engel mit einem Stäbchen in der Hand und singt die uralte Eingangsformel, die an ein Bardenlied erinnert:

Hört zu mit Fleiß und merket auf,
Neu Zeitung ich euch singen will
Von einem König reiche,
Der Tod auf einen freien Markt
Dem König tut nachschleichen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dann erscheint festlich gekleidet der junge König mit reichem Gefolge. Zuletzt sieht man in diesem Zuge die dunkle Gestalt des Todes mit seinen düsteren Emblemen. Ihn begleiten, im grimmen Witz, der Doktor und der Apotheker. Wie der König auf seinem Thron Platz genommen hat, schreitet der Tod mit Bogen und Pfeil zu ihm hin und spricht:

„Glück zu, du edler Königsmann!
Neu Botschaft ich dir zeige an,
Dein Tod ist schon vorhanden,
An meinen Reihen mußt du gehn,
Ich fahr durch alle Lande."

Erzürnt entgegnet darauf der Herrscher:

„Wer bist du denn, du kühner Mann,
Daß ich mit dir nun muß davon?
Woher? Aus welchem Lande?"

Der Allsieger antwortet: „Tod heißt man mich mit Namen," und erklärt, er schone nicht jung noch alt. Der König weist ihn aus seinem Reiche, ja er will ihn in Ketten werfen. Da ruft der Engel: „Der Tod schoß aus in schneller Eil' dem König zu mit einem Pfeil!" Und der schreckliche Geselle erklärt:

„Jetzt wirst du bald empfinden,
O junger, stolzer Königsmann,
Ob du den Tod wirst binden."

Der König bittet nun um sein Leben: „Du findest ja so viel der Armen!" Der Tod aber antwortet:

„Der Armen find' ich viel zu viel,
Der Reichen ich auch haben will,
Die zieren meine Reihen.
Prälaten, Fürsten, Könige groß
Tun mich allzeit erfreuen."

Der Herrscher verspricht ihm reichen Lohn, wenn er noch zwölf Jahre leben darf, dann bittet er um ein halbes Jahr, — er will noch Schloß und Turm bauen, sein Reich zu überschauen, — zuletzt bietet er dem Tod Krone und Szepter an, er will als Bettler durch die Lande gehen.

Tod: „Herr König! Das sind unnütz' Wort,
Schick' dich nur bald, wir müssen fort,
Die Zeit vergeht mit Schaden.
An meinen Reihen muß ich noch
Viel tausend Menschen laden."

Der König fleht weiter; aber nicht ein Tag, nicht eine Stunde, nicht Geduld für drei Worte gewährt ihm der Unerbittliche. Und des Königs „stolzer Leib sich ganz entließ", der Engel schließt diese Szene mit den moralisierenden Worten:

„Der Tod kommt oft zu solcher Zeit,
Wenn man gedenkt, er sei noch weit,
Tut seinen Pfeil ausschießen.
Darum so lebe stets in Gott,
Wirst Seligkeit genießen."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bei der Darstellung des Totentanzes in Deutschland ist ein wesentlicher Unterschied der, daß dort der Tod vierundzwanzig Personen der verschiedensten Rangstufen, selbst den Papst, in seine Reihen fordert, während in Siebenbürgen nur die höchste dort anerkannte Gewalt, der König, den Tribut des Lebens für alle zahlen muß. Der Tod erwähnt nur nebenbei, daß er auch andere, selbst fürstliche Personen in seinen Reigen ladet. — Das Spiel findet nun ohne die Gegenwart des Knochenmannes seine Fortsetzung: der eben Verschiedene wird von Soldaten auf eine Bahre gelegt und sie singen dabei ein Lied von der Allgewalt des Todes, von der kein Szepter befreit. Nun erscheint nochmals der Engel und berührt mit einem weißen Stäbchen des Königs Brust. Der erwacht, gleichwie die schlafende Natur von der Allgewalt des Frühlings geweckt wird, und voll Entzücken, daß er die Welt wiedersehen kann, ruft der Auferstandene:

„Wer bist du, Herr? Ich kannt' dich nicht,
O zeig mir deine Pfade!"

Den Schluß bilden etliche Verse aus einem alten Kirchengesangbuch mit Choralbegleitung, die dann dem ganzen Brauch eine kirchlich-protestantische Färbung geben. — Dichtungen wie „Tod und Jüngling", „Tod und reicher Mann", das von Schubert vertonte Lied „Der Tod und das Mädchen" sprechen auch in der Gegenwart ähnliche Gedanken aus, das Kinderspiel „Schàmpelän dit" (schampelnder Tod), an dem sich während des Maisschälens die sächsische Jugend ergötzt, entspringt derselben Idee. Eines der Kinder, welches den Tod darstellt, wird mit den herumliegenden Blättern zugedeckt, die anderen Kinder suchen ihn zu wecken, indem sie rufen: „Steh auf, Tod, es hat eins geschlagen!" und so fort durch alle Stunden. Der „Tod" gibt aber stets die Antwort: „Ach lot mich nôch schlôfen!" Erst als er hört, die Uhr habe zwölf geschlagen, springt er auf und sucht eines der davoneilenden Kinder mit den Worten: „Kom, ech frêsen dich!" zu fangen. Ist ihm dies gelungen, so muß das gefangene Kind der „Tod" sein. — Der Brauch der Totenkronen, der in Deutschland besonders am Anfang des achtzehnten Jahrhunderts üblich war, hat sich in Siebenbürgen noch hie und da erhalten. — Das Rockenlied, welches noch in einzelnen Teilen von Siebenbürgen, und zwar auch bei Hochzeitsfesten gesungen wird, ist ebenfalls ein sehr alter Brauch und symbolisiert durch die Überreichung des Spinnrockens die Hausfrauenwürde. Die Braut, die einen Auswärtigen heiratet — und nur da wird es aufgeführt —, erhält als letztes Geschenk von ihren Gespielinnen einen in buntester Weise ausgestatteten Spinnrocken, der außer mit Goldblumen, Fähnlein, Löffeln und Spulen geziert, noch mit verschiedenen süßen Eßwaren behangen ist, die gleichsam der Beschenkten zur Nahrung an dem fremden Orte dienen sollen. Wenn die Gäste beim Hochzeitsmahl sitzen, erscheinen die Mädchen und überreichen der aus ihrem Kreis Geschiedenen ihre Gabe mit den in einer Mollmelodie gesungenen Versen:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Gott greß dich in broit, gott geſên der den dâſch,
Gott greß dich în ädle, ſchîne!"

(Gott grüß' dich, du Braut, Gott ſegne dir den Tiſch,
Gott grüß' dich, du Edle, Schöne!)

Der Rocken wird nach längerer Anſprache, worin alle möglichen guten Wünſche vorkommen, der Braut zugeneigt und dann wieder zurückgezogen, während die Brautjungfern nach vor- und rückwärtsſchreiten, bis ſchließlich die Gabe in der Hand der Scheidenden bleibt. Es iſt dies ein Vorgang, wie ihn kein anderer deutſcher Stamm kennt, der in ſeinem Rhythmus, in ſeiner ganzen Art an uralten Mythus erinnert. — Die Totenklagen, dieſe älteſte Art der Volksdichtung, kann man noch hie und da in der gleichen Form hören, in der in grauer Vorzeit unſere Urahnen ihrem Schmerze Ausdruck gegeben haben mögen. So klagen am Sarge der Mutter die Kinder: „Mutter, Mutter, ſollen wir nun bei fremden Türen herumgehen? Wem ſollen wir nun unſer Elend klagen?" Und die Witwe, die den geliebten Toten mit dem einſt von ihr mit ſo viel Sorgfalt und Liebe geſtickten Bräutigamshemd zur letzten Ruhe bekleidet hat, bricht in die gramvollen Worte aus: „Ach Gott! Wie ſoll ich das gutheißen, daß du mir meinen Gatten, meinen Wirt und meine Stütze geraubt haſt? Meine Krone haſt du mir herabgeriſſen, meine Stütze iſt mir gebrochen!" Auch ruft häufig die Klagende in inniger Bitte den verſchiedenen Gatten zurück: „Und wenn du nicht am Tage kommſt, ſo komme am Abend, und wenn du nicht die Gaſſe heraufkommſt, ſo komme hinter dem Garten." — Das ſächſiſche Kinderliedchen, das anfängt:

Ech bän denj, ta büſt menj
(Ich bin dein, du biſt mein),

das noch geſungen wird, iſt ein Ausläufer des hübſchen Liebesliedchens aus dem zwölften Jahrhundert:

Du bist mên, ih bin dên,
des solt du gewis sîn.
du bist beslozzen
in mînem herzen,
verlorn ist daz sluzzelîn,
du muost immer darinne sîn.[1])

---

[1]) Das mit dem Schlüſſel zugeſperrte Herz iſt ein Motiv, das im Volksliede häufig wiederkehrt und in den Alpenländern noch in Schnadahüpfeln vielfach zum Ausdruck gelangt, ſo zum Beiſpiel:

Mei' Herz und dei' Herz
Sein zuſammengſchwund'n,
Der Schlüſſel iſt verloren,
Ward nimmer g'fund'n.

(Hörmann, Schnadahüpfeln, S. 104).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein kleines, reizendes Lied ist das vom Blumenhaus, dessen Inhalt folgender ist: Ein Mädchen träumt unter grünenden Bäumen und duftenden Blüten von Glück und Liebe. Die Blüten fallen dicht wie Schnee über die Träumende herab und sie windet aus ihnen einen duftenden Kranz. Da erwacht sie, und statt der Blumen hat sie Petersilie in den Händen, statt des geträumten bekränzten Blumenhauses, in das sie im Traum einziehen sollte, steht die dürftige, väterliche Hütte vor ihren Augen und das Glück ist zerronnen. — Die Waisenlieder, die in trüber, schwerer Zeit, in Drangsal und Kriegsnot entstanden sind, gehören zu der Volkspoesie, die heimischen Ursprung hat. Sie zeigen das Waisenkind, nicht wie bei anderen Liedern ähnlicher Art, am Grabe der Mutter, sondern vertrieben von Haus und Heimat, in die Fremde, ins Elend wandernd:

1. Wie saust der Wind, wie stäubt der Schnee,
Das tut den armen Waisen weh.

2. Wie saust der Wind, wie schaukelt das Rohr,
Die armen Waisen gehn still hervor.

3. Wie saust der Wind, wie schaukeln die Eichen,
Und sollen wir nun in die Fremde weichen?

Und ein anderes Lied — im sächsischen Dialekt — erzählt, wie ein Waisenkind fern von der Heimat am fremden Tisch vergebens um ein Stückchen Brot bittet:

Ech geng, ech geng bü des Fremde sengen Däsch,
sie rackt der Fremd dat Brît vum Däsch,
ech bût sie äm e Kräftchen Brît,
sie fôden se: et dît der net Nît.
(Ich ging, ich ging zu der Fremden Tisch,
da rückt die Fremde das Brot vom Tisch,
Ich bat sie um ein Kruſtchen Brot,
da sagt sie: es tut dir nicht Not.)

Ein Spruch sagt, daß die goldenen Tautropfen auf den Grasspitzen an schönen Frühlings- und Sommermorgen Tränen vertriebener Waisenkinder seien.

Der Sinn für Poesie ist im Volke vielfach sehr entwickelt und selbst die Tierlaute formt es zu Versen. So zwitschern die Schwalben:

Wae ich zug, wae ich zug,
wôr scheyr und kellêr vôl,
wae ich koam, wae ich koam,
wôr alles e — weg! [1])

Der Rhythmus in den Tanzreimen — es sind Vierzeiler, die scharf gestoßen gesungen werden — ist derselbe noch, nach dem sich unsere Vorahnen schon voll Freude und Lust gewiegt haben. Teils ernste, teils spottende Lieder werden zu diesen Weisen gesungen.

---

[1]) Rückert hat bekanntlich dies Schwalbenlied bearbeitet.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drê dich, Mêdchen, af der Jerd,
Tha bäſt taiſend Gülde wiert
(Du biſt tauſend Gulden wert),

Oder: Tha bäſt nid en Kretzer wiert.
(Du biſt nicht einen Kreuzer wert).

Da die Volksdichtung ſtets das Eigentum einer ganzen Nation iſt, ihr Denken und Fühlen widerſpiegelt, ſo haben auch ſtets die Beſten des Volkes ſich bemüht, dieſe Lieder und Sprüche zu ſammeln und der Nachwelt zu erhalten: in Siebenbürgen vor allen Holbrich, Schuller, Schullerus, Teubſch und andere. Die Sachſen haben trotz ihrer Verpflanzung nach dem ſchönen Berglande, an dem ſie mit heißer Liebe hängen, ihr urſprüngliches Leben und Weſen bewahrt, ihre innerſten Gefühle ſind vielfach noch die gleichen wie die, als ſie noch in ihrem Mutterlande die Erde bebauten, jagten und fiſchten, liebten und haßten, traurig und froh waren und Ausdruck dafür ſuchten, um ihre Seele zu entlaſten. Dieſe Lieder ſtammen aus einfachen Herzen, leben vom Sinnlichen und Sichtbaren, wie jede Volkspoeſie, denn dieſe lebt ſchon im Mythus und ſteht im Anfange der Geſchichte.

□ □

Bergheimat.

Von Ella Graf.

Und wieder ſchließen die Berge mich ein
Und ſtille durchflutet mein ganzes Sein.
Soweit ich horch in den flimmernden Tag,
Nur der Waldesvöglein melodiſcher Schlag,
Nur der bunten Herde lieblich Geläut
Und der Wipfel Raunen, ewig erneut.
Soweit in die ſchweigende Nacht ich lauſch'
Kein Laut als des Brünnleins raſtlos Geraunſch,
Als Regengerieſel auf mooſigem Dach
Und der Wellen Geplätſcher im murmelnden Bach
Vorm Fenſter, mit rankenden Reben umblüht . . .
Der Bergheimat Friede umhegt mein Gemüt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grönlandreise.

Von **E. B—s.**

III.[1])

Montag, den 11. Juli.

Eine junge Klappmütze lag behaglich ausgestreckt am Rande einer großen Scholle, kratzte sich mit den Flossen, blickte mit ihren großen Augen in der Runde umher und ließ dann den Kopf wie für eine längere Siesta in den Schnee sinken. Ein großer Eisbär, der sie schon längst im Winde gehabt, war still um die Scholle geschwommen und tauchte genau vor ihr wie ein großes weißes Gespenst auf. Ein Schlag mit seiner wuchtigen Pranke und die arme Klappmütze lag mit zerschmettertem Schädel, aus dem das eine Auge quoll, auf dem Eise und wurde von dem gemächlich hinaufsteigenden Bären einige Schritte weitergeschleppt, worauf er sich mit seiner Beute in den Vorderpranken niederlegte. Er schien keinen großen Hunger zu haben, denn er ließ sich bei seinem Mahle Zeit. Bald schälte er sorgsam, beim Halse beginnend, die Haut und den guten weißen Speck von dem walzenförmigen Körper los, bald beobachtete er gleichgültig eine zweite Klappmütze, die auf der nächsten Eisscholle, auf dem Rücken liegend, die merkwürdigsten Tänze ausführte, und hie und da sperrte er seinen großen Rachen zu einem langen Gähnen auf. Doch die Vergeltung nahte! Auf die Entfernung von acht Seemeilen hatte Martin Botolfsen, der Steuermann der „Laura", von der Tonne im Maste aus durch sein großes Fernrohr einen kleinen gelbschimmernden Fleck, eben unsern Eisbären, entdeckt und der Kapitän klopfte an meine Kojentür und wisperte: „Bär!" — Es war $^1/_2$4 Uhr früh. Ich war gerade durch das starke Vibrieren des Schiffes aufgewacht und hatte mich gewundert, warum die „Laura" mit Volldampf laufe. Rasch war ich angekleidet und eilte mit Lorenz auf das Vorderdeck. Doch weder wir noch der Kapitän konnten mit unseren Gläsern den Bären entdecken. Erst nach geraumer Zeit fanden wir nach den Direktiven des Steuermannes den kleinen gelben Punkt, den Bären, auf einer größeren Scholle. Er schien zu liegen.

[1]) Vergl. „Die Kultur" XIII, Heft 3 und 4.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald konnte ich auch — scheinbar in nächster Nähe des Eisbären — eine Robbe ausnehmen, die vor ihm ihre wunderlichen Sprünge ausführte. Wie eine Sphinx lag der Bär da und unmittelbar vor ihm, wie durch seinen Blick gebannt, wälzte sich die Robbe hin und her. Erst als wir näher kamen und etwas nach rechts schwenkten, konnten wir ausnehmen, daß die Robbe auf einer zweiten, zirka hundert Schritt von der andern entfernten Scholle lag und von dem Eisbären keine Ahnung hatte. Der Bär begann jetzt unruhig zu werden, setzte sich auf die Hinterpranken und sicherte gegen die merkwürdige Erscheinung, die mit gleichmäßigem Pusten unaufhaltsam auf ihn losfuhr. Ich lag am Bug der „Laura" im Anschlag, und als der Bär einige Schritte gemacht hatte und dann stehen blieb, traf ihn meine Kugel auf 120 Schritte tiefblatt, so daß er unwillig knurrend und gegen die Wunde beißend nach einigen Sprüngen in den Schnee sank. Da die Leute mich durch Geschrei aufmerksam machten, ich solle auch auf die lustige Klappmütze schießen, welche jetzt gegen das Wasser rutschte, riskierte ich auch noch diesen Schuß, der aber nicht tödlich traf, so daß das Tier schon ganz am Rande war, als mein letzter Schuß sie streckte.

Noch während ich auf den Eisbären schoß, hatte ich das Gefühl, es sei ein ganz geringer Bursche. Als wir aber jetzt auf die Scholle sprangen, lag ein enormer Kerl vor uns, den ich gleich zu photographieren versuchte. Er maß von der Nasen- bis zur Schwanzspitze 2·57 Meter. Ganz riesig war sein Brustumfang und sein ungeheurer Wanst. Wir fanden die angefressene Robbe sowie die Fährte der linken Pranke des Bären, wo er, mit der Rechten den tödlichen Schlag ausführend, auf die Scholle gestiegen war (der Eisfuß bildete hier unter dem Wasser eine bequeme Stufe, auf welcher er sich hatte plötzlich aufrichten können) und wir konnten uns so deutlich dieses kurze Drama vergegenwärtigen.

Der Kapitän ist heute mit dem Zustande des Eises zufrieden und fährt unaufhaltsam nach Nordwesten, dem Lande zu. Man sieht die Masten der „Skotia", die errötend unseren Spuren folgt.

Bis gegen 8 Uhr abends, wo uns der Nebel zwang, an einem Eisfelde anzulegen, fuhren wir ununterbrochen in nordwestlicher Richtung Grönland zu, welches man schon in Gestalt von vier bis fünf blauen, wolkenartigen Konturen von der Kommandobrücke aus sehen konnte. Der Kapitän glaubt, es sei Kap Hold with hope und das Festland die Pendulum-Insel, die er als „Mirage" weit rechts zu erkennen meinte. Der Mannschaft wird zur Feier des „Stur björn" am Abend ein Toddy gebraut.

Dienstag, den 12. Juli.

Nachts hatte es geregnet und auch den ganzen Tag tatschelte es aufs Kajütendach herab, während ein grauer Schleier über Eis und Wasser lag. Wir machten daher nur einige Meilen und legten dann an einer Scholle an. Langsam verging der Tag mit Lesen, Schreiben und Zeichnen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittwoch, den 13. Juli.

Gegen Morgen hatte es sich etwas aufgeklärt; es wurde von der Tonne aus eine Bärin mit Jungen entdeckt und gleich mit Volldampf auf sie losgefahren. Als wir auf die Brücke traten, sahen wir sie über ein flaches Eisfeld wechseln und drüben ins Wasser gehen. Der „Doktor", wie Lorenz allgemein am Schiff genannt wird, sollte diesmal schießen und wir holten unsere photographischen Apparate herauf. Es dauerte nicht lange und die „Laura" war den beiden schwimmenden Bären nahe gekommen. Während die Bärin zu tauchen versuchte, stieß das Junge, das aber nicht viel kleiner war als die Alte, ein kurz abgerissenes Brüllen aus. Der Kapitän rief: „Don't shoot the young one, we will catch him alive!", und Lorenz streckte die Bärin mit einem Nackenschuß, während ein Boot mit schnellen Ruderschlägen knapp an das Junge heranfuhr und ein Mann es mit einer Schlinge zu fangen versuchte. Es dauerte geraume Weile, bis die Schlinge saß. Da fing der junge Bär so wild um sich zu schlagen und zu beißen an, indem er ein Wutgebrüll ausstieß, daß ihn die Leute kaum festhalten konnten. Ich hatte mir gleich gedacht, daß der schon im zweiten Jahre stehende junge Bär zu groß sei, um an Bord gehißt zu werden, und war froh, als der Kapitän diesen Plan aufgab, der leicht eine Verwundung eines der Matrosen im Gefolge hätte haben können. So wurde der Bär denn losgelassen und vom Doktor geschossen, wobei der erste Schuß das Seil abschnitt und — durch dasselbe abgelenkt — den Hals nur streifte, so daß Lorenz noch zwei Schüsse geben mußte, welche beide tödlich trafen.

Kaum waren diese Bären an Bord gehißt, als schon wieder ein großer Bär vom Maste gemeldet wurde. Da aber zugleich Nebel einfiel, war er nicht zu erreichen und wir begaben uns in unsere Kojen, um den unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Ich dämmerte eben in das Reich der Träume hinüber, als ich an dem Beben und Zittern des Schiffes merkte, daß wir wieder mit voller Kraft fuhren. Wieder ein Bär! — Wir konnten ihn lange nicht entdecken und ich mußte erst ein gutes Stück in die Wanten klettern, bis ich ihn in großer Ferne marschieren sah. Richard und the Carpenter wurden ausgeschifft; sie sollten den Bären umgehen und gegen das offene Wasser treiben. Bald sah man die zwei Leute nur mehr als kleine schwarze Striche in der weißen Wildnis des durch viele aufgetürmte Schollen wie ein beschneites Gebirge aussehenden Eisfeldes wandern. Der Bär war aber auch auf der Wanderschaft begriffen und entfernte sich immer mehr von ihnen, so daß wir dem Eisfelde entlang fuhren, um ihn im Auge zu behalten. Mit dem Glase konnte man deutlich erkennen, wie er schnuppernd bald über einen Hügel kletterte, bald hinter einer großen Scholle verschwand. Einmal pirschte er sich vorsichtig an eine Ringelrobbe an, die aber bald in ihr Loch tauchte. Die Verfolgung dieses Bären dauerte sehr lange. Die zwei Leute, die ihn umgangen hatten, folgten ihm nun in schnellem Tempo nach.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Endlich schlug der Bär, ohne die Leute bemerkt zu haben, den Weg zum Rande des Eisfeldes ein und wir konnten jetzt viel deutlicher beobachten, wie er gemächlich dahinwanderte. Als er das Wasser erreichte und langsam hineinstieg, waren ihm die Leute schon nahe an den Leib gerückt, aber er hatte sie noch nicht im Winde und unglaublicher Weise auch nicht gehört, sondern sein Weg führte ihn einfach direkt auf die „Laura" los, die ihn erwartete. Der Kapitän sagte: „Bear thinks, ‚Laura' be some ice!" Als der Bär aber näher geschwommen war, schien ihm dies „Eis" doch verdächtig vorzukommen und er versuchte auszuweichen. Doch zu spät! Eben war er auf eine kleinere Eisscholle herausgestiegen, da traf ihn Karlis Schuß. Er biß wild um sich und machte dann einen ungeheuren Kopfsprung ins Wasser, wo er aber sofort verendete und durch das Boot herausgeholt wurde. Obwohl wir ihn alle für einen stärkeren Bären gehalten hatten und ebendeshalb Karli schoß, war es wieder eine Bärin (Karlis dritte!), worüber er etwas enttäuscht war. Die Bärin, die Lorenz erlegt hatte, maß 2·15 Meter, das Junge 1·70 Meter, Karlis Bärin 1·90 Meter.

Als ich am Nachmittage mit dem Kapitän auf der Brücke stand, zeigte er mir in nordwestlicher Richtung einen dunklen Streifen am Himmel (den sogenannten Wasserhimmel), der offenes Wasser bedeutet, und meinte: „Wenn wir nur dahin durchkämen!" Und es begann eine Fahrt, die mir unvergeßlich bleiben wird. Es war wirklich sehr aufregend. Durch vier Sunden — von $^1/_2$6 bis $^1/_2$10 — kämpfte die brave „Laura" mit sehr schlechtem Eise. Wenn ich in die Fahrtrichtung blickte und nichts anderes entdecken konnte als eine unabsehbare weiße Fläche von übereinandergetürmten Schollen, hielt ich es nicht für möglich, daß wir durchkommen würden. Hier und da sah man in nächster Nähe kleine Wasserstreifen und durch diese zwängten wir uns durch. Wenn man aber bedenkt, daß das Eis, wie wir am grünlichen Eisfuß sehen konnten, sich zehn und mehr Meter tief hinab erstreckte, kann man sich vorstellen, welchen formidablen Feind die „Laura" zu bezwingen hatte. Vier bis fünfmal fuhren wir mit solcher Kraft an, daß das ganze Schiff zitterte und man sich festhalten mußte, um nicht umzufallen. Wir saßen gerade beim Essen, als einer der stärksten Stöße uns alle drei mit der Suppe übergoß und der Steward Alfred beinahe umgefallen wäre. Der Kapitän und der Steuermann saßen beide in der Tonne und man hörte die lauten Kommandorufe: „Babord! Steerbord! Stop the mashine! Fart forover!" etc. Die Matrosen stemmten sich mit langen Stangen gegen die Eiswände und — bum! krach! — ging's weiter. Manche Engpässe wurden erst nach mehreren Minuten überwunden. Einmal versuchten wir an zwei verschiedenen Stellen das Eis durch Rammen zu durchbrechen, aber es gelang erst an einer dritten Stelle. Endlich, endlich waren wir in einer etwas offeneren Rinne und kamen ins Wasser, während wir bis jetzt eigentlich bloß in Eis und Schnee gefahren waren; wir alle atmeten erleichtert auf.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man sieht in der Ferne die lange blaue Küstenlinie von Grönland, aber ob wir nicht doch noch durch eine Eisbarre aufgehalten werden, wird sich erst zeigen. Das Meer ist hier, soweit man sehen kann, mit losen Schollen bedeckt und die massiven Eisfelder fehlen.

Donnerstag, den 14. Juli.

Hip hip hurrah! Grönland! — Schon lange habe ich nicht so schlecht geschlafen wie vorige Nacht! Bis 3 Uhr konnte ich kein Auge zumachen: Grönland lag mir im Sinn. Und als ich früh aus der Luke guckte, da lag es vor mir: blaue, schneebedeckte Berge mit Wänden und braunem Vorland; rückwärts schauten hohe, vergletscherte Spitzen aus dem Nebel und nur wenig Eis war auf der weiten Wasserfläche zu sehen. Wir haben gesiegt und sind sehr glücklich. Der Kapitän zeigte mir links das Kap Hold with hope, dann Jackson-Insel, Gael Hamkes Bay, Clavering-Insel, den Tiroler Fjord (von Payer entdeckt), Kap Borlase Warren und ganz rechts im Nordosten Pendulum-Insel. — Unser nächstes Ziel ist jetzt der Tiroler Fjord, wo wir mit den mitgebrachten Netzen den Lachsfang betreiben wollen.

Ganz unerwartet wurde wieder eine Bärin mit Jungem gemeldet, die ich schießen sollte, während das Junge lebend gefangen werden sollte. Wir sahen nach längerer Zeit die Bärin und hinterher das Junge auf einer meilenlangen flachen Scholle spazieren. Dieselben Leute wie gestern — „der Lappe", wie ich Richardsen wegen seiner großen Ähnlichkeit mit diesem Volksstamm nenne, und Zimmermann Johannesen — wurden zum Treiben ausgeschifft und die „Laura" blieb in respektabler Entfernung auf der Lauer. Komisch war es zu beobachten, wie sowohl die Bärin als auch das Junge sich ganz wie Menschen aufrichteten und schnupperten. Sie zogen langsam gegen das Ufer und erst als „der Lappe" scheinbar schon ganz nahe an sie herangelaufen war, bemerkten sie ihn und liefen zuerst die Scholle entlang (der „Lappe" was er konnte, ihnen nach) dann gingen sie auf der andern Seite ins Wasser und waren „doomed". Dieses Schießen von Eisbären im Wasser vom Dampfer aus ist nichts für mich. Ich fühlte eine solche Beschämung über diese so unmännliche Jagd, daß mir diese Bären die ganze Freude an Grönland verdarben. Die Bärin, von Karli früher photographiert, ging nach meinem Schuß mit dem Kopf unters Wasser, ich mußte ihr aber dann noch zwei Hauptschüsse geben, während das Junge mit großem Protest, Brüllen, Kratzen und Beißen gefangen und an Bord gehißt wurde. Ein hölzerner Käfig wurde gezimmert und unser jüngster Schiffspassagier mit großer Mühe und viel Geschrei und nicht ohne daß der Kapitän eine Kratzwunde abbekam, hineingesperrt. Der Bär beruhigte sich jedoch bald und fraß mit großem Appetit ein Stück Speck einer Bartrobbe, die ich indessen — nachdem ich im Boote an eine flache Scholle herangerudert war — geschossen hatte. Bald darauf wurde eine zweite

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:58 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bartrobbe auf einer kleinen Scholle gesehen. Karli, der mit Lorenz im Boote hingerudert war, schoß; die Robbe blieb auch nach dem Schuß regungslos auf dem Rücken liegen. Karli photographierte sie zweimal ganz nahe und bat dann Lorenz und einen Mann sie umzudrehen, um sie noch in anderer Lage aufzunehmen. Die Leute hielten sie mit Bootshaken fest, als sie plötzlich eine heftige Bewegung machte, die beiden Männer wegschleuderte und im selben Moment im Wasser auf Nimmerwiedersehen verschwand. Tableau!

Um 7 Uhr früh rasselte der Anker am Eingange des Tiroler Fjords in die Tiefe. Wir sind in Grönland! In allen möglichen Schattierungen von Braun, von einzelnen Schneefeldern bedeckt, lagen die Berge vor uns. Blau erglänzte der Fjord, von vielen weißblinkenden Eisschollen übersät. Es litt uns nicht länger an Bord und wir ließen uns ans Land rudern, um mit den Schrotflinten auf der Achsel einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Wir hatten vor, in höchstens einer Stunde wieder daheim zu sein, und dachten nicht an die Möglichkeit, daß wir in der Tat erst am nächsten Morgen um fünf Uhr ins Bett kommen würden. Es war herrlich, wieder Land unter seinen Füßen zu haben und ausschreiten zu können. Anscheinend vegetationslos zogen sich die steinigen braunen Rücken und Hügel gegen die höheren scharfgezackten Berge hinan. Doch bei näherem Betrachten fand man den Boden hie und da mit einem mehr oder minder dichten Vegetationsfilz überzogen, der aus einer Weidenart, Ranunkeln, Saxifragen, gelbem Mohn und anderen reizenden kleinen Blumenpolstern bestand. Wo die Bächlein plätschernd herabsickerten, sah man wunderbare grüne, rotbraune, ja dunkelrote Moosarten. Großes Interesse erregten einige alte Moschusochsenfährten. Wir waren eben im Begriffe, auf einem Umwege den Rückzug anzutreten, als wir in weiter Ferne rufen hörten und bald darauf einen Mann, später mehrere Leute entdeckten, die heftig gestikulierend auf uns zuliefen. Es waren der Kapitän und einige Matrosen, die ein Walroß entdeckt hatten und uns zur Jagd abholten. Das zweite Boot, welches der Kapitän indessen zur „Laura" geschickt hatte, um meinen Stutzen und Patronen zu bringen, hatte Karlis Gewehr und meine Patronen gebracht, so daß ich mit des Kapitäns Mauser zur Jagd ausziehen mußte.

Wir fuhren nun in zwei Booten den Fjord hinauf, wo einige große Eisschollen wie kleine blaue Berge eine Gruppe bildeten. Auf einer dieser Schollen lag das Walroß im Dolcefarniente ausgestreckt. Ich stieg auf der Eisscholle aus und pirschte das Walroß hinter einem mit Schnee bedeckten Eishügel an. Als ich den Kopf sachte über den Firn erhob, sah ich das ungeheure gelbbraune Tier dreißig Schritte vor mir liegen und drückte, auf den Nacken zielend, los. Der Kopf fiel aufs Eis und das Walroß lag regungslos da, um im nächsten Momente, sich überwälzend, in den Fluten zu verschwinden. Mit dem Mechanismus des Gewehres nicht vertraut, hatte ich den zweiten Schuß erst abgeben können, als das Tier schon

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

im Rollen war. Der Kapitän, der mit der Harpune herbeigesprungen kam, konnte dieselbe nicht mehr gebrauchen und wir blickten umsonst in die geheimnisvolle grüne Tiefe, die unsere Beute verschlungen hatte. Mir tat es besonders wegen des Kapitäns leid, der eine ganz närrische Freude gehabt hatte, als er das seltene Wild entdeckt hatte. Nachdem wir alle (Karli und Lorenz waren auch auf die Scholle gestiegen) längere Zeit umsonst gewartet hatten, ohne daß das Tier zum Vorschein gekommen wäre, ruderten wir wieder zur „Laura" zurück. Der Steuermann hatte aber von der Tonne aus, wie er behauptete, vier weitere Walrosse auf der entfernteren Seite des Fjordes liegen sehen, und obwohl es schon 11 Uhr nachts war, ging es nach einer hastigen Stärkung, bei herrlichstem, goldenem Sonnenschein noch einmal aufs Gejaid. Wir verteilten uns wieder in die zwei Boote, von denen jedes mit drei bis vier Ruderern bemannt war; Karli und Lorenz fuhren mit dem Steuermann, ich mit dem Kapitän. Unter den kräftigen Ruderschlägen unserer Leute schossen die Boote nur so über die glitzernde Wasserfläche dahin und nach einer kleinen halben Stunde näherten wir uns der Scholle, auf welcher die Tiere lagen. Nun ging es immer vorsichtiger und langsamer, bis wir ganz lautlos dahinglitten. Wir hatten ausgemacht, daß ich auf das erste Tier von rechts, dann Karli auf das zweite und Lorenz auf das dritte schießen sollte. Das meine lag so unglücklich von mir abgewendet, daß ich den Kopf nicht sehen konnte; wir kamen immer näher und näher und ich konnte auf keinen Fall losdrücken, da ein Schuß gegen den kolossalen Rücken ganz nutzlos gewesen wäre. Da lagen sie wie riesige gelbe Säcke aneinandergeschmiegt, vier, fünf, sechs oder mehr! Und jetzt begannen sie unruhig zu werden und endlich erhob auch mein Walroß den Kopf. Ich drückte los, — mit mir zugleich Karli. Beide Tiere lagen regungslos und wir konnten auf zwei weitere schießen, die auch nach den Schüssen liegen blieben. Doch plötzlich kam in die scheinbar Leblosen Bewegung: alles wälzte und drehte sich und watschelte, hoch auf den Flossen aufgerichtet dem Wasser zu. Ein zweiter Schuß von Karli hatte Wirkung: nämlich ein Stoßzahn flog weg! Dann waren alle Tiere im Wasser verschwunden, das heftig wogte, mit Ausnahme eines einzigen: des von mir mit dem zweiten Schuß erlegten, das nun schnell mit der Harpune und einem Seile am Eise festgemacht wurde, damit es nicht auch noch verschwinde.

Wieder blickten wir eine Weile umsonst ins Wasser — da — ein Schnauben und Pusten und drei häßliche Köpfe tauchen dort, Wasser ausspritzend, auf! Schnell werden die Boote in die Richtung geworfen und die Harpuniere stehen zum Wurf bereit. Beim dritten oder vierten Auftauchen der Tiere waren wir ihnen sehr nahe und die Harpune flog — leider ins Wasser! Ebenso ging's ein zweites Mal. Dann ließen sie uns nicht mehr so nahe heran. Sie blieben gewöhnlich etwa fünf Minuten unter Wasser und kamen dann pustend und schnaubend hervor, oft hoch mit dem Kopfe, tauchten aber sehr bald wieder unter, wobei der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

breite Rücken sich wölbte wie bei den Delphinen und zuletzt die Schwanzflossen verschwanden.

Die wilde Jagd führte uns weit hinüber über den Fjord, dann ganz nahe zur „Laura" und wieder zurück. Wir versuchten nun, die auftauchenden Köpfe mit der Kugel zu treffen, was bei den vier bis fünf Schüssen, die ich machte, mir nur einmal gelang. Karli, der mehr Patronen mithatte und wenigstens zweimal traf, konnte das Geplänkel noch länger fortsetzen, und ich glaube, wir hätten die Tiere am Ende doch noch bekommen, wenn nicht die Leute, von denen ich gegen die Sonne den Dampf wie von gebügelter Wäsche aufsteigen sah, schon zu müde gewesen wären.

Mein Boot kehrte nun zum verankerten Walroß zurück, das sich als mittelstarker Bulle erwies; er wurde auf der Scholle abgehäutet, worauf seine Riesenhaut in das Boot gehißt wurde, das beinahe zum Kentern kam[1]). Das Gewicht dieser Tiere muß ein ganz ungeheures sein. Es sind, wie die Rhinozeros, Ungeheuer, die aus einer vorsintflutlichen Periode in unser Zeitalter herübergekommen zu sein scheinen.

Karli und Lorenz stiegen noch auf einer Sandbank aus, wo letzterer vier Sabinemöven, vier Polarseeschwalben und eine Eiderente schoß. Es war 5 Uhr früh, als wir endlich nach diesem an interessanten Erlebnissen so reichen Tage in unsere Betten schlüpfen konnten.

Freitag, den 15. Juli.

Wir standen erst zum Lunch auf, der unser erstes Frühstück war, und speisten um sechs Uhr, worauf wir alle drei mit drei Leuten den Fjord hinauf bis Kap Berghaus fuhren, um dort einen Streifzug mit den Schrotflinten zu machen. Gleich anfangs sahen wir einen Polarhasen sitzen, der sich blendend weiß vom braunen Gestein abhob. Leider schoß ihn Karli an und wir konnten ihn nicht finden. Dann erlegte ich zwei Schneehühner, und erst nachdem wir zwei Stunden umsonst über Rücken und Mulden gestreift waren und das steil abfallende Kap erreicht hatten, konnten wir tief unter den Klippen wieder zwei weiße Hasen wahrnehmen. Wir machten an diesem herrlichen Punkte, in windgeschützter Lage auf einem sonnigen Plätzchen sitzend, Rast und genossen die entzückende Aussicht über den blauen Fjord hinaus und in die Berge hinein; der Fjord war stellenweise mit Eis bedeckt, das wie das sogenannte pancake ice (kleine, zusammengefrorene Schollen) aussah. Es war aber eine zusammenhängende Eisfläche, die von kreisrunden Wasseradern durchzogen war und einer Bienenwabe glich. Weit in der Ferne sah man die „Laura" wie eine winzige Nußschale, das mit wenigen weißblinkenden Schollen bedeckte, dunkelblaue Meer, und ringsherum erhoben sich die zackigen braunen, mit Schneefeldern und -streifen bedeckten Berge. Wir konnten genau sehen, wo der Fjord sich teilte und einerseits links um die Clavering-bucht herum, anderseits weit hinein ins Innere führte.

[1]) Da der Wind abgeflaut hatte und die Sonne niedrig stand hatte sich der ganze Fjord indessen überall, wo wir in offenem Wasser gefahren waren, mit einer dünnen Eisschichte bedeckt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun ging es auf die Hasenjagd. Es war ziemlich mühsam, über die steilen Klippen mit den lose übereinandergewürfelten Steinblöcken hinabzuklettern. Die Hasen, welche Männchen machend uns beobachtet hatten, wurden bald flüchtig. Einer aber kehrte oben wie ein Gams über die Klippen zurück und wurde von mir erlegt. Karli schoß noch auf einen großen Raben, der von einem Felsblock abstrich.

Auf dem Wege zum Boote zurück hatten wir viele Bäche und sumpfige Stellen zu passieren, wobei Lorenz einmal einsank und längere Zeit mit einem Fuße gefangen blieb.

Samstag, den 16. Juli.

Heute weckte mich der Kapitän mit der Freudenbotschaft, daß eines der erlegten, aber gesunkenen Walrosse am Wasser treibend von den Leuten entdeckt und an einer Eisscholle verankert worden war. Wir schlossen uns alle drei dem Kapitän und seinen Leuten an, die mit dem Boote hinfuhren, um es zu häuten. Mittelst Flaschenzug wurde das Riesentier auf eine größere flache Eisscholle gezogen, hier zuerst photographiert und dann seiner Decke beraubt. Beim Abtrennen wurde ein Stück der Kugel, die die ganze Schädeldecke zertrümmert hatte, gefunden und durch das kleine Loch, welches diese Art von Kugeln besitzt, als eine des Kapitäns erkannt; so konnte konstatiert werden, daß dies das erste Walroß gewesen, auf welches ich am Abend des 14. geschossen hatte und das ins Wasser gerollt war. Es war wieder ein Bulle, etwas stärker als der erlegte. — Es ist mir leid, daß es nicht eines von den von Karli erlegten war, dann hätte jeder von uns eine Erinnerung an diese interessante Jagd gehabt. Zum Lunch hatten wir heute frischen Lachs, da die Mannschaft 30 Stück dieser köstlichen Fische mit dem Netze im nahen Bache gefangen hatte, in welchem die Lachse während der Flut stromaufwärts zu schwimmen pflegen.

Karli hat einen Sonnenstich am Nacken, den er sich neulich durch die Mitternachtssonne zugezogen hat.

Um $^1/_2$5 ließen wir uns ans Land rudern, und während Lorenz botanisierte, stiegen Karli und ich den hohen Sattel hinein, der unserm Ankerplatz gegenüber liegt. In 2$^1/_4$ Stunden waren wir oben auf einem kleinen Gletscher und blickten ins jenseitige Tal hinab und auf den Sattelberg hinüber, unter dem sich ein großer Gletscher herabsenkte. Hier machte Karli mit meinem Stutzen einen vergeblichen Schuß auf einen Polarhasen. Wir sahen deren vier; unglaublich weit sieht man diese weißen Punkte sich vom Braun oder Graugrün abheben; sie stellen sich wie unsere Hasen, Manderln machend, auf die Hinterläufe. Was aber unser Hase und unser Kaninchen nicht können und was der Polarhase meisterhaft trifft, das ist, auf den Hinterläufen — fast wie ein Känguruh oder eine Springmaus — drei, vier Sprünge zu hüpfen, dann wieder einige mit allen Vieren zu machen, um von neuem diese komischen Sprünge zum besten zu geben.

Obgleich man sehr genau schauen muß, um überhaupt Vegetation und Blümlein zu sehen, bemerkten wir doch einige kleine Schmetterlinge, von denen wir fünf bis sechs fingen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wunderbar war die Aussicht von oben, einerseits ins jenseitige Tal, auf dessen anderer Seite ein ziemlich großer Gletscher sich erhob, anderseits auf den Tiroler Fjord mit seinen Gletschern und ganz hinein bis an das Inlandeis, das wie ein gigantisches Bahrtuch über das ganze innere Grönland gebreitet ist.

Lorenz hatte gute Ausbeute an Pflanzen und Schmetterlingen gemacht und ist eifrig mit Einlegen und Präparieren beschäftigt.

Sonntag, den 17. Juli.

Als ich am Morgen erwachte, waren wir wieder unter Dampf, südlich gegen Kap Hold with hope steuernd. — Die Berge ober unserm Ankerplatz verschoben sich immer mehr und mehr. Zuletzt sah man noch den Sattelberg, — dann erschien zwischen Clavering-Insel und Hudsonland der breite Rücken der Jordanhill-Insel. Es war sonnig, aber ein kalter Südwestwind wehte mitzunehmender Stärke, so daß die See ziemlich bewegt war und die Wellen sich mit Sprühregen an den schwimmenden Eisschollen brachen. Nachmittags waren wir gegenüber Jackson-Insel, aber dann kam der Nebel heran und jetzt fahren wir in einem grauen Sack. Der Kapitän kam zur Beratung in den Salon und schlug vor, wegen des starken Gegenwindes, der uns kostbare Kohle kostet, nach Umschiffung des Kap Hold with hope gegen Morgen in der Mackenziebucht anzulegen.

Montag, den 18. Juli.

In der Nacht lagen wir wegen dichten Nebels und starken Windes an einem Eisfelde fest und fuhren früh wieder weiter, doch nicht lange, da der Nebel nicht weichen will, obgleich man ober ihm die strahlende Sonne manchmal durchscheinen sieht.

Nebel den ganzen Tag, der langsam mit Schreiben, Lesen und Spaziergängen auf Deck vergeht, wobei dem jungen Bären, unserm jüngsten Mitpassagier, häufige Besuche gemacht werden. Er benimmt sich recht manierlich und frißt schon Speck aus der Hand. Bloß wenn seine Fütterungslade herausgezogen wird, um gereinigt oder mit frischem Wasser versehen zu werden, brüllt er beleidigt und zieht sie mit den Tatzen wieder zu. — Lorenz schoß zwei kleine Raubmöven und zwei Teiste.

Dienstag, den 19. Juli.

Um 10 Uhr vormittags hob sich der Nebel und es konnte festgestellt werden, daß es jetzt noch nicht möglich sei, in den Franz Joseph-Fjord zu gelangen, da, so weit man blicken konnte, festes Eis vorgelagert war. Wir können somit nichts anders tun als versuchen, wieder zurückzufahren, um in der Bucht hinter Kap Hold with hope auf Homee's Foreland zu ankern und bessere Zeiten abzuwarten. Wir waren ungefähr bis zur Mitte zwischen Kap Hold with hope und Bontekoe-Insel gekommen, die man nebst einigen Teilen des den Franz Joseph-Fjord einschließenden Landes aus den Nebelbänken herausragen sah.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch dieser letzte Plan wurde durch das vorgelagerte Landeis zunichte gemacht und wir passierten Jackson-Insel, ohne dem Lande zufahren zu können. Einige große Eisberge, welche am Meeresgrunde festsitzen, haben die Eisfelder gleichsam angenagelt. Es herrscht wieder nebliges Wetter, aber wir können doch langsam weiterfahren. Karli fährt, von Lorenz begleitet, im Boote auf eine Robbe, die auf einer kleinen Eisscholle liegt, schießt sie mit dem zweiten Schuß an, aber sie entkommt, bevor man sie harpunieren kann.

Gegen Mitternacht kamen wir an Jackson-Insel vorbei, wo in spiegelglattem Wasser fünf bis sechs Narwale längs einer Eiskante ihr Spiel trieben. Der eine soll einen langen Stoßzahn gehabt haben. Ich fuhr die Tiere mit einem Boote an, doch sie entfernten sich immer weiter die Kante des Landeises entlang, wie man an den von ihnen emporgesandten, von der Sonne bestrahlten Springbrunnen sehen und auch an dem eigentümlichen Prusten hören konnte.

Der Nebel war inzwischen gewichen und die niedrig stehende Sonne, der wir gerade entgegenfuhren, strahlte auf die atlasglatte gelbe Wasserfläche und auf das schneeweiße Eis. Endlich kamen wir in die Nähe der Narwale und man konnte hie und da ihre dunklen, naßglänzenden Leiber aus der Flut rollen sehen. Als der eine von ihnen einige Zeit ruhig auf der Oberfläche lag, wagte ich einen Schuß, der aber, da das Boot auf und nieder wogte, fehlging. Bald darauf kam ich noch einmal und diesmal besser zum Schuß, da die Leute langsamer anfuhren. Ich traf das Tier, das einige Zeit herumschlug, dann aber auf Nimmerwiedersehn in der Tiefe verschwand. An Bord zurückgekehrt, entdeckte ich mit dem Glase auf einer fernen Eisscholle ein großes, breites Tier, welches ich und auch der Kapitän anfangs für ein Walroß hielten, das sich aber als große Bartrobbe entpuppte. Karli und Lorenz fuhren es im Boote an, doch bevor Karli zum Schuß kam, rutschte das schon unruhig gewordene Tier in die Tiefe.

Mittwoch, den 20. Juli.

Als ich um $^1/_2$7 Uhr früh aus der Luke hinausguckte und braune Berge im Sonnenschein nahe liegen sah, trieb mich die Neugierde hinaus, um zu erfahren, ob und wo wir landen. Es stellte sich heraus, daß wir direkt auf Kap Mary der Clavering-Insel lossteuerten, wo der Bootsmann von der Tonne aus ein Haus und einen kleinen Kutter entdeckt hatte, — offenbar die Überwinterungsexpedition, von der unsere Mannschaft wußte, daß sie in dieser Gegend Jagd und Fang ausübte. Lange konnten wir weder bei der Holzhütte noch auf dem Schiff ein Lebenszeichen bemerken, so daß wir schon glaubten, den Leuten sei während des langen Jahres etwas zugestoßen. Endlich sah man vom Schiffe eine Rauchsäule aufsteigen. Nachdem wir gestoppt hatten, fuhr der Kapitän hinüber und kam bald mit dem Skipper, einem blauäugigen blonden Norweger, zu uns an Bord; nun erfuhren wir die Schicksale des kleinen Fangschiffes „7. Juni". Es war im Oktober vorigen Jahres in der Gael Hamke-Bucht vom

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eise eingeschlossen worden und die Mannschaft hatte sich daher auf Kap Mary diese Hütte gebaut, für den Fall, daß das Schiff vom Eise zerdrückt merden sollte. Endlich kam ein starker Sturm, der das Eis hinausstieß, worauf die Leute bis in den Germaniahafen auf Sabinen-Insel gelangten und dort überwinterten. Da brach unter den sechs Leuten der Skorbut aus, der einen von ihnen dahinraffte, während zwei andere jetzt schwer krank lagen. Sie hatten daher auch schlechten Fang gemacht und bloß 100 Polarfüchse und sechs Bären erbeutet. Wir suchten nun Medizin und Proviant, bestehend aus frischen Zitronen, Gemüse 2c., zusammen und fuhren zu ihnen hinüber. Die zwei armen Kranken lagen totenblaß in ihren Kojen, und ich bin nicht sicher, ob sie ihre Heimat Norwegen wiedersehen werden. Auch der Skipper und die andern zwei schienen sehr hergenommen, waren still und bewegten sich nur langsam. Wie diese drei Leute mit den zwei Schwerkranken allein das Schiff nach Hause zurückbringen werden, ist mir ein Rätsel. Wir gaben ihnen unsere Briefe in die Heimat mit; hoffentlich kommen sie mit ihnen an.

Aber die wichtigste Nachricht, die sie uns gaben und die unsere weiteren Pläne beeinflussen sollte, war Folgendes: sie hatten auf Baßrock einen Brief gefunden, der von der Mannschaft des dänischen Expeditionsschiffes „Alabama" herrührte und die Mitteilung enthielt, daß die „Alabama", die im vorigen Sommer nach Norden gefahren war, im Februar vom Eise zerdrückt und gesunken sei und daß die Mannschaft auf Shannon-Insel auf Rettung warte. Da bleibt uns nichts anderes zu tun übrig, als so schnell als möglich diesen Schiffbrüchigen zu Hilfe zu eilen.

Wir nehmen den Kurs nach Norden und sind — den Ausgang des Tiroler Fjordes passierend — um Mittag auf Kap Borlase Warren; um 7 Uhr abends passieren wir das Kaiserin Augusta-Tal, von wo aus Payer den Sattelberg bestiegen hat, und gegen 8 Uhr sind wir gegenüber der Walroß-Insel und dem Germaniahafen auf der Sabinen-Insel, und Pendulum-Insel liegt vor uns: lauter Gegenden, die an die Polarfahrt der „Germania" und der „Hansa" (1869—70) erinnern. Die „Hansa" geriet im Oktober 1869 unweit der Liverpoolküste in Eispressungen und sank. Die Mannschaft trieb auf einer großen Scholle bis Anfang Mai 1870 längs der Küste nach Süden und erreichte nach vielen Leiden und Gefahren in ihren Booten dann die an der Südspitze Grönlands liegende Ansiedlung Friedrichstal.

Gegen Abend frischt der Wind aus Norden auf und die See ist ganz bewegt. Wir setzen Segel auf und kommen dadurch gut vorwärts.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wilk Börje.

Ballade von **Richard Seyß-Inquart.**

Wilk Börje rafft die Segel klar,
Gen Norden kehrt er den Bug,
Wilk Börje hat ſchimmerndes Silberhaar,
Doch wagt ſein Kutter noch alle Jahr
In die grollende Tiefe den Flug.

Im Sommer ſpät, um Bartelmä,
Läßt Wilk ſein Fiſcherhaus.
Er ſucht Geneſen auf ſchaukelnder See,
Ihn zieht ein heimliches Büßerweh
In die wirbelnden Waſſer hinaus.

Die Glocken ſingen von Siderholms Turm,
Die Nacht ſchleicht dämmernd heran.
Der Kutter tanzt, ein wütender Wurm,
Durch den ſternloſen, heulenden Wetterſturm
Auf einſamer Wogenbahn.

Und treibt der Kutter auf hohem Meer,
Die Segel zum Berſten gebläht,
Da geht Wilks Atem hohl und ſchwer,
Da irrt ſein Blick ſo totenleer,
Sein Mund ſpricht ein finſter Gebet:

„Du weißt, o Gott, hier drunten ruht
Die Dore, mein eh'lich Weib.
Ich war der blonden Antje gut,
Drum warf ſich mein Weib in die zornige Flut
Mit hochgeſegnetem Leib.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Antje hat mir mit kosendem Wort
Umstrickt den verblendeten Sinn.
Mein Geld ist verpraßt und mein Herz ist verdorrt,
Die Dirne floh mit dem Bootsknecht fort,
Mich schert es den Teufel, wohin!

Die heiße, sündige Glut entschlief,
Nun ist mein Gewissen erwacht.
Mich dünkt, als ob aus den Wassern tief
Das tote Weib meinen Namen rief,
Angstzitternd bei Tag und bei Nacht.

An Bartelmä, da die Arme versank,
Erfaßt mich ein quälender Wahn.
Mich ekelt die Sonne, der brennende Trank,
Es lastet auf mir so gewitterbang
Und zwingt mich hinein in den Kahn.

O Gott, gewaltiger Richter du,
Du übtest ein strenges Gericht!
Nun gib mir den Frieden und gib mir die Ruh'
Und drücke die lichtmüden Augen mir zu,
Die Unrast, ich trag sie nicht!"

Wilk Börje reckt seine Faust und starrt
In die Dünung seelenlos.
Die Möven kreischen gellend und hart,
Der Nachtsturm keucht, der Kutter knarrt
Durch das donnernde Wogengetos.

Wilk Börje greift nach dem mächtigen Tau,
Sein Antlitz wird kreidebleich.
Aus brausendem Strudel, — er sieht es genau, —
Steigt lächelnd die flutenbegrabene Frau
Und flüstert sehnsuchtsweich.

„Tauch nieder, Wilk Börje, tauch nieder zum Grund,
Ich harre mit Schmerzen dein.
Ich küss' dir mit liebedürstendem Mund
Dein sündiges, treuloses Herz gesund,
Ich küsse die Seele dir rein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tauch nieder, Wilk Börje, tauch nieder geschwind,
Noch trägt meine Hand deinen Ring,
Noch trägt mein Leib, gar sorgsam und lind,
Dein Kind, Wilk Börje, das arme Kind,
Das ich von dir empfing!"

Wilk Börje lauscht dem seltsamen Lied,
Des Sturmes achtet er kaum.
Die See tobt wild und nimmermüd
Und knickt mit rasender Wut den Spriet
Und schlägt an den Klüverbaum.

Wilk Börje spannt die Hände weit
Und jubelt mit fliegender Brust:
„O heilige Liebe, die stirbt und verzeiht!
Frau Dore, ich schuf dir viel Herzeleid,
Nun bring ich dir ewige Lust . . .!"

Er schreitet hinaus aus dem sinkenden Boot
Und taucht in den gurgelnden Schlund. —
Es ging die Nacht, — der Morgen loht. —
Wilk Börje schläft nach heißer Not
Auf stillem Meeresgrund.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umschau.

Friedjungs österreichische Geschichte.*)

Von Richard v. Kralik.

I.

Meine Freunde wissen vielleicht, daß ich im Begriffe bin, eine österreichische Geschichte abzuschließen, eine Darstellung der gesamtstaatlichen Entwicklung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, als Gegenstück und Ergänzung zu meiner Geschichte Wiens. Was mich zu dieser Arbeit bewogen hat, ist, daß die bisherigen Darstellungen mehr oder weniger, auch wenn sie von Österreichern stammen, in einem gegen Österreich parteiischen, mißgünstigen Sinn geschrieben sind. Die Aufgabe des Historikers scheint mir aber nicht darin zu bestehen, zu kritisieren und von einem vorgefaßten Standpunkte aus zu fordern, daß sich die österreichische Geschichte eigentlich ganz anders hätte abspielen sollen als in der Wirklichkeit; sondern sie besteht, wie es sich von selber verstehen sollte, darin, zu begreifen und nachzuweisen, warum es so gekommen ist und warum es so hat kommen müssen.

Die größte und bedeutendste Geschichte Österreichs, die von Alfons Huber, ist allerdings von dem Fehler der Tendenz und Hyperkritik frei, aber ihre fünf Bände gehen nur bis 1648 und es fehlt ihr doch auch, wie schon aus der Einleitung hervorgeht, das tiefere Verständnis für Österreichs Notwendigkeit, für dessen organische Natur. Büdingers geniale Geschichte ist in den Anfängen geblieben.

Die Methode des nörgelnden Verbesserns der Natur und Geschichte hat der Grazer Professor Julius Franz Schneller in seinen Geschichtsbüchern angegeben. Als er Österreich im Mißmut über angebliche Verkennung verließ, hat er als Professor zu Freiburg i. Br. die Geschichte Österreichs von der Reformationszeit bis über die Napoleonszeit nach dem Manuskript drucken lassen, das man ihm in Wien zensuriert hatte. Er rächte sich, indem er die

*) Der nachstehende Aufsatz erschien im Feuilleton der „Reichspost" vom 21. und 27. August und 4. September 1912. Da die Ausführungen des Verfassers einen weit über das Tagesinteresse hinausgehenden bleibenden Wert besitzen, bringen wir sie hiermit gern zum Abdruck und schließen daran die damit inhaltlich verwandte, uns vom Verfasser gütigst zur Verfügung gestellte Einleitung zu dessen im Druck befindlicher Geschichte Österreichs (Wien, A. Holzhausen).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zensurnoten Gentz' mit abdrucken ließ. Dadurch ist das Buch noch heute interessant geblieben; weniger durch seine anderen Qualitäten.

Der Prager Anton Springer hat dann die österreichische Geschichte in Schnellers Sinn gewissermaßen fortgesetzt. Seine Darstellung geht von 1809 bis 1848. Auch Springer war ein „verkannter Österreicher", der sich aus einem Tschechen zum Preußen metamorphosierte und ein Begründer der deutschen Kunstgeschichte wurde, da ihm der eigentliche künstlerische Sinn selber mangelte. Das beweist er auch in seinen plumpen Urteilen über Grillparzer und Raimund. Seine Geschichte Österreichs in zwei Bänden ist die talentvollste, aber schändlichste Schmähschrift, die je über Österreich geschrieben wurde. Es ist für uns Österreicher ein Trost, daß nur ein Österreicher einen solchen Verrat an unserem Staat und an seiner Geschichte begehen konnte. Nur die persönlichste Leidenschaftlichkeit konnte einen Historiker zu solcher Verzerrung der Geschichte verleiten. Wenn heutzutage gute Österreicher den Springer noch lobend erwähnen, so ist das wohl nur daraus erklärlich, daß sein Buch heute kaum mehr gelesen wird. Es ist zudem in einem ganz unlesbaren bandwurmmäßigen Deutsch geschrieben. Es hat natürlich auch seine guten Qualitäten; es ist gut disponiert und ist in den Tatsachen so ziemlich sicher. Auch der sonst geschmacklose Schneller hat seine geistreichen Stellen.

Es scheint, daß Heinrich Friedjung die Absicht hat, die Darstellung Springers zeitlich fortzusetzen. Von seinem Werk (Österreich von 1848 bis 1860. Stuttgart und Berlin, Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1908, 1912) ist vor kurzem der zweite Band erschienen. Friedjung ist selbst ein interessanter geschichtlicher Charakter, wie Springer, wie Schneller. Politisch tätig, wie Springer, hat er (wie Charmatz berichtet) sich mit Adler und Pernerstorfer an der Formulierung des bekannten Linzer Programmes beteiligt, bis die Einfügung der antisemitischen Klausel in dies Programm ihn und andere Nichtarier aus der Nähe Schönerers entfernte. Man kann sagen, daß er an der Tragik des Judentums leidet, das sich auch bei aufrichtigem deutschen Fühlen nicht ganz dem deutschen Volk assimilieren kann, aus Gründen, die auf beiden Seiten liegen.

Friedjung hat sich dann durch sein Werk über das Jahr 1866 berühmt gemacht. Es ist eine bedeutende Leistung, es ist selber von geschichtlicher Bedeutung durch seine Haltung geworden. Aber alte aufrichtige Freundschaft zu Friedjung kann mich nicht hindern, diese Bedeutung als eine für Österreich sehr ungünstige, ja fast verderbliche zu betrachten. Ich gestehe, daß ich, als das Buch erschien, nicht imstande war, es bis zu Ende zu lesen, ohne mich davon fast zerstört zu fühlen. So radikal fühlte sich mein österreichisches Bewußtsein davon angegriffen und umgestürzt. Wie Anfang und Ende des Werkes ankündigen, will der Autor durch seine im Detail sorgfältige Forschung dartun, daß Österreich 1866 einen militärischen „Zusammenbruch" erlitten habe und daß dieser Zusammenbruch des alten Österreichs die Folge davon war, daß die habsburgischen Herrscher dem Reiche den Katholizismus aufdrängten und es so der befreienden Macht des Protestantismus beraubten. Mir scheint nun aber erstens die wahrhafte Geschichte nichts von einem Zusammenbruch zu wissen. Nachdem Benedek gemäß seinem unverzeihlich verzagten Telegramm an den Kaiser die lange und gut vorbereitete Schlacht durch höchstpersönliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schuld verloren hatte, stand durch Erzherzog Albrechts einfache österreichische Besonnenheit kurz vor dem Waffenstillstand das an der Donau prachtvoll aufmarschierte Heer, unzusammengebrochen, mit besseren Aussichten, in besserer Form als bei Sadowa den Preußen gegenüber. Lissa und Custozza klingen auch durchaus nicht nach Zusammenbrüchen. Daß das geteilte österreichische Heer, nur von dem treuen Sachsen unterstützt, unter minder günstigen Umständen eine Schlacht verlor, das ist denn doch kein Zusammenbruch. Und wie hängt das persönliche Versagen und Verzagen Benedeks mit Reformation und Gegenreformation zusammen? Benedek war sogar zufälligerweise Protestant, und die Sieger von Custozza und Lissa waren zufälligerweise Katholiken.

Aber noch viel wichtiger ist es, daß durch die konfessionelle, antikatholische Auffassung Friedjungs die ganze österreichische Geschichte ein Unsinn werden müßte; denn mit dem besten Willen könnten heute die österreichischen Historiker das österreichische Volk nicht mehr nichtkatholisch machen; die österreichische Sache bliebe also für alle vorauszusehende Zukunft unrettbar verloren. Das ist sie aber nach meiner Auffassung nicht. Österreichs politische Trennung vom Deutschen Reich liegt nicht in konfessionellen Ursachen, sonst müßte ja auch Bayern ausscheiden; es liegen hier rein politische Gründe vor, die lange vor die Reformation fallen. Einer der wichtigsten Gründe war das Privilegium, das Kaiser Friedrich Barbarossa dem neuen Herzogtum Österreich gab, wodurch er ihm bereits eine einzigartige Sonderstellung einräumte. Und daran waren auch nicht die Habsburger schuld, denn damals herrschten hier die Babenberger. 1866 ist kein Zusammenbruch des „klerikalen" Österreich, sondern ein rein politischer Prozeß, dessen Anfänge in das 12. Jahrhundert zurückreichen. Schließlich haben sich die Hohenstaufen auch nicht dauernd in Italien beliebt machen können; und die waren doch nicht klerikal und waren keine Habsburger.

Jede Partei in Österreich hat übrigens das Recht sich auszusprechen. Das ist mein Standpunkt, wie er der Leo Thuns war. Aber eben darum nehme auch ich mir das Recht heraus, meine Meinung ebenso gerade herauszusprechen.

Springer und Friedjung haben demnach das gute Recht, gegen Absolutismus, Feudalismus, Klerikalismus usw. die Spitzen ihrer historischen Darstellungen zu richten. Ich nehme mir meinerseits das Recht heraus, nachzuweisen, daß diese Vorwürfe ungerechtfertigt sind, und ich halte es für gefährlich und für verderblich, wenn jene Ansichten ohne Gegengewicht allein vertreten würden und sich so eine einseitige „allgemeine" Meinung bildete. Ich bilde mir sogar ein, daß meine Methode die wissenschaftlichere ist; denn ich will die Geschichte so schildern und würdigen, wie sie sich wirklich ereignet hat, nicht, wie sie sich hätte ereignen können oder „sollen".

Ich habe aber sogar meine Freude an paradoxen gegnerischen Meinungen, wenn sie nur nicht doktrinär und im Schimmel eines Parteiprogrammes vorgetragen werden. Hermann Bahr hat in seinem kecken Büchlein über Wien eine komprimierte österreichische Geschichte gegeben, die von gewaltsamer Einseitigkeit, das heißt von Persönlichkeit dampft. Er schimpft über dieselben Dinge, über die Springer und Friedjung sich kritisch ergehen. Aber er schimpft mit solcher künstlerischer zorniger Liebe und Objektivität, daß neben seinem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Standpunkt der der gescholtenen Persönlichkeit oder Sache durch alles Schimpfen nur noch größer wird; so die Genialität der Habsburger, die Genialität der katholischen Barocke, einer gewaltigen Erscheinung, sonst sehr unzutreffend „Gegenreformation" genannt. Und man hat bei Bahr schließlich das Gefühl, daß es außer dem gescholtenen Österreich nichts auf der Welt gibt, über das sich so aufzuregen die Mühe lohnt. Bei Springer und Friedjung schämt man sich nur, daß man kein Preuße ist. Das ist denn aber doch nicht der Zweck der österreichischen Geschichte. Sie soll vielmehr zeigen, warum wir Österreicher keine Preußen sind und niemals Preußen werden können. Die Preußen in allen Ehren! Aber wir Österreicher haben die Aufgabe, uns selber zu verstehen, zu begreifen, zu würdigen. Und zu uns gehört schließlich auch die Regierung. Sie ist ebenso unser, wie die Feudalen, die Klerikalen und die Juden unser sind.

II.

Friedjung steht an Charakter, Ehrenhaftigkeit, Liebenswürdigkeit, Geschmack und Maß weit über Anton Springer und anderen Kritikern Österreichs, und es liegt mir ferne, ihn mit jenen zu vergleichen. Ebenso halte ich seine aufrichtige Überzeugung in Ehren. Aber es scheint mir doch höchste Zeit zu sein, ungünstigen Folgerungen, die sich aus seiner Geschichtsauffassung ergeben können und müssen, entgegenzutreten, ohne dabei seine untadelige Persönlichkeit selber verletzen zu wollen. Jedoch ich habe eben auch meine Überzeugungen die mir höher stehen als noch so wertvolle freundliche Beziehungen.

Ich habe gesagt, daß mich hauptsächlich die Haltung unserer Historiker dazu gedrängt hat, selber an eine österreichische Geschichte heranzugehen. Ich erschrecke über die ungünstige Tradition, die sich herauszubilden droht, Maximilian Hardens „Köpfe", der zweite Band mit dem vortrefflichen, glänzenden Essay über Karl Lueger, ist, wie mir mein Buchhändler sagt, in Österreich verboten, wegen der Charakteristik des Kaisers Franz Josef. So wohlwollend sonst Harden für Wien und für Österreich ist, so ist ihm doch meines Erachtens dieser Aufsatz dadurch mißraten, daß er allzusehr Friedjung gefolgt ist, den er auch zitiert. Für das Verbot hat er sich wohl am meisten bei Friedjung zu bedanken. Harden stellt nämlich, Friedjung zum Teil folgend, das Verhältnis des Kaisers zu Benedek in den Mittelpunkt der Charakteristik, und zwar in einer ungünstigen und ungerechten Weise. Der wirkliche Sachverhalt ist der: Benedek hat nicht etwa dem Erzherzog Albrecht in Italien weichen müssen, sondern er hat, freilich ohne seine Absicht, aber gedrängt von der öffentlichen liberalen Meinung, die ganz gegen den Erzherzog war, diesen in Böhmen verdrängt. Die öffentliche liberale Meinung war so gebieterisch und drohend, daß ihr weder der Erzherzog noch der Kaiser widerstehen wollte. Dadurch, daß Benedek die Leitung der Nordarmee im Gehorsam gegen seinen Kaiser übernahm, war er freilich durchaus gedeckt, wenn er den Feldzug dennoch verlor. Aber eines durfte man von ihm verlangen: daß er den Feldzug wirklich führe, daß er sich schlage oder sich schlagen lasse. Was tat aber Benedek? Er richtete unmittelbar vor der noch unentschiedenen Entscheidung jenes unverzeihliche Telegramm an den Kaiser, sogleich den Frieden zu schließen, da eine Katastrophe unvermeidlich sei. In der mildesten Form erwiderte ihm der Kaiser, daß das selbstverständlich unmöglich sei, vor einer Entscheidungsschlacht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wäre Benedek nach verlorener Schlacht allein als Überlebender in die Hofburg geeilt, so hätte ihm der ritterliche Kaiser gedankt für die Tapferkeit, die er ja von ihm erwartete. So tat Philipp II. mit dem Admiral der zerstörten „Armada". Aber so lag die Sache hier nicht. Man hatte von Benedek, dem Draufgänger, nicht Genie, nicht Glück, aber wenigstens kühnes Draufgehen erwartet. Dafür gibt er nun unerbetene Ratschläge, sich gar nicht zu wehren.

Daß ein Feldherr mit dem Vorgefühl einer Katastrophe in die Schlacht gezogen ist und dann doch gesiegt hat, ist schon vorgekommen. Aber in welchem psychologischen Zustand muß ein Feldherr sein, der seine Niederlage vor der Schlacht telegraphisch anzeigt? Die Sache stand bei Sadowa durchaus nicht ganz verzweifelt. Fehler wurden auf beiden Seiten gemacht. Ein Risiko war auf beiden Seiten. Kein Feldherr kann für den Erfolg stehen. Das konnte auch Moltke nicht. Wir wissen, wie wenig zuversichtlich man sich im preußischen Hauptquartiere fühlte. Wir wissen heute allerdings, daß Preußen gesiegt hat und daß es unter sotanen Verhältnissen siegen mußte. Moltke siegte, weil Benedek nicht die Willenskraft hatte zu siegen. Daß Benedek diesen Mangel an Willenskraft proklamierte, war unverzeihlich. Dafür gebührte ihm — nicht gerade die Todesstrafe, aber die schärfste moralische Zurechtweisung. Das mußte er ertragen. Benedeks testamentarische Rache dafür ist unqualifizierbar und ein Beweis, daß ihm Recht geschah. Er hat sich nicht vornehm benommen. Und wie leicht hätte er das tun können! Er wäre der Heros des Jahres 1866 geworden, wenn er freimütig die Schuld der ungerechtfertigten Verzagtheit auf sich genommen hätte. Denn man kann auch heroisch in seinen Fehlern sein.

Wenn man einen Schuldigen für Königgrätz suchen will, so ist es nicht wie Friedjung meint, der „Klerikalismus", der damit gar nichts zu tun hat, sondern es ist die damalige öffentliche Meinung, die ganz liberal war und ungestüm Benedek zum Führer forderte, weil sie von vornherein einen Erzherzog für unfähig hielt und nur den für fähig, der in liberalisierender Weise über die Hohen schimpfte. Das konnte Benedek. Bis an sein Ende. Wenn man ihm Verschwiegenheit anempfahl, so geschah es gewiß auch in seinem eigenen Interesse, damit er sich nicht noch mehr bloßstellte. Das hat er leider durch sein Testament getan.

Die Stimmung, die Friedjungs Bücher über 1866 durchzieht, äußert sich auch in der Geschichte der Fünfzigerjahre. Es ist die Geschichte Österreichs vom rückwärts schauenden Standpunkt der Entscheidung von 1866. Schwarzenberg, Buol, sie werden alle an Bismarck gemessen, die großen Erfolge von Olmütz und im Krimkrieg an den Erfolgen von 1866 und 1870. In keiner dieser Epochen wird Friedjung der spezifisch österreichischen Politik ganz gerecht. Vom österreichischen Standpunkt aus verlor der österreichische Gesamtstaatsgedanke 1866 nichts, er gewann nur. Österreich selber hatte sich als unüberwindlich bewiesen. Man unterschätzt auch die Bedeutung von Österreichs Haltung im Krimkrieg. Österreich war damals der eigentliche Sieger. Österreichs bewaffnete Neutralität führte die weltgeschichtlich denkwürdige Entscheidung herbei, wodurch Rußland, der slawische Koloß, für immer von der Ausführung des „Testamentes" Peters des Großen abgehalten wurde. Lorenz Stein schrieb damals in diesem Sinne eine höchst geistreiche Schrift, voll Verständnis für Österreichs Weltmission.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für den Gang der Weltgeschichte war Österreichs Erfolg im Krimkrieg wichtiger als die Entscheidungen von 1866 und 1870.

Und daß man uns nur nicht wieder mit der Anekdote von Österreichs Undankbarkeit gegen Rußland komme! Rußland hatte 1849 in die ungarischen Händel geradeso eingegriffen wie wir 1813 bis 1815 in die französischen. Der Weltruhe wegen, im Sinne der „heiligen Allianz", hatte Rußland das getan. Rußland hat dafür ebensowenig Dankbarkeit beansprucht wie etwa wir 1814 von Frankreich oder von Preußen oder von Rußland, für die wir uns auch mit geschlagen haben. Rußland hat 1849 den europäischen Rechtsstand, wie er 1815 garantiert wurde, pflichtgemäß beschützt. Rußland hat aber dann im Krimkrieg diese europäische Rechtsordnung im Widerspruch mit den Großmächten zerstören wollen. Woher da eine Pflicht zur Dankbarkeit? Wenn mich ein Freund vor einem Schaden beschützt, so werde ich ihn doch nicht aus Dankbarkeit mir einen Schaden zufügen lassen.

Und nun das arge Konkordat! Hat nicht auch Napoleon I. ein Konkordat geschlossen? Gewiß nicht aus „Klerikalismus", sondern aus politischer Staatsräson. Ebenso Österreich. Es war ein Vertrag, wo beide Teile gaben und nahmen. Es geschah durchaus nicht lediglich zum Vorteil der Kirche. Beidtel, ein gut kirchlich gesinnter Mann, meinte, das durch die Zeit notwendig Gewordene hätte sich besser in anderer Form, nicht in der des Vertrages regeln lassen. Das Konkordat hat nicht Österreich kirchlich gemacht, sondern die Zeit war kirchlich gesinnt und verlangte ein Konkordat. Man erinnere sich, wie Alexander Bach aus einem Freidenker ein Frommer wurde. Und so viele andere. Das Jahr 1848 hat eben auch die Freiheit des kirchlichen, des katholischen Geistes entfesselt. Das Jahr 1848 hat die Katholikentage, die Katholikenvereine geboren. Das Konkordat ist nichts anderes als die Konsequenz der freiheitlichen Ideen des Jahres 1848, die teilweise Befreiung der Kirche vom Joch des staatlichen Bureaukratismus. Nicht nur die Bürger, Bauern und Juden, auch die Katholiken wollten endlich einmal so frei sein, frei zu sein. Und diese Freiheit, welche allen zugestanden wurde, hat man ihnen nicht ganz zugestehen wollen. So entstand doch wenigstens ein „Konkordat".

Auf andere Fragen einzugehen, ist hier nicht der Ort. Wenn ich der österreichischen Geschichte eine neue, positive Richtung wünsche, wenn ich bedaure, daß Friedjung trotz der Vorzüge seines Werkes der österreichischen Politik nicht gerecht wird, so geschieht dies nicht aus Parteitendenz oder aus Scheu vor der kritischen Behandlung unserer Geschichte. Im Gegenteil, ich fordere größere Gerechtigkeit und Unparteilichkeit und eine dem Gegenstande selbst zugute kommende objektive Kritik: ich fordere für die Geschichte den rein geschichtlichen Standpunkt.

III.

Ich möchte zum drittenmal um das Wort bitten in dieser Sache, die mir für Österreich und für unsere Weltanschauungsfragen so überaus wichtig erscheint. Man unterschätze nicht den Einfluß der geschichtlichen Darstellungen aufs praktische Leben. Wir sehen heute die Taten der Griechen und Römer ganz mit den Augen der wenigen Historiker an, die uns aus alter Zeit darüber berichtet haben. Ohne Herodot wären die Perserkriege wahrscheinlich nicht bei

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begeisterungweckenden Vorbilder nationaler Heldentaten, sondern vorübergehende Erfolge und Mißerfolge der Persertruppen in einem streitigen Grenzdistrikt. Auch von unserer österreichischen Geschichte wird das bleiben, was unsere Historiker darüber geschrieben haben. Von ihnen hängt das Urteil über Ferdinand II., über Metternich, über Lueger ab. Wie wichtig ist für das Nachleben Luegers jene gute, durchaus verherrlichende Charakteristik, die Maximilian Harden in seinen „Köpfen" geliefert hat. Das ist ein Monument so dauernd wie Erz; um so wertvoller, da es von einem Berliner jüdisch-galizischer Abstammung herrührt. Man mag über ihn und seine Stilkünste urteilen, wie man will, er hat hier eine vorbildliche Unparteilichkeit und Objektivität bewiesen und verdient den Dank des christlichen Wien.

Warum schwingen sich zu gleicher historischer Objektivität nicht auch unsere österreichischen Historiker auf, mögen sie auch Gegner des Antisemitismus sein? Wie schön ist Harden um dies Thema des Antisemitismus vorbeigekommen! Er hat mit Recht die Gemütlichkeit, den überlegenen, ironischen Humor des Wiener Antisemitismus hervorgehoben. Aber er versteht es, daß das katholische Volk Österreichs sich doch schließlich am Katholizismus mehr begeistern kann als am Liberalismus. Harden nimmt die Dinge, wie sie sind.

Ungeheuer ist der Einfluß der Geschichtsschreibung. Anton Springer schrieb nach 1859 und kurz vor 1866. Ihm und so vielen andern machte das Jahr 1859 den Eindruck, als ob damit Österreich abgetan sei. Indem er, diesem falschen Eindruck folgend, eine österreichische Geschichte schrieb, mußte diese freilich zu einer wenig rühmlichen Grabrede werden; und so hat sein Buch direkt und indirekt gewiß beigetragen zur österreichischen Verzagtheit des Jahres 1866, aus der allein die Niederlage von Königgrätz vollkommen zu erklären ist. Ich habe sein Buch die „schändlichste Schmähschrift" genannt; das hat manchem zu hart, zu temperamentvoll geklungen, und ich will daher den Ausdruck ersetzen durch den objektiveren aber gleichbedeutenden: „beschämendste Anklageschrift". Da er an Österreich verzweifelte, mußte er Preuße werden. Er schrieb nicht österreichische, sondern antiösterreichische Geschichte. Er schrieb nicht die Geschichte Österreichs, sondern die Geschichte Nichtösterreichs.

Zum Schluß will ich mich an Friedjung und seine Gesinnungsgenossen wenden. Wenn ich seine Entwicklung recht verstehe, so ist sie aus einer Verzweiflung über den Dualismus des Jahres 1867 erfolgt; darum anfänglich die Neigung, lieber gleich Personalunion zu fordern, auch Galizien abzustoßen und mit den alten deutschen Bundesländern sich näher an das Deutsche Reich anzuschließen. Sein Standpunkt scheint im Lauf der Jahre sich mehr mit den Tatsachen abgefunden zu haben; er ist ein immer besserer Österreicher geworden, wie schon aus seinem Prozeß mit den Serben hervorgeht, die er des Hochverrats an Österreich beschuldigt hat mit einer (auf unzulänglichem Material beruhenden) edlen Leidenschaftlichkeit. Mir liegt es ganz ferne, ihn etwa in anderer Weise auch eines Hochverrats an der österreichischen Kulturidee zu beschuldigen. Er will gewiß ein guter österreichischer Patriot sein, er ist es auch, aber er ist es (wie der Kaiser Franz zu sagen pflegte) nicht für uns, nicht in unserem Sinn. Das ergibt sich lediglich, wie ich glaube, aus seinem unrichtig gewählten wissenschaftlichen Standpunkt. So wie er sich in jenem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Prozeß leider irrtümlich auf die unfehlbare Wissenschaft der Historie und der Kritik berief, so läßt er sich bei seinen Arbeiten zur österreichischen Geschichte den rein historischen Standpunkt durch einen subjektiven Rationalismus, ein Parteiprogramm, eine vorgefaßte politische und religiöse Meinung verrücken. Er wird sagen, daß wir andern das unbewußt auch tun. Vielleicht; aber wir sind darin im Vorteil, daß wir die Geschichte Österreichs auf unserer Seite haben, während er die Geschichte Österreichs gegen sich hat. Die Entwicklung der österreichischen Geschichte ging nun eben einmal zweifellos nicht durch Luther und Huß, sondern durch Canisius und Kaiser Ferdinand II., durch die Schlacht auf dem Weißen Berg bis zur christlichsozialen Bewegung. Daß Österreich besteht und blüht, das dankt es dieser Linie seiner Entwicklung, nicht der entgegengesetzten. Ihr muß man also nach rechter Methode folgen, wenn man eine angemessene Geschichte Österreichs schreiben will. Gegenüber allen anderen österreichischen Patriotismen liegt hier der in der Geschichte Österreichs wissenschaftlich am besten begründete Patriotismus. Er gehört zu Österreich wie das Linde-sein zur Linde, das Tanne-sein zur Tanne.

Einleitung zu der im Druck befindlichen „Geschichte Österreichs" von Richard v. Kralik. Die Geschichte Österreichs ist das Problem, wie mehrere einander fremde Nationen ein einheitliches staatliches Gebilde zu höheren Zwecken der Kultur und Politik ausmachen können. Die Weltgeschichte scheint damit eines ihrer Hauptprobleme aufgestellt zu haben und sie scheint es stufenweise lösen zu wollen oder von uns lösen zu lassen.

Auf der ersten Stufe ringen die nationalen Staaten miteinander um die „Weltmonarchie". So geht die weltgeschichtliche Vorherrschaft in der frühhistorischen Zeit von Ägypten und Assyrien-Babylonien auf die Meder und Perser über; von diesen auf die Griechen und noch deutlicher auf die Makedonier. Im vollen Licht der Geschichte sehen wir Alexander den Großen als die verkörperte Idee der Weltmonarchie sein Werk unvollendet zurücklassen und wir verfolgen mit Spannung, wie die Römer den Nachfolgern Alexanders, den „Diadochen", die Weltherrschaft planvoll und sicher abringen. Das ist der ganze Gehalt der politischen Geschichte des Altertums. Mit der politischen Weltherrschaft schreitet auch die Kulturentwicklung großartig weiter. Die Kultur des weltbeherrschenden Staates verbreitet sich fast noch schneller und unbedingter als dessen Waffen und Gesetze. Zum Ende der vorchristlichen Zeit hat die von den Römern selber aufgenommene hellenistische Kultur jede andere zurückgedrängt. Die früheren orientalischen Kulturen sterben ab und werden später nur wieder aus der römisch-griechischen erneuert.

Die römische Weltmonarchie war kein absolutes Ziel der Weltgeschichte. Die Vorsehung fiel dem siegesgewissen Julius Cäsar in den Arm und gönnte ihm nicht die von ihm geplante Vollendung seines Weges. Als er starb, waren im Osten die Parther, im Norden die Germanen noch unbezwungen. Die Weltgeschichte setzte den Völkern von da an ein neues, höheres Ziel der politischen Entwicklung, als es die Weltmonarchie war. Wo diese in der Folgezeit angestrebt wird, erscheint sie als Anachronismus, als eine veraltete Methode der Politik.

Damit beginnt eine zweite Stufe der politischen Entwicklung, die des politischen Gleichgewichtes. Sie beginnt mit der christlichen Ära und dauert

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

etwa bis in die Zeit der napoleonischen Weltkriege. Indem die Römer zufrieden sind und zufrieden sein müssen, gegen Germanen und Parther das Gleichgewicht der Kräfte zu bewahren, geben sie die alte Idee der Weltmonarchie auf. Das neue System des politischen Gleichgewichts macht sich dann in den germanischen Staaten der Völkerwanderungszeit geltend, selbst bei Attila, bei Franken und Ostgoten, im Verhältnis der christlichen Reiche zu den islamitischen, im Verhältnis Westroms zu Ostrom, in den schwankenden Erfolgen der Kreuzzüge, vor allem in den feudalen Staatensystemen der christlichen wie der orientalischen Welt, im ganzen innerpolitischen Gefüge des Mittelalters, im ausgleichenden Gegengewicht von Fürst und Ständen, von Staat und Kirche. Nach diesem Gleichgewicht regeln sich fast automatisch, wenn auch mit gewaltigen Schwankungen, die Verfassungen der mittelalterlichen Städte. Das römisch-deutsche Reich bildet diese Gleichgewichtsorganisation bis zur Virtuosität, aber auch bis zum Stillstehen alles Lebens aus und erweist sie so als zu überwindenden Standpunkt. Noch viel deutlicher als die Politik des sogenannten Mittelalters beruht die der sogenannten neueren Zeit (1500 bis 1800) auf dem System des Gleichgewichts. An Stelle der Weltmonarchien der alten Zeit bilden sich die gleichberechtigten Großmächte der neuen Zeit heraus, die sich sonderbarerweise durch alle Umwälzungen nicht vernichten, nicht zerteilen, nicht auffaugen lassen.

Da tritt nun mit den Revolutionskriegen wieder eine völlig neue Periode ein, eine dritte Stufe der politischen Entwicklung, wenn wir richtig sehen. Das System des Gleichgewichts war nicht fehlerlos durchzuführen, ebensowenig wie früher das System der Weltmonarchie. Neben und zwischen den sich die Wage haltenden Großstaaten mußten sich kleinere bilden, von zweifelhafter politischer Funktion, wie Holland, die Schweiz, Savoyen usw. Großmächte wie Venedig und Polen siechten doch mit der Zeit dahin. In Nordamerika bildete sich ein Staatenbund. Die Revolution warf das alte römisch-deutsche Reich und mit ihm alles europäische Gleichgewicht über den Haufen. Gegen den Friedensstörer Napoleon erwies sich die Technik des Gleichgewichts als veraltet. Es trat ein neues, lange vorbereitetes Prinzip an die Stelle: der Staatenbund. Das deutsche Reich wurde zum deutschen Bund, die sogenannte heilige Allianz löste das Gleichgewicht der Großmächte ab, die kleinen Pufferstaaten wurden unter europäischer Garantie als neutral erklärt.

In diesen Revolutions- und Restaurationszeiten wurde nun der neue Kaiserstaat Österreich (1804) geboren, nach langem Vorleben unter anderen Formen und Titeln; und dieses Österreich war imstande, die neuen Wege zu führen, die Entscheidung diplomatisch und mit den Waffen herbeizuführen, auf dem Wiener Kongreß und auf einer folgenden Reihe von europäischen Kongressen die neue Entwicklung zu beherrschen. Der neue Kaiserstaat entwickelte sogleich eine hohe eigentümliche Kultur. Nach dem großen Entscheidungsjahr 1866 drängte ihm die Weltgeschichte — wenn auch gegen Österreichs Willen — die Notwendigkeit auf, noch selbständiger das Wesen des neuen staatlichen Problems zu entwickeln, nach innen durch den gerechten Ausgleich der verschiedenen Nationen des Staates, nach außen durch die folgerichtige Ausbildung des Systems der europäischen Staatenbündnisse, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nunmehr eine viel organischere und organisatorischere Bedeutung erhielten als in früheren Perioden.

Österreich scheint durch seine innere Organisation, gerade, weil es kein einzelliger nationaler Staat ist, berufen zu sein, auch nach außen hin das Gesetz seines inneren Wesens zu vertreten. Deutsche, Romanen, Nord- und Südslawen, Magyaren sind hier durch geschichtliche Notwendigkeit fest und dauernd vereinigt. Ihrer Attraktion entspricht eine natürliche Repulsion, eine Spannung, die nach allen Seiten über den Organismus des Staates zu höheren Zielen äußerer Politik hinausweist. Auch die Spannungen zwischen der Idee des Einheitsstaates, dem Dualismus und Föderalismus, so unbequem sie für die staatsrechtliche Begriffsbestimmung sein mögen, alles das weist auf höhere Probleme, höhere Lösungen hin, für welche die niedere Mathematik bisheriger politischer und historischer Methoden nicht ausreicht.

Die Aufgabe des Historikers ist da, zu verstehen, nicht zu kritisieren, den Gesetzen und Tendenzen der Entwicklung nachzuspüren und das Verständnis des österreichischen Problems zu klären. Die Aufgabe einer österreichischen Geschichte ist nicht darin zu sehen, Spezialgeschichten der einzelnen Länder und Gaue zusammenzutragen, aus denen die österreichisch-ungarische Monarchie besteht. Denn Österreich ist nicht die Summe aller Länder, Städte und Dörfer, die in der Verwaltung des Hauses Österreich stehen; Österreich ist vielmehr eine über all dem stehende Idee, die sich immer mehr verwirklicht. Diese Idee umfaßt selbstverständlich alle Länder des heute dualistisch formulierten Staatsgebietes. Ohne den heute offiziellen Namen „Österreich-Ungarn" antasten zu wollen, gebrauchen wir doch den Namen „Österreich" als die wissenschaftlich ausreichende Bezeichnung im Sinne von 1804.

* * *

In der „Umschau" des 4. Heftes der „Kultur", Jahrgang XIII (1912), war ein Aufsatz des bayerischen Landtagsabgeordneten C. Walterbach über „Buchhandel und Kolportage" (aus der „Sozialen Revue" XII. Band, 3. Heft) auszugsweise wiedergegeben, worin der „St.-Josefs-Bücherbruderschaft" in Klagenfurt der Vorwurf gemacht wird, daß sie dem katholischen Buchhandel große Konkurrenz mache und Sortiment und Verlag wie Kolportage schädige. „Wenn gesagt wird, die Bücherbruderschaft bringe ihre Literatur in Kreise, die dem Buchhandel fernstehen, so mag dies bis zu einem gewissen Prozentsatz ganz gewiß wahr sein, aber falsch ist, wenn sie behauptet, sie leite diese ihre Leser zum Kaufe weiterer Literatur an. Im Gegenteil: sie verzieht dieselben durch die abnorm billigen Preise, zu denen kein Verleger ein Buch herstellen, kein Sortimenter verkaufen kann." — Die „St.-Josefs-Bücherbruderschaft" bittet uns, gegenüber dieser Behauptung, die sie als irrig bezeichnet, um die Aufnahme nachfolgender Richtigstellung: Wenn die Bruderschaft als ein geschäftliches Konkurrenzunternehmen gegen den katholischen Buchhandel aufgefaßt wird, so ist das unrichtig und irreführend. Die „St.-Josefs-Bücherbruderschaft" ist kein buchhändlerisches Unternehmen, sondern ein kirchlicher Verein mit dem Zweck, durch Herausgabe und Verbreitung guter Schriften im Volke den katholischen Glauben und die guten Sitten zu erhalten und zu pflegen. Ihre Aufgabe ist, besonders den ärmeren Volkskreisen, die sich nicht in der glücklichen Lage befinden, viel Geld für Lektüre ausgeben zu können, aber doch gern lesen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

möchten, möglichst billig gute Lektüre zu beschaffen, damit sie nicht eine Beute der Schundliteratur werden, die ja bekanntlich ebenfalls zu abnorm billigen Preisen verschleudert wird. Die große Bedeutung der Bruderschaft für unsere Zeit wird jedem einleuchten, der weiß, welch ungeheueren Vorsprung die Feinde des Glaubens und der guten Sitte auf dem Gebiete der Literaturverbreitung bereits haben und welche Riesengefahr dem Volke droht durch die ungeheuer anwachsende Schmutz- und Schundliteratur. Der Zweck der Bruderschaft ist also ein apologetischer. Diesen idealen Zweck können und dürfen wir nicht preisgeben, um dadurch vielleicht einigen Buchhändlern höhere Einnahmen zu verschaffen. Eine arge Übertreibung aber ist die Behauptung, die Bruderschaft schädige den katholischen Buchhandel in bedeutender Weise. Wenn das wahr wäre, dann bliebe die Tatsache, daß gerade in der Zeit der besten Entwicklung der Bruderschaft eine ganze Reihe neuer katholischer Buchhandlungen entstanden ist, ein Rätsel. Gewiß, unsere Aufgabe ist es nicht, für den Buchhandel zu arbeiten, aber wenn man leugnet, daß die Bücherbruderschaft ihre Leser auch zum Kaufe weiterer Literatur anleite, so zeigt das, daß man mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht vertraut ist. Die Bruderschaft bringt ihre Bücher größtenteils in solche Kreise, die dem Buchhandel fernstehen und für ihn daher nicht in Betracht kommen. Daß es aber der Bruderschaft im Laufe der Jahre gelungen ist, durch ihr „Verzeichnis empfehlenswerter Bücher" im Kalender auch in diesen Kreisen das Interesse für gute Lektüre zu wecken und so dem katholischen Buchhandel einen neuen Kundenkreis zuzuführen, diese Tatsache beweisen am besten die vielen Bücherbestellungen, die auf Grund dieses Bücherverzeichnisses in der Buchhandlung des St.-Josefsvereines in Klagenfurt einlaufen. Daß diese Bestellungen von Büchern der verschiedensten katholischen Verlage tatsächlich von ganz einfachen Leuten gemacht werden, zum Teil von Leuten, die kaum orthographisch richtig schreiben können, ersehen wir aus der Korrespondenz. Interessant ist, daß zum Beispiel aus Ungarn, wo der deutsche katholische Buchhandel fast gar nicht vertreten ist, besonders viele Bücherbestellungen kommen. So führt also die Bücherbruderschaft tatsächlich dem katholischen Buchhandel Bücherkäufer zu, die ihm sonst nicht kommen würden. Dieses Bücherverzeichnis unseres Kalenders, das nicht weniger als 14 bis 16 Seiten umfaßt und zirka fünf- bis sechshundert Werke mit Namen anführt, bedeutet für die Bruderschaft eine starke Belastung des Budgets. Daß sie trotzdem dieses Opfer bringt, beweist doch klar, daß sie den Buchhandel nicht nur nicht schädigen, sondern vielmehr ihm einen neuen Kundenkreis zuführen will. Diese Pionierarbeit der Bruderschaft wird vom katholischen Buchhandel auch gewürdigt werden, wenn er sich die Tatsache vor Augen hält, daß der Kalender der Bruderschaft mit dem Bücherverzeichnisse gerade in jene Kreise kommt, die sonst kaum jemals Kunde von der katholischen Literatur erhalten würden. Oder welchem Buchhändler würde es gelingen, mit seiner Reklame bis in die letzte Gebirgshütte einzudringen, selbst zu Leuten, die nicht einmal ein katholisches Wochenblatt besitzen! Daß unsere Bücherreklame tatsächlich Erfolg hat, zeigt sich in den Summen, welche unsere Buchhandlung alljährlich an die verschiedenen katholischen Verlage für bestellte Bücher abführt. Sie zahlte zum Beispiel im Jahre 1911 für zumeist von den Mitgliedern der Bücherbruderschaft bestellte Bücher an Herder über 2000 Mark, ebensoviel an

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pustet und andere. Setzen wir aber den Fall, die Bücherbruderschaft würde wirklich aus Liebe zu einigen Buchhändlern ihren Betrieb einstellen, wem wäre damit gedient? Nur den zerstörenden Elementen der Sozialdemokratie und den kirchenfeindlichen Agitatoren, die mit ihren literarischen Produkten von Haus zu Haus gehen, und nicht dem katholischen Buchhandel. Denn wenn einmal die Sozialdemokraten in ein Dorf eingedrungen sind, dann kann der katholische Buchhändler sicher sein, daß er dort für Jahrzehnte auch nicht ein einziges Buch mehr absetzt. Wenn der Glaube in den Massen schwindet, werden auch die katholischen Buchhändler zugrunde gehen. Wenn also die Bücherbruderschaft für die Erhaltung des Glaubens im einfachen Volke arbeitet, hilft sie dann nicht auch dem katholischen Buchhandel sein Absatzgebiet erhalten?!

Kein Kenner der modernen Verhältnisse wird die Tatsache leugnen können, daß der verheerenden Überflutung mit schlechter Literatur nur von großen Vereinen wirksam entgegengetreten werden kann. Der einzelne Buchhändler steht der von großen Vereinen betriebenen Verbreitung schlechter Bücher einfach machtlos gegenüber. Eine geordnete Kolportage ist, wenigstens in Österreich, noch für lange ein Zukunftstraum. Darum ist die Wirksamkeit der Bruderschaft, die wenigstens eine teilweise Kolportage betreibt, nicht hoch genug einzuschätzen. Man möge darum den hohen idealen Zweck der Bruderschaft im Auge behalten und die Pionierarbeit, die sie auch für den katholischen Buchhandel leistet, wenigstens anerkennen. Es ist nun einmal eine unleugbare Tatsache, daß ohne die Bücherbruderschaft Tausende von Familien für den katholischen Buchhandel verloren gingen.

Weihnachtsbücherschau.

Die jüngste unter den großen katholischen deutschen Verlagsunternehmungen, die 1897 in München ins Leben gerufene Allgemeine Verlags-Gesellschaft, die für das Gebiet der österreichisch-ungarischen Monarchie ihre Verlagsgeschäfte unter der Firma „Verlag der Leo-Gesellschaft" besorgt, hat sich seit ihrer Gründung zum Ziele gesetzt, in einer Reihe großzügiger Publikationen eine Grundlage des gesamten menschlichen Wissens zu schaffen, und zwar in einer Gestalt, welche inhaltlich die strengste Wissenschaftlichkeit verbürgt, in der Form der Darstellung aber, die überall durch reiche Illustrierung unterstützt wird, die Ergebnisse der Forschung auch dem gebildeten Laien verständlich zu machen geeignet ist. Als erstes, gewissermaßen programmatisches Unternehmen erschien das große dreibändige Foliowerk „Die katholische Kirche unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild". Herausgegeben von der Leo-Gesellschaft in Wien (1898—1902, geb. Mk. 115.—, Neuauflage des I. Bandes 1905), das in drei Teilen „Rom, Das Oberhaupt, Die Einrichtung und Verwaltung der Gesamtkirche", — „Deutschland, Österreich-Ungarn, die Schweiz und Luxemburg", — „Das Wirken der katholischen Kirche auf dem Erdenrund, unter besonderer Berücksichtigung der Heidenmissionen" behandelt. Der Redaktor und spiritus rector des Ganzen, Monsignore Dr. Paul Maria Baumgarten in Rom, hat damit ein Werk geschaffen, das die Erhabenheit und Größe des Riesenbaues der katholischen Kirche getreulich widerspiegelt und für

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lange hinaus das grundlegende Werk für dieses Gebiet bleiben wird. — Diesem Monumentum ecclesiae catholicae folgte eine vierbändige „Illustrierte Weltgeschichte", bearbeitet von S. P. Widmann, P. Fischer und W. Felten (in 2. Auflage, zusammen über 2000 Seiten Lexikonformats mit über 1300 Textabbildungen und 132 Tafelbildern und Beilagen, geb. Mark 48.—), neben der sich alsbald eine spezielle Ausgabe für Österreich als nötig erwies: während die ersten beiden Bände (Altertum und Mittelalter) für beide Ausgaben die gleichen sind, hat den dritten Band der österreichischen Ausgabe Professor P. Max Straganz (in Hall, Tirol) bearbeitet, der auch den vierten, im Erscheinen begriffenen Band übernommen hat. — Eine von den Professoren Dr. G. Rauschen, Dr. J. Marx und Dr. Jak. Schmidt abgefaßte „Illustrierte Kirchengeschichte" ist soeben zum Abschluß gelangt (636 S., geb. Mk. 15.—) und bildet nicht nur für jeden Katholiken, Priester wie Laien, eine ebenso belehrende wie anziehende Lektüre, sondern ist auch mit ihren 607 Textbildern und 48 ein- und mehrfarbigen Tafelbeilagen eine Zierde jeder Bibliothek. — Ebenfalls gerade rechtzeitig vor dem Weihnachtsfest ist die „Illustrierte Kunstgeschichte" von Joseph Neuwirth fertig geworden, die mit zwei stattlichen, mit 684 Abbildungen im Text und 21 zum Teil farbigen Bildbeilagen geschmückten Bänden (zusammen 1072 S., geb. Mk. 28.—) die rechte Mitte einhält zwischen den knappen Grundrissen, die nur das Knochengerüste von Namen und Jahreszahlen bieten, und den allzuweit ins Detail ausholenden fünf- und mehrbändigen Werken von Lübke, Springer, Schultz und anderen; an Gründlichkeit und Zuverlässigkeit besitzt das Werk nicht seinesgleichen, — ist doch der Verfasser bekannt als exakter Forscher, der zudem die seltene Gabe besitzt, die Ergebnisse der wissenschaftlichen Arbeit in eine ebenso klare wie stilistisch feingefeilte sprachliche Form zu bringen. Mit Recht bezeichnet der Freiburger Professor Dr. Leitschuh das Neuwirthsche Buch als ein „Erziehungsmittel", als einen „Führer zum reinen Schönheitsempfinden" und charakterisiert es dahin, daß es „nicht etwa einen mageren Auszug aus einem antiquierten Kollegienhefte bietet" (Hofrat Neuwirth ist Professor der Kunstgeschichte an der Wiener Technischen Hochschule), „sondern in geschmackvoller Art, mit Ruhe und Delikatesse zu brennenden wissenschaftlichen Streitfragen Stellung nimmt und überall ohne Schwerfälligkeit den neuesten Errungenschaften der Kunstgeschichte gerecht zu werden vermag". — Die gleichen Vorzüge lassen sich auch einem zweiten, jetzt dem Abschlusse nahen Unternehmen der Allgemeinen Verlags-Gesellschaft nachrühmen, der „Illustrierten Geschichte der deutschen Literatur" von Professor P. Anselm Salzer O. S. B., deren bisher erschienene 52 Lieferungen (bis Seite 2236, à Lieferung Mk. 1.—) bereits bis in die Literatur unserer Tage reichen. Das Buch hat seine Geschichte. Als der Verfasser, Professor am Stiftsgymnasium in Seitenstetten, vor zehn Jahren die Aufgabe übernahm, war das Werk auf 20 Lieferungen berechnet und sollte in etwa zwei Jahren vollständig vorliegen. Daß P. Salzer den überreichen Stoff in dieser knapperen Form nicht bewältigen konnte oder mochte, wird nun, da das Werk zu Ende geht, kein Einsichtiger bedauern: verdanken wir diesem Umstande doch ein Buch, auf das die katholische Wissenschaft mit berechtigtem Stolze blicken kann und dem kein ähnliches, gleich großes, im Geiste strenger Wissenschaftlichkeit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und dabei gleich anziehend geschriebenes Buch über die deutsche Literatur an die Seite treten kann. P. Baumgartners S. J. — leider unvollendet gebliebene — Geschichte der Weltliteratur und P. Salzers O. S B. Geschichte der deutschen Literatur sind zwei Eckpfeiler der deutschen Literaturgeschichtsforschung, und freudig darf man hervorheben, daß zwei deutsche Ordensgeistliche es sind, denen wir diese Werke verdanken. — Zur naturwissenschaftlichen Richtung gehören die beiden Werke „Himmel und Erde. Unser Wissen von der Sternenwelt und dem Erdball." Herausgegeben unter Mitwirkung von Fachgenossen von Professor Dr. J. Plaßmann und Professor Dr. J. Pohle, P. Kreichgauer und Dr. L. Waagen. Mit 1215 Abbildungen im Text sowie 123 mehr- und einfarbigen Tafelbildern und Beilagen (608 und 695 Seiten, geb. Mk. 36.—) und „Der Mensch aller Zeiten. Natur und Kultur der Völker der Erde", von Professor Dr. H. Obermaier, Professor Dr. F. Birkner, P. Wilh. Schmidt, P. Hestermann und P. Th. Schmidt S. V. D. (bisher 16 Lieferungen à Mk. 1.—); das erstgenannte Werk bildet gewissermaßen einen Kommentar zu den Anfangsworten der Bibel, einen Kommentar, der unser gesamtes Wissen von Himmel und Erde, soweit es wissenschaftlich fundiert und nicht haltlose Hypothese ist, zu Grunde gelegt ist; dafür, daß das Werk auf der Höhe der Zeit steht, bürgen die Namen der Herausgeber, die durchwegs Fachgelehrte ersten Ranges sind. Vom „Mensch aller Zeiten" liegt bis jetzt der I. Band (von zirka 600 Seiten mit 39 zum Teil farbigen Tafeln, 12 Karten und 16 Textabbildungen) vollständig vor, der den Menschen der Vorzeit behandelt; der Verfasser Dr. Hugo Obermaier, ehemals Privatdozent an der Universität Wien, gegenwärtig Professor am Pariser Institut de Paléontologie humaine (Fondation Albert Ier, Prince de Monaco), hat damit eine Arbeit geliefert, von der der Münchener Universitätsprofessor J. Ranke, der bedeutendste zeitgenössische Anthropologe und gewiß ein klassischer Zeuge, sagt, daß nicht nur Deutschland bisher kein Werk von solcher Vollständigkeit und kritischer Durcharbeitung besitze, sondern daß auch bisher in der Weltliteratur nichts derartiges vorhanden sei. — Das jüngst zum Abschlusse gediehene „Kirchliche Handlexikon. Ein Nachschlagebuch über das Gesamtgebiet der Theologie und ihrer Hilfswissenschaften." Unter Mitwirkung zahlreicher Fachgelehrten in Verbindung mit den Professoren K. Hilgenreiner, J. B. Nisius S. J., Jos. Schlecht und Andreas Seider herausgegeben von Professor Dr. M. Buchberger (2 Bände in 4°, 2072 u. 2832 Sp., geb. Mk. 60.—) bildet eine Fundgrube des Wissens für Priester und Theologen und verdient mit seinen zirka 25.000 Artikeln, die von zirka 250 Mitarbeitern aus den verschiedensten Disziplinen der theologischen Wissenschaft herrühren, und dank der Gründlichkeit bei aller Knappheit der Form sowie dank der ausreichenden Literaturnachweise mit vollem Rechte die Bezeichnung eines Standard Work dieser Wissenschaft. Das „Kirchliche Handlexikon" sollte in jedem Pfarrhause seinen Platz finden. — Ferner sei einiger früherer Werke des gleichen Verlages gedacht, die sich durch ihren Inhalt wie vermöge ihrer künstlichen Ausstattung hervorragend für den Familientisch und darum als Weihnachtsgeschenke eignen: die beiden sich ergänzenden Werke „Das Leben Jesu" und „Das Leben Mariä"; beide in Folio mit prächtigen, farbig reproduzierten Bildern von Philipp Schumacher (das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben Jesu mit 75, das Leben Mariä mit 63 Bildtafeln, je geb. Kr. 24.—). Der Text zu ersterem Werke rührt von dem Freisinger Lyzealrektor Universitätsprofessor Jos. Schlecht her, der des zweiten von P. Viktor Kolb S. J. Weiters die beiden Quartwerke: „Vom göttlichen Heiland". Bilder aus dem Leben Jesu, gemalt von Ph. Schumacher, der Jugend erklärt von F. X. Thalhofer (68 S. mit Abbildungen und 16 farbigen Tafeln, geb. Kr. 5.—), und die „Goldene Legende der Heiligen von Joachim und Anna bis auf Constantin d. Gr." von Richard v. Kralik (280 S. mit Abbildungen von Barlösius, geb. Kr. 15.—). — Der belletristischen Richtung des Verlags gehören die Werke von Paul Keller an, dessen neuestes Werk soeben die Presse verlassen hat: „Stille Straßen. Ein Buch von kleinen Leuten und großen Dingen." Mit Bildern von G. Holstein und A. v. Volborth (230 S., geb. Mk. 3.—), ein echter Paul Keller voll froher Anmut und stiller Trauer, märchenfreudig und todesbang, schalkhaft und ernst, aber immer durchtränkt von echter Poesie, ein Buch, recht geeignet, das Weihnachtsbuch für 1912 zu sein und die große Paul Keller-Gemeinde noch größer zu machen.

Unter den Verlagswerken der Herderschen Buchhandlung (Freiburg i. B.) — wie unter den Erscheinungen der katholischen Literatur der letzten Jahrzehnte überhaupt — ragt wie ein Riese empor Herders Konversations-Lexikon. 3. Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten (1902—1907), das mit dem Ende 1910 erschienenen Supplementbande neun stattliche Bände umfaßt, — an Umfang geringer und dementsprechend auch im Preise wesentlich wohlfeiler (à Band Mk. 10.—, gebunden Mk. 12.50) als die alteingebürgerten Werke von Brockhaus und Meyer, an wirklichem Inhalt aber nicht ärmer als die beiden genannten Konkurrenzunternehmungen, an Gehalt, an einheitlicher innerer Vollendung und positivem Werte jedoch weit vollkommener als alle ähnlichen Nachschlagewerke. Das Wesentlichste aber ist der Geist, von dem das Herdersche Lexikon im ganzen wie in den einzelnen Artikeln erfüllt ist, der Geist einer positiven christlichen Weltanschauung und, wo Fragen der Konfession zur Erörterung kommen, derjenige des katholischen Bekenntnisses, der sich, ohne daß damit eine gehässige Polemik gegen andere Konfessionen verbunden wäre, überall dort bemerkbar macht, wo Farbe bekennen not tut. Wenn man bedenkt, daß auch der Hochgebildete bei dem ungeheuren Umfang, den das Wissen unserer Zeit angenommen hat, unzähligemale genötigt ist, sich Belehrung aus dem Konversations-Lexikon zu holen, so läßt sich beurteilen, von welch hoher Bedeutung es ist, daß dies Urteil dem Suchenden nicht verfälscht dargeboten werde. Das Herdersche Konversations-Lexikon sollte daher in jeder Familie, in jedem Lesezirkel, in allen Schulen, Instituten, Bibliotheken, ja in allen Cafés zu finden sein, und es verbreiten ist eine apologetische Tätigkeit. — Ihm an die Seite tritt das im Auftrage der Görres-Gesellschaft in 3. und 4., neu bearbeiteter Auflage von Dr. Jul. Bachem und Dr. Hermann Sacher herausgegebene „Staatslexikon" (1908—1912, 5 Bände von je zirka 1600 Spalten, à Band geb. Mark 18.—), das seinen Ruf in wiederholten Ausgaben fest begründet hat und in unserer Zeit, da das staatliche Interesse so intensiv in den Gesamtorganismus des menschlichen Lebens eingreift, so daß sich ihm nahezu niemand entziehen kann, eine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— wie die Notwendigkeit rasch aufeinanderfolgender Auflagen beweist — weitgehende Verbreitung gefunden hat; dazu trägt wohl am meisten die Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, wie die Klarheit und unverbrüchliche Objektivität der einzelnen Artikel bei, denen das Unternehmen auch in gegnerischen politischen Kreisen seine hohe Wertschätzung verdankt. — Daneben beginnt jetzt auch ein auf 5 Bände berechnetes „Lexikon der Pädagogik. Im Vereine mit Fachmännern und unter besonderer Mitwirkung von Hofrat Prof. Dr. Otto Willmann herausgegeben von Ernst M. Roloff" zu erscheinen, wovon der I. Band (1346 Spalten, geb. Mk. 14.—) soeben ausgegeben worden ist. Die zehn Bände von Reins Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik haben die katholischerseits darauf gesetzten Erwartungen nicht erfüllt. Aber nicht bloß vom konfessionellen, sondern auch vom wissenschaftlichen Standpunkte war der Wunsch nach einem völlig neuen Lexikon, das den katholischen Auffassungen Rechnung trüge, lebendig geworden. Dieser Wunsch geht nun in Erfüllung in dem genannten Werke, das nach seiner Anlage mit rund 1100 Artikeln mehr bieten wird als die Reinsche Enzyklopädie. Der vorliegende 5. Band zeigt in zirka 700 Artikeln und Verweisungen die knappe und zuverlässige Form, die dem Herderschen Konversations- wie dem Staatslexikon so viele Freunde verschafft hat. Mit diesem Unternehmen hat die Herdersche Verlagshandlung besonders auch den Österreichern, deren Verhältnisse sehr genau berücksichtigt sind, eine wertvolle Gabe zugedacht. — Nach diesen großen Monumentalwerken sei eines Unternehmens gedacht, das, in erster Linie für die Frauenwelt berechnet, doch auch auf ein weiteres Interesse rechnen darf: „Frauenbilder" ist es betitelt und stellt sich zur Aufgabe, „der Frau Vorbilder vorzuführen, die ihr in ihrem Streben zur Richtschnur, zur Ermunterung und Ermutigung dienen könnten, deren Persönlichkeit und Wirken ihr ein Ansporn sein sollten, ihnen nachzueifern im Ringen nach allem Guten, Großen und Schönen". Die Sammlung wurde 1909 aufs glücklichste eröffnet mit dem Lebensbilde der „Amalie Fürstin von Gallitzin" von Hanny Brentano (153 S., geb. Mk. 2.50); mit dieser nach Art und Gepräge der Darstellung mustergültigen Biographie wurde für alle folgenden Arbeiten ein Vorbild geschaffen, wie solche Lebensbeschreibungen anzufassen und durchzuführen sind: bei aller Wärme der Darstellung keine überschwänglichkeit, ruhige Objektivität (gegenüber der so häufigen Erscheinung, daß Biographen zu blinden Lobrednern ihrer Helden werden), klare, durchsichtige Anordnung des Stoffes im ganzen und Prägnanz des sprachlichen Ausdruckes im einzelnen, — das alles ergibt als Gesamtresultat, daß die zur Darstellung kommenden Personen zu plastischen Gestalten werden und wirkliches Leben gewinnen, so daß man sie zu verstehen und zu begreifen und mit ihnen zu fühlen lernt. Auch die weiteren Bände der Sammlung: „Elise Hoskier. Ein christlicher Frauencharakter" von Morten Pontoppidan. Aus dem Dänischen übersetzt von Joh. Gust. Haas; — „Die heilige Katharina von Siena. Ein Zeitbild aus dem italienischen Mittelalter" von Helene Riesch; — „Dorothea von Schlegel" von Margareta Hiemenz (à Mk. geb. 2.50) und endlich der letzterschienene: „Herzogin Renata, die Mutter Maximilians des Großen von Bayern" von Anna de Crignis-Mentelberg (geb. Mark 3.—) weisen große Vorzüge auf; ist

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Sammlung dieser Biographien auch nicht direkt für die Jugend berechnet, so ist die Lektüre dieser prächtigen Lebensbilder doch besonders auch für jüngere Leserinnen zu empfehlen. — Die doppelsprachige Ausgabe von „Dantes Poetische Werke. Neu übertragen und mit Originaltext versehen von Richard Zoozmann. Mit Einführung und Anmerkungen von Constantin Sauter." 2., umgearbeitete Auflage, 4 Bände (XIV, 299 und 46 Seiten; XIX, 302 und 42 Seiten; XXII, 301 und 44 Seiten; XXX, 444 u. 9 Seiten, geb. Mk. 20.—) bietet in Band I bis III den Text der „Göttlichen Komödie", im IV. Band „Das neue Leben" und „Lyrische Gedichte" (Kanzonen, Balladen, Sonette) nebst einer Übersetzung im Versmaß und zumeist auch in der Reimanordnung des Originals (nur in den Terzinen der Göttlichen Komödie ist der mittlere Vers ohne Reimentsprechung, also vom Schema: aba, cdc, efe 2c.). Die prächtigen Bände eignen sich vorzüglich als Geschenkwerk für den Weihnachtstisch. — Als „letzten der starken Pfeiler, die das wunderbare Gewölbe der Göttlichen Komödie stützen," bezeichnet Dr. Constantin Sauter „Dantes Monarchie", die er übersetzt, erklärt und mit einer Einführung versehen hat (mit 2 Bildern, XI, 209 S., Mk. 5.40); „das Werk zu erschließen und für die neubelebte Danteforschung fruchtbar zu machen", ist auch der Zweck, den der Herausgeber, wie er ausdrücklich besagt, bei seiner Arbeit im Auge hatte, wie er in der Einführung und in den Anmerkungen auch vorzüglich die historischen, religiösen und philosophischen Grundlagen klarstellt, auf denen Dante sein politisches System aufbaut. — Eine frohe Überraschung bereitete der Altmeister der katholischen Pädagogik, Hofrat Prof. Dr. Otto Willmann, der großen Gemeinde seiner Verehrer durch die Sammlung seiner kleineren Abhandlungen, die in verschiedenen Zeitschriften: der Kultur, den Historisch-politischen Blättern, dem Hochland, dem Gral, der Allgemeinen Rundschau sowie in philosophischen und pädagogischen Fachblättern verstreut gedruckt waren. Es entstanden so die beiden Sammlungen „Aus der Werkstatt der Philosophia perennis." Gesammelte philosophische Schriften (VIII u. 31 S., Mk. 5.20) und „Aus Hörsaal und Schulstube." Gesammelte Schriften zur Erziehungs- und Unterrichtslehre (2. Auflage, VIII u. 424 S., Mk. 5.60), die nun in gleichmäßiger Ausstattung vorliegen und ein Bild von dem reichen Wirken des verdienten Gelehrten geben. — Eine nicht minder wertvolle Gabe, tiefgründig wie alle Schriften des charaktervollen Gelehrten, ist die neueste Schrift des Hallenser Historikers Albert von Ruville: „Der Goldgrund der Weltgeschichte." Zur Wiedergeburt katholischer Geschichtsschreibung (XIII u. 236 S., geb. M. 3.20); einen „Brückenschlag vom katholischen Glauben zur historischen Wissenschaft", den er zu vollziehen am Werke sei, nennt der Verfasser selbst sein Buch. „Es gibt keinen religiösen Indifferentismus, auch in der Wissenschaft nicht, sondern nur wahre oder falsche Religionsanschauungen. Bei sonst sachgemäßem Verfahren führt die wahre Anschauung zu richtigen, die falsche zu unrichtigen Ergebnissen." Diesen Gedanken führt das Buch in geistvoller Weise durch; es ist ein unvergleichlicher Genuß und ein hoher geistiger Gewinn, den die Lektüre des gedankenschweren und doch so leichtflüssigen Buches bietet. Ich wüßte unter den Deutschen nur Paul de Lagarde zu nennen, dessen Schriften so rein die vornehme, stets dem Höchsten zustrebende Seele ihres

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verfassers offenbaren, wie es die Bücher v. Ruvilles tun. Daß Männer von dieser Größe und Ehrlichkeit der Gesinnung den Weg zur Kirche finden und sich laut dazu bekennen, muß man als eine besondere Gnade der göttlichen Vorsehung betrachten. — Ein recht gutes Buch, das allerdings — schon wegen der überaus kompressen Form, die den ungeheuren Stoff auf den Raum von 30 Bogen zusammendrängt, — ein wenig trocken und schulbuchmäßig anmutet, ist die „Kurze Geschichte der Weltliteratur" von Prof. Dr. Karl Holtermann (XVI u. 479 S., Mk. 6.20), das die chinesische, indische, persische, babylonisch-assyrische und hebräische, — die griechische und römische, — die französische, italienische, spanische und portugiesische, — die englische, amerikanische, deutsche (die allein ein Viertel des Textes ausmacht), niederländische und nordische, — endlich die polnische und russische Literatur behandelt. Natürlich konnten dabei nur die vorragendsten Spitzen, die höchsten Berggipfel sozusagen, ins Auge gefaßt werden; aber eben dies gibt wieder einen bequemeren Überblick über den Entwicklungsgang der einzelnen Literaturen, deren Darstellung sonst leicht in biographischen und kritisch-ästhetischen Details erstickt. — Ein schönes, aber doch nur reiferen, in sich gefestigten Menschen zu empfehlendes Buch ist „Die Geschichte eines verborgenen Lebens" von Johannes Jörgensen (XI u. 275 S. mit 9 Bildern, Mk. 3.—), das die Lebensgeschichte von Paula Reinhard, der Tochter des „Laientheologen" Franz Reinhard, darbietet. Viel mystische Frömmigkeit, die mit einem Übermaß von Zweifelsucht und selbstquälerischer Skrupulosität sich verbindet, ist die charakteristische Eigenart Paulas. Gesunde Naturen werden an dem Erbaulichen des Buches viel Freude und Genuß haben, Ängstliche und Zweifelsüchtige lassen es besser ungelesen. — Da schlägt das prächtige Buch von Peter Dörfler: „Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit", das bereits — in kaum Jahresfrist — eine 2. und 3. Auflage erlebt hat (285 S., Mk. 3.50), weit frischere und gesündere Töne an; dem Leser steigt helle Freude auf bei der Geschichte des Jugendlebens Friedels, der ihm so ursprünglich, so anspruchslos, so echt, so wahrhaft liebenswert ins Herz wächst: ein Volksbuch im allerbesten Sinn, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. — Ebenfalls eine herzlich liebenswürdige Natur ist der weitgereiste Benediktiner von St. Peter in Salzburg, P. Petrus Klotz O. S. B., der es versteht, seine Reiseeindrücke in eine so anziehende, humordurchtränkte und doch auch wieder recht ernsthafte Form zu bringen, daß man diese Skizzen wie einen spannenden Roman liest; der vorliegende Band „Mit Stab und Stift. Reisebilder aus Heimat und Fremde" (XI u. 143 S., geb. Mk. 2.20) schildert des Verfassers Ausflüge in Südtirol, Italien, Spanien und Mallorca, während sein vorher erschienenes Buch „Was ich unter Palmen fand. Aus dem Skizzenbuch eines Orientfahrers" (X u. 158 S., geb. Mk. 2.20) von des Verfassers Fahrten nach dem Orient, nach Palästina und Ägypten in farbenreicher, lebendiger Darstellung berichtet. — Für die Jugend geeignet ist die köstliche Jungengeschichte „Kleine Brauseköpfe." Eine Schülergeschichte von R. P. Garrold (212 S., geb. Mk. 3.—), die nicht nur den Altersgenossen der Helden des Buches, Knaben von 9 bis 12 Jahren, gefallen, sondern auch Erwachsenen eine vergnügliche Lektüre sein wird.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nächst dem Herderschen Verlag ist es besonders derjenige von J. P. Bachem in Köln, dem die Literatur eine Reihe hervorragender Werke, vor allem geschichtlicher, kunstgeschichtlicher und sozialpolitischer Richtung sowie gute Belletristik verdankt. Die Firma wurde von Joh. Peter Bachem (geb. 1785 zu Erpel, gest. 1822 in Köln) im Jahre 1818 gegründet, nach dessen Tode die Leitung an seinen Bruder Lambert und hierauf an dessen Sohn Josef (geb. 1821, gest. 1893) überging. Diesem letzteren setzt sein Sohn, der bekannte Politiker Rechtsanwalt Dr. jur. utr. Karl Bachem, ein schönes Denkmal in: „Josef Bachem. Seine Familie und die Firma J. P. Bachem in Köln. Die Rheinische und die Deutsche Volkshalle. Die Kölnischen Blätter und die Kölnische Volkszeitung. Zugleich ein Versuch der Geschichte der katholischen Presse und ein Beitrag zur Entwicklung der katholischen Bewegung in Deutschland." Der erste, bereits im Herbste dieses Jahres ausgegebene Band (XVIII u. 404 S., geb. Mk. 6.—), der den Nebentitel führt „Die Familie Bachem in Erpel und Köln. Die Firma J. P. Bachem. Die religiös-politischen Verhältnisse im Rheinland von 1815 bis 1848. Das katholische Zeitungswesen in Deutschland bis 1848. Kölner Preßverhältnisse. Vergebliche Versuche der Gründung katholischer Blätter, insbesondere in Köln, bis 1848", schildert das langsame Keimen und Sprießen politischen Denkens unter den deutschen Katholiken bis zum Jahre 1848 und die vielfachen Bemühungen, eine katholische Tagespresse ins Leben zu rufen; der zweite, soeben fertiggestellte Band (480 Seiten, geb. Mk. 6.—) behandelt die Zeit von 1848—1855, also die Zeit des „Katholischen Klubs" in Frankfurt, der „Katholischen Fraktion" in Berlin, der „katholischen Politik"; und der „katholischen Presse", um schließlich „den vollen Mißerfolg des Bemühens darzustellen, lediglich und ausschließlich aus katholischen Gesichtspunkten heraus eine allgemeine nationale Politik herauszuarbeiten"; der dritte Band endlich soll die Geschichte des katholischen Preßwesens bis zum Jahre 1870 weiterführen und darüber hinaus bis zum Ende des Kulturkampfes, also die 1860 erfolgte Gründung der „Kölnischen Blätter", die sich 1869 zur „Kölnischen Volkszeitung" wandelten, und deren Aufstieg zum Inhalte haben. — Ein interessantes Gegenstück zu diesem Werke, vielmehr eine Ergänzung und Fortsetzung dazu bilden die Erinnerungen, die Dr. Hermann Cardauns, der hochverdiente, langjährige Chefredakteur der „Kölnischen Volkszeitung", unter dem Titel „Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs" (XVI u. 276 Seiten, geb. Mk. 4.60) veröffentlicht und die eine Menge interessanter und zeitgeschichtlich höchst wertvoller Details aus dem literarischen und journalistischen Getriebe der Zeit, Erinnerungen aus Cardauns' Jugend-, Studenten- und Schulamtszeit, seine Anteilnahme am literarischen und politischen Leben, seine Begegnungen mit hervorragenden Persönlichkeiten usw. in fesselnder und anschaulicher Weise zur Darstellung bringen. — Zwei prächtige Bücher, die sich gegenseitig ergänzen, sind die beiden Werke von Dr. phil. Walter Rothes: „Christus. Des Heilands Leben, Leiden, Sterben und Verherrlichung in der bildenden Kunst aller Jahrhunderte" (1. bis 6. Tausend, XIV u. 324 Seiten mit 196 Abbildungen im Text und 5 Farbendruckbildern, geb. Mk. 10.—) und „Die Madonna in ihrer Verherrlichung durch die bildende

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunst aller Jahrhunderte" (2., wesentlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. XVI u. 223 Seiten, mit 163 Text- und 8 Einschaltbildern, geb. Mk. 8.—). In beiden Werken führt der Verfasser die verschiedenen Darstellungen vor, die der Heiland — beziehungsweise die Gottesmutter — in der bildenden Kunst aller Zeiten und Völker gefunden hat, und gibt in einem begleitenden Text eine Art kommentierender, zusammenhängender Betrachtung kunsthistorischen und kunstästhetischen Charakters; die herrlichen Bildbeigaben verdienen besondere Erwähnung. — Dr. oec. publ. Hans Rost, dessen sozialpolitische Arbeiten für eine Reihe von Themen grundlegend geworden sind, bietet in „Die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken" (VII u. 219 Seiten, geb. Mk. 6.—), eine auf das wertvolle Material der Berufszählung vom Jahre 1907 gestützte Neubearbeitung seines früheren Buches „Die Katholiken im Kultur- und Wirtschaftsleben der Gegenwart", — einen höchst wertvollen Beitrag zur vielberufenen „Inferioritätsfrage" der deutschen Katholiken, der aber diese wichtige Frage nicht bloß akademisch behandelt, sondern auch in einem eigenen Kapitel „Maßnahmen zur Hebung der kulturellen und wirtschaftlichen Lage der deutschen Katholiken" vorlegt. — Auch die schöne Literatur nimmt im Bachemschen Verlag stets eine hervorragende Stelle ein; von M. Herbert liegen heuer zwei neue Bücher vor: „Die Schicksalsstadt." Roman. (1. bis 3. Tausend, 341 Seiten geb. Mk. 5.—), voll des stimmungsvollen Reizes, den alle Werke dieser vornehmen Dichterpersönlichkeit atmen. Es ist die Geschichte der reinen, starken Liebe zweier Menschen, die sich zu spät gefunden haben und — allerdings auf eine nicht ganz in der Handlung begründete Weise — zu Grunde gehen. Aber das Wesentliche ist bei den Schriften der Herbert stets nicht so sehr das Was als das Wie; und darin, in der feinziselierten Sprache, in dem Ausmalen der Stimmung, die den Leser umspinnt und gefangen nimmt, in der fast weihevollen Art, wie sie sittliche und religiöse Momente für die Handlung nutzbar zu machen versteht, liegt die Eigenart und Stärke der Herbertschen Schriften. Das zeigen auch die Gedichte, die sie in der neuen Sammlung „Tröstungen" (135 Seiten, geb. Mk. 4.20) vereinigt hat. Auch hier finden wir dieselbe Reinheit und Größe der Empfindung, denselben Wohllaut der Sprache, dieselbe geklärte Lebensauffassung, die ihren Werken Inhalt und Wert verleiht.

In die Gefühls- und Gedankenwelt des deutschen Mittelalters zurück führen uns „Die schönsten Heiligenlegenden." In Wort und Bild herausgegeben von Dr. P. Expeditus Schmidt O. F. M., unter Mitwirkung von Enrica v. Handel-Mazzetti, Anna Freiin v. Krane, Annette Kolb, Franz Freih. v. Lobkowitz, Kurt Martens, Franz Pocci-Enkel, mit den Namenbildern von Franz Pocci (München, Hans v. Weber. VII, III u. 262 Seiten mit 12 Bildbeilagen, geb. Mk. 5.50). Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, den prächtigen, originellen, so ganz den Geist der mittelalterlichen Frömmigkeit atmenden Bildern Poccis passende Texte an die Seite zu stellen und so eine Heiligenlegende zu schaffen, an der Literatur, Kunst und Wissenschaft gleichmäßigen Anteil haben. Der erste Band des Unternehmens, deren im ganzen zehn, jeder mit zwölf Poccischen Bildern nebst entsprechendem Text versehen, erscheinen sollen, enthält folgende Legenden: Die heiligen drei Könige, Die heilige Walburga, Ave Maria (Maria Annunziata), Der heilige Adalbert, Der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heilige Ferdinand, Die heil. Vitus, Modestus und Crescentia, Der heilige Christophorus, Die heilige Johanna Franciska v. Chantal, Die heilige Justina und der heilige Cyprianus, Der heilige Franziskus Seraph., Der heilige Clemens, Der heilige Nikolaus. Möge die schöne Sammlung guten Fortgang finden! — Von Heinrich Hansjakobs „Wilde Kirschen. Erzählungen aus dem Schwarzwald" liegt bereits die elfte, von Kurt Liebich illustrierte Auflage vor (Stuttgart, A. Bonz & Co., 586 Seiten, Mk. 4.80). Hansjakob fischt darin, um bei seinem eigenen Gleichnis zu bleiben, eine Anzahl Originale aus dem Teich seiner Erinnerungen, wobei er es besonders auf die Kleinbürger und Handwerksleute in den Landstädtchen abgesehen hat. Und wie gewinnen diese knorrigen Leutchen — Valentin der Nagler und seine Zunftgenossen, der kritisch' Hans, der närrische Maler, Volksärzte und Heilkünstler — Blut und Leben unter der Hand ihres Bildners, daß man sie leibhaftig vor sich zu sehen und reden zu hören glaubt. — Aus dem Schwarzwald in die Steiermark: „Vom Kainachboden. Ein Buch der Heimat" von Hans Kloepfer, mit Buchschmuck von Emmy Singer. Herausgegeben vom „Verein für Heimatschutz in Steiermark" (Graz, Ulr. Moser. V u. 116 S., geb. Mk. 2.50). Ein Landarzt, den „in langen Jahren eines harten, lieben Berufes der engere Gau unserer grünen Heimat mit steter, stiller Gewalt immer fester an sich gezogen" hat, benützt seine wenigen Mußestunden, um sich in Landschaft, Geschichte und Sage der Gegend, in der er wirkt, zu vertiefen und das Erz, das er da schürft, künstlerisch zu prägen. Es sind gesammelte Skizzen topographisch-historischer Natur, aber mit dem Auge des Poeten gesehen, mit der Feder des Künstlers gezeichnet. — Eine wertvolle Gabe bietet uns der Verlag W. Braumüller in Wien mit dem Neudruck eines lang vergriffenen und gesuchten Buches: „Biographie Friedrich Hebbels." Von Emil Kuh. Dritte unveränderte Auflage (2 Bände. VIII u. 419, III u. 538 S., geb. Mk. 12.—); man könnte vielleicht fragen, warum dem Werke nicht die reichen, überreichen Ergebnisse der Hebbelforschung der letzten Jahrzehnte zu gute gekommen sind. Aber damit wäre eine so gründliche Umarbeitung des Werkes notwendig verbunden gewesen, daß eben ein in allem und jedem neues Buch entstanden wäre. Die alte Kuh'sche „Biographie Friedrich Hebbels" ist aber in seiner Eigenart so wertvoll, von so hohen literarischen und künstlerischen Qualitäten, daß sie so, wie sie ist, erhalten zu werden wohl verdiente. — Der „Insel-Verlag" zu Leipzig hat vor kurzem eine „Inselbücherei" ins Leben gerufen, in der Werke der älteren und neueren deutschen und ausländischen Literatur in geschmackvoller Ausstattung zu billigem Preis (à geb. Mk. —.50) ausgegeben werden. Von den beiden vorliegenden Bändchen enthält das eine (Nr. 21): Novalis' „Hymnen an die Nacht" und „Die Christenheit oder Europa" (62 S.). Es ist begreiflich, daß der letztere, 1826 zuerst gedruckte Aufsatz „dem Dichter von protestantischer Hinsicht sehr verdacht worden ist" (S. 69), heißt es doch darin u. a.: „Das Christentum ist dreifacher Gestalt. Eine ist als Zeugungselement der Religion, als Freude an aller Religion. Eine als Mittlertum überhaupt, als Glauben an die Allfähigkeit alles Irdischen, Wein und Brot des ewigen Lebens zu sein. Eine als Glauben an Christus, seine Mutter und die Heiligen. . . Angewandtes, lebendiggewordenes Christentum war der alte katholische Glaube, die letzte dieser Gestalten. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mitteilsamkeit, seine Freude an Armut, Gehorsam und Treue machen ihn als echte Religion unverkennbar und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung....". — Bändchen 26 bringt „Des Johannes Butzbach Wanderbüchlein. Chronik eines fahrenden Schülers." Aus der lateinischen Handschrift übersetzt von Dr. D. J. Becker (128 S.); daß diese überaus anziehende Jugendgeschichte, der Beginn einer Autobiographie Butzbachs, des gelehrten Benediktinerpriors in Laach (1478—1526), — sie reicht bis zu des Schreibers Eintritt in das Kloster Laach — hier in neuer, billiger Ausgabe erscheint, muß freudig begrüßt werden. Wir besitzen darin nicht nur eine kulturgeschichtliche Quellenschrift von hoher Bedeutung, sondern auch eine interessante „Chronika" von künstlerischem Werte, die man zu den Perlen der deutsch-lateinischen Literatur des 16. Jahrhunderts rechnen muß. — Aus dem Nachlasse eines lang verstorbenen hervorragenden Historikers, Onno Klopp, erhalten wir eine „Politische Geschichte Europas seit der Völkerwanderung." Vorträge (2 Bände. Mainz Kirchheim und Co., XII u. 460 S., VII u. 413 S., Mk. 13.—), eine Geschichte Europas, bei der Österreich nach Recht und Gebühr gewürdigt wird, dabei ein Werk von tiefgründiger Wissenschaftlichkeit und jener Objektivität, die lieber den Schein der Voreingenommenheit auf sich nimmt, als daß sie gegen die Wahrheit sich versündigt und ins Horn der landläufigen Phrasen stößt. Daß diese Vorträge, die Onno Klopp seinerzeit vor einem hochstehenden Mitgliede des Kaiserhauses gehalten hat, nun ans Tageslicht treten können, dafür schulden wir dem Sohne des Verfassers, Dr. Wiard v. Klopp, aufrichtigen Dank. Jedem Österreicher und jedem Freunde der Geschichte wird das Buch ein liebes Weihnachtsgeschenk sein. — Ebenfalls als hübsches Geschenkwerk für Geschichtsfreunde kann „Italiens berühmteste Städte und deren Heiligen-Erinnerungen" von Monsignore Dr. Robert Klimsch, ehemaliger Kaplan der Anima (2 Bände. Regensburg, Fr. Pustet. VIII u. 516 S., XVI u. 396 S., geb. Mk. 7.50) empfohlen werden, das nicht nur „vieles von dem Wertvollsten, was über die besuchenswertesten Orte gesagt wurde, und auch von dem Schönen, das in fast verschollenen Büchern vergessen wird", zu Gruppen ordnet, sondern auch aus des Verfassers eigener Mappe dazu gibt und besonderes Gewicht auf die Geschichte der Heiligen legt, die in den einzelnen italienischen Städten gelebt und gewirkt haben (Antonius von Padua, Bernhard und Katharina von Siena, Franz von Assisi, Rosa von Viterbo etc.). Das mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Buch wird besonders Italienkennern und solchen, die es werden wollen, von Wert sein. — Endlich liegen dem Referenten drei Bücher aus dem Verlage von Robert Lutz (Stuttgart) vor: „Blüchers Briefe an seine Frau." Herausgegeben von Adolf Saager (151 S., Mk. 2.—), insbesondere die Briefe aus der Zeit der Befreiungskriege 1813, 1814 und 1815 enthaltend, die uns den großen Feldherrn auch in seinen alten Tagen noch als liebevollen, um sein „Malchen" besorgten Gatten zeigen, — sowie der „Memoiren-Bibliothek", IV. Serie, 3. und 4. Band, von denen der erstere „Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus" herausgegeben von Ludwig Geiger. 6. Auflage (XX u. 356 S., Mk. 6.—), — der letztere „Aus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin" von Helene Scharfenstein. 10. Auflage (393 S., Mk. 6.—) betitelt ist; jener enthält das bekannte skandalöse Diarium Johann Burchards von Straßburg, das die Wissenschaft längst als historische Quelle verworfen und als Pamphlet stigmatisiert hat, wie ja auch schon die Authentizität des Textes eine höchst schwankende ist. Gregorovius, den der Verlagszettel als Gewährsmann zitiert, ist in diesem Fall als prinzipieller Feind der katholischen Kirche kein unparteiischer Zeuge, — jeder Gerichtshof würde ihn als befangen ablehnen; — die Schauspielerin Helene Scharfenstein (daß das Tagebuch echt ist, bestätigt ein gerichtliches Urteil) gibt in ihren Aufzeichnungen grauenhafte Bilder von den verrotteten Zuständen an den deutschen Bühnen und Theateragenturen, die wahre Brutstätten des Lasters sind. Wenn diese Publikation, deren Lektüre ja nicht eben erfreulich ist, dazu beitragen könnte, das Los der weißen Sklavinnen zu bessern, die unter dem Aushängeschilde der Kunst nur der Unzucht fronden müssen, so wäre das traurige Buch eine Tat. — Bei Jul. Zwißler (Wolfenbüttel) sind zwei Romane erschienen: „Der Erbsohn des Peter Anselm Bergetshuber", von H. Dalmer (358 S., Mk. 3.50) und „Herzog Liudolf". Historischer Roman von W. A. Fischer (563 S., Mk. 5.—), beide von lobenswerter Tendenz und literarischem Wert, nur sollte im ersteren der bayrische Dialekt nicht so sehr mißhandelt werden. — Um jedoch diese Weihnachtsbücherschau mit einem schönen, harmonischen Klang abzuschließen, sei auf ein Buch aus dem Verlage von C. Fromme in Wien hingewiesen, auf die herzerquickenden Erzählungen der Gräfin Christiane Thun-Salm: „Der neue Hauslehrer und andere Novellen" (2. Auflage, 246 S., Kr. 4.20), die in ihrer schlichten und doch künstlerisch so reifen Eigenart an die besten Stücke der Ebner-Eschenbach erinnern. „Scharfes Beobachtungstalent, lebendige Schilderung und ein warmes Herz sind die Mittel, mit denen Gräfin Thun-Salm arbeitet und die ihre Wirkung nicht verfehlen" sagt Hanny Brentano von diesem Buche, das hiemit bestens empfohlen sei.

* * *

Für die Jugend sorgt — außer den Büchern, deren in der vorstehenden Übersicht schon gedacht ist, — besonders der Verlag Jos. Scholz in Mainz, der sich erfolgreich bemüht, durch Schriften, die auch vom künstlerischen Standpunkt aus wertvoll sind, auf den Kunstgeschmack der jugendlichen Leser zu wirken. In dieser Hinsicht sind sowohl die für die ganz Kleinen berechneten Bilderbücher (das Tierbilderbuch von Eugen Oßwald: „Komm!", das Anschaubilderbuch „Mein Spielzeug", W. Kotzdes „Des Kindes Fibel", E. Oßwalds „Ringsumher" sowie die verschiedenen Bände von Scholz' künstlerischen Volksbilderbüchern u. a.) wie auch die für die reifere Jugend bestimmten Werke: „Deutsches Jugendbuch" von Kotzde, — „Die Treue von Pommern." Eine Erzählung aus Pommerns alten Tagen, von Joh. Höffner, — „Jodute." Ein Kampf um Lübecks Freiheit, von Wilh. Lobsien, — und „Der Steiger vom David-Richtscheit" von Kurt Geucke (die letzteren drei zugleich als Band XVIII, XIX, XX der „Mainzer Volks- und Jugendbücher", à geb. Mk. 3.—) als recht gelungen und empfehlenswert zu bezeichnen.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Procopius von Templin.[1])

Von August Kober.

I.

Die Literaturgeschichte erschöpft die katholische Literatur des 17. Jahrhunderts mit den drei Namen Spee, Scheffler, Balde. Und in der Tat, nehmen wir etwa noch Procop, Rettenbacher und Khuen hinzu, so haben wir die katholische Dichtung jener Zeit. Das 16. Jahrhundert hatte dem katholischen Liede keinen Luther geschenkt. Die Bestrebungen der Katholiken waren nur darauf bedacht, zurückzuerobern, was durch die Reformation Luthers verloren schien. Inter arma silent musae. Die Poesie bringt nichts Neues hervor, die alten Lieder werden gesammelt und in feste Formen gebracht: das Zeitalter des Gesangbuches bricht an. Das 17. Jahrhundert bringt für die katholische Kirche die Früchte der Reformation. Durch die große Ketzerbewegung zurückgeworfen von ihrer ehern nur scheinenden Singularität, entdeckt sie ihre eigenen Tiefen wieder und kommt durch die Erkenntnis ihrer eigentlichen sittlichen Werte zu einer bisher noch nie erreichten Bewußtheit der sicheren Alleinberechtigung der alten Kirche.

Die Gegenreformation ist der praktische Ausdruck dieses Bewußtseins. Das Schlagwort von der alten Kirche ertönt, die Sammlung der alten Kirchenpoesie wird aus apologetischen Beweggründen vorgenommen. Die historische Entwicklung der Lutherischen Reformation

---

[1]) Procopius von Templin ist in der Literaturgeschichte mit Unrecht unbeachtet geblieben. Zu nennen ist nur ein Aufsatz von Westermayer in den Historisch-Politischen Blättern, Bd. 79, S. 165 ff. und 262 ff. (Derselbe dann auch in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. XXVI, S. 625 ff.) Beide Artikel beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Leben Procops. Über die Werke wird nur wenig gesagt, auch ist das Wenige herzlich unbedeutend. Von Erwähnungen Procops in J. A. Brühls „Geschichte der katholischen Literatur" (Leipzig, 1854) und in Joseph Kehreins „Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit" (Regensburg, 1843) kann man absehen. Die einzige neuere Literaturgeschichte, die Procopius kennt, ist die „Deutschösterreichische Literaturgeschichte" von Nagl und Zeidler (Wien, 1899). — Während des Druckes dieser Arbeit erschien das Buch: „Prokop von Templin. Sein Leben und seine Werke," von P. Veit Gadient, O. S. B. (Regensburg, Habbel), das jedoch keine Veranlassung bot, die wesentlichen Resultate der vorl. Studie zu modifizieren.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu neuen Spaltungen und zum Buchstabenorthodoxismus rechtfertigt diesen Standpunkt der alten Kirche. Einsichtige kehren wieder zu ihr zurück: Scheffler und Procop sind der literarische Ausdruck für diese zahlreichen Konvertiten.

Die Erneuerung der katholischen Kirche treibt zwei Blüten der Literatur: Predigt und Mystik. Die Predigt erwacht zu neuem Leben sie wird universell. Es kommt jetzt wieder der soziale Beruf des Predigers gegenüber der exegetisch-dogmatischen Paraphrasierungsmethode hervor. Der Prediger spricht über Ehe, Kindererziehung, er erwärmt sich für die armen Bauern und Dienstboten. Diese Berührung mit dem tätigen Leben wirkt zurück und ergibt für die heilige und Heiligengeschichte jenen wunderbaren naiven Realismus der alten Legende. Der Prediger tritt mit leisen Schritten mitten unter seine Heiligen und lebt mit ihnen — wir sind im Zeitalter der niederländischen Meister — und anderseits fällt ein Strahl aus diesem goldenen Reiche auf das Leben und Sorgen der Zeit. Procop und Abraham a Santa Clara sind die großen Redner ihrer Zeit.

Groß ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach; daß sie oratorisch abgelöst und übertroffen werden von Frankreich, ist charakteristisch. Von der Predigt aus kommt Leben in das katholische Lied. Man erkennt seine Notwendigkeit. Viele Prediger dichten, das heißt sie predigen in gebundener Form. Der universelle Zug der Predigt geht auch in das Lied über, sein Stoffgebiet verbreitert sich. Procop war Prediger und Dichter, die Beziehung zwischen den beiden Arten des religiösen Ausdruckes läßt sich bei ihm am besten studieren. Neben dieser neuen Strömung läuft noch das alte Lied, für dessen Erhaltung die Gelegenheitsdichter sorgen. Endlich läßt die Verinnerlichung der Kirche nach der Reformation einen dritten Strom entstehen: die mystische Dichtung. Mensch und Göttliches streben zueinander. Die verbindende Sphäre der Heiligen, eine ausgebildete Zeremoniensprache für den Verkehr mit Gott, die Realisierung und Lokalisierung dieses Verkehrs in den aufblühenden Wallfahrtsorten — alles dies fördert die Mystik.

So ist die katholische Dichtung des 17. Jahrhunderts die Summe verschiedener Elemente. Was ihre Ausgestaltung betrifft, so ist sie an poetischer Individualität dem Protestantismus überlegen; im Kirchenliede, im Gemeindegesang, kann sie ihn nicht erreichen. Einen Paul Gerhardt konnten die Katholiken nie haben, weil die Gemeinde im Körper der katholischen Kirche eine ganz andere Stellung einnimmt als in der reformierten.

Procop kommt Gerhardt noch am nächsten; der dichtende Volksprediger, der zuweilen über seiner sozialen Pflicht der Superiorität der Priesters vergißt, entspricht ungefähr dem protestantischen Prediger. Er wird der Mund der Gemeinde, er denkt ihre Gedanken, fühlt ihre Leiden und Freuden. Der Typ des mehr sozialen als priesterliches Berthold von Regensburg lebt in Procop wieder auf. Seine Zeit, seine Herkunft, sein vergeistlichtes Leben prädestinierten ihn hierzu.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 13:59 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Soviel vorerſt über dieſen dem Beſchauer recht fernliegenden Literaturausſchnitt; Einzelheiten ſollen nachher die Skizze vervollſtändigen.

Wir wenden uns dem Leben Procops zu.

Als wichtigſte Quellen werden die Abſchnitte aus Bernardus a Bononia und Dyonyſius Genuenſis nebeneinander vollſtändig zitiert.

Bernardus.

Procopius Templius, Brandenburgensis, Provinciae Viennensis alumnus. Dedit illi Dominus, ut haeresim, in qua natus fuerat, adolescens ejuraret, addidit et gratiam, ut nostram assumeret Religionem annos natus 18. Dei donis usus est ille, ut Evangelii Praeco sublimis fieret. Quippe statim absolutis studiis illustriores circuivit Germaniae civitates concionando, et quos verborum virtute non poterat, certe patientiae, humilitatis, et probatae Apostolicae vitae exemplis lucrabatur. Multa illi encomia, sed plura et gratiora animarum emolumenta sunt reddita. Verum fidei Catholicae rem misere in illis regionibus deoperditam commiseratus petiit a Superioribus, ut Missionarii titulo ad fidem propugnandam exiret. Obtinuit, et fortis atque zelotes vicos, Castella, et Oppida Provinciarum Augustissimae Domus Austriacae impavidus peragravit. Conciones aut Catecheses ubique agebat, vel Haereticorum ministros disputationibus confutabat. Hinc haeresis protsitae ubique cernebantur cervices, Fidei autem Catholicae veritas ubique evecta, et a plurimis agnita et professione acceptata. quod verbis autem et factis obtinuerat, volens et ubique tentare cum scriptis, plura edidit, quae ad cor omnium essent voces exhortationis, vel demonstrationes veritatis Catholicae. Prodesse maxime curavit animarum Pastoribus, ut his illustratis totus grex reformaretur. Id dolendum, quod Latinitate ejus opera non sint donata, Sublatus est in sanctitatis odore; et in senectute bona Lincii anno 1680. Re autem vera ita hujus Auctoris scripta allexerunt animos, ut non minus Catholicae quam Eterodoxi illius libros sibi avide compararent. Horum titulos apponimus, et praeter alia opera si Conciones, et Sermones recenseas, ipse numerus quemlibet etiamsi assiduum scriptorem terret. Sunt enim numero 2617.

Dionysius.

Procopius Templius Brandenburgensis Provinciae Tirolensis alumnus. Hic inter Lutheranos natus et in adolescentia ad Fidem Romanam Catholicam conversus, paulo post ad Seraphicam Religionem vocatus et receptus fuit anno suae aetatis 18. Competenti vero tempore ad Theologica studia promotus, illis absolutis, Concionatorio muneri fuit applicatus, atque Germaniae Civitatibus singulari omnium encomio, et praeconio semen evangelicum dispersit, non sine copiosa animarum messe; illaque sua pietate, spiritus fervore, timum perfecta compositione, patienpa, humilitate, atque totius evangelicaverfectionis exemplis plurimum illustravit: eodemque tempore cernens, quam misere constitutus esset status S. R. E. et Catholicae Religionis in illis partibus Septentrionalibus, et Regnis valde commiseratus tot animarum perniciem, sub Missionarii titulo, annuentibus Superioribus, Vicos, Castella et Oppida Provinciarum Augustissimae Domus Austriae haeresi infecta impavide peragravit; ibique concionando, catechizando, Haereticorum Ministros saepius ad congressum provocando, confutatis eorum dogmatibus, magnum Sectariorum numerum ad Catholicam Fidem adduxit, innumerique Incolarum utriusque sexus eius opere (1691; ope) adiuti Haeresim abiurantes Ecclesiae Romanae manus dederunt. Multa scripsit, et evulgavit Opera in emolumentum Religionis, et Ecclesiae Catholicae, praesertim in commodum, et adiutorium Status Ecclesiastici, sive Pastorum, curam animarum habentium, quae maxime dolendum est non esse latinitatis donata: talia enim sunt, ut a pluribus etiam Eterodoxis raptim coemantur, et desiderentur. Horum titulum hic apponimus.

Die Liſte der Werke bleibt zunächſt unerwähnt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Schluß lautet:

Dionysius 1680.	Dionysius 1691.
Keine tatsächliche Abweichung von 1691.	Vivebat adhuc anno 1680. dum istam Bibliothecam primo cuderemus, annum agens aetatis suae septuagesimum secundum, optimaque fruebatur valetudine, et insudabat omnibus suis Operibus reimprimendis; ita, ut, quae hactenus fuerunt in 4. et in 8. ederentur in folio: ante annum absolverat primum eorum Tomum, Volumen satis ingens, illudque dicavit Sacrae Caesareae Majestati. Quinque etiam alios Tomos habebat paratos in folio de Concionibus Dominicalibus, qui brevi expediendi erant per Typum, quo peracto, ut credimus, totum illius Opus Concionatorium suam integritatem, et perfectionem habebit.

Der Wert dieser beiden Überlieferungen wird im Laufe der Lebensschilderung Procops geprüft werden.

*

Procop nennt sich auf dem Titel seiner Werke stets Fr. Procopius, Capucciner, mit dem Zusatze: „der Österreichischen Provintz Prediger". Auf dem Titel zu „Hertzen-Freudt". (1660) steht zum erstenmal: sonst aber „von Templin aus der Marck Brandenburg gebürtig". So heißt es von da ab dann immer, gemeint ist hiermit Templin in der Uckermark, heute ein Kreisstädtchen von knapp 5000 Einwohnern, 9 Meilen nördlich von Berlin. Als Stadt erscheint Templin schon in Urkunden des 13. Jahrhunderts. 1317 schließt Waldemar von Brandenburg hier einen Vertrag mit seinen Gegnern. Sonst ist von dem Ort kaum die Rede. Templin war immer, was es noch heute ist: ein Landstädtchen, dessen Leben in der Landwirtschaft wurzelt. Als Marktplatz war es der Mittelpunkt seiner kleinen Umwelt. Einige Bedeutung verschaffte ihm seine Lage an der Handelsstraße nach Mecklenburg. Bauernfleiß und Bürgerstolz konnten einen behaglichen Wohlstand schaffen. Das klingt, wie Westermeyer ganz richtig hörte, aus Procops Worten in „Miserere" (1665) S. 780: „Ich weiß nit recht/ ob es hie zu Land gebräuchig ist, in meiner Heymaht ist wol so der Brauch daß fast in alle Burgerlichen Häusern/ im Vorhaus/ wo man eingehet die Waffen/ als Harnusch/ Bardisanen/ Helleparten/ Knöbelspieß/ Musqueten/ Büchsen/ und dergleichen Kriegsinstrumente eingewickleter an den Balcken liegen/ und an den Wänden hangen/ als derenwegen deß Frieden man nicht von nöhten hat/ sie dienen zu nichtem andern, als zu einer Zierde deß Hauses/ weil kein Feind mehr vorhanden ist." Landschaftlich ist Templin reizlos. Heide; ein paar Stunden nach Norden dann allerdings Buchenwald und zahlreiche Seen. Die Poesie hatte hier nie eine Stätte. Hier herrscht das Schweigen der niederdeutschen Ackerbürgerstadt, unterbrochen nicht einmal von ein paar Gesangbuchversen eines frommen Pastors. Daß von hier eine Streit-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schrift erscheint, vermutet man gar nicht: 1583 veröffentlicht Udalricus Zaneus (Diac. Templ.) eine „Neue Zeitung wie von einem Schafe in der Uckermarck zu Templin anno 1583 3 Früchte sind kommen als 2 wohl geschaffene Lämmer, das 3. aber in Gestalt eines paar Pumphosen".[1] Ob Procopius diesen wackeren Streiter noch gekannt hat, läßt sich nicht feststellen. Ruhe herrschte damals, wie in Procops Heimat, so in der ganzen Mark. Daran änderte auch nichts die Wendung Johann Sigismunds zum Calvinismus. Die Mark war 1539 evangelisch geworden. Trotzdem ihre Fürsten eifrige Vorkämpfer der Union waren, übte man Toleranz gegen die Altgläubigen. Das Zeremoniell hatte man überhaupt nicht angetastet. So kann Procop noch erzählen (Trien. Dom. 1676, S. 805): „Da ich ein Knab war anno 1618 hielt man in meinem Vaterland Alt-Catholischem Brauch nach noch die Processiones in Rogationibus von einer Kirch zur andern.[2] Bin selber mitgangen, desgleichen auch die gantze Stadtgemeinde mit großer Andacht"[3]. Katholische und Evangelische lebten hier friedlich nebeneinander. Die Wendung des Kurfürsten, der er bald seinen Austritt aus der Union folgen ließ, hatte nur politische Gründe; Folgen gewiß auch für die Bekenntnisse. Der politischen Spannung durch die Erbstreitigkeiten um Jülich Cleve entsprach eine religöse. Die Politik der Fürstenhöfe kümmerte das Volk gar nicht. Religiöse Bewegungen dringen schnell und tief in die Masse. So auch damals in der Hauptstadt, wo es zu heftigen Raufereien kam.[4] In der Mark aber spürte man nichts von einer religiösen Krise. Wie wird sich das damals wohl in Templin gestaltet haben? Der gute lutherische Pastor wettert gegen die Calviniſten. Die Botschaft vom Übertritt des Landesherrn läßt ihn etwas leiser reden — oder aber um so lauter. Und die paar Calviniſten werden etwas über die Achsel angesehen, im übrigen aber — wie die Katholiken — als Mitmenschen behandelt. In einer ruhigen Zeit also, am ruhigen Ort ist Procop geboren. Wie Westermayer meinte: am Ende des Jahres 1608, nach meinen Feststellungen aber in der ersten Hälfte des Jahres 1609. Fun. 1670 (S. 58) sagt Procop, er stehe im 61. Lebensjahre. Sacr. Epith. Praefatio heißt es: „Datum anno 1678. aetatis meae septuagesimo." Da die Censurae hierzu vom 24. Juli sind, liegt Procops Geburtstag vor diesem Termin. Procop wurde also geboren in der ersten Hälfe des Jahres 1609. Hierzu stimmt auch, was seine Biographen schreiben. Er starb anno 1680: „annum agens aetatis suae septuagesimum secundum ut nostram Religionem

---

[1] Georg. Gothofred. Küsterus, Bibliotheca Historica Brandenburgica Scriptores Rerum Brandenburgicarum Maxime Marchicarum exhibens. Vratislaviae 1743 (S. 824).

[2] Die beiden Kirchen sind: die S. Georgenkirche und die S. Marien-Magdalenenkirche.

[3] Westermayer schließt aus dieser einen Stelle: der kleine Procop hatte namentlich für religiöse Eindrücke ein sehr empfängliches Gemüt.

[4] Küster, Altes und neues Berlin.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

assumeret annos natus 18" sagt Bernardus. Hiermit kann nur der Eintritt ins Kloster gemeint sein, denn den Übergang zum Katholizismus konnte nur Procop genau datieren. Auf eigenen Angaben Procops beruht des Bernardus Skizze aber nicht, was die Fehler darin beweisen. Gelöst wird jeder Zweifel durch den Text des Dionysius: receptus fuit anno suae aetatis 18. — Der Eintritt ins Kloster fand nach Westermayer statt am 3. Juni 1627.[1] Damit kommen wir wieder auf das Geburtsjahr 1609. Die wichtige Frage nach dem bürgerlichen Namen Procops konnte Westermayer nicht feststellen. Man kann daraus schließen, daß sich in den Aufzeichnungen der Klöster darüber nichts findet. Wunderbar jedoch ist, daß Westermayer zwei Stellen in den Werken Procops übersehen hat, an denen Procop selber seinen bürgerlichen Namen nennt: Mar. Dom. (2. Aufl. 1667), S. 57: „Ich selbst, da ich weltlich war, hieße Andreas: Seydhero ich Geistlich bin, heiße ich Procopius". Stände dieser Satz bei Abraham a Santa Clara — und man ist wohl manchmal geneigt, Procopius in dessen Nähe zu rücken — so könnte einem vielleicht der Gedanke kommen, es handle sich hier um einen Scherz: Ich hieß früher anders (Odysseus-Outis). Die eingehende Lektüre der Werke des Procopius aber macht diese Annahme ganz unwahrscheinlich. Man vergleiche folgende autobiographische Stellen, an denen Procopius von seiner Jugend berichtet: Dominicale Paschale (Salzburg, 1669), Vorrede; Encoeniale (1671), S. 540; Inventuale (Passau, 1663), S. 141, 436; Triennale Dominicale (Salzburg, 1676), S. 805. Daß es sich hier nun wirklich um den bürgerlichen (Vaters-) Namen des Procopius handelt wird bewiesen durch die Tatsache, daß Procopius den Apostelnamen (Vornamen) seit 1666 — seit diesem Jahr ist er in Salzburg ansässig, lediglich um den Druck seiner Werke überwachen zu können — stets Andreas schreibt. Zum Beispiel Mariale Festivale (2. Aufl., Salzburg, 1674). Durch diese Stelle des Mariale wird eine andere (Decalogale, 1663, S. 49) verständlich. Dort fragt sich Procopius, was wohl die Lutherischen predigen können, und meint: „Was gutes können sie dieselbe nicht lehren, denn das gute bestehet in den Geboten Gottes, diese aber können sie nicht lehren zu halten, denn die Zuhörer möchten antworten: Lieber Herr Andreas, ihr prediget, wir sollten das Gute tun und das Böse meyden; Wir sollen das thun, was uns Gott schaffet und befihlet, und unterlassen, was er uns verbeut; nun aber weiset unser gutt Evangelische (oder besser zu sagen Evangel-lose) Glauben auß, daß solches zu thun und zu halten unmöglich; ist es dann unmöglich, was prediget ihr dann lang?" — Procopius war zuerst protestantisch. Die Vorstellung ist hier die, daß er protestantischer Prediger sei, wobei er natürlich seinen weltlichen Namen trägt.

Von mir in Procops Geburtsstädtchen angestellte Nachforschungen haben nichts ergeben: zwei Brände, 1618 und 1735, haben alle Archivalien zerstört. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts hat es

[1]) Bei Gadient a. a. O., 12: 3. Juni 1628; ebd. S. 15: 3. Juni 1627.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dort noch eine Familie Andreas gegeben.[1] Procops Vater war wohl Ackerbürger. Hierauf weist die große Vorliebe Procops für Gleichnisse und Beispiele aus diesem Gebiete. Berücksichtigt man auch, daß viel hievon traditionelles Gemeingut ist, so bleibt doch eine solche Vertrautheit mit Ackerbau, Gärtnerei, Landleben, die nur auf inniges Zusammenleben damit zurückgehen kann. Auch paßt das, was Procopius im Dominicale Paschale (1669) Praefatio erzählt, am besten auf das Hauswesen eines Landmannes: „. . . . meine Eltern hatten im Brauch, mir in meiner Jugend also zuzusprechen/ wann sie mich müssig sahen: J du fule Släwik/ wat deist du? wetes du nich/ dat wy skalen erweten/ as wolden wy ewig leven/ und frumm syn/ as wolden wy hüde noch sterwen? gah/ lope/ duhe dit/ duhe dat; da mußte ich gehen/ und nicht vil darwider sagen; wolte ich mich spreitzen und widersetzen/ mich erzeigen/ als hätte ich keinen oder geringen Lust/ so hieße es bald: Gah/ dat dy dat Müseken byte: bisz hierher war es noch gut; gieng ich noch nicht/ so folgete bald: Y so gah doch/ dat dy die Pocken ankamen/ dat dy die Raven freten/ dusent Skelm/ harr/ harr man/ ick wil dy leeren/ du müdest my een Skarsteenkeerer werren/ die Schwyne skalst du hüden. Da war es Zeit/ dasz ich gienge und was fürnahme/ sonst war der Klopffer hinter mir her." Ich zweifle, wie man in dem letzten Passus auffassen soll: „Die Schwyne skalst du hüden." Ist es koordiniert dem: „du müdest my een Skarsteenkeerer werren", so ist es ebenso eine (mir nicht bekannte) aus dem neutestamentlichen Gleichnisse erklärbare Drohung. Dann geht daraus hervor, daß das Anwesen der Andreas so stattlich war, daß eine solche untergeordnete Arbeit Familienmitgliedern nicht zugemutet wurde. Faßt man aber den fraglichen Satz als End- und Höhepunkt der ganzen Rede, also: „Gah/ dat dy dat Müseken byte/ . . . . . Y so gah doch/ dat dy die Pocken ankamen/ . . . . . :die Schwyne skalst du hüden" (= jetzt sollst du die Schweine hüten), so beweist er eben wieder, daß Procop einer Bauernfamilie entstammt.

Die Andreas waren wackere Lutheraner. Procop spricht von seiner Bekehrung öfter, hier folge nur erst eine Stelle: (Dec. 1664, Seite 37): „Ich selber bin auch Lutherisch gewesen/ weisz gar wohl umb eure Sachen/ weil ich bey euch gebohren und erzogen bin." Strenge religiöse Zucht herrschte im Hause. Drakonische Strafe war auf das Fluchen gesetzt, Cat. 1674, Bd. 2, S. 145: „Ich weisz mich zu erinnern/ dasz, da ich jung war/ wann ich die heilige Örter und Namen miszbrauchte/ so muszte ich allemal niederknien/ und mit der Zung ein Creutz auff dem Boden machen/ ich durffte gar nicht ein ein geistliches Büchel auff die Erd nider legen." Auch auf eine gute Schulbildung scheint man gesehen zu haben. Procop erzählt (Cat. Bd. 5, S. 249): „War in der Schuel allezeit Romanus Imperator/ (vermeynete ich wäre ein gewaltiger Kerl!)" Nimmt man dies zusammen mit der oben erwähnten Aufmunterung zur Arbeit, so erscheint dieser

[1] Vgl. „Die Kultur", 1911, H. 4, S. 492.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erfolg in der Schule auch als Frucht jener elterlichen Bemühungen. Natürlich fehlte dem kleinen Andraeas auch ein tüchtiges Ingenium nicht; denn Procop spricht von sich, wenn er öfter meint, mit einem tüchtigen scharfen ingenium und guten talenta könne man es bei genügendem Fleiß wohl zu etwas bringen. Daß Procop vom Vaterhause eine gute Schule empfing, zeigt die Überlegenheit der Eltern über die meisten Standesgenossen; denn gerade dem Bauer schien die Schule vollständig überflüssig. Sie entzog ihm nur seine Arbeitskräfte. Wenn da einer seinen Sohn zur Schule schickte, so war das ein Mann, der seinem Sohne eine andere Lebensführung ermöglichen wollte; sei es als Handwerker oder als Schreiber, um nicht gleich den höchsten der Wünsche zu nennen: den geistlichen Beruf. So kommt es, daß Procop den Eltern stets nur rät, die Kinder zum Handwerk oder zum gelehrten Beruf bilden zu lassen, niemals aber den Bauernstand erwähnt. Es ist dies eben eine vom Vaterhause mitgenommene, durch Eindrücke in der Jugend verstärkte Weisheit. Im Jahre 1618 wird Procops Heimatstadt von einer großen Feuersbrunst zerstört. Procop spricht öfter davon, so Trien. Dom. 486, Cat. 5, 500, Pasch. 482. Ob auch das Haus seiner Eltern betroffen wurde, erzählt er nicht.

Die Nachricht vom Brande Templins ist die letzte aus der Heimat. Wir treffen Procop nun erst in Berlin wieder. Westermayer setzt beides in ursächlichen Zusammenhang und meint, Procop sei infolge dieses Unglückes nach Berlin gebracht worden, wahrscheinlich, fügt er hinzu, zu Studienzwecken. Ich sehe die Notwendigkeit dieses Schlusses nicht ein. Tatsache ist nur, daß Procop auch in Berlin war. Es ist die Vermutung nicht von der Hand zu weisen, daß es sich hiebei nur um einen kurzen, gelegentlichen Besuch handelt. Juv. (1663), S. 456 ist die einzige Belegstelle für Procops Aufenthalt in der Landeshauptstadt: „Ich weisz wol was mir selber widerfahren: ich hab mein Tag keinen Willen gehabt Calviniſch zu werden/ denn der mehr Atheiſtiſchen als Chriſtlichen Religion bin ich allezeit feind geweſen; dennoch da ich einmal zu Berlin in der Churfürſtlich Brandenburgiſchen Dumbkirchen war/ und mit der Churfürſtlichen Muſic den Lobwaſſer ſo ſchön ſingen hörte/ kame mir daſſelbe Geſang zu teutſch auff ihre Manier ſo ſüsz für/ daſz mir gar leicht wäre zu helfen geweſen/ Reformirt/ wie ſie es heiſſen| oder Calviniſch zu werden/ weil ich mir eingebildet/ das/ wo man ſo ſchön teutſch ſinget/ müſſe ja die wahre Religion ſeyn." Dieſe äußerſt wichtige Stelle benützt Weſtermayer nur in einer kleinen Anmerkung: „Das Einzige", ſchreibt er, „was ihm im Dom zu Berlin gefiel, waren die Pſalmen von Lobwaſſer." Hier verdreht Weſtermayer ein Zitat. Falſch iſt auch der Satz, zu dem dieſe Anmerkung ſteht. Es wird da behauptet, Procop habe öfter die Kirchen der Reformierten beſucht, die in ihrer Leerheit einen abſchreckenden Eindruck auf ihn machten. Procop aber ſpricht hiervon nirgends. — Daß Procop als Lernender die Heimat verläßt, iſt ſicher nach dem Enc. 540 Geſagten: „Ein verſtändiger

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vatter siehet/ daſz sein Kind/ ausz dem er gern einen wackern Mann erziehenwolte/ anheimbs bey der Mutter ein lauter zartes/ weiches Mutterſöhnlein und Zuckermännlein wird/ lernet nichts anders/ denn nur hinterm Ofen ſitzen unnd gute Tag haben; Ey was ſagt er/ fort mit dem Buben in die Frembde hinnausz/ wo hart gehalten wird/ was leidet und lernet: Verdinget ihn in eine Koſt/ ꝛc, discurre. Manches Menſchens groſſes Glück iſt esgeweſen/ daſz er ſein Vatterland verändert hat/ es iſt aber auch wohl manchens Unglück geweſen/ es iſt indifferent, und lieget alles an Gottes Gnad und ſeynem freyen Willen/ nach dem einer ſich verhaltet/ nach dem einer aber auch talenta hat/ was kan/ und ſelbiges wonl oder übel brauchet. Ich meines Theils gebe Gott die Ehr/ und bekenne/ daſz ſo ich durch ſeine Providenz nicht wäre von Hauſz und in die Frembde kommen/ wäre ich nie Chaholiſch worden. . . . . / alſo in dem ich durch die Göttliche Fürſehung in die Fremde gerahten/ hab ich mich deſz Gifftes der Lutheriſchen und Calviniſchen Ketzerey entſchüttet/ bin ad gremium der Catholiſchen Kirche kommen./. . .". Ob dies 1618 oder bald nachher geſchieht, iſt nicht feſtzuſtellen, mir aber ganz unwahrſcheinlich. Procop war damals 10—11 Jahre alt, für die Fremde alſo wohl zu jung; denn was Weſtermayer von Verwandten in Berlin ſchreibt, zu denen der Kleine gekommen ſei, iſt eitel Phantaſie. Urkunden beider Orte, die ich häufig daraufhin zu Rate zog, geben nicht den geringſten Anholt zſu einer ſolchen Annahme. Zu bedenken iſt hierbei auch, daß Berlin ſeit 1619 in beſtändiger Unruhe war. Es iſt aber auch gar nicht geſagt, daß Procop nach Berlin kommt, um hier Studien zu machen. Er ſelbſt ſpricht in der Hauptſache in der eben zitierten Stelle nur von einer Wanderſchaft nach dem Aufenthalte in Berlin. Denn die Bekehrung kann doch hier nicht ſtattgefunden haben. Den ganzen Studienaufenthalt in Berlin konſtruiert Weſtermayer nur, weil er ihn als Prämiſſe zum geiſtlichen Beruf vorausſetzt. Procop ſpricht nie von Studien; ſeine Werke ſetzen nur die Bildung voraus, die man als Frucht einer Kloſtererziehung anſetzen muß. Wie lagen damals überhaupt die Schulverhältniſſe? Jede Mittelſtadt hatte ihre Lateinſchule, die bis zum 20. Lebensjahre beſucht wurde und unmittelbar zur Univerſität überleitete. So natürlich auch Templin. In Berlin käme, für Procop nur das Graue Kloſter in Betracht, das einen ſehr guten Ruf hatte. Die Inſkriptionsliſten dieſes Kloſters beginnen erſt 1668, können uns alſo nichts ſagen. Der Übertritt des Fürſten zum Calvinismus iſt doch auch von Einfluß auf ſeine Schule geweſen. Schwerlich hätte ein guter Lutheraner gerade damals ſeinen Sohn hierhergeſchickt. Genügte die Lateinſchule der Vaterſtadt dem alten Andreas für ſeinen Sohn nicht oder hatte der Brand von 1618 wirklich die von Weſtermayer angenommenen Folgen, ſo brauchte Andreas ſeinen Sohn wahrlich nicht bis nach Berlin zu ſchicken. Er hatte es ja viel bequemer: war doch das 1609 gegründete Joachimsthal ganz in ſeiner Nähe. Hier wurde 120 Jünglingen bei vollſtändig freiem Unterhalt Unterricht und Erziehung gewährt. Weſtermayers

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hypotheſe verliert immer mehr den feſten Boden. Den letzten Halt entreißt ihr eine Betrachtung über die Datierung des Aufenthaltes in Berlin. Als terminus ante quem muß 1626 angenommen werden. Denn Mitte 1627 wird Procop in der Fremde katholiſch. Weſtermayer ſetzt alſo feſt: 1608 geboren, 1629/30 nach Berlin, das heißt 11 bis 12jährig (richtig 10 bis 11jährig, da ſich nach meiner Ermittlung des Geburtsjahres ja alles um ein Jahr verſchiebt). Hier Studien bis 1624/25, das heißt 6 bis 7 Jahre, bis zum 17. und 18. Lebensjahre. In dieſe Zeit fällt die Neigung zum Calvinismus. Wenn Procop 1663 noch dieſe eine Stimmung gegenwärtig hat, das heißt wenn ein Mann nach 40 Jahren einer Jugendſtunde gedenkt, ſo handelt es ſich nicht um die flüchtige Laune eines Kindes, ſondern um eine heftige, tiefe Schwärmerei oder Erſchütterung. Procop muß damals mindeſtens 14 Jahre alt geweſen ſein. Das Alter der religiöſen Kriſen iſt das 15. bis 18. Jahr. Das von Procop geſchilderte Ereignis fällt demnach in die Jahre 1623 bis 1625. Procop iſt alſo erſt im dritten, vielleicht ſogar erſt im ſechſten Jahre ſeines Aufenthaltes zum erſten Male in den Dom gegangen. Denn daß jene Stimmung den Jüngling überkommt, iſt doch nur erklärbar durch einen erſten gewaltigen Eindruck des großen Unbekannten. Überdies redet Procop nur von einem einmaligen Beſuche. Daß aber jemand, religiös erzogen, alſo voll religiöſen Intereſſes, drei Jahre in der Hauptſtadt ſeiner Heimat weilt, ohne den fürſtlichen Dom zu beſuchen, der noch dazu als bedeutendſte Kirche eine Sehenswürdigkeit darſtellt, iſt unmöglich. Man müßte dann ſchon annehmen, der Knabe ſei gewaltſam zurückgehalten worden. Eine ſehr gezwungene Erklärung! Ganz ungezwungen ſtellt ſich dies alles dar, wenn man einen längeren Aufenthalt Procops in der Heimat annimmt: bis zum 16. und 17. Jahre bleibt der Jüngling daheim, 1624/25 kommt er nach Berlin. Wie und wozu, wiſſen wir nicht; es iſt dies auch gleichgültig. Der Fremde geht neugierig in die größte Kirche der Stadt. Und der neue, unbekannte Zauber der Muſik reißt den Jüngling hin. Er iſt in dem Alter erwachender Gedankenarbeit, und ſo geht er von der Folge auf die Urſache zurück und kommt zu den typiſchen Spekulationen des Jünglings über das Weſen der wahren Religion.

(Schluß im nächſten Heft.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die schismatische Mönchsrepublik auf dem Berge Athos.

Von Prof. **Dr. Lambert Ehrlich.**

I.

Die unerwartete Befreiung der gesamten orthodoxen Balkanvölker vom 500jährigen türkischen Joch hat, wie nicht anders zu erwarten war, ein lebhaftes Echo in der eigenartigen Mönchsrepublik des Athos hervorgerufen. Die Frage, unter wessen Oberherrschaft Athos nun kommen könnte, war und ist für die gesamte orthodoxe Welt von größerer Wichtigkeit, als man meinen könnte. — Es nimmt nämlich der Athos in der orthodoxen Kirche eine ganz eigenartige Stellung ein; er ist eine Art orthodoxes Rom, die Quintessenz orthodoxer Kirchlichkeit, Aszese und und Tradition. Die Orthodoxie lebt auf dem Athos in ihrer Ursprünglichkeit fort, dort erhält sich orthodoxe Lehre und Liturgie und byzantinische Kunst in konservativster Form, Athos kennt keine Neuerungen. Vom Athos stammen ferner zahllose Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe der orthodoxen Kirche. Was einst Jerusalem für die Juden und Delphi für die Griechen war, was heute Rom für die Katholiken und Mekka für die Mohammedaner ist, das ist Athos für die orthodoxe Welt.

Athos soll nun ein unabhängiger religiöser Staat werden, wie etwa einmal der Kirchenstaat. Naheliegend wäre es gewesen, wenn Athos unter griechische Oberhoheit gekommen wäre. Aber Rußland hatte durch eine lange Zeitperiode im stillen gearbeitet, um dies zu verhindern. Fast die bedeutendsten Interessen unter allen orthodoxen Staaten haben jetzt gerade die Russen auf Athos zu vertreten und das gibt ihnen eine Berechtigung, bei der Regelung der Athosfrage ein wichtiges Wort in die Wagschale zu legen.

In diesem für Athos historischen Zeitpunkt ist es nicht unangebracht, Erinnerungen wach werden zu lassen, die sich an einen Besuch knüpfen, den ich mit einem lieben Freund, auch einem Priester, der Mönchsrepublik im Jahre 1907 abstattete. Es war das gerade kein alltägliches Unternehmen. Wir fanden in keinem Reisebuch genügende Aufklärungen über diesen entlegenen Erdwinkel, nur das eine wußten wir, Saloniki sei der Ausgangspunkt für eine Athosreise.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:00 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Saloniki, wohin wir am 9. Juli 1907 abends kamen, erfuhren wir vom österreichischen Konsul Para, daß der Zugang auf dem Festland direkt gefährdet sei. Einerseits führen weder Straße noch Bahn hin, sondern nur sehr mühselige Saumwege, die nur für den Fuß eines Maulesels gangbar seien, anderseits sei die Gegend voll von Komitatschis, griechischen und bulgarischen Banden.

Wir entschlossen uns daher, ein griechisches Schiff zu benützen, das uns in zwölfstündiger Seefahrt nach dem Athos brachte. Wenige Westeuropäer, besonders aber wenige katholische Priester, dürften die stillen Haine des heiligen Berges betreten haben. Ein gewisses Bangen beschlich uns daher, als sich unser Schiff immer mehr dem Athos näherte. Wir hatten uns in Saloniki mit Empfehlungsschreiben des griechischen, russischen, bulgarischen und serbischen Konsulates versehen, da man sonst vergeblich an die Klosterpforten der athischen Klöster pocht. Ebenso nahmen wir einen Dolmetsch aus Saloniki mit, den berühmten Juden David aus dem Hotel Olympos, der allen Passagieren dieses Hotels wohlbekannt ist. Das war notwendig wegen unserer Unkenntnis der griechischen Sprache.

Die eigenartigen Eindrücke und die Erfahrungen, die wir in den Tagen unseres Aufenthaltes auf Athos machten, sollen der Gegenstand der folgenden Ausführungen sein. Hiebei soll aber nicht die zeitliche Aufeinanderfolge der Ereignisse eingehalten werden, da sonst oft Wiederholungen stattfinden müßten, sondern es sollen die Eindrücke nach sachlichen Gesichtspunkten wie: Landschaft, Mönchsleben, Aszese usw. wiedergegeben werden. Wir besuchten auf dem Athos acht größere Klöster, mehrere Einsiedlerdörfer und einzelne Einsiedeleien, durchquerten den ganzen Athos von Nord nach Süd und von Ost nach West und umfuhren denselben auf dem Meer, teils auf einer russischen Barkasse, teils auf einem griechischen Segler.

I. Die Menschen auf dem Athos.

Der Athos ist die Stätte der orthodoxen Mönche. Schwarze, ernste Mönchsgestalten begegnet man auf allen Wegen und Stegen. Mönche sind im Walde bei den Ochsenherden, Mönche schreiten hinter den schwerbeladenen Mauleseln einher oder reiten auf denselben, Mönche bebauen die wenigen Felder und Olivenpflanzungen, Mönche üben das Schuster-, Schneider- und Tischlerhandwerk aus, Mönche treffen wir an der Waldquelle, am Meere, auf der Spitze des Athos und natürlich am meisten in den zahllosen Einsiedeleien und Klosternieder-lassungen. Ja schon beim Betreten des Athos in Dafne, das die einzige Stelle des ganzen Athos ist, wo russische und griechische Dampfschiffe anlegen und das also den einzigen Berührungspunkt des Athos mit der Außenwelt darstellt, sind die ernsten Mönche in ihren wallenden Talaren und ihren hohen Biretten fast die einzigen menschlichen Wesen, die das Auge erblickt. Mönche entsteigen den Dampfschiffen, Mönche rudern die Ankömmlinge in kleinen Barken ans Gestade, Mönche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

begleiten die Abreisenden wieder zum Dampfschiff, Mönche satteln die Maultiere, Mönche und nur Mönche sieht man auf allen Wegen und Stegen! Und wie kann es auch anders sein? Bewohnen doch den Berg Athos 10.000 orthodoxe Mönche und außer den Klöstern gibt es auf dem Berge keine anderen menschlichen Wohnungen, keine Fabriken, keine Handelshäuser, keine Bauernhöfe. Nur noch wenige Knechte und Kawassen sind es, die in jedem Kloster als Mauleseltreiber und Arbeiter ihr Brot verdienen. Aber beinahe hätte ich einige Elemente zu erwähnen vergessen, die doch nicht Mönche sind! Auf dem Berge Athos finden sich nämlich auch Juden, die sich sogar hier hereingedrängt und wunderbar akklimatisiert haben. Das Wirtshaus in Dafne wird zum Beispiel von einem Juden betrieben und sein Geschäft ist kein schlechtes. Alle, die nicht in den beiden anstoßenden Herbergen Platz finden, müssen das Wirtshaus benützen.

Für das Gedeihen dieser Wirtschaft sind alle Bedingungen gegeben. In Dafne kommt man am Abend oder um Mitternacht an und muß dort die Nacht zubringen. Man nimmt ein Zimmer, d. h. alle möglichen Elemente werden in gemeinschaftlichen Zimmern untergebracht. Da die ganze Wirtschaft mit Ungeziefer reich ausgestattet war, so bezahlten wir zwar das Zimmer, konnten es aber nicht benützen und verbrachten die Nacht im Freien vor dem Wirtshause. Dabei tranken wir um 3 Uhr am frühen Morgen Bier in der Gesellschaft griechischer Mönche, mit denen eine Verständigung nur durch den jüdischen Dragoman möglich war. Der Jude kommt hiebei auf doppelte Rechnung, da er seine Zimmer vermietet und seine Getränke bei Tag und Nacht anbringt. Über meine Interpellation betreffs der Insekten tat er höchst verwundert, als ob es überhaupt in der griechischen Welt im Sommer keinen Schlafraum ohne Ungeziefer gäbe, wovon wir uns dann auch wochenlang jede Nacht genau überzeugen konnten. Ferner haben sich einige Juden in dem Hauptort von ganz Athos, dem Dorf Karyäs, niedergelassen. Dort betreiben sie einen schwunghaften Handel mit Wallfahrtsgegenständen, Heiligenbildern, Amuletten, Statuen, Rosenkränzen ꝛc., die in die ganze orthodoxe Welt als kostbare Reliquien getragen und versandt werden. Ich war sehr erstaunt zu erfahren, daß unser Dragoman David aus Saloniki vom Hotelbesitzer und anderen Bekannten Aufträge betreffs Besorgung aller möglichen Andenken an den heiligen Berg Athos erhalten hatte.

Noch eine Persönlichkeit muß ich hier erwähnen, die nicht zu den Mönchen zählt: das ist der türkische Kaimakan. In Karyäs hält sich nämlich als Vertreter der türkischen Regierung ein türkischer Beamter auf, eine Art Gouverneur. Dieser hat nicht etwa die Aufgabe, eine türkische, sei es politische oder gerichtliche Verwaltung auszuüben. Die Klöster auf dem Berge Athos sind völlig autonom und bilden zusammen eine Republik, die im Hagion Synodon in Karyäs ihren obersten Verwaltungskörper sieht. Der Kaimakan hat einzig und allein die Aufgabe, aus den Klöstern eine möglichst hohe Abfindungssumme herauszupressen und diese soll sich jährlich auf 100.000 Francs

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

belaufen. Seine Tätigkeit besteht also vorzüglich darin, von Zeit zu Zeit alle Klöster abzusuchen und sich dort bewirten und bestechen zu lassen.

II. Landschaftliches.

In landschaftlicher Beziehung ist der heilige Berg Athos ein Juwel. Vom Festland zieht sich eine schmale Landzunge zirka 80 bis 90 Kilometer in das Meer hinaus, meist nur 6 bis 10 Kilometer breit. Sie steigt auf beiden Seiten jäh aus dem Meer empor zu einer durchschnittlichen Höhe vom 6—700 Meter. Die Ufer sind so wild und steil, daß nur an vier oder fünf Stellen eine Landung möglich ist, und daß das einzige Dafne als eigentlicher Landungsplatz benützt wird. Gleich am ersten Morgen, als wir von Dafne nach Karyäs ritten, genossen wir die landschaftlichen Schönheiten des Athos in reichem Maße. Der Weg dahin führt durch ein wahres Paradies. Vom Meer geht es ziemlich rasch in die Höhe durch einen urwaldartigen Park. An beiden Seiten des Weges umgeben uns prachtvolle, altehrwürdige Kastanien, hohe Nadelbäume und Zypressen. Über uns schließen sich die Kronen derselben zu einem schattigen Dach zusammen und schützen uns vor der glühenden Sonne. Aber bald tritt wieder der Weg aus dem Walde hervor und macht eine scharfe Wendung nach oben. Da schaut das Auge schaudernd in die Tiefe; dort senkrecht unter dem Fuße des Wanderers tost das Meer und wirft seine Wogen gegen die Felsen.

Das Schauspiel, das wir am ersten Morgen schauten, wurde in den späteren Tagen unseres Aufenthaltes an vielen Stellen noch überboten. Die ganze Halbinsel erfreut sich einer üppigen Waldvegetation. Der Waldboden ist so überwuchert von Schlinggewächsen, daß man nur mit der Axt in der Hand sich einen Weg bahnen kann durch diese Wildnis. Um so mehr muß man die Kulturarbeit der Mönche bewundern, die die ganze Halbinsel kreuz und quer mit einem dichten Netz von Verkehrswegen überzogen haben, die meistens 2 Meter und darüber breit und — man staune — mit Steinquadern gepflastert sind. Die Regengüsse würden jedenfalls zur Winterszeit im Wald jeden Verkehr unmöglich machen, würde nicht für die Dauerhaftigkeit der Wege durch diese Pflasterung vorgesorgt sein. Haben ja doch tosende Wildbäche, die von der Höhe hinunterstürzen, dem ganzen Athos gleichsam klaffende Wunden geschlagen und wilde Gräben und steile Schluchten geschaffen, über die sich aber im Laufe der Zeit wiederum eine weiche, sanfte Waldvegetation wie heilender Balsam gelegt hat. Was nicht die Wildbäche taten, das vollbrachte das Meer. Es hat Jahrtausende lang gegen die Felsen des Athos gestürmt; war ja doch das Athosvorgebirge von den Schiffern der alten Griechen gefürchtet und zerschellte doch die persische Flotte des Mardonios an demselben. Die Meeresbrandung hat den Felsen vielfach unterwaschen, so daß Felswände überhängen, an anderen Stellen hat sich das Meer zwischen die Felsen gezwängt und schmale, fjordartige Buchten geschaffen. Einzig in ihrer Art ist eine solche Meeresbucht in der Nähe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Klosters Laura, am äußersten Ende der Athoshalbinsel. Ein schmaler Meeresarm verliert sich hinein in die Felsen und bildet dort einen kesselartigen Abschluß, der von steilen, hohen Bergen umgeben ist.

III. Entstehung, Lage und Bau der Klöster.

Suchte die orientalische Aszese mit Vorliebe die Einsamkeit, die Wildnis und Abgeschlossenheit auf, so war der Berg Athos mit seinen wildzerrissenen Schluchten, mit seinen einsamen Meeresbusen, mit seinen abgelegenen Höhentälern, mit seinem geheimnisvollen Urwald für sie ein wahres Eden. Die alten Mönche schon flüchteten sich in die libysche Wüste oder bauten sich in Palästina in den Tälern, die zum Toten Meere führen, wahre Felsennester, die berühmten Lauren (z. B. Marsaba); manche andere verbargen sich in unzugänglichen Felsenhöhlen.

So kam es denn, daß schon zu Konstantins Zeiten Eremiten auf Athos wohnten, die sich allmählich zu einem losen Klosterverbande zusammentaten. Im Jahre 885 schenkte der griechische Kaiser Basilius den Mönchen den ganzen Berg Athos als ausschließliches Eigentum. Es gelang aber erst dem Mönche Athanasius um das Jahr 960, ein eigentliches geordnetes und gemeinschaftliches Klosterleben auf Athos einzuführen. Bis dahin lebten die Einsiedler jeder für sich, jeder sorgte für seine eigenen Bedürfnisse und jeder machte sich seine eigene Ordnung oder Unordnung. Nur Gottesdienst und Empfang der Sakramente brachte sie zusammen. Athanasius nun baute das erste Kloster am Meeresufer gerade unter dem Athoskegel, der höchsten Spitze des Athos, und führte dort eine vorbildliche Ordnung für alle späteren Klöster ein. Dieses Kloster führte den Namen Laura, obwohl eigentlich Laura überhaupt Klosteransiedlung bedeutet. Dieser Name blieb jenem Kloster bis auf heute. Allmählich gelang es, trotz heftiger Opposition, die bisherigen Mönchsansiedlungen dem Kloster Laura anzugliedern. Es wurden dann in schneller Folge große Klöster gebaut, die nach und nach eine von der weltlichen wie von der geistlichen Obrigkeit ziemlich unabhängige Mönchsrepulik bildeten und sich im sogenannten heiligen Synod, der in Karyäs residiert, selbst ihre Obrigkeit wählten. Das Kloster Laura verlor seinen Vorrang und ist dem heiligen Synod ebenso unterworfen wie die anderen Klöster. Von der inneren Verwaltung wird später noch die Rede sein. Die Entstehungsgeschichte der Mönchsrepublik Athos macht es begreiflich, daß man auf Athos Nuancen orientalischer Aszese in der einfachsten Eremitage wie in dem palastartigen Kloster findet. Hiebei sind die örtlichen Verhältnisse sehr gut ausgenützt, so daß der Berg Athos von der Ferne einen malerischen Anblick gewährt. Auf dem Meere muß man sein und langsam längs des Athos fahren, um dieses seltsame Schauspiel genießen und würdigen zu können. Von dem Hintergrunde des dunklen Urwaldes heben sich die meist blendend weißen Mauern der Klöster scharf ab. Da dehnt sich unten am Gestade ein Kloster in behaglicher Breite aus, zum Beispiel das Kloster Ibiron, das einen ganzen Wald von Dächern, Schornsteinen, Erkern, Zubauten, Galerien, Etagen, Haupt-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Nebengebäuden bildet. In der Mitte ragt über die Dächer der Kirchturm ein wenig heraus, um das Hauptmassiv des Klosters aber liegen zerstreut einzelne Wirtschaftsgebäude. Ähnlich ist es beim Kloster Vatopädi, das zirka 700 Fenster zählt. — Etwas weiter nistet auf schwindelnder Felsenhöhe, einem Adlerhorst vergleichbar, Simonopetro oder St. Paul, das bald sieben bis acht Etagen, dann wieder nur zwei Etagen hoch ist, je nachdem es der Felsengrund gestattet. Es ist dem Fremden einfach unerfindlich, wie man auf solchen Felsen, in solchen Schluchten so kolossale Häuserkomplexe aufführen konnte. Die Stützmauern müssen oft 10 Meter hoch sein, wie bei einem gewagten Gebirgsstraßenbau, und der Zugang ist bei manchen Klöstern geradezu lebensgefährlich. Vielfach müssen größere Lasten direkt vom Meere heraufgezogen werden. — Simonopetro stellt ein ganzes System von Schluchten, Felshöhlen und Klüften dar. Diese sind durch ein Netz von Galerien, Gängen, Balkonen miteinander zu einem Ganzen verbunden. — Eben dieses vielverzweigte System ermöglicht es den Mönchen, ein gemeinschaftliches und doch unabhängiges Einsiedlerleben zu führen. Jede Kluft, jede Höhle ist nämlich in eine Zelle verwandelt und in derselben lebt der Einsiedler allein für sich, um dann bei liturgischen Feierlichkeiten wieder in der Kommunität zu erscheinen. Auf diesen luftigen, schwindelnden Galerien, die oft bunt bemalt sind, sieht man ernste Mönche wandeln, und es mag da oben wohl der rechte Ort sein für mystische Versenkung in sich selbst, für erhabene Betrachtungen; denn nichts als den blauen Himmel, den grauen Fels und das unendliche Weltmeer kann das Auge von dort aus schauen. Der Anblick dieser Hunderte von Fenstern, Ausluglöchern, hölzernen Stützpfeilern, Galerien, Gängen, Türmen, Erkern und Balkonen ist ungemein malerisch. — Aber außer den Klöstern, die meist größer sind als unsere großen Benediktinerabteien, ist der Berg Athos mit einer zahllosen Menge von Kapellen, kleinen Kirchlein und Einsiedeleien übersät. Diese Einsiedeleien gleichen bald einem tirolischen Bauernhause mit bunter Holzverkleidung, bald einer albanesischen Kula. Hier besteht nämlich keine Bauordnung, kein System, keine Einheit. Auf dem Fels, in der Schlucht, an der Waldquelle, im Bachgrunde, auf schwindelndem Grat, überall sitzen diese kleinen Häuschen, und meist ist es ein halsbrecherischer Steig, bei dem sogar das Maultier den Kopf schüttelt, der zur Kellia führt. (So heißen nämlich die Einsiedeleien der Anachoreten.) — Auf dem Athos gibt es über 900 Kirchen, Kirchlein und Kapellen. Dabei sind alle Abstufungen vertreten: die große Kathedrale des russischen Seraiklosters, die erst in den letzten Jahren mit einem Kostenaufwand von 4 Millionen Rubel gebaut wurde, wie die einsame Wald- und Alpenkapelle, in welcher der Pilger als einzigen Schmuck ein Kreuz, bestehend aus zwei übereinandergelegten Stäbchen, aufhängt.

Oben auf dem Rückgrat entfaltet sich der Höhenrücken manchmal zu einem bequemen Plateau oder zu einer gemächlichen Talmulde und da glauben wir in der grünen Steiermark vor St. Lambrecht oder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seckau zu stehen, denn diesen Stiften ähneln die mächtigen Klöster Zografu und Kilandar. Nur die schlanken Zypressen und die wilden Olivenbäume erinnern uns an den Süden.

Manchmal gruppieren sich die kleinen Einsiedeleien zu einer Gemeinde, so zum Beispiel gerade am Südabhang des Athoskegels, wo das Einsiedlerdorf Kerassia liegt. Es ist eben auf Athos jedwedem aszetischen Bedürfnis Rechnung getragen. Willst du als strenger Anachoret leben, so kannst du die Einsiedelei in der Gebirgskluft mieten oder kaufen. Willst du manchmal Gesellschaft, so kannst du eine Einsiedelei in einer Skite, das ist in einem Einsiedlerdorf, beziehen, wo du in der gemeinschaftlichen Kirche der Liturgie beiwohnst; willst du ein eigentliches Klosterleben, so kannst du dich als Kandidat in einem der großen Klöster melden. Aber auch hier gibt es Abstufungen: es gibt „cönobitische" Klöster mit Gütergemeinschaft und streng einheitlicher Leitung, gemeinschaftlich in Tisch und Gottesdienst. Andere Klöster dagegen, die „idiorrhythmischen", haben eine freiere Verfassung; jeder lebt für sich in seiner Zelle und kümmert sich um den anderen nicht. Er verwaltet sein eigenes Vermögen, besorgt sich sogar selbst die Kost und kann das Kloster wieder verlassen. Zu den ersteren Klöstern gehören die slawischen, zu den letzteren die griechischen.

IV. Herkunft der Mönche.

Sowohl die Einsiedeleien als auch die großen Klöster strenger und laxer Richtung erfreuen sich eines großen Menschenzuflusses. Es haben alle europäischen orthodoxen Völker eine ganz bedeutende Vertretung auf dem Athos. Die Serben haben ein gewaltiges Kloster, Kilandar (oder Chiliandar), mit einigen hundert Insassen; ebenso besitzen die Bulgaren hier das mächtige Kloster Zographu. Den Rumänen gehört das am Meer gelegene Kloster Prodronso, den Russen zwei sehr große Klöster: am Meere Russikon oder Panteleimon mit 1500 Insassen und das in herrlicher Waldlandschaft gelegene Sarai mit zirka 400 Insassen. — Die anderen großen Niederlassungen gelten als griechische Klöster, obwohl in denselben viele slawische Mönche sich aufhalten. Die Zahl der Insassen ist vielfach eine sehr bedeutende. So hat zum Beispiel das älteste Kloster der ganzen Mönchsrepublik, Laura, zirka 400 Bewohner; ebensoviele zählt Vatopädi. Erklärlich werden solche Zahlen zum Teile dadurch, daß nur ein sehr kleiner Bruchteil der Mönche eigentlich Priester sind. Im russischen Kloster Sarai gibt es zum Beispiel nur 25 otaci (Priester), die anderen sind einfache Laienbrüder; Vatopädi zählt 260 Laienbrüder und 6 Priester. Die Aufnahme erfordert keine besonderen Bedingungen, Bildung wird nicht verlangt. P. Saba im Kloster Kilandar, ein geborener Österreicher, sprach mit Verachtung von der krassen Unwissenheit der Mönche. Es gibt unter ihnen eine Menge Analphabeten und ein Mönch, der eine gute Handschrift besitzt, genießt bedeutendes Ansehen. So finden sich denn hier höchst merkwürdige Elemente zusammen. In Esfigmenu trafen wir einen griechischen Burschen von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

18 Jahren, der früher als Schuhputzer in Amerika sich sein Brot verdiente, und in Kilandar sahen wir einen akademisch gebildeten Serben, der als Sekretär des Klosters angestellt war und zu unserem höchsten Erstaunen einen Zwicker auf der Nase trug, ein Ding, das in Athos unerhört ist. In einer Skyte neben dem Kloster Laura mußten wir einmal in einer Einsiedelei Nachtquartier nehmen. Der Einsiedler, ein steinalter Mann von verkommenem Äußern, hatte sich seinen Nachfolger gewählt in einem wilden Burschen, der früher in Arkadien Hirt war und nun schon das siebente Jahr gleichsam das Noviziat bei ihm machte. Man begegnet auf allen Wegen und Stegen des Athos so wilden Mönchsgestalten, daß einem bange wird. Auf dem Kopf tragen sie die mörserartige hohe Kopfbedeckung, unter der das Haar in langen Strähnen herausquillt, manchmal zusammengebunden, manchmal in wilden und wirren „Locken" frei auf die Schulter fallend; der Talar schillert in verschiedenen Farben und ist sehr schmutzig, da er jedenfalls jahrelang der treue Begleiter seines Trägers bei Tag und bei Nacht, in fröhlichen und trüben Stunden, in Regen und Sonnenschein ist. Um die Mitte des Körpers hält ihn ein Ledergürtel zusammen. Die Ärmel sind ungeheuer breit und ersetzen alle Taschen. Ihrem Äußern nach könnten diese wilden Gesellen jeder Räuberbande Ehre machen.

Es werden ferner in den athischen Klöstern der Freiheit keine besonderen Fesseln geschmiedet. Ein Gelübde des ewigen Gehorsams wird nicht abgelegt und der Mönch kann, wenn es ihm nicht gefällt, wieder seines Weges gehen. Viele bleiben einige Jahre auf Athos und kehren dann wieder in die Welt zurück. So teilte uns obenerwähnter Sekretär im serbischen Kloster Kilandar mit, daß er als Laie ins Kloster kam, um sich als Sekretär sein Brot zu verdienen. Er trug zwar den Mönchshabit, wußte aber gar nicht, wie lange er etwa noch bleiben werde. Ja es ziehen sich manche weltmüde Seelen auf einige Zeit nach dem Athos zurück, um sich dort zu erholen, gehen aber dann wieder in die Welt, Wir erfuhren, daß sich sogar griechische Räuberbanden manchmal nach dem Athos flüchten, dort in der Mönchskutte ausruhen, um dann neu gestärkt wieder zu ihrem löblichen Handwerk zurückzukehren! Hat doch die reiche Frau eines Bandenführers dem Kloster Ibiron eine reiche Stiftung von 50.000 Drachmen vermacht, zum Dank dafür, daß ihr Mann unbehindert mit seiner Bande dort landen und von da aus seine Streifzüge machen konnte!

V. Aszese auf dem Athos.

Obgleich gemischte Elemente in den heiligen Bezirk des Berges Athos kommen, so soll damit nicht gesagt sein, daß dort nicht doch eine große Strenge des Lebens und der Sitten herrsche. Dem schweren Opferleben der athischen Mönche, ihrem Fasten, ihrem ausdauernden Gebet hatte schon Papst Innozenz III. (1198—1216) in mehreren Briefen Bewunderung gezollt und heute ist es nicht anders geworden.

Es können die athischen Mönche auch heute noch sagen, daß ihr Ruhm nicht weltliches, profanes Gepränge und irdische Wissenschaft

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ist, sondern Selbstverleugnung, Entsagung, Fasten und Gebet. Der Athos rühmt sich der strengsten sittlichen Reinheit. So strenge wird jede Versuchung ferngehalten, daß auf dem ganzen Athos kein weibliches Wesen zu finden ist und daß nie ein Weib diesen heiligen Boden betreten darf. Dieses Verbot knüpft sich an eine Legende. Die griechische Kaiserin Plazidia soll das Kloster Vatopädi betreten haben; da wies sie die heilige Jungfrau in der Kirche des Klosters von einem Bilde herab, das jetzt hoch verehrt wird und uns gezeigt wurde, zurecht; sie habe hier nichts zu suchen, denn auf Athos sei sie, die Königin Himmels und der Erde, die einzige Herrscherin. Eine Engländerin wußte sich vor einigen Jahren in Männerkleidern auf den Berg Athos zu schmuggeln, sie wurde aber erkannt und mußte schleunigst den Rückweg antreten. Der türkische Kaimakan muß unverheiratet bleiben. — Das Verbot alles Weiblichen geht aber direkt ins Lächerliche, denn nicht bloß jedes Menschenweib ist vom Athos ausgeschlossen, sondern auch jedes weibliche Tier. So gibt es auf dem ganzen Athos keine Kuh, also auch keine Milch. In Jerissos, einem Flecken auf dem nahen Festland, wird Schafmilch kondensiert und auf den Athos geliefert. Kondensierte Milch wird übrigens in bedeutenden Mengen auch von der Schweiz importiert, wie uns P. Saba in Kilandar erzählte. Wir hatten einige Male Gelegenheit, diese Milch zu kosten. Auf dem Athos gibt es auch keine Katzen, keine Hündinnen ꝛc.

Es legen allerdings die Mönche kein eigentliches Gelübde der ewigen Keuschheit ab, wenigstens die Mehrzahl derselben nicht. Und manche von ihnen verlassen den Athos erst nach Jahren und kehren mit ihren Söhnen zurück, die dann auch Mönche werden. Auch huldigen jene Mönche, welche die weitentlegenen Besitzungen der athischen Klöster in Bessarabien, in der Walachei usw. verwalten, einer freieren Auffassung und gründen Familien. Es sind wohl Gerüchte verbreitet, daß manchmal auch auf den Athos Frauen eingeschmuggelt werden. Solche Einzelfälle ändern nichts an der allgemeinen Tatsache einer sittenreinen Lebensweise auf dem Berge selbst.

Ein anderes Element der athischen Aszese ist das strenge Fasten. Brot, Vegetabilien, Oliven, Fische, Gurken, Käse, Honig, Knoblauch bilden die Hauptnahrung auf Athos. Meistens sind die Speisen sehr gewürzt und gesalzen. Die athischen Mönche sind der größten Zahl nach Vegetarianer; nur in wenigen Klöstern wird auch Fleisch genossen. Die Zubereitung der Speisen sagt einem westeuropäischen Magen nicht recht zu. Es werden oft rohe Oliven, Gurken und Knoblauch zum Brot gegessen, wie das bei den meisten südlichen Völkern der Fall ist; überhaupt wird viel rohe Kost genossen. Vielfach sind in den Einsiedeleien und in den idiorrhythmischen Klöstern die Mönche zu faul, um sich etwas Ordentliches zu kochen. Trotz dieser ohnedies so frugalen Kost legen sich die Mönche des Berges Athos noch ein außerordentlich strenges Fasten auf. Die orientalische Kirche hat überhaupt von jeher ein strengeres Fastengebot als die abendländische. In der orientalischen Kirche beginnt die österliche Fastenzeit schon acht Wochen vor

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ostern, ferner gibt es auch sonst während des Jahres längere Fastenzeiten, so vor dem Feste der Apostelfürsten Peter und Paul, vor Mariä Himmelfahrt, ebenso vor Mariä Geburt; als Vorbereitung auf das Weihnachtsfest gilt die Fastenzeit vom 15. November bis zum 24. Dezember. Auf dem Berge Athos werden außerdem noch zahllose Fasttage als Vigilien verschiedener Heiligenfeste eingeschaltet, so daß die Zahl jener Tage im Jahre, die hinsichtlich der Speisen keine Beschränkung haben, nur 4 bis 5 Monate ergeben soll.

Die aufgezählten Fastenzeiten werden eingeteilt in strengere und mildere Fastenzeiten. Im allgemeinen ist in der morgenländischen Kirche während aller dieser Fastenzeiten der Genuß von Fleischspeisen verboten. In der strengen Fastenzeit, als die besonders die Zeit von Septuagesima bis zum Osterfest gilt, ist außerdem der Genuß von Fischen, Milch, Käse, Butter, Wein und Öl verboten; eine überaus harte Bestimmung, da ja zum Beispiel auf Athos Fische und Öl einen Hauptbestandteil der Nahrung bilden. Eine solche Entsagung muß uns hohe Bewunderung abnötigen und die alten Anachoreten, wie Antonius, Hilarion, Pachomius, könnten in aller Ruhe auf dem Berge Athos ihr strenges Büßerleben fortsetzen.

Allerdings hängt dieses strenge Fasten mit der ganzen Lebensweise der Mönche zusammen. Es ist kein Leben der Mühe, der physischen Anstrengung, der Arbeit, der Sorgen, der rastlosen Tätigkeit, sondern ein Leben der eintönigsten Einförmigkeit, der Beschaulichkeit und des Gebetes. Athos ist der Ort der absoluten Ruhe und völligen Sorglosigkeit. Die athischen Mönche haben für niemand und nichts zu sorgen; den Boden bebauen sie nur insoweit, als sie ihm manche Früchte abzugewinnen trachten. Das Brot wird ihnen von den ferneliegenden Wirtschaften der Landgüter geliefert. Auch geistige Anstrengungen sind ihnen erspart, denn Schulen gibt es auf Athos nicht, also auch weder Schüler noch Lehrer. Selbstständige Fortbildung ist höchst vereinzelt, denn Gelehrsamkeit ist den athischen Mönchen ein Greuel. Industrielle Unternehmungen sind unbekannt. Seit Hunderten von Jahren ziehen auf dem Athos die Maulesel auf denselben Wegen und Stegen hin und her, die Bedürfnisse und Ansprüche haben sich nicht geändert. Wohl sind die Mönche in den Klöstern auch als Schneider, Schuster, Tischler, Schlosser tätig, da jedes Kloster der Hauptsache nach für alle seine Bedürfnisse selbst aufkommt. Doch wer bestimmt hier die Arbeitszeit? Wer drängt? Wer eilt? Wenn etwas auf dem Berge Athos in Überfluß vorhanden ist, so ist es die Zeit. Was heute nicht möglich ist, das kann morgen geschehen. Wird ja doch fast jeder Mönch auf dem Athos steinalt und weiß nicht recht, was er mit so viel Zeit anfangen soll.

Das einzige Ziel, die einzige Sorge dieser Mönche ist das Gebet, der gemeinschaftliche Gottesdienst, das gemeinsame Beten der Tagzeiten in der Kirche. Die Gebetszeit nimmt denn auch in der Tagesordnung der athischen Klöster sehr viel Zeit in Anspruch. Die Gebete sind ohne Rücksicht auf Tag und Nacht so verteilt, daß den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mönchen keine eigentliche zusammenhängende Zeit für andere Beschäftigungen bleibt. Im russischen Kloster Panteleimon wurden wir um 2 Uhr nachts aus unserer Nachtruhe geweckt durch das Läuten von unzähligen Glocken auf allen Gängen und Stiegen. Die frommen Mönche begaben sich in die Kirche, um ihre Liturgie zu feiern. Und als wir um 5 Uhr früh in die Kirche kamen, dauerte die Liturgie noch immer fort. In allen athischen Klöstern wird in früher Morgenstunde, mindestens um 4 Uhr, zum Gebet geläutet. Diese gemeinschaftlichen Übungen dauern bis 7 oder 8 Uhr. Nach dem Mittagessen liegt der ganze Berg von 12 bis 4 Uhr in tiefem Schlaf. Als wir um 3 Uhr nachmittags an der Pforte des Klosters Vatopädi Einlaß begehrten, ließ man uns eine Stunde warten. Vor 4 Uhr ist auf dem Athos niemand zu sprechen. Dann aber ziehen alle Mönche wieder in ihre Kirchen und Kapellen und verrichten dort unter Singen, Rezitieren, Räuchern ihre Tageszeiten. Diese dauern durchgängig mindestens bis 6 Uhr. Doch gilt das bisher Gesagte nur von den gewöhnlichen Tagen des Jahres. An großen Festen und in heiligen Zeiten dehnt sich der Gottesdienst bedeutend länger aus. Im Kloster Laura langten wir am 17. Juli 1907 abends an, und es wurde uns mitgeteilt, daß die Mönche seit 5 Uhr nachmittags in der Kirche versammelt seien, um das Fest des hl. Athanasius zu feiern. Als wir am nächsten Morgen um 7 Uhr früh in die Kirche kamen, waren die Mönche noch dort, psallierten, räucherten, sangen und beteten. Erst gegen 9 Uhr nahm die Feierlichkeit ein Ende, nachdem die Mönche 16 Stunden ununterbrochen in der Kirche gewesen waren.

Auf Athos herrscht also, wenn wir das Gesagte kurz zusammenfassen wollen, große Sittenreinheit und strenges Fasten und es wird dort außerordentlich viel gebetet. Keuschheit, Fasten und Gebet sind oft die Kennzeichen einer richtigen Aszese, wie sie auch von der katholischen Kirche gerade für den Stand der Vollkommenheit, für den Ordensstand, gefordert wird. Es fragt sich nur, ob die Aszese auf Athos in der Tat die wahre, richtige Aszese ist. Die wahre Aszese ist nicht zu identifizieren mit Beten, Fasten, Nachtwachen, mit dem Gelübde der ewigen Keuschheit oder mit irgendwelch anderer fleischlicher Abtötung, sondern die Aszese ist nichts anderes als das Streben nach christlicher Vollkommenheit in jedem Stande. Die Vollkommenheit aber ist möglichste Vereinigung mit Gott und diese hinwiederum supponiert die Liebe, und zwar jene Liebe, die etwas mehr tun will als nur das Allernotwendigste. Die Aszese kommt also zustande durch die Liebe der Übergebühr und sie ist in jedem Stande möglich. Nur jene Aszese, die uns in jedem Stande befähigt, die Berufspflichten aufs vollkommenste zu erfüllen, ist eine vernünftige und folglich auch wahre Aszese. Der göttliche Heiland war weder ein Anachoret noch ein Johannes, der sich nur von wildem Honig und Heuschrecken nährte, und doch war er sicher der vollkommenste Aszet. — Es ist daher bei aller Bewunderung, die man der athischen Aszese zollen kann, die Frage berechtigt: Ist es vernünftig, daß so viele physische Kräfte sich dem Nichtstun über-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lassen? Ist es zu entschuldigen, wenn auf dem Athos so viele Talente, so viel Energie, so viele Arbeitskräfte brach liegen? Wenn sich die Mönche von Athos darauf berufen, daß Gott beim letzten Gericht nicht fragen wird, was einer weiß, sondern wie er gelebt hat, so erinnern wir sie daran, daß die Heilige Schrift auch verbietet, auch nur ein einziges Talent zu vergraben, ohne damit „zu wuchern". Wieviele Talente mögen nun wohl auf Athos vergraben sein? Man kann also trotz aller Bewunderung die Aszese von Athos nicht gutheißen.

Athos ist eben ein Kind der orthodoxen Kirche und ein getreues Abbild derselben: überall, wo das Schisma herrscht, da ist Erstarrung, Stagnation, leere Form, Byzantinismus. Athos kennt keinen Fortschritt, kein Leben. Während die katholische Kirche sich allen Zonen, allen örtlichen und zeitlichen Verhältnissen wunderbar anpaßt, ist die griechische Kirche dort stehengeblieben, wo sie die katholische vor tausend Jahren gelassen hat. Sie ist konservativ im schlechtesten Sinne des Wortes, deshalb ist sie auch nicht fähig, die Mission Christi, die Welt zu erobern, zu erfüllen. Wieviele Missionäre müßte der Athos jährlich aussenden, würde in ihm katholisches Leben pulsieren! Den ganzen Orient müßte er geistig beleben und führen! Sind nicht von Athos aus einst die zwei Slawenapostel Cyrill und Method ausgezogen? Der Athos wäre in jeder Beziehung geeignet, eine geistige Hochburg des Glaubens gegen den Mohammedanismus zu sein, er müßte die Rolle des alten Athen, des päpstlichen Rom für den Orient spielen. Der Mönch Eugenius Bulgaris aus Korfu (1716—1806) versuchte dort eine höhere Schule zu gründen und sammelte 200 Schüler um sich, aber die ungelehrten Mönche fürchteten instinktmäßig die Überlegenheit der kommenden Generation, verdächtigten den Bulgaris falscher Lehren und der ökumenische Patriarch mußte die Schließung der Schule anordnen. Aus Freude darüber verwandelten die barbarischen Mönche die Schule in eine Ruine, die noch jetzt ein Warnungszeichen ist für solche, die „profane" Wissenschaft auf Athos einführen möchten.

Die Aszese allein, losgetrennt von der wahren Kirche und der wahren Lehre, gleicht dem Rebenzweig, der vom Rebstock gebrochen wird. Aber die Aszese wird nicht bloß unfruchtbar, sondern sie verliert sich auch in einem gefährlichen Mystizismus, wenn sie nicht auf klaren dogmatischen Prinzipien beruht. Wahre Aszese und dogmatische Gelehrsamkeit hängen zusammen und vertragen sich sehr gut.

Der heilige Thomas war nicht blos der größte Dogmatiker des Mittelalters, sondern ist auch einer der größten Mystiker aller Zeiten und die Confessiones des dogmatisch höchst gebildeten Augustinus sind auch der ewige Jungbrunnen aller Mystiker. Die dogmatische Ausbildung fehlt nun den athischen Mönchen und es ist erklärlich, wie sich besonders im 13. und 14. Jahrhundert der pseudomystische Hesychasmus bilden und ausbreiten konnte. Die große Einsamkeit, die stille Melancholie der Wälder, die Muße, die Sorglosigkeit, die langen mündlichen Gebete, das Fasten, — alles das förderte den Hang zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stiller Beschaulichkeit, zur Versenkung in das eigene Ich, wobei man in eine Art Verzückung verfiel, in der man Gott selbst zu schauen vorgab. Zu diesem Zwecke war eine gewisse Körperlage notwendig, die Augen mußten beständig in einer gewissen Richtung gesenkt sein. Wenn man diese Kunst lange geübt habe, dann erblicke man ein Licht, wobei man ungeahnte Wonnen empfinde, ähnlich wie es den drei Aposteln auf Tabor widerfuhr, die vom Lichtglanz umflossen auch himmlische Wonnen verkosteten und den Berg Tabor gar nicht verlassen wollten. Nicht durch philosophische Spekulationen wurde dieses Licht entdeckt, sondern durch Kontemplation. Dogmatik und Philosophie wußten nichts davon; der Mönch Gregor Palamos von Athos aber behauptete, er sehe jenes Licht und vermöge des Lichtes schaue er Gott. Denn dieses Licht gehe von Gott aus, sei also von ihm gewirkt und unerschaffen. Da nun diese Mönche behaupteten, es sei das Licht zwar nicht Gott selbst, aber doch ein Ausfluß von ihm und von ihm real verschieden, so entspann sich in der orientalischen Kirche eine heftige dogmatische Kontroverse über das Wesen Gottes und seine Wirkungsweisen, in welcher den Palamiten Ditheismus und Polytheismus vorgeworfen wurde, indem sie in Gott Wesen und Handlungsweise realiter trennten. Die Palamiten gewannen einen solchen Einfluß, daß auf mehreren Patriarchalsynoden — es wurden im Hesychastenstreit acht Synoden gehalten — das Taborlicht als unerschaffenes, natürliches Licht Gottes erklärt wurde (auf den Synoden 1341, 1347), daß ferner 1347 der Patriarch Kalekas von Konstantinopel abgesetzt und an seine Stelle der Palamit Buchiras gesetzt wurde, daß Palamas selbst als Erzbischof von Saloniki und 1350 wieder ein Athosmönch und strenger Palamit als Patriarch von Konstantinopel erwählt wurde. Ja es wußten die Phantasten von Athos auch den Kaiser Johannes Kantakuzenos für sich zu gewinnen: nach seiner Absetzung (1354) zog er sich als eifriger Anhänger des Palamos in ein athisches Kloster zurück. Der Athosmönch Prochorus wurde auf einer Synode (1368) exkommuniziert, da er es wagte, gegen den Hesychasmus aufzutreten, und Palamos wurde auf derselben Synode als Heiliger proklamiert.

In dieser ganzen Angelegenheit war die Kontemplation die Führerin für das Dogma und die Führung war eine irrige; denn auf diesem Wege sind die Griechen dazu gekommen, einen dogmatischen Irrtum auf Synoden festzustellen, weil sie die Aszese nicht auf klaren dogmatischen Grundsätzen aufbauten. (Vgl. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon, V. Bd., Hesychasten.)

Schließlich ist betreffs der Aszese zu bemerken, daß in der katholischen Kirche der Brennpunkt der wahren Aszese die heilige Eucharistie ist. Die Aszese als Vollkommenheit in jedem Stand, die den Menschen Gott näher bringen soll, baut sich insbesondere auf der Liebe auf. Die Liebe, die immer nach Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande strebt, findet besondere Befriedigung eben in der sakramentalen Vereinigung des Menschen mit Gott. Es spielt nun die Eucharistie in der morgenländischen Kirche und auch in dem Mönchsleben des Berges

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:01 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Athos nicht die gleiche Rolle wie in der abendländischen Kirche. Oftmaliger Empfang der heil. Kommunion der Laienbrüder und tägliche Meßliturgie aller Priester ist nicht bekannt. Es erregte unter den athischen Mönchen Anstoß, daß die Mönche des russischen Klosters Panteleimon jede Woche kommunizieren, und P. Saba vom Kloster Kilandar sagte uns, es herrsche diesbezüglich keine Norm. An den höheren Festen des Jahres empfange man die heilige Eucharistie; ihm genüge es, zu Ostern zu kommunizieren.

(Schluß im nächsten Heft.)

In der Heimat.

Von Lorenz Krapp.

Die alten Brunnen tönten schlafensmatt,
Als ich aufs neue kam zur Heimatstadt.
In blasser Nachtluft schimmerte der Dom,
Eintönig wogte hin der träge Strom;
Die weitgewölbten Brücken bäumten sich
Hoch überm Wasser dunkelfeierlich;
Die alten Giebel mit den grauen Ziegeln
Sah'n träumerisch sich in den Wogen spiegeln,
Und aus der Gärten winddurchrauschten Tiefen
War mir's, als ob vertraute Stimmen riefen:

„Nun kehrst du heim, von Leid umflort der Blick,
In kühler Brust versunknen Traum vom Glück.
Der Sehnsucht starke Flügel weit gespreitet,
Hast du den Flug nach fremdem Stern geweitet.
Durch Lebenswogen, die so dunkel grollen,
Ist deines Segels weiße Pracht geschwollen.
Auf fremden Bergen, unter fremden Sonnen
Hast du des Glücks und Schmerzes viel gewonnen.
Und doch: nach all dem Glanz und Flitterschein
Spürst du's in tiefster Brust: du bist allein . . ."

Und leise sprach ich: „Ja — ich bin allein.
Wo sind sie hin, der Freunde stolze Reih'n?
Der ist verschollen längst in fremdem Land,
Vor Windhoek liegt erschossen der im Sand.
Wo blieb das Glück, nach dem ich lang gestürmt?
Wo ist das Traumschloß, das ich mir getürmt?
Ach — Sonnenflug und stolze Wikingsfahrt,
Ihr seid vorüber, und mein Herz ward hart.
Und Sehnsucht quält mich tief und heiß nach Ruh':
Ach, gib sie mir, o meine Heimat du!"

Und leise Stimmen drangen durch die Nacht,
Wie aus dem Schoß der Dunkelheit erwacht:
„Du Glückserstürmer, dem die Seele schreit
Nach Friede und nach Kindeseinsamkeit,
Ich segne dich, der tief vom Leid versehrt
Zu meinem Herzen still zurückgekehrt!
Ich bin die Heimat, bin der Friede dein!
An meinem Herzen schlummre wieder ein!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die bildende Kunst Spaniens.

Von Peter Graf Vay.

(Schluß.)

VI. Der gotische Geschmack.

Daß all diese unvergleichlichen gotischen Bildhauerwerke Schöpfungen ausländischer Meister sind, ist mehr als wahrscheinlich, auch in dem Falle, wenn die Namen der betreffenden nicht auf die Nachwelt gekommen sind. Unter der langen Herrschaft der Mauren war der plastische Sinn der Nation wie ausgetilgt. Je geschicktere Zimmerleute und Ornamentiker die Kalifen ausgebildet hatten, um so weiter waren ihre Künstler in der Darstellung jeder Art von lebendem Wesen zurückgeblieben.

Gil de Siloe ist jener Name, der am häufigsten an unser Ohr schlägt, so oft irgend ein großzügiges Grabdenkmal unsere Aufmerksamkeit fesselt. Siloe können wir als den hervorragendsten Bildhauer des 15. Jahrhunderts bezeichnen. Er war zugleich der letzte wahrhafte Interpret des gotischen Geistes und ist wahrscheinlich aus dem Auslande nach der iberischen Halbinsel eingewandert, — ihn müssen wir als Spaniens ersten großen Bildhauer betrachten. Die Königsgräber im Kloster Miraflores sind nicht ausschließlich seine Schöpfungen, aber vielleicht die vollendetsten unter allen monumentalen Grabdenkmälern Spaniens. So originell die Auffassung ist, so sorgfältig ist auch die Ausführung. Der Sarkophag, besser gesagt der Katafalk, auf welchem der König und die Königin ausgestreckt ruhen, ist in mehrere Kanten gegliedert und der Grundriß bildet eigentlich eine Krone. In den einzelnen Feldern stehen ebensoviele allegorische Figuren. Dazwischen halten Löwen Wappenschilde. An den vier Hauptfronten aber sind die sitzenden Gestalten der vier Evangelisten angebracht.

Die Hauptfiguren, Juan II. und seine Gemahlin Isabella, sind meisterhaft ausgeführt. Trotz der streng hieratischen Auffassung, der vorgeschriebenen Bekleidung und der steifen Haltung der Hände verraten die beiden nebeneinander ruhenden Gestalten viel Innigkeit, und die unvergleichlich feine Ausführung, der verblüffende Reichtum der Details bilden einen würdigen Rahmen für das Meisterwerk.

Nicht minder anziehend ist ein zweites großartiges Grabdenkmal von Siloe, gleichfalls in Miraflores. Die jugendliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gestalt stellt den Infanten Alfonso in der Blüte der Jugend dar. Der in jungen Jahren verstorbene Thronerbe vergegenwärtigt, wie er da kniet in der malerischen Tracht der Zeit, dieses traurige Kapitel in der Geschichte der Nation.

VII. Das Zeitalter der Königin Isabella.

Die Königin Isabella, die eine der größten Herrscherinnen Spaniens war, hat außerdem noch einen klangvollen Namen als verständnisvolle Beschützerin der Künste hinterlassen. Ihr Kunstsinn war durchaus kein alltäglicher. Wirkliche Begabung erkannte sie rasch und beschäftigte sie gern. In den verschiedenen Gegenden ihres unglaublich weit ausgedehnten Reiches begegnen wir sehr zahlreichen Denkmälern, die nicht nur unter der Regierung der Königin errichtet worden sind, sondern auch den Ausdruck ihres persönlichen Interesses und Geschmackes zur Schau tragen.

Gil de Siloe, gerade so wie sein Sohn, der Architekt, gehörten unter jene Künstler, die in beständiger Fühlung mit dem Hofe standen. Aus Burgund, aus den Niederlanden, später aus Italien hatte die Königin selbst die Künstler berufen, mit denen sie dann die einzelnen Kunstwerke besprach; häufig sehen wir daher, daß sich ihr persönlicher Geschmack darin ausspricht.

Die Renaissance, jene die ganze zivilisierte Welt erschütternde neue Kunstrichtung, fand daher in Spanien einen besonders günstigen Boden vor. Der kunstsinnige Hof war durch die Entdeckung Amerikas in den Besitz unermeßlicher Schätze gelangt. Die Großen des Reiches wie die kleinen Leute erwarben viel. Spanien war damals das reichste Land der Erde.[1])

Der neue Stil errang nicht nur den Beifall des höfischen Geschmackes, er entsprach auch vollkommen den welterobernden Bestrebungen der Nation. Die klassischen Säulenreihen, hochgeschwungenen Wölbungen und stolzen Triumphbogen, die einst so würdige Herolde der Macht und Größe der römischen Kaiser gewesen waren, erstanden aufs neue, wurden nach dem Lande der stolzen Hidalgos verpflanzt und feierten unter der Regierung Kaiser Karls V. geradezu Triumphe.

Es ist leicht einzusehen, daß der große Herrscher und ebenso große Kunstfreund, der so häufig nach Italien kam, ein warmer Anhänger der dort blühenden Kunstrichtung wurde. Am Schauplatze ihrer Tätigkeit lernte er die unübertreffliche Geschicklichkeit der berühmten ligurischen, toskanischen und lombardischen Bildhauer und ihre momentalen Schöpfungen kennen und schätzen.

---

[1]) In der Hauptstadt von Majorca sind ein paar überaus interessante Schöpfungen aus spätgotischer Zeit an der Fassade der Casa Longa zu sehen. In der Kathedrale befinden sich mehrere erstklassige Grabdenkmäler. Eine andere selten besuchte Stadt ist Tarragona, deren frühe Denkmäler einen Besuch lohnen. Die auf dem Hochaltar der Kathedrale befindlichen Bildhauerwerke gehören zu den besten Schöpfungen der Zeit.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Daß er in seinem unermeßlichen Reiche, in dem die Sonne nicht unterging, Denkmäler und Plastiken in großer Zahl aufstellen ließ, ist selbstverständlich. Seinem Beispiele folgten die Großen des Reiches. Wenn schon nichts anderes, so ließen sie wenigstens Grabdenkmäler in Italien anfertigen, von wo die vollständig fertigen Werke unter Aufsicht einiger Arbeiter, nicht selten der Künstler selbst, an Ort und Stelle gelangten. In Sevilla sind es die Gräber der Ribera, in Toledo der Mendoza, in Santiago der Ayala, in Saragossa jene der Luna, die diese Annahme bekräftigen.

In den einstigen Königreichen des Nordens begegnen wir den meisten interessanten Denkmälern aus dieser Zeit in Aragonien. Catalonien war nicht weniger rührig, und das Museum zu Lerida enthält plastische Werke in großer Zahl. In der Kathedrale von Tarragona schmückt ein Meisterwerk von Padre Johan, einem der hervorragendsten Bildhauer seiner Zeit, den Hochaltar.

In Toledo und Sevilla, diesen zwei Brennpunkten der blühenden kirchlichen Kunst, treffen wir natürlich auf die zahlreichsten und interessantesten Denkmäler. Beide Dome an den erzbischöflichen Residenzen sind unerschöpfliche Fundgruben der Kunstgeschichte. Die Nachkommen der aus den Niederlanden eingewanderten Künstlergeneration, wie die Egas, Dancart, Gurmiel fanden reichliche Gelegenheit, ihre Begabung und mehr noch ihren Fleiß zu betätigen in der Herstellung der himmelhoch aufgetürmten, in zahllose Felder geteilten Retablos. Jorge und Rodrigo Aleman waren gleichfalls von Haus aus Vertreter der rheinländischen Schule. Alle diese Meister bildeten geradeso, wie sie es daheim gewohnt waren, stark idealisierte, im Sinne hergebrachter Normen gehaltene, schwerfällige Figuren. Die naive Auffassung der einzelnen biblischen Darstellungen wird noch gesteigert durch das lebhafte Kolorit und die reiche Vergoldung.

Pedro Millán ragt unter den andalusischen Bildhauern in erster Reihe hervor. Er war ein geborener Spanier, und wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß seine Eltern aus dem Auslande eingewandert sind, so hat dieser Künstler doch in seinen Werken schon die nationale Auffassung vollständig zum Ausdrucke gebracht.[1])

Unter den zahlreichen Schöpfungen von ihm, die sich erhalten haben, sind in erster Linie die meisterhaften Terrakotta-Statuen zu erwähnen, welche die beiden Portale des Domes zu Sevilla schmücken. In der reichen Tracht der Zeit legen sie Zeugnis ab von einer selten hohen künstlerischen Auffassung. Dasselbe läßt sich von den über dem Eingange von Santa Paola angebrachten, außerordent-

[1]) Der Name Millan bezeichnete ursprünglich den Ort der Abstammung geradeso wie bei Domenigo oder Miguel de Firenze und Nicoloso da Pisa. Die Mailänder Abstammung ist bei Pedro um so wahrscheinlicher, als seine Terrakotta-Figuren sehr stark an die lombardischen Statuten jener Zeit erinnern.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich reizenden Medaillons sagen, die Nicoloso da Pisa, der berühmte italienische Meister, in farbigem, glasiertem Ton gebrannt hat. In einer der leider finsteren Kapellen der Kathedrale ist eines der populärsten Werke Pedros zu sehen, Virgen del Pilar.

VIII. Das Erwachen der Renaissance.

Alle diese plastischen Schöpfungen spiegeln in ihrer Auffassung und ihrem Wesen die einstigen gotischen Ideen und Ideale wieder, aber die Ausführung und die Form folgt schon der neuen Richtung und bringt die an der Schwelle der spanischen Kunstgeschichte stehende große Umwälzung, die Neugeburt der klassischen Formen, klar zum Ausdruck. Die in den Kirchen von Burgos, Toledo, Salamanca, Saragossa, Barcelona, Avila, Sevilla, Granada, Marcena, Osuna, Ubida, Baeza, Valladolid, Tarragona, Palencia, Utsera, Valencia und Leon bis auf den heutigen Tag erhaltenen Familiendenkmäler und kirchlichen Plastiken atmen alle diesen frischen Zug.

So zahlreich die großzügigen Denkmäler sein mögen, immer ist ihre erste Aufgabe, Ehre und Ruhm des Verstorbenen zu verkünden. Die in mehrere Stockwerke abgeteilten turmhohen Grabdenkmäler der Medinaceli im ehemaligen Karthäuser-Kloster zu Triana zeigen am besten, wie hoch sich der Luxus verstieg, den die Granden Spaniens beim Baue ihrer Familien-Mausoleen entwickelten.

Zum Glücke aber waren die Granden nicht nur stolz, sondern auch geschmackvoll. Wie unmittelbar der Geschmack des Bestellers zur Geltung kam, können wir am besten aus der bis auf den heutigen Tag erhaltenen Korrespondenz der Ribera mit den italienischen Marmorari ersehen. So hat der ruhmvolle Markgraf von Tarifa, in dessen Palast sich Sevillas Schriftsteller- und Künstlerwelt wie in einem zweiten Heim zusammenfand, beim Baue der heute noch aufragenden Casa de Pilatos das schöne Marmorportal, den prachtvollen Springbrunnen, den Dekor der großen Patio selbst entworfen, und all das wurde in Carrara ausgeführt, und zwar, wie er sich streng ausbedungen hatte, aus schneeweißem Marmor.

Cervantes, der unsterbliche Verfasser des Don Quichote, war selbst ein häufiger Gast im Hause der Ribera und entwirft unter anderem ein lebenstreues Bild des hochkultivierten Mäzens der spanischen Renaissance. — Ein solcher Dilettant von hochentwickeltem künstlerischen Geschmack war höchstwahrscheinlich auch Fernando Colombo, der natürliche Sohn des Entdeckers von Amerika. Er war es, der die bis auf den heutigen Tag einzig dastehende, unter dem Namen Colombina bekannte Bibliothek gesammelt hat. Den plastischen Schmuck seines Palastes hat auch er in Genua bestellt.

Unter den italienischen Kunstschulen verdienen in erster Linie die aus der Lombardei stammenden Magistri Lapidarum oder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Magistri Marmorum Erwähnung, die Jahrhunderte hindurch ihre Kunstfertigkeit vom Vater auf den Sohn vererbt, alle größeren Städte besucht und daselbst allerlei Denkmäler ihres unermüdlichen Fleißes hinterlassen haben. Von Mailand bis Neapel hinunter ist kein bemerkenswerterer Ort, an dem wir nicht ihren Spuren begegnen, sogar die berühmtesten Grabdenkmäler des ganzen Landes, die unvergleichlich schönen Scaliger-Gräber, sind gleichfalls das Werk solcher Marmorari.

Die Werke der Familien Gazini und Aprile sind die hervorragendsten unter denen der Lombardischen Magister, welche für Spanien arbeiteten.

Pace Gazini hat das heute in die Sevillaer Universitätskirche übertragene Grabmal des Catilina de Ribera entworfen, und ein Werk von Antonio de Aprile ist das nicht weniger großartige Monumento Ruiz, welches den einzigen plastischen Schmuck der Kathedrale von Toledo bildet.

X. Die Werke ausländischer Meister.

Alle diese Werke sind jedoch, wie wir gesehen haben, Schöpfungen fremder Meister, im Auslande zustande gekommen. Der prächtige Sarkophag von Ferdinand und Isabella, der in der Capilla Real von Granada steht, geradeso wie das Denkmal des früh verstorbenen Infanten Don Juan in Avilla sind Werke des Domenico Fancelli, der zweifellos einer der begabtesten Jünger jener zahlreichen Künstlergilde war, unter deren Mitgliedern wir den Tamagnini, Amadei, Mantegazza, Briosco und so manchen anderen weniger bedeutenden Steinbildhauer des Quatro- und des Cinquecento begegnen.

Der erste bedeutende Bildhauer der Renaissance in diesem Erdenwinkel war Bartolomé Ordonez. Wir können ihn zugleich als das auf dem höchsten künstlerischen Niveau der Nation stehende plastische Talent betrachten. Woher seine Familie stammte, ist bis heute unbekannt. Ob er von eingeborenen Spaniern stammt oder der Abkömmling von Einwanderern ist, konnte ebensowenig mit Sicherheit ermittelt werden. Nur so viel wissen wir, daß er seine Jugend in Burgos verlebte und mit der aus den Niederlanden stammenden berühmten Familie Siloe in freundschaftlichen Beziehungen stand; Carl Justi, der auf diesem Gebiete als Autorität gilt, ist sogar der Ansicht, daß die beiden Bildhauer wahrscheinlich in dieser Zeit auch gemeinsam gearbeitet haben.

Welcher Abstammung immer Ordonez aber auch gewesen sein mag, Tatsache ist, daß er den größten Teil seines Lebens in Oberitalien zugebracht hat und als ein mit Aufträgen überhäufter und gefeierter Bildhauer in Carrara gestorben ist. Zweifellos wäre es wichtiger, feststellen zu können, wann der Meister zum ersten Male an den Fuß der Apenninen gezogen ist. Wie nahe seine ganze Richtung, seine Auffassung, seine ganze Kunst den Schülern des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Michelangelo oder des Sansovino steht, springt beim ersten Blick in die Augen.[1])

Bis auf die jüngste Zeit hat man — vielleicht gerade wegen der nahen Verwandtschaft mit den italienischen Künstlern — von den meisten Werken nicht feststellen können, wer sie geschaffen hat und sie sogar in vielen Fällen anderen zugeschrieben.

Vor ein paar Jahren geglückte Funde, in erster Linie die Bestimmungen seines Testamentes, werfen erst ein helleres Licht auf Ordonez' Tätigkeit. Wir können auf diese Weise als seine Werke in Anspruch nehmen die unvergleichlich schönen Fonseca-Gräber und das so häufig dem Aprile zugeschriebene Denkmal Philipp des Schönen und seiner Gemahlin Johanna in Granada, das in seinen Proportionen und im Hinblick auf seinen reichen Schmuck den oben erwähnten marmornen Katafalk ihrer gleichfalls dort ruhenden Eltern Ferdinand und Isabella noch übertrifft.

Den interessantesten Werken des Ordonez begegnen wir jedoch in Barcelona. Der Meister ist ja, wie wir wissen, nicht nur öfter in die betriebsame Hafenstadt gekommen, sondern hat sich auch, vom Kapitel hinberufen, längere Zeit dort aufgehalten. Die prachtvollen Reliefs, welche den Trascoro der Kathedrale schmücken, rühren von seiner Hand her. Gleichzeitig hat er den alten Chor mit reichem plastischen Schmuck versehen.

Die Marmor-Reliefs, welche Szenen aus dem Leben der heiligen Eulalia, der Schutzpatronin von Barcelona, darstellen, erheben sich sowohl durch die Kraft der dramatischen Komposition wie durch die hohe ästhetische Stufe der Auffassung zu einem der vollendetsten und künstlerisch wertvollsten Bildhauerwerke Spaniens. Besseres, Schöneres als sie hat dieses hervorragende Talent nicht geschaffen, das die Vollendung keines einzigen seiner Meisterwerke erlebt, den größten Teil seiner Schöpfungen teils als Fragment, teils nur als Entwurf der Nachwelt hinterlassen hat und gestorben ist, bevor es zur vollen Geltung gelangt war und die Früchte hätte pflücken können.

X. Der Plateresque-Stil.

Diego de Riaño, Martin Gainza und Alonso Berruguete sind drei Namen, welche mit der späteren Renaissance-Plastik Spaniens aufs engste verknüpft sind. Alle drei sind typische Vertreter jener überladenen, blumigen Richtung, welche eine besondere Eigenheit der Nation darstellt, und zugleich hochgefeierte Vertreter des sogenannten Plateresque-Stiles, und überdies seine volkstümlichen Verbreiter.

---

[1]) Buonarottis gewaltige Begabung war natürlich von großem Einfluß auf seine Zeitgenossen, aber man darf ihm nicht die ausschließliche Begründung der neuen Richtung zuschreiben. Michelangelo war zwar der feinste Interpret des Geistes seines Zeitalters, aber nicht sein Schöpfer.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Riaño, der zugleich Architekt war, können wir als den Ausgangspunkt der neuen Richtung betrachten. Er war einer der ersten, welche die Fassaden der Gebäude gleichzeitig als einen Hintergrund betrachteten, auf welchem sie die Gebilde ihrer üppigen Phantasie anbringen konnten.

Das Rathaus von Sevilla und die Capilla major sind imstande, eine Vorstellung von dem prunkvollen, plastischen Schmuck zu geben, der damals aufkam. Bald stellte man ganze Figuren, bald nur Büsten und Köpfe auf die reich ausgemeißelten Postamente und in die fein gewölbten Nischen.

Die Blätter und Muscheln der Säulenkapitäle, die Friese und Gesimse waren in gleicher Weise mit Reliefs verziert. Die einzelnen Tympanons dienten zur Anbringung ganzer szenischer Darstellungen. Über den Türen und Fenstern bilden Cherub-Gestalten, Masken, Girlanden ein blendendes Gewirre, aber die Anbringung ist so ingeniös, die Auffassung so geistvoll, die Ausführung so fein, daß der Eindruck durchaus nicht überladen ist und jedes Detail sich in voller Harmonie dem Ganzen unterordnet.

Die spanischen Bildhauer waren geradezu Meister in einer gewissen Licht- und Schattenwirkung. Geschicktere Steinmetze aber hätte man nirgends finden können als auf der Pyrenäischen Halbinsel, wo in erster Linie die vielleicht gerade von Arabern abstammenden Mundejár-Handwerker zu Hause waren, die offenbar von ihren Vorfahren die besondere Handfertigkeit geerbt hatten.

Martin Gainza, der Riaño überlebte und erst 1556 gestorben ist, vollendete die meisten seiner in der halben Ausführung steckengebliebenen Werke und nahm seinen Platz beim Bau der Kathedrale ein. Sein Meisterwerk ist die die Apsis des Domes bildende Capilla Real, welche zugleich den Zenitpunkt des Plateresque-Stiles bezeichnet. Sie war nicht nur das großartigste Werk Gainzas, sondern auch seine letzte Schöpfung. Sowohl den Bau wie die zum Teil erst entworfene plastische Arbeit haben dann Hernan Ruiz und Juan de Maeda, zwei andere begabte Künstler, vollendet.

Alonso Berruguete, der am Ausgang des XV. Jahrhunderts geboren ist und 1561 starb, ist der Repräsentant der Spätrenaissance, der dramatischen Wirkungen und gleichzeitig des grotesken Geschmackes. Lange Zeit lebte und wirkte er in Italien. Durchdrungen vom Geiste Michelangelos, war er bestrebt, die Richtung des gewaltigen Meisters zu verfolgen. Sein Ehrgeiz kannte kaum eine Grenze, häufig verstieg er sich ins Maßlose, und seine gesuchten Schöpfungen sind vom ästhetischen Standpunkte durchaus nicht immer einwandfrei.

In Toledo, in Valladolid, in Murcia und in seiner Geburtsstadt Paredes de Navas finden wir seine hervorragenden Werke, und zwar immer durch dieselben ins Auge fallenden Züge charakterisiert. Die Statuen, welche den Chor der Kathedrale von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Toledo schmücken, oder die Statuenreihe in Valladolid sind in gleicher Weise hervorragend und bekunden in vielen Beziehungen eine urwüchsige Gestaltungskraft.

XI. Wandernde Künstler.

Als den bahnbrechenden Bildhauer des spanischen Cinquecento müssen wir indessen den aus Burgund stammenden Vigarni betrachten. Unter dem Namen Felipe de Borgona treffen wir an mehreren Orten des Landes auf die Spuren seiner Tätigkeit. In der Kathedrale von Burgos, diesem unvergleichlichen Schatzkästlein alter Bildhauerkunst der Halbinsel, finden wir seine anziehendsten und noch aus der Übergangszeit stammenden, treuherzigen und ergreifenden, manchmal sogar noch naiven Schöpfungen.

Wenn der aus Frankreich stammende De Borgona das Glanzzeitalter der spanischen Bildhauerkunst eingeleitet hat, so hat es der italienische Meister Pietro Torrigiani abgeschlossen. Dieser Umstand legt schon an und für sich Zeugnis ab für die oft ausgesprochene Beobachtung, daß die bahnbrechenden und die meisten hervorragenden Meister der spanischen Kunst aus dem Auslande stammten und daß die Söhne des Volkes im Grunde genommen wenig Begabung für die bildende Kunst hatten.

Pietro Torrigiani kann man, obwohl er einen großen Teil seines Lebens in Spanien zugebracht hat und auch dort gestorben ist, beim besten Willen nicht als einen nationalen Künstler betrachten. Wenn in kunstgeschichtlichen Werken dennoch häufig im Bereiche der spanischen Kapitel von ihm die Rede ist, so liegt der Grund vielleicht darin, daß er während seines Aufenthaltes in Sevilla Estofado-Statuen in Holz geschnitzt oder in Ton modelliert hat. Anderseits darf man aber nicht außer acht lassen, daß er geradeso, wie er in Spanien eine den lokalen Verhältnissen entsprechende Tätigkeit entfaltet hat, in England wieder den Geschmack der Tudors zum Ausdruck gebracht hat in dem heute noch in der Westminster-Abtei stehenden Grabmal Heinrichs VII. und dessen Gemahlin sowie in dem entzückenden Denkmal der Gräfin von Richmond.

In ähnlicher Weise kamen aus Italien und fanden in Philipp II. einen hochherzigen Mäzen die beiden Leoni, Vater und Sohn, Leone Leoni und Pompeo Leoni, die in erster Linie beim Bau des Eskorial Gelegenheit fanden, ihre künstlerische Tätigkeit zu entfalten, während Algardi in Aranjuez arbeitete. Der dritte italienische Meister dieser Gruppe, der schon eine spätere Epoche und einen späteren Geschmack vertritt, Pietro Facca, ist der Schöpfer der großen Königsdenkmäler in Madrid. In allem und jedem aber stimmen sie darin überein, daß sie in erster Reihe auf dekorative Wirkungen ausgehen.

Obwohl das Kunstleben in der unmittelbaren Nähe des Hofes am raschesten emporblühte, haben doch die Schulen des flachen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Landes manches bedeutende Talent hervorgebracht. Castilien ist vor allem auf seinen Gaspar Becerra stolz. Wie alle Künstler seines Zeitalters steht auch er vollständig unter dem Einflusse des gewaltigen Genius Michelangelos, was mit um so größerer Unmittelbarkeit in seinen Werken zum Ausdrucke kommt, als er selbst in Rom gelernt hat. Das am häufigsten genannte Werk seiner Hand ist der heute noch in Ostonga erhaltene Retablo. Obwohl auch hier, wie in einzelnen anderen seiner Werke, der kirchliche Geist die Vorliebe für die klassische Form vollständig in den Hintergrund drängt und die mythologische Auffassung hinter einer übertriebenen Effekthascherei verschwindet.

Diego Guillen, Gamiz de Miranda, Pedro Arbulo Marguvete sind begabte und vor allem fleißige Altar- und Retabloschnitzer. Wenn ihre Kunst sich auch nicht in höhere Regionen aufschwingt, so können wir ihnen doch Erfindungsreichtum und sogar eine gewisse Kraft nicht absprechen. Aber alle diese Männer haben unter so streng vorgeschriebenen Formen gearbeitet und so wenig Gelegenheit gefunden, eine selbständige Auffassung zum Ausdruck zu bringen, daß es ungemein schwer ist, den wirklichen Wert ihres Talentes zu bestimmen.

Der aus Valencia stammende Damian Forment ist einer der hervorragendsten unter den Meistern des flachen Landes. Er ist im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kind des stürmischen Zeitalters der Renaissance. Ein kraftstrotzendes Talent und eine gewalttätige Natur. Er liebt den Kampf im Leben wie in der Kunst. Seine beiden Hauptwerke sind in Saragoza und in Huesca zu sehen — das eine wie das andere ein Retablo aus Alabaster. Beide sind mit einem die neue Richtung fast schon überflügelnden Realismus in Stein gemeißelt. Die feine Empfindung des Künstlers kommt nur hin und wieder in dem einen oder anderen intimen Detail zum Durchbruch.

XII. Die Retablos.

Diesen Zeitraum, von der Mitte des 16. bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts, können wir als die höchste Blüte der spanischen Bildhauerkunst betrachten. Die ungeheuren Retablos, welche die volle Höhe der Kathedralen einnahmen und, in mehrere Stockwerke abgeteilt, mit zahllosen Statuen und Reliefs übersät waren, wurden damals in allen Teilen des Landes mit unermüdlichem Fleiße hergestellt. Unter den Tausenden solcher Retablos treffen wir neben vielen plumpen unzweifelhaft auch zahlreiche wirklich künstlerische Schöpfungen. Allerdings müssen sich fremde Augen erst an die eigenartige Auffassung und noch mehr an die reiche Bemalung gewöhnen. Es gibt keine solchen Altar-Rückwände, bei denen nicht die malerische und Farbenwirkung der plastischen Formen mehr als die künstlerische Vollendung angestrebt wäre. Und kein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wort könnte die Arbeiten dieser Richtung besser bezeichnen als der Ausdruck: Bildschnitzerei.

Unter diesen Bildschnitzern dürfen wir Miguel de Ancheta, Pedro Gonzalez de San Pedro und Ambrosio de Vengolchea nennen. Die beiden letzteren haben den Hochaltar in Cuscante geschnitzt, während das Meisterwerk des erstgenannten Künstlers der blendend reiche und mit ganzen Gruppen, einzelnen Figuren und Reliefs überladene Retablo ist.

Parallel mit diesen monumentalen Schöpfungen und zu gleicher Zeit modellierten sie hundert und aberhundert winzige Miniaturstatuetten — mit derselben Sorgfalt ihnen vielleicht noch einen größeren Kunstwert gebend. Zugleich mit den turmhohen Retablos verbreiteten sich und kamen in die Mode die bronzenen oder in noch häufigeren Fällen silbernen Kustodien, deren Entwurf, Ausschmückung und Ausführung manchmal selbst einem Werke des Benvenuto Ehre machen würde. Was für Italien die Cellini sind, das ist für Spanien die Familie Arphe. Diese aus Deutschland stammende Goldschmied-Familie arbeitete mehrere Generationen hindurch mit unermüdlichem Fleiße. Dort finden wir auch bis auf den heutigen Tag in den Schatzkammern der meisten Kathedralen neben den prachtvollen Kustodien die Evangelienhalter, Kanonrahmen und Kandelaber in ganzen Serien, die von ebenso ausgebildetem Kunstgeschmack wie feinem Stilempfinden Zeugnis ablegen. Dieses eigenartige Formgefühl ist es, welches auf den ersten Blick den spezifischen Nationalcharakter erkennen läßt. Denn mögen ihre Werke auch den allgemeinen internationalen Stilrichtungen unterworfen sein, mögen sie Schöpfungen des romanischen oder gotischen, des Renaissance- oder des Barockzeitalters und -geschmackes sein, so kommt doch sogar bei den unbedeutendsten Kunstwerken die nationale Auffassung, der nationale Geist zum Ausdruck.

XIII. Die Estofado-Schule.

Dieser ausschließlich nationale Charakter springt indes nirgends klarer in die Augen, als bei den sogenannten Estofado-Werken — durchaus in Holz geschnitzten oder in Ton modellierten polychromen Figuren. Auf außerordentlichen Realismus ist ihr Hauptaugenmerk gerichtet. Ihr Ziel ist nicht so sehr die Hervorrufung ästhetischer als dramatischer Wirkungen. Sie wollen weniger ergötzen, sondern vielmehr hinreißen.

Wer jemals in Spanien gewesen ist, der erinnert sich gewiß dieser lebenswahren Figuren. Man findet sie dort in den Nischen oder auf den Altären jeder Kirche aufgestellt. In großer Zahl sind sie auch in den bescheidensten Sakristeien aufgespeichert, und an Fasttagen, in erster Linie während der Karwoche, werden sie in langen Prozessionen durch die Straßen und Plätze der Städte ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tragen. Sie sind in den verschiedensten Größen und in den verschiedenartigsten Geschmacksrichtungen anzutreffen. In vielen Fällen sind es recht bescheidene Arbeiten, aber es finden sich auch wirkliche Meisterwerke darunter.

Ich verstehe, daß es für den Fremden ungemein schwer ist, diese bunt bemalten, häufig bekleideten, manchmal sogar mit natürlichen Haaren und Perücken versehenen monströsen Bábs zu unterscheiden. Noch viel schwieriger ist es, das wirklich Wertvolle vom Wertlosen zu sondern. Am allerschwersten ist es aber, das Wesentliche unter den vielen konventionellen Zügen herauszufinden, den ernsten künstlerischen Wert zu erfassen, ungeachtet des naiven Äußern, der Haare und der Perücken.

Francisco Zurcillo, Churriguera Roldan, Pedro de Mena und Martinez Montanés sind die Persönlichkeiten, die am häufigsten im Zusammenhange mit der Estofado-Schule genannt werden. Der Hervorragendste unter ihnen ist in jeder Beziehung Morales. Ist es ein Wunder, wenn wir ihn am häufigsten erwähnt finden? An seine Werke wird man am häufigsten erinnert. Wenn schon sonst nirgends, so haben die meisten Fremden sie bei der berühmten Osterprozession in Sevilla gesehen. Die gesamten Figuren der Passion führt uns der Künstler da in Lebensgröße vor: zahlreiche, den Schmerz ausdrückende, gebrochene Gestalten. Ungeachtet der übertrieben realistischen Ausführung bleibt der Idealismus der zugrunde liegenden Idee unberührt. Die manchmal geradezu verletzenden Einzelheiten können den tiefen religiösen Sinn des ganzen Werkes nicht beeinträchtigen. Wir verzeihen ihnen sogar die gläsernen Augen und kristallenen Tränen, so aufrichtig, so spanisch ist selbst dieses Pathos und sein geradezu theatralischer Ausdruck.

Wie ich aber schon oben erwähnt habe, ist es ungemein schwer, einen Vergleich zu ziehen unter diesen einander widersprechenden Zügen und die rein äußerlichen Ausdrucksformen von dem inneren Gehalt loszuschälen. Es ist klar, daß uns auf den ersten Blick nur ihre äußere Erscheinung gefangen nimmt. Das Auge sieht zunächst nur, was auffallend und sehr häufig sogar verletzend wirkt. Und erst später vermögen wir den unter all diesen Äußerlichkeiten verborgenen Wert zu beurteilen.

XIV. Der dramatische Charakter.

Die Hauptaufgabe der Estofado-Figuren war nicht so sehr, Empfindung auszudrücken, als vielmehr zur Empfindung anzuregen. Sie waren eben religiöse Werke. Alle wollten sie die Gestalten, Vorgänge und ergreifenden Situationen des Glaubenslebens verewigen. Sie wollten sogar Beispiele geben, symbolisieren, erheben und belehren. Die herzzerreißenden Leidensgestalten eines

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jeden solchen Paso[1]) ziehen als ebensoviele Kapitel aus der Heiligen Schrift vor den Augen des Volkes vorüber.

Wenn diese Gruppen, vom ästhetischen Standpunkt beurteilt, vielleicht übertrieben tragisch erscheinen, dürfen wir nicht vergessen, daß das in erster Linie in der Auffassung des Volkes und in seiner ganzen Weltanschauung begründet ist. Der trübe, melancholische Sinn des spanischen Volkes kommt eben nirgends auffallender zum Ausdruck als gerade in seinem Kultus und in seinen kirchlichen Kunstwerken. Als ob in erster Linie nur das auf die Einbildungskraft wirken würde, was traurig ist. Als ob die Seele das am kräftigsten aufrütteln würde, was sie betrübt.

Bei einer anderen Gelegenheit, als ich mich mit der süditalienischen und sizilianischen Kunst beschäftigte, habe ich diesen ungemein charakteristischen Zug näher auseinandergesetzt. Wo immer spanischer Einfluß zur Geltung gelangt ist, dort finden wir überall über den Künstlern den wunderbaren Nebelschleier der Melancholie schweben. Wenn beispielsweise in Umbrien oder in Toskana, in dieser Wiege der christlichen Kunst, in erster Linie die Geburt, die Freuden und Hoffnungen des religiösen Lebens die Gemüter erbauen und die unsterblichen Meister zahlreiche Nativitas, Bambinos und Transfigurationen schaffen, suchen sie auf dem Gebiete der spanischen Kunstauffassung, also in Neapel, Kalabrien, Sizilien, im Gegensatze dazu die Mater Dolorosa, die Kreuzigung oder die Grablegung in möglichst erschütternder Form darzustellen. Dort ist alles blühendes Leben, hier trauriger Tod. Dort kommt die Liebe, hier der Schmerz im religiösen Leben zum Ausdruck. Auch die Kunst ist dort heiter, hier aber melancholisch.

Unmittelbarer kann man menschlichen Schmerz nicht ausdrücken, als es bei Montanez geschieht. Die allerheiligste Jungfrau zu Sevilla oder die gebrochene Gestalt unseres Heilandes sind geradezu Meisterwerke, oder sagen wir lieber Versteinerungen des Schmerzes. Solche Werke vermag nur ein überragendes Talent hervorzubringen. Das harte Holz gibt unter der fabelhaft geschickten Handhabung des Meißels weiche Linien und Flächen wie Wachs, die mit naturgetreuen Farben emailartig bemalt werden, und das ist es, was auf den ersten Blick ins Auge fällt neben den großen inneren Qualitäten.

XV. Berühmte Schüler.

Unter den vielen Schülern und noch zahlreicheren Nachahmern gelang es keinem, den großen Meister zu überflügeln, kaum, ihm ein wenig näher zu gelangen. Hernandez, Delgado, Roldan gehören dazu. Die winzigen Statuettchen des letzteren sind ungemein reizend und mit viel Sorgfalt und Liebe ausgeführt. Alonso Cano, der gleichfalls zu seinen Schülern gehört, nimmt

[1]) Ereignis in der Leidensgeschichte des Herrn.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Vorrang ein. Architekt, Maler und Bildhauer, kam er selten dazu, Estofados zu bilden, wenn er sich aber einmal darauf warf, hat er hie und da mit Lust und Liebe unübertreffliche Gebilde hervorgezaubert, wie wir sie in der Kathedrale von Granada oder in seinem umsinkenden St. Nicolo zu Murcia sehen können.

Granada besitzt noch zwei berühmte Estofado-Bildhauer: Mora und Mena. Die Werke des letzteren sind nicht selten Alonso Cano selbst zugeschrieben worden. In bezug auf Innerlichkeit, Formgefühl und Feinheit steht er seinem Meister sehr nahe. Sein bekanntestes Werk ist die in der Sakristei der Kathedrale von Toledo aufbewahrte knieende Statue des heiligen Franziskus, von der zahllose Nachbildungen über die ganze Welt zerstreut sind.

Mit dem Namen Churrigueras ist die plastische Tätigkeit des ganzen 18. Jahrhunderts verknüpft. Churriguera und seine Schüler sind die Bahnbrecher und Verbreiter des spanischen Rokoko. Mit unermüdlicher Energie schritten sie ihrem aufgestellten Ziele zu. In unerschöpflichem Fleiße schnitzten, meißelten und malten sie. Es gab keine Kathedrale und keine Kapelle, in der sie nicht Spuren ihrer Tätigkeit hinterlassen hätten. Ich bin weit entfernt von jenen Kunstfreunden aus deutscher Schule, die von vornherein alles über Bord werfen, was das Barock- und Rokoko-Zeitalter geschaffen hat, und für welche die Kunst mit dem Ausgange der Renaissance zu existieren aufgehört hat. Ich verurteile Churriguera und seinen berühmten italienischen Zeitgenossen Bernini nur dann, wenn sie Kunstdenkmäler vorangehender Epochen demolieren, um ihre verschnörkelten und verschlungenen Schnitzereien und ihre faltenreichen, unruhigen Statuen an die Stelle zu setzen.

Francisco Zarcillo ist unter allen Rokoko-Bildhauern derjenige, der diese eigenartige Richtung am weitesten verfolgt hat. Seine allerdings unglaublich reiche Phantasie hat ihn zu den ärgsten Verstiegenheiten hingerissen. Trotz alledem aber kommt unter den vielen „Roccail" und neben der süßlichen „Chablon" auch dort unleugbare künstlerische Kraft und ein gewaltiges individuelles Temperament zum Durchbruch. Unter diesen gleichfalls zahllosen Arbeiten nimmt der ausgezeichnet erhaltene Hochaltar in der St.-Michaelkapelle zu Murcia unzweifelhaft die erste Stelle ein.

XVI. Der Neo-Klassizismus.

Die übertriebenen Auswüchse des Rokoko löste die ernste Richtung des Neoklassizismus ab, in Spanien ebensogut wie in den übrigen Teilen der Welt. Unter den Bildhauern ist auf diesem Gebiete José Alvarez der hervorragendste. In den offiziellen Denkmälern, bei der Lösung dieser traurigen künstlerischen Aufgaben, kommt seine Individualität nirgends zur Geltung. Dem-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

selben Zeitalter und derselben Geschmacksrichtung gehören die Bildhauer Antonio Sola, Manuel Alvarez und Ventura Rodriguez an, die alle die Promenaden von Madrid mit zahlreichen schönen Denkmälern geschmückt haben. Unter all diesen Bildhauerwerken ist das großzügigste der „Fuente de Cibeles", der sich auf dem Prado erhebt.

Die neuen und neuesten Bildhauer haben die klassizistische Richtung mit dem Realismus vertauscht. Die Zeitgenossen streben ausnahmslos äußerste Naturtreue an. Dies ihr Streben hat sie leider häufig auf Abwege geführt. Auf den Kunstausstellungen der letzten Jahre haben wir gar oft Veranlassung gehabt, mit tiefem Bedauern Verfehlungen gegen den guten Geschmack und direkte ästhetische Schnitzer festzustellen, die selbst Mariano Benlliure, der hervorragendste Vertreter der neuen Richtung, nicht immer vermieden hat.

Die jüngste, die aufstrebende Generation steht augenscheinlich unter dem Einflusse des Franzosen Rodin. Schade, daß das, was sie ihm ablauschen, in der Regel nur die Äußerlichkeiten und Extravaganzen des Meisters sind; mit einem Worte: das, was sie lernen, ist insgesamt nur die äußere Form, ohne daß sie sich den inneren künstlerischen Wert zu eigen machen könnten. Was sie erlauschen, ist in den meisten Fällen ausschließlich die eben geltende Mode.

Wie lange sich die heutige Richtung halten wird, ist sehr schwer vorauszusagen, noch schwerer festzustellen, inwieweit sie für die Entwicklung der spanischen Bildhauerkunst vorteilhaft sein wird. Daß ihr keine allzulange Lebensdauer beschieden sein wird, läßt sich allerdings heute schon annehmen. Schließlich ist aber die Mode, der Geschmack, mit einem Wort die Form, kurz alles, was äußerlich ist, in der Kunst geradeso wie im Leben fortwährenden Veränderungen unterworfen, es vergeht und entsteht aufs neue.

Der innere Wert, der künstlerische Sinn, der Geist des Kunstwerkes ist das, was unsterblich an ihm ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das älteste deutsche Götter- und Heldenbuch und dessen Spuren bei Tacitus.

Von **Dr. Richard v. Kralik.**

In meiner Schrift „Zur nordgermanischen Sagengeschichte" (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, herausgegeben von E. K. Blümml, Band IV, Wien, 1908), habe ich gezeigt, wie aus den nordischen Quellen ein großer altgermanischer Sagenkreis erhellt, der etwa in zwei Jahrhunderten, dem ersten vor Christus und dem ersten nach Christus, spielt und die Sagen von den Asen und Wanen, von Hading-Niord, vom Wanenkrieg, vom Mitothin, von Rigr und Dan, von Odins Auszug und Besiedlung des Nordens, von Gylfi, Gaut, Halfdan, Friedfrode, Rolf Krake, Gautrek, Fridthjof, Starkad, vom Auszug der Langobarden, von Balders Tod und Odins Verbannung in sich enthält. Ich habe auch darauf hingewiesen, daß im eigentlichen Deutschland durch die Völkerwanderung und deren Sagenkreis jene ältere Sagenschicht ganz zurückgedrängt wurde, daß aber doch auch hier Spuren davon noch nachzuweisen seien, besonders bei Tacitus. Das will ich nunmehr noch genauer untersuchen.

Zur Zeit, da Tacitus schrieb, war eben jener ältere Sagenkreis abgeschlossen. Nun ist es merkwürdig, daß Tacitus ihn auch tatsächlich, wenigstens teilweise, gekannt hat, sei es unmittelbar oder mittelbar. Er zitiert nämlich ein damals vorhandenes Sagengebäude zweimal, und zwar einmal, in der Germania (2. Kapitel), die Göttersage, ein andermal, in den Annalen (II, 88), die Heldensage. Dort sagt er, der Germanen einzige Art von geschichtlicher Überlieferung seien Lieder, Gesänge; und er entnimmt diesen Liedern einige Göttersagen. An der zweiten Stelle erwähnt er, daß er die Nachricht vom Tode des Arminius nicht in den Jahrbüchern der Griechen, sondern nur in den Liedern der Germanen gefunden habe, die noch jetzt gesungen würden. Zwei so deutlich ausgesprochene Zitationen legen den Versuch nahe, doch auch noch sonst nach Spuren jener Sagen zu suchen. Denn wenn Tacitus die Lieder der Germanen eingestandenerweise zweimal als Quellen benützt hat, so ist es gar nicht unmöglich, ja wahrscheinlich, daß er davon vollere Kenntnis hatte und sie auch sonst benützt haben wird.

Ich gehe daraufhin zuerst die Germania durch. In jenem zweiten Kapitel gibt Tacitus gleich einen ziemlich eingehenden Auszug aus einem dieser Lieder. Es ist eine Sage von den Götterahnen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus der Erde entstammt Tuisto (Tuisco), dieser hat einen Sohn, Mann, der wieder drei Söhne hat: Ingävo, Hermio, Istävo. Der erste wird der Stammherr der am Ozean Wohnenden, der zweite der der Mittleren, der dritte der der übrigen, also wohl der Südlichen. Das klingt ganz wie ein Eddalied, wie die Voluspa, oder wie das Lied von Rigr. In der Tat hat man auch die Sage der Edda vom Urriesen Ymr und dessen Söhnen schon mit dem Bericht des Tacitus vereinbaren wollen. Im Ingävo ist ohne Schwierigkeit ein eddischer Gott wiedererkannt worden: Ingve, der Beiname des Freyr. Aber mir ist es hier nur um die Lieder, nicht um die Deutung zu tun.

Im selben Kapitel erwähnt Tacitus noch ein zweites Lied mit etwas abweichendem Text; denn darin werden dem Mannus nicht drei, sondern sieben Söhne gegeben, nämlich außer den bereits erwähnten noch Marsus, Gambrivius, Suevus, Vandalius. Und diese vier werden auch als Stammväter von vier Völkerstämmen bezeichnet, die nach den Ahnen benannt sind. Tacitus versucht sogar durch eine Art Quellenkritik zwischen beiden Angaben zu vermitteln. Er sagt, die Verschiedenheit stamme aus einer Freiheit, wie sie das graue Altertum gibt; sie sei also schon in den alten Liedern begründet. Ob in der weiteren Angabe desselben Kapitels nicht etwa auch die Spuren eines dritten Liedes zu finden sind, will ich nicht ganz gewiß behaupten. Darnach hätte etwa ein Volk, das zuerst den Rhein überschritt und die Gallier bedrängte, nach einem göttlichen Ahnherrn Germanen geheißen. Dieser Name sei dann mit dem Glanz des Sieges auf alle deutschen Stämme übergegangen. Jener Völkerstamm aber sei darauf, vielleicht auch nach einem Gott oder Ahnen, „Tungrer" genannt worden.

Ganz gewiß benützt Tacitus im 3. Kapitel noch weitere Lieder aus jener ihm zur Verfügung gestandenen Liedermasse. Er erwähnt ein Lied, welches den „Hercules" als den ersten aller tapferen Männer preist. Es ist damit ein Hercules gemeint, der bei den Germanen war. Wie der germanische Name lautete, sagt Tacitus nicht; es bleibt ungewiß, ob der germanische Heros von ihm wegen eines ähnlichen Klanges oder wegen ähnlicher Charakterzüge Hercules genannt wird. Dieses Lied von Hercules wird von den Germanen vor der Schlacht angestimmt. Sie nennen diese Schlachtlieder (oder deren Vortrag) Barditi, barditus. Vielleicht liegt in diesem Namen, den man verschieden gedeutet hat, der eigentliche Name des deutschen Herkules. Dadurch, daß die Lieder ihn als den ersten unter vielen bezeichnen, ist sichergestellt, daß sie auch andere Heroen kennen.

Weniger sicher ist es, daß Tacitus die Kunde von Ulixes, dem Sohne des Laertes, aus den alten Liedern hat. Das kann auch gelehrte Kombination sein, die sich auf eine berühmte philologische Streitfrage über die Geographie der Odyssee gründet und auf angebliche Denkmäler, Inschriften, Grabhügel. Aber dennoch ist es nicht ganz abzuweisen, daß den Tacitus doch auch eine germanische Wandersage, wie die vom Auszug des Odin aus der Gegend des schwarzen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meeres, wie sie Snorri erzählt, zu dieser Gleichstellung vermocht habe. Der Zusammenhang spricht dafür.

Wenn Tacitus im 8. Kapitel die Überlieferung der Germanen erwähnt, Weiber hätten einigemale die Schlachtordnung wiederhergestellt und die Flucht, die Niederlage verhindert, so kann er nur ein Lied als Quelle haben. Denn er sagt es ja selbst, daß es sonst keine Art der historischen Überlieferung gab. Tacitus erwähnt bei dieser Gelegenheit die Veleda als historische Persönlichkeit und eine sonst unbekannte Aurinia (Aliruna?), die von den Germanen „vor alters" als Heilige, als Prophetin, fast als Göttin verehrt worden sei, gewiß wieder auf die Autorität deutscher Lieder hin. Und vielleicht sind beide Berichte miteinander zu verbinden. Vielleicht gab es ein Lied von Aurinia, wie sie gottbegeistert eine Schlacht wiederherstellt, etwa als Walküre, als Siegwählerin wie in der Edda.

Daß die Verehrung des „Merkurius", des „Herkules" und „Mars", der „Isis" nicht nur durch Opfer, sondern auch durch Lieder geschah, ist sehr wahrscheinlich, wenn Tacitus im 9. Kapitel auch nur der Opfer Erwähnung tut.

Jedenfalls geschah die Weissagung durchs Los, wie sie im 10. Kapitel beschrieben wird, in Liedern. Die Stabreime dürften ja davon herstammen. Sie waren immer dreifach, wie denn auch Tacitus ausdrücklich bemerkt, daß der Losende drei Lose, drei Runenstäbe aufnimmt und daraus die Deutung gibt. Wir können also wohl sicher schließen, daß die poetische Form der Poesie jener Zeit bereits der dreifache Stabreim war, der in die Langzeile eingelegt wurde.

Auf ein Hochzeitslied mag das zurückgehen, was im 18. Kapitel, besonders im letzten Drittel erinnert wird. Daß die eigentliche Schrift unbekannt ist und daher alle Überlieferung nur durch das Gedächtnis geschieht, bezeugt das 19. Kapitel. Daß beim Schwertertanz auch gesungen wurde, ist wahrscheinlich (Kap. 24), daß bei Bestattungen gesungen wurde, ist aus der späteren germanischen Sitte so gut wie gewiß. Hier war eben die rechte Gelegenheit, des Helden im Gesange zu gedenken (Kap. 27).

Wenn die Treverer und Nervier am linken Ufer des Rheins Ansprüche auf germanische Abstammung erhoben, so mochten sie das wohl nur auf Grund von Liedern tun. Das gleiche mag von den Ubiern gelten, damals Agrippinenser genannt. Wenn Tacitus sagt, daß sie sich ihrer germanischen Abstammung nicht schämten, so bedeutet das wohl, daß sie sich ihrer ausdrücklich, auf Sage und Geschichte, auf Lieder gestützt, gerühmt haben (Kap. 28).

Wenn sich die Bataver in ihren neuen Sitzen erinnerten, einst eine Völkerschaft der Chatten gewesen zu sein, durch Aufstand in der Heimat zur Auswanderung gezwungen, so wird man auch hier ein diese Wandersage behandelndes Lied voraussetzen müssen (Kap. 29).

Unzweifelhaft eine alte Heldensage, gleich dem Untergange der Burgunden, der Nibelungen, hallt uns noch nach aus den Worten, mit denen Tacitus im 33. Kapitel den Untergang der Brukterer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erzählt, als Folge ihres Hochmuts, womit sie sich selbst wie im Spiele, wie etwa in der Bravallaschlacht die nordischen Helden, gegenseitig vernichtet haben. Daß übrigens die Brukterer zur Zeit des Tacitus doch nicht ganz verschwunden waren, daß der jüngere Plinius noch einen König der Brukterer kennt, würde nur um so mehr für das Sagenhafte der Überlieferung sprechen. Gab es doch auch noch Burgunden nach dem Untergang der Nibelungen. Auch aus dem Umstand, daß die Brukterin Veleda als Prophetin am Aufstand der Bataver teilnahm, läßt sich nicht sicher schließen, daß der sogenannte Untergang der Brukterer erst nach dem Bataveraufstand stattfand.

Im 34. Kapitel wird erzählt, daß bereits Drusus Germanicus die Wahrheit der Überlieferung erforschen wollte, ob wirklich Hercules dort war und ob seine Säulen dort stehen, wie eine verbreitete Sage berichtete. Also waren schon damals jene Lieder bekannt. Damit gewinnt die Erwähnung des Ulixes im 3. Kapitel auch mehr Wert und wird durch das philologische Beiwerk weniger diskreditiert.

Wenn die ehemals so tapferen Cherusker nun träges Volk und Narren heißen, wie Tacitus im 36. Kapitel meldet, so mag das auch auf Spottliedern beruhen, von denen er gehört hat. Und es gab wohl auch ein Lied vom „Sturze der Cherusker".

Auf einem sehr wichtigen Lied muß die Nachricht im 39. Kapitel über die Semnonen beruhen. Sie hielten sich für die ältesten und edelsten der Sueven, offenbar auf Grund einer in Liedern festgelegten heiligen Tradition. Diese haftete an dem heiligen Wald, der als der Ausgang aller Stammesanfänge und als der Sitz der alles beherrschenden Gottheit galt. Dort war offenbar die Schöpfungssage, die Ursprungssage lokalisiert, jene Sage vielleicht von Tuisto und Mannus. Der Wald war gewissermaßen das germanische Paradies. Offenbar hängt es damit zusammen, wenn im 40. Kapitel von den übrigen kleineren schwäbischen Völkerschaften bemerkt wird, daß sie alle gemeinschaftlich die Mutter Erde, die Göttin Nerthus verehren, von ihrem Einschreiten in menschlichen Angelegenheiten zu sagen wissen und sie durch Prozessionen auf geweihtem Wagen wie auch im See des heiligen Haines auf der Insel im Ozean (Rügen?) verehren. Auch da wird man an Tuisto, den Sohn der „Erde", denken müssen.

Auch bei den Naharvalern erwähnt Tacitus im 43. Kapitel einen alten Kult, also wohl einen Kult, der auf alten sagenhaften Überlieferungen in Liedform beruhte. Götterbrüder, die Alken, wurden da verehrt, die den Römer an die Dioskuren erinnerten. Mit Recht setzt man dafür eine reiche epische Überlieferung voraus.

Jenseits der Suionen kennt Tacitus ein sagenumflossenes Nordland, wo die nordische Sonne verehrt wird (Kap. 45). Die Aestier an der Ostsee verehren die Mutter der Götter.

Soweit die Germania. Bevor ich, auf dem einen Zitat über des Arminius Tod fußend, nach andern Spuren von Liedern in den Annalen und Historien des Tacitus und in den Berichten über frühere germanische Geschichten suche, ziehe ich noch die Stelle aus den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Annalen 13, 57 hervor, die zur Germania hinzuzuziehen ist und auch wie ein Nachhall aus einem eddischen Lied klingt. Die Hermunduren und Chatten kämpfen da im Jahr 59 n. Chr. um einen salzhältigen Fluß an ihrer Grenze. Jene Stätte galt nach angestammtem Glauben als dem Himmel vorzüglich nahe; das Gebet der Sterblichen würde von den Göttern nirgends so aus der Nähe vernommen. Deshalb lasse die Huld der Gottheiten in jenem Fluß, in jenen Wäldern das Salz entstehen, und zwar erwachse es aus den entgegengesetzten Elementen, aus Feuer und Wasser, indem das Wasser über brennende Baumstämme gegossen wird. Die Chatten hatten damals die Feinde dem Mars und Merkur zum Opfer geweiht, wurden aber selber besiegt. — All das erinnert auffallend an die Schöpfungslieder der Edda, an die Entstehung der Welt aus Eis und Feuer, und es fällt daraus ein Licht auf die Voluspa und die andern eddischen Berichte über die Weltschöpfung. Das Salz galt offenbar als das zuerst Entstandene. Es war die einzige Nahrung der Weltkuh Audumla, die selber aus dem geschmolzenen Salzeis entstand. Diese eddischen Lieder hängen also wohl mit der Gegend dieses Salzflusses zusammen, sei er nun die sächsische, die fränkische Saale oder die Werra.

Suchen wir nunmehr nach Spuren von Heldenliedern. Die erste historische Tat der Germanen, von der die Römer wissen, der Zug der Kimbern und Teutonen, hat gewiß auch bei den Germanen Nachhall im Liede gefunden. Ich habe in der „nordgermanischen Sagengeschichte" darauf verwiesen, daß er etwa mit der Vertreibung des Humblus II. (bei Saxo) durch seinen Bruder Lother zusammenfallen mag (S. 24). Plutarch berichtet von den Ambronen, daß sie während des Angriffs die Waffen im Takt zusammenschlugen und dabei oft ihren eigenen Namen ausriefen: Ambronen, Ambronen! Man darf darin wohl einen Schlachtgesang heroisch-mythischen Inhalts vermuten, wie dergleichen epische Schlachtlieder später bezeugt sind. Die Ligyer sollen das Geschrei verstanden und sich selber als ursprüngliche Ambronen bekannt haben. Ehe sie handgemein wurden, warfen sie sich das Schlachtgeschrei hin und her entgegen, wie die Spottlieder aus späterer Zeit (Plutarch, Marius 19). An anderer Stelle erzählt Plutarch, Marius habe, von den Kimbern geschlagen, infolge einer Traumerscheinung seine Tochter geopfert und so gesiegt. Seitdem hört man bei zwei Altären in Germanien zur Jahreszeit der Schlacht einen Klang wie von Trompeten. Diese unhistorische Angabe, denn Marius wurde nie von den Kimbern besiegt, weist durch diesen Zug wie durch die Altäre in Germanien auf germanischen Ursprung hin, auf ein germanisches Lied.

Die Kimbern wurden nicht ganz aufgerieben, sondern die Überbleibenden konnten unangefochten zurückkehren, und es gab noch über hundert Jahre danach ein Volk der Kimbern auf deutschem Boden. Die gefangenen Kimbern und ihre Nachkommen fielen im Jahre 71 v. Chr. im Gladiatorenkrieg des Spartakus (Plutarch, Crassus 19).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Strabo erzählt (VII, 2), daß die Kimbern noch zur Zeit des Augustus auf der dänischen Halbinsel wohnten und dem Kaiser ihren heiligsten Kessel als Friedenszeichen schickten. Das war ein eherner Kessel, der etwa 20 Maß faßte und in den die Priesterinnen das Blut der Kriegsgefangenen fließen ließen. Er erinnert an Ägirs Braukessel in der Edda.

Mit den Kimbern und andern germanischen Stämmen schloß Mithridates in den Achtziger- bis Sechzigerjahren vor Christus Bündnisse, und ich glaube in den Sagen vom Auszug Odins aus Asien nach Germanien Spuren jener historischen Verhältnisse zu erkennen (Nordgerm. Sagengesch. S. 26 ff.).

Im Jahre 57 bekämpfte Cäsar die Aduatiker, die als letzter Rest der Kimbern und Teutonen galten, die also wohl eine Überlieferung jener Heldenzeit bewahrten, vielleicht in ihren Liedern.

Im Kriege des Jahres 55 v. Chr. sagen die germanischen Gesandten zu Cäsar, es sei Germanenbrauch, von den Vorfahren überkommen, sich gegen jeden Angreifer zu wehren. Nun seien sie von den Sueven wider Willen aus der Heimat verdrängt. Diesen Sueven allein räumten sie einen Vorrang ein, sonst keinen, denn diesen könnten selbst die unsterblichen Götter nicht gleich sein. (IV, 7.) Das weist ganz entschieden auf einen Mythos hin vom Kampf der Menschen mit den Göttern, und ich erinnere daran, daß die nordische Sage in der Tat in jene Zeit Kämpfe der Götter mit Menschen setzt, die mit der Baldersage zusammenhängen. Bei Saxo Grammatikus ist es Hother, der mit Helgo und dem Sachsenkönig Gelder den Balder, den Othin, Thor und alle Götter bekämpft. Hother haut den Stiel der Keule Thors ab und die Götter müssen fliehen. Ein Hafen soll noch durch seinen Namen an Balders Flucht erinnern. Hother tötet später nach vielfachen Wechselfällen den Balder, worauf Othin seinen Sohn rächt. Diese Kämpfe spielen sich wohl in der Nähe der alten Sitze der Sueven ab, am suevischen Meer.

Ariovists Taten scheinen auch poetisch ausgeschmückt zu sein. Der Tod des Ariovist scheint im Jahre 54 v. Chr. das Rachegefühl der Germanen aufgestachelt zu haben (Cäsars Bell. gall., V, 29.) Dazu werden die Totenlieder beigetragen haben. Aber zu einem wirklichen Rachezuge kam es nicht (V, 55).

Als Cäsar im Jahre 53 die Sueven wegen ihrer Unterstützung der Gallier in ihrem eigenem Lande heimsuchen will, erzählt er auch etwas von ihren Sitten (VI, 21). Er nennt ihre Götter: Sol, Vulkanus, Luna (Freyr, Thor, Freyja?).

Im siebenten Jahre des Krieges (52 v. Chr.) gelingt es Cäsar, immer mehr germanische Hilfstruppen sich zu verbünden und damit die Hauptschlachten gegen die Gallier zu gewinnen. Da aber anderseits auch die Gallier sich solcher Hilfe versicherten, standen in den letzten zwei Jahren (51 und 50 v. Chr.) oft Germanen gegen Germanen in Gallien. Ich erwähne dies und die folgenden Daten, um zu erinnern, wie leicht germanische Überlieferungen zur Kenntnis der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Römer gelangen konnten. Während des Bürgerkrieges standen Germanen in beiden Lagern. Die Schlacht bei Pharsalus (48 v. Chr.) scheinen sie entschieden zu haben. Auch bei Philippi (42 v. Chr.) kämpften Germanen. Cäsars Tod (44 v. Chr.) machte auf sie den größten Eindruck. Sie erwiesen sich als treu. Sie waren schon in den römischen Kulturkreis eingetreten. Cäsar war auch schon sagenfähig geworden.

Drusus schifft 12 v. Chr. den Rhein hinab bis in den Ozean und gewinnt die Friesen zu Verbündeten, dann im Jahre 11 zieht er zu den Sigambrern und Cheruskern, im Jahre 9 zu den Chatten und Sueven. An der Elbe tritt ihm eine Germanin von übermenschlicher Größe entgegen und weissagt ihm ganz episch den Tod (Cassius Dio 55, 1. 2).

Florus (IV, 12, § 21 bis 40) sagt, infolge der Kriege des Drusus gegen Cherusker, Sueven und Sigambrer habe so tiefer Friede in Germanien geherrscht, daß die Menschen umgewandelt, die Erde eine andere, der Himmel selbst sanfter und milder schien als gewöhnliche darum gab der Senat dem jungen Helden, der dort starb, den Beinamen Germanikus. — Das erinnert doch sehr lebhaft an die Vorstellung des wunderbaren Frodefriedens, der nach nordischen Sagenberichten genau in diese Zeit fällt. Wenn man bedenkt, daß Germanen ebenso mit den Römern, wie gegen sie kämpften, so wird man es sehr wahrscheinlich finden, daß germanische Phantasie jene römischen Helden ebenso erhoben haben mag wie die heimischen. Schon jene Nachricht von der germanischen Hexe klingt wie germanischen Ursprunges, etwa wie eine Sage, die sich an die Todesnachricht und an die Totenfeier anschloß. Und es ist auch möglich und wahrscheinlich, daß die Gestalt des Drusus Germanikus eine nationale Heroengestalt wurde, in Liedern viel besungen als Friedensfürst nach unerhörten Siegen. Ein Gegenstück dazu besitzen wir im Trauergedicht des römischen Ritters Pedo Albinovanus. Der Eigelstein zu Mainz galt als Überrest des Kenotaphiums für den Helden.

Tiberius besiegte oder gewann als Kronprinz im Jahre 4 und 5 n. Chr. unter anderm die Cherusker und die wilden Langobarden, die damals noch an der Nordsee saßen. Ihr sagenreicher Auszug unter König Snio fällt etwa in das Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. (Nordgerm. Sagengesch. S. 48 ff.) und mag wohl mit jenen Bedrängungen durch die Römer zusammenhängen. Tiberius rückte aber noch bis an die Elbe ins Land der Senonen und Hermundurer. Velleius erzählt (II, 107), daß damals ein alter Germane über die Elbe herüber kam und den Cäsar Tiberius sehen wollte. Er pries sich glücklich, heute die „Götter" gesehen zu haben, von denen er vordem nur hörte, und er tadelte seine Landsleute, daß sie diese Gottheit nur in der Ferne verehren. Dieser von einem Augenzeugen überlieferte Ausspruch gewährt die tiefsten Einblicke in die mythenbildende Phantasie der Germanen jener Zeit.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ganz unbezwungen war damals nur der Stamm der Markomannen, den Marobod eben nach Böhmen geführt hatte, um den Römern auszuweichen.

Nach der Schlacht im Teutoburgerwald (9 n. Chr.) wird einem der verhaßten römischen Sachwalter von den Germanen der Mund zugenäht (Florus IV, 12). Das erinnert an die Sage der Edda, wo das Gleiche dem argen Loki von seiten der Zwerge geschieht. Vorher sollen sie dem Römer die Zunge ausgerissen haben und einer soll sie in die Hand genommen haben mit den Worten, die vielleicht ein Zitat waren: „Nun endlich höre auf zu zischen, du Schlange!"

Wenn man diese Nachricht quellenkritisch betrachtet, so ergibt sich, daß sie ursprünglich aus einer germanischen Quelle stammen muß. Die Römer, die bei dieser Szene etwa anwesend waren, wurden getötet oder müssen an den Verwundungen gestorben sein. Ihnen wurden angeblich die Augen ausgestochen, die Hände abgehauen. Die Gefangenen durften nur unter der Bedingung freigekauft werden, daß sie nie nach Italien kamen. Jener Ausspruch ist gewiß in germanischer Sprache geschehen; und wenn man selbst die mythische Parallele nicht in Betracht zieht, erweist er sich doch durch seine Sprache, durch das Bild als ganz poetisch. Es ist also sehr wahrscheinlich, daß er einfach ein Zitat ist aus dem germanischen Siegeslied von der Teutoburger Schlacht, das durch die bald darauf wieder romfreundlich gewordenen Cherusker zur Kenntnis der Römer kam. Und daß solche Siegeslieder den Römern wirklich bekannt wurden, bezeugt Tacitus. Wenn wir aber annehmen dürften, daß die Anspielung auf die Lokisage zurecht besteht, dann hätten wir auch eine Andeutung des Inhaltes, des Gedankenganges jenes episch-mythisch-lyrischen Triumphliedes. Dann wäre es klar, daß der Sänger im Gegensatz zu jenem römerfreundlichen Alten von den Ufern der Elbe in den Römern nicht die Götter, sondern die Unheilsmächte, Loki und seine Sippe, die riesische Schlangenbrut sah und diesen Gedanken durchführte. Dann waren die Martern der Gefangenen damit zusammenhängende symbolische Handlungen. Wie Loki wird der Römer durch Zunähen des Mundes mundtot gemacht. Wie der Wolf, der Sohn Lokis, dem Gotte Tyr die Hand abbiß, so werden umgekehrt zur Rache den Gefangenen die Hände abgehackt. Und auch das Ausstechen der Augen kann als Rache für Odins Verlust des einen Auges gedeutet werden.

Mit der Teutoburger Schlacht hängt ein romantisches Motiv zusammen. Aus dem Berichte bei Tacitus (Ann. 1, 58) geht hervor, daß Arminius unmittelbar vor dem Abfall Thusnelda, die Tochter des Segest, dem Vater geraubt hatte. Dieser hatte sie einem anderen zugedacht. Segestes klagte bei Varus den Arminius zu gleicher Zeit dieses Raubes wie der Verschwörung gegen Rom an. Varus vertröstete den Kläger allzu saumselig. Da verlangte Segestes, Varus solle beide verhaften. Aber Arminius erwartete nicht die rechtliche Entscheidung. Er schlug los für Vaterland und Liebe. Er hielt nach der Schlacht den Segestes gefangen. Dieser rief den Germanikus, den Sohn des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Drusus, herbei. Der kam im Jahre 15 n. Chr. und befreite Segestes, nahm dabei Thusnelda gefangen. Sie gebar in der Gefangenschaft den Thumelikus. Germanikus rückte gegen Arminius vor, kam dabei an die Stelle der Varusschlacht, bestattete dort die Leichen und wehrte den Angriff des Arminius ab. Auch Segimerus, der Bruder des Segestes, ergab sich mit seinem Sohn den Römern (I, 71).

So unzweifelhaft historisch all das ist, so sieht es doch etwas romantisch gefärbt aus, und es mag diese Färbung durch die poetisierende, symbolisierende Behandlung der germanischen Heldenlieder bekommen haben, die unzweifelhaft über Arminius bestanden.

Noch im selben Jahre fand das Gespräch des Arminius mit seinem römisch gesinnten Bruder Flavus statt; sie besprachen sich über den Weserfluß hinüber im Angesicht beider Heere, aber ohne von ihnen gehört zu werden. Dies Gespräch des einäugigen Flavus mit dem höhnenden Bruder erinnert durch die Einleitung, den Fortgang und den streitbaren Abbruch auffallend an das Streitgespräch der Edda zwischen Harbard (Odin) und Thor (Tacitus Ann. II, 9 f.). Auf Arminius' Seite stand die Mutter. Es kommt allmählich zu Scheltreden, und nur durch Eingreifen der Römer wird eine Gewalttat verhindert. Arminius droht schließlich mit eingemengten lateinischen Worten den Kampf. Ob nicht auch hier eine Ausschmückung durch die Poesie, eine Abrundung nach einem epischen Typus anzunehmen ist?

Nun kommt die Schlacht auf der „Idisenwiese". Die Germanen kommen in einem dem „Herkules" geweihten Wald zusammen (Tacitus Ann. II, 12 f.). Wieder zuerst zwischen beiden Teilen ganz epische Streitreden vor der Schlacht, wie in der Edda in den Helgeliedern (II, 13). Prophezeiungen, Traum, Auspizien. Anrufung der germanischen Götter, die über die Frevler zürnen. Acht Adler fliegen über die Walstatt. Arminius wird geschlagen, entflieht, das Gesicht mit Blut gefärbt, um nicht erkannt zu werden. „Einige haben überliefert, er sei erkannt worden, doch haben ihn die Chauker, die unter den römischen Hilfstruppen standen, entkommen lassen."

Man muß bei all diesen Kämpfen bedenken, daß Germanen auf beiden Seiten standen und daß es also germanische Überlieferungen, germanische Lieder aus beiden Gesichtspunkten gegeben haben mag. Ungemein phantastisch, fast wie ein Kapitel aus einer Saga, liest sich der Bericht von des Germanikus Seefahrt (Ann. II, 23 und 24), von den Wunderdingen, von den Abenteuern. Auch hier sind die deutschen Angrivarier am stärksten beteiligt.

Von dem gleichzeitigen römischen Dichter C. Pedo Albinovanus, einem Freund Ovids, hat sich ein Bruchstück über diese Seefahrt des Germanikus durch den nördlichen Ozean erhalten (bei Seneca Suasorien 1, p. 11). Auch dies erinnert sehr an die Schilderungen des Beowulf oder der nordischen Saga von den Seeungeheuern (Horkel, Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit, Berlin, 1849, S. 485). Der Tod des Germanikus machte auf die germanische Phantasie den tiefsten Eindruck. Die Germanen, die damals unter sich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder gegen die Römer Krieg führten, willigten einmütig in einen Waffenstillstand. Einige Barbarenkönige legten zum Zeichen der Trauer den Bart ab und schoren ihren Weibern den Kopf (Sueton, Caligula 1, 5).

Zwei Jahre später (17 n. Chr.), nach dem Abzug der Römer, bricht unter den Germanen selber ein Bürgerkrieg aus. Die Sueven unter König Marobod kämpfen gegen die Cherusker unter Arminius. Die suevischen Stämme der Semnonen und Langobarden fallen zu Arminius ab. Dafür tritt Inguiomer, der Vaterbruder Armins, mit seinen Anhängern zu Marobod über. Vor dem Entscheidungskampf wieder trotzige Streit- und Scheltreden wie im Epos. Der Kampf endet unentschieden, doch Marobod zieht sich zurück und ruft den Beistand der Römer an. Drusus kommt, den Frieden zu befestigen (Tac. Ann. II, 44 bis 47).

Im Jahre 19 wird dann Marobod von Catuald, der sich früher vor ihm zu den Goten hatte flüchten müssen, entthront. Marobod muß sich über die Donau zu den Römern flüchten. Aber auch Catuald wird nicht lange darnach von Römern und Hermunduren geschlagen und deportiert. Die Römer setzen den Quaden Vannius zum König ein über die Anhänger Catualds und Marobods. (Tac. Ann. II, 62, 63).

Velleius (2, 129) vergleicht den Marobod, der sich zäh und unbeweglich in den Grenzen seines eigenmächtig erworbenen Königreiches hielt, mit einer Schlange, die sich in die Erde verkrochen. Tiberius habe sie durch heilsame Medikamente gezwungen hervorzukommen. Ein Bild, das ganz der germanischen Phantasie entstammt zu sein scheint.

Nun kommt, zu demselben Jahr 19 n. Chr., jener Bericht über Armins Tod in einer für die Quellenkritik bedeutsamen Zusammenstellung. Tacitus (Ann. II, 88) erwähnt zuerst den Brief des Chattenfürsten Adgandestrius an den Senat, worin er sich erboten habe, Armin zu vergiften. Tiberius aber habe diesen Antrag ehrenhaft abgewiesen. Als Quelle gibt da Tacitus, der sonst so schweigsam darüber ist, „gleichzeitige Schriftsteller und Senatoren" an. Und nun berichtet er sogleich, daß Armin nach Abzug der Römer und Vertreibung Marobods die Königsherrschaft angestrebt habe. Aber der Freiheitssinn seines Volkes war gegen ihn. Er wurde mit bewaffneter Hand angegriffen, er stritt mit wechselndem Glück und fiel endlich nur durch die Hinterlist seiner eigenen Verwandten. Der Befreier Germaniens wurde 37 Jahre alt, zwölf Jahre lang hatte er seine Macht behauptet. Hier zitiert Tacitus ausdrücklich als Quelle die Lieder der barbarischen Stämme, die noch über ihn gesungen werden, und er fügt sogar noch hinzu, daß über ihn die griechischen Geschichtsschreiber gar nichts berichten, die Römer nur ungenügendes. Aus diesen höchst merkwürdigen und unzweideutigen Worten wird es völlig klar, daß Tacitus seine sehr dürftigen römischen Quellen ausgiebig durch die Berichte jener germanischen Gesänge ergänzt hat. Er tut sich offenbar viel darauf zu gut, eine historische Quelle eröffnet zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haben, die anderen unbekannt geblieben war. Diese Quelle war unzweifelhaft deutsch, war in singbaren Versen, es waren historische Volkslieder mit bilderreicher Sprache, mit Anspielungen auf den Mythus, mit eingreifenden Göttern, mit der ganzen Phantastik, die wir in der Edda und der ältesten Saga finden. Wenn Tacitus nur an dieser einen Stelle von germanischen Liedern spräche, so könnte man glauben, ihm sei eben nur ein Lied über den Tod des Arminius bekannt geworden. Aber wenn schon die starke Betonung hier ein größeres Material, eine größere Anzahl von Liedern vermuten läßt, so wird es durch das andere Zitat in der Germania (2) zur Gewißheit, daß Tacitus nicht nur Ein Lied und nicht nur Lieder über Arminius benützt hat.

Gehen wir darum noch weiter. Im Jahre 28 (Ann. IV, 72 bis 74) berichten germanische Überläufer, daß sich die Friesen empört haben und in einem (heiligen) Haine, der Baduhennawald genannt, nach zweitägigem Kampf neunhundert Römer niedergehauen haben. Vierhundert Römer haben sich eines Landhauses des Cruptorix bemächtigt, eines Germanen, der einst in römischen Diensten stand; als aber Furcht vor Verrat bei ihnen rege ward, fielen sie im Wechselmord. All das klingt auch wieder ganz episch; auch der Anlaß des Aufstandes: ein gewisser Olennius, ein Primipilar, den man über die Frisier gesetzt hatte, hätte bei den gegerbten Rindsfellen, die jene als Tribut den Römern liefern mußten, mit übermütiger Strenge besonders mächtige Auerochsenrücken als Maß bestimmt, das nicht eingehalten werden konnte. Daß die ganze Nachricht auf einem deutschen epischen Lied beruht, scheint der Schlußsatz des Tacitus zu bestätigen: Darob ward unter den Germanen der Name der Frisier gepriesen (während Tiberius den Verlust verhehlte).

Als die Römer im Jahre 26 gegen thrakische Bergvölker kämpften, waren germanische Sigambrer ihre Bundesgenossen. Sie wurden von den Römern an den gefährlichsten Stellen verwendet, da sie stets, schnell entschlossen zu jeder Gefahr, durch ihren Kriegsgesang und Waffengetöse den Feinden Entsetzen einzujagen verstanden (Tac. Ann. IV, 47). Hier finden wir sehr anschaulich die Verwendung des epischen Streitgesanges vor der Schlacht geschildert. Zugleich zeigt uns diese Stelle, wie leicht die Römer von solchen germanischen Liedern Kenntnis nehmen konnten.

Beim Tode des Caligula (41 n. Chr.) zeigte die germanische Leibwache die größte Anhänglichkeit und wütete gegen dessen Mörder (Josephus, Jüdische Altertümer 19, 1, § 15 f.). Der neue Kaiser Claudius nahm den Imperatorentitel an, weil sein Feldherr Galba den letzten Legionsadler, der noch von der Niederlage des Varus her in germanischen Händen war, zurückbrachte (Cassius Dio 60, 8). Ob mit Gewalt oder friedlich, ist zweifelhaft. Jedenfalls waren im Jahre 47 die Cherusker bereits wieder so römerfreundlich, daß sie sich einen König von Rom erbaten, den letzten, der noch aus königlichem Stamme übrig war und sich in Rom aufhielt: Italikus, ein Sohn des Flavus,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Bruders des Arminius; seine Mutter war eine Tochter des Chattenfürsten Catumerus (Tac. Ann. XI, 16).

Italikus hatte einen schweren Stand. Tacitus berichtet von den entgegengesetzten Stimmen über ihn bei den Germanen. Die heimisch Gesinnten wenden sich an die angrenzenden Stämme mit lauten Schimpfreden über Italikus und seine Partei. Diese macht ihren Standpunkt eben so beredt geltend. Auf die Streitreden vor der Schlacht folgt der Bürgerkampf. Italikus siegt; wird im Glück hochmütig, wieder vertrieben und wieder durch der Langobarden Beistand eingesetzt. So brachte er in Glück und Unglück Unheil über die Cherusker. Dieser Bericht des Tacitus (Ann. 11, 17) hat wieder ganz epischen Charakter, er liest sich wie die Inhaltsangabe eines Eddaliedes aus dem Helgezyklus. Die Langobarden sind, wie man sieht, noch nicht ausgewandert. — Die Friesier unterwerfen sich wieder zu gleicher Zeit. Im Jahre 51 werden noch einige Gefangene von der Varusschlacht her aus der Sklaverei befreit (Tac. Ann. 12, 28).

Ich will nicht ganz übergehen, daß der Dichter L. Pomponius Secundus als Legat in Germanien sich 51 n. Chr. durch glückliche Bekämpfung der Chatten die Ehre des Triumphs verdiente. Tacitus rühmt (Ann. 12, 28) seine Gedichte. Plinius der Ältere hat mit ihm verkehrt, vielleicht in Germanien unter ihm gedient, und sein Leben beschrieben. (Plin. Ep. 1, 1; H. N. 14, 4). Durch solche Literaten konnte der Inhalt germanischer Lieder auch den Römern vermittelt werden.

Des Tacitus Bericht (Ann. 12, 29 und 30) über den Sturz des Königs Vannius weist keine poetischen Züge auf, scheint im Gegenteil ganz auf offizielle römische Quellen zurückzugehen.

Friesische Gesandte in Rom rühmen sich (59 n. Chr.) der Waffenehre und der Treue und setzen sich zwischen die Senatoren (Tac. Ann. 13, 54). Auch ein Fall, wo man germanische Sitten und Überlieferungen kennen lernen konnte.

Als ein Vermittler germanischen Wesens ist auch Bojokalus, der Wortführer der Ampsivarier, von Tacitus (Ann. 13, 55) geschildert. Er war schon unter Armin den Römern treu, leistete unter Tiberius und Germanicus Kriegsdienste, wollte nun für sein Volk, das von den Chaukern bedrängt wurde, Land erbitten. Seine Rede mag ein Bild germanischer Ausdrucksweise geben. Er erinnert daran, daß diese Länder einst den Tubanten, dann den Usipiern gehörten. Wie der Himmel den Göttern, so sei die Erde dem Geschlecht der Sterblichen verliehen. Herrenloses Land sei Gemeingut. Zu der Sonne aufblickend und die übrigen Gestirne anrufend, fragte er sie, als wären sie gegenwärtig: ob sie Verlangen trügen, den menschenleeren Boden anzuschauen? Lieber möchten sie das Meer hereinbrechen lassen gegen die, die das Land geraubt hätten.

Das geschah 59 n. Chr. zur selben Zeit, da jene schon erwähnte Schlacht um die Salzstätte geschlagen wurde. Mythisch gemahnt der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gleichzeitige (angebliche) Flammenausbruch aus der Erde bei einem verbündeten Germanenstamm.

Die Lingonen schicken den Legionen Hände (aus Metall) als Zeichen der Gastfreundschaft, 70 n. Chr. (Tac. Hist. 1, 54).

Vom wilden Gesang der Kohorten der Germanen vor Placentia im Jahre 70 ist Hist. 2, 22 die Rede. Sie dringen übermütig heran, ungepanzert nach heimischem Brauch und die Schilde über den Schultern zusammenschlagend. Die Hauptkraft des Vitellius beruhte auf diesen Germanen. Sie gebärden sich auch in Rom höchst übermütig als die Herren in ihren Tierfellen mit den ungeheuren Lanzen (2, 88). Aber das Klima rieb sie da auf (2, 99). Auch die Vespasianer suchen sich frischer germanischer Streitkräfte zu versichern (3, 2). Sie ziehen auf ihre Seite den Sido und den Italikus, die Könige der Sueven, von altersher den Römern ergeben (3, 5). Dem Vitellius soll ein chattisches Weib gewahrsagt haben, er werde nur dann gesichert herrschen, wenn er seine Mutter überlebe (Sueton, Vitellius 14).

Nun tritt eine dem Arminius gleich glänzende germanische Heroengestalt auf den Plan: Julius Civilis, der Bruder des von den Römern auf falsche Anklage hin getöteten Julius Paulus, aus batavischem Königsgeschlecht. Was Tacitus von seinem kühnen Aufstand erzählt, klingt wieder ganz episch-hymnisch: die Bruderrache; Civilis zuerst von den Römern in Ketten gelegt, zu Nero geschickt, von Galba freigesprochen, unter Vitellius wieder in Lebensgefahr, da das Heer auf seine Hinrichtung dringt. An geistiger Gewandtheit ist er einem Hannibal oder Sertorius gleich, ähnlich wie diese im Gesicht entstellt. Wie Arminius versteckt er seine Abfallspläne hinter Freundschaft mit Vespasianus. All das gehört ins Jahr 70 (Tac. Hist. 4, 12, 13). In seinem römischen Namen steckt vielleicht ein germanischer, wie bei Arminius. Nun die romantische Verschwörung unter dem Schein eines Gelages im heiligen Hain. Alles glüht. Der Held beginnt von des Stammes Ehre und Ruhm zu sprechen; die Bataver stammen ja von den Chatten, von dort sind sie, infolge eines Aufstandes vertrieben, auf die Rheininsel gelangt. Nach dieser epischen Einleitung die Aufreizung gegen die Römer. Zum Schluß wieder Appell an das blutsverwandte Germanien. Beifall der Versammlung. Er läßt alle nach barbarischem Brauche heimische Verwünschungsformeln nachsprechen. Boten werden an die benachbarten verwandten Kaninefaten geschickt. Dort tritt Brinno, ein Mensch voll wahnwitziger Kühnheit, von besonders edler Geburt, an die Spitze, Sohn eines Rebellen gegen Rom. Er wird nach Stammessitte auf einen Schild gestellt und so zum Anführer gewählt. Die Friesen schließen sich an. Genau wie Arminius bietet sich Civilis den Römern an zur Unterdrückung des Aufstandes. Da ihm nicht getraut wird, geht er gleich zur Gewalt über. Die Kohorte der germanischen Tungrer geht von den Römern zu ihm über. Auch die Flotte geht über. Infolge dieses glänzenden Sieges wurden Civilis und Brinno durch ganz Germanien und Gallien mit hohem Lobe als der Freiheit Begründer gepriesen (Tac. Hist. 4, 17). Das heißt wohl nichts anderes,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als daß auch epische Preislieder über sie erschallten. Wir glauben deren Widerhall noch im Bericht des Tacitus zu vernehmen. Diesen Widerhall finden wir auch im Aufgebot des Civilis an Germanen und Gallier; er erinnert an die ausschlaggebende Macht dieser Völker, an die Geschichte, an Arminius. „Freiheit sei von Natur auch stummen Tieren verliehen, Tapferkeit sei der Menschen eigentümliches Gut; die Götter ständen bei den Stärkeren." Civilis streckt die Hand schon aus nach der Königsherrschaft über die kräftigsten und reichsten Völkerschaften. Er läßt sich vor der Schlacht von den Feldzeichen der gefangenen Kohorten umgeben, den Seinen zur Aneiferung, den Römern zum Schrecken. Er befiehlt, seine Mutter und Schwestern und die Gattinnen und Kinder aller übrigen sollten sich ihnen im Rücken aufstellen, als Antrieb zum Sieg und zum Hohn der Geschlagenen. Die Schlachtreihe ertönt vom Gesang der Männer, vom Geheul der Weiber. Die Legionen antworten durch ihren Schlachtruf. Beim Kampf fliehen die Ubier und Trevirer aus der Reihe der Römer. Die Ala der verbündeten Bataver geht mit ihrem Präfekten Claudius Labeo zu Civilis über. Claudius Labeo, wohl ein Verwandter des Civilis, war früher in einer Bürgerstreitigkeit dessen Nebenbuhler gewesen; darum schafft man ihn zu den Friesen. Die Römer fliehen nach Xanten (Hist. 4, 18). Bei den Germanen dienen Bilder wilder Tiere als Feldzeichen (4, 22). Ein Wassermangel bei den Römern wird als Zeichen der Götter angesehen (4, 26). Civilis steigt immer höher, da ganz Germanien unermeßliche Verstärkungen stellt. Er straft die Ubier wegen ihrer Römertreue (4, 28). Tacitus erwähnt ausdrücklich Lieder der britischen Druiden, die sie damals sangen (Hist. 4, 54): „Das Ende des römischen Reiches sei herangekommen; denn das Kapitol mit Jupiters Sitz, das sich einst sogar bei der Einnahme durch die Gallier erhalten habe, sei nun durch einen verhängnisvollen Brand zerstört. Dadurch werde die Herrschaft der Welt den Stämmen jenseits der Alpen angekündigt." Aus dieser Wendung ergibt sich, daß wohl auch bei den Germanen so gesungen wurde von einer römischen Götterdämmerung.

Bedeutsam ist es, daß sich ein gallischer Trevirer, Julius Sabinus, für einen Enkel des Julius Cäsar ausgibt, der einst der Schönheit seiner Großmutter nachgestellt habe, als er in Gallien kriegte (Hist. 4, 55). Er läßt sich später als Cäsar begrüßen (4, 67).

Nach einer Belagerung, reich an epischen Episoden, fällt Xanten den Germanen in die Hände (4, 60). Da legt Civilis, einem barbarischen Gelübde zufolge, sein langes rötliches Haar ab. Seinen kleinen Sohn läßt er gefangene Römer töten. Veleda, die Jungfrau vom Stamm der Brukterer, wird wegen ihrer den Germanen günstigen Weissagungen wie eine Göttin verehrt (4, 61). Das erinnert an die Voluspa.

Wie ein Siegeshymnus klingt wieder die Rede der Gesandten der Tenchtherer an die Kölner (Tac. Hist. 4, 64): Anrufung der gemeinsamen Götter, besonders des Mars. Bis hieher hatten die Römer fast den Himmel selbst in Verschluß Wie Licht und Tag allen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Menschen, so soll alles Land tapferer Männer von Natur frei sein. Bräuche der Väter sollen wieder angenommen werden. Civilis und Veleda sollen Schiedsrichter des Vertrages sein. Sie selber bleibt unsichtbar auf hohem Turm, wie die Prinzessinnen der Sage (4, 65).

Unter den Germanen bricht aber bald Zwietracht aus. Julius Brigantikus, des Civilis Schwestersohn, hilft den Römern (4, 70).

Wieder ganz episch ist es, daß die siegenden Germanen, wie von den Göttern geschlagen, sich zur Flucht wenden (4, 78). Die Kölner wenden sich wieder den Römern zu, liefern des Civilis Gattin und Schwester, des Classicus Tochter aus, schläfern die Germanen ein durch reichliches Mahl und Wein, schließen dann die Türen, legen Feuer an und verbrennen alles. Eine Nibelungennot! (4, 79.)

Nach einem neuerlichen Siege der Germanen wird die Nacht bei ihnen mit Gesang und Geschrei, von den Römern in Zorn und Drohungen hingebracht (5, 15). Also wieder Siegeslieder! Auch die Rede des Civilis an die Seinen ist ganz poetisch. Er ruft den Wahlplatz selber zum Zeugen der Tapferkeit auf. Der Rhein und Germaniens Götter ständen ihnen vor Augen. Unter ihrem Segen sollen sie die neue Schlacht beginnen, der Gattinnen, der Väter, des Vaterlandes eingedenk (5, 17). Der römische Feldherr Cerealis versäumt sich in Liebesvereinigung mit der Ubierin Claudia Sacrata (5, 22). Civilis schließt Frieden, da er eben die Legionen hätte vernichten können (5, 24).

Höchst romantisch ist auch die Episode des Galliers Julius Sabinus, des angeblichen Enkels Cäsars, und seines treuen Weibes Epponina oder Empona oder Peponila, die Tacitus andeutet (4, 67), Cassius Dio (66, 3, 16) und Plutarch (Gespräch über die Liebe, 25) ausführlich erzählen. Wie ein Gesang aus einem Epos klingt es.

Das Paar lebt neun Jahre in einem Keller ihres niedergebrannten Hauses. Sie gebiert zwei Kinder, die sie dem Kaiser Vespasian vorstellt, mit den Worten, sie habe sie aufgezogen, damit noch zwei mehr um Gnade bitten. Als der Kaiser ihren Tod befiehlt, höhnt sie, ob er mit ihr tauschen wolle? Freudiger habe sie unter der Erde gelebt als er auf seinem Throne.

Im Jahre 84 wird Chariomerus, König der Cherusker, wegen seiner Römerfreundschaft von den Chatten der Herrschaft beraubt, kehrt aber wieder mit bewaffneter Hand zurück. Nach Veleda wird in Germanien die Jungfrau Ganna als göttliche Weissagerin verehrt. Sie und Masgus, König der Semnonen, kommen nach Rom zu Domitian und kehren hochgeehrt zurück (Cassius Dio 67, 5).

Domitianus kriegt gegen Decebalus, den König der Daker, gegen Quaden und Markomannen. Dabei bedient sich Decebalus der ganz mythischen Kriegslist, Bäume mit Waffen zu behängen, so daß die getäuschten Römer in Furcht geraten und umkehren (Cassius Dio 67, 10.)

Über eine Odyssee, welche eine Kohorte germanischer Usipier bei ihrer Flucht aus Britannien durchmachte, berichtet Tacitus, Agricola 28. Die Erzählung von ihrem großen Geschick soll ihnen Glanz und Ansehen verliehen haben, als sie nach Germanien zurückkamen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damit beschließe ich die Aufzählung all jener poetischen Motive, die sich vielleicht aus der germanischen Poesie der ältesten Zeit in den römischen Berichten erhalten haben können. Ich habe zu den völlig sicheren und unzweifelhaften auch solche gestellt, von denen es nur wahrscheinlich oder möglich ist, daß sie aus germanischer Überlieferung stammen. Jedenfalls ist aus des Tacitus zweimaliger Anführung mit Sicherheit zu entnehmen, daß es zu seiner Zeit eine — selbstverständlich ungeschriebene — germanische Sagenfülle gab, die immerhin auf Tacitus den Eindruck einer poetischen „Geschichtsschreibung" machte. Die germanischen Lieder, von denen er Kenntnis hatte, umfaßten Göttersagen und historische Heldensagen, ganz genau so wie die viel spätere Sammlung der altnordischen Edda. Daß nicht nur Arminius, sondern auch andere Helden, andere Ereignisse der Vorzeit in Liedern besungen wurden, ist wohl gewiß. Man wird sich vorstellen dürfen, daß diese Lieder bei Festen, bei Totenfeiern, vor allem aber vor der Schlacht gesungen wurden, etwa so, wie die Normannen vor der Schlacht bei Hastings das altfranzösische Rolandslied sangen, also ein ganzes episches Lied, nicht bloß eintönige Kampfrufe. Diese alten Lieder waren gewiß stabreimend, sie mögen etwa in der Form der Eddalieder gehalten gewesen sein. Einige davon könnte man sich mit Hilfe dieser späteren Lieder in ihren allgemeinen Zügen vorstellen. Sie sämtlich zu rekonstruieren oder auch nur einen zuverlässigen Katalog davon zu entwerfen, dazu reichen freilich unsere Quellen nicht aus. Aber immerhin ist das, was unsere Quellen verraten, wenn wir sie nur genau examinieren, wichtig und reichlich genug, um einen völligeren Einblick in altdeutsche Poesie, Kultur und Sitte zu gewinnen. Vielleicht lassen sich diese Untersuchungen auch noch fortführen zu sichereren und anschaulicheren Ergebnissen, als es bei diesem ersten Versuch möglich war.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Regelung des Auswanderungswesens in Österreich.

Von **Dr. Sigismund Gargas.**

(Fortsetzung.)

Ein ebenso schwieriges Kapitel bildet die Anwerbung der Lohnarbeiter nach dem Auslande.

Wie bereits ausgeführt wurde, wäre es höchst wünschenswert, daß die Arbeitsvermittlung auch nach dem Auslande von den öffentlichen Arbeitsnachweisen durchgeführt werde. In der Tat haben sich dem die galizischen Arbeitsämter nicht gänzlich verschlossen, aber sie haben es in einem äußerst geringen Umfange durchgeführt, indem sie von der grundsätzlich falschen Auffassung ausgingen, daß die Auswanderung nach Kräften einzudämmen sei, eine Tendenz, die an den realen Verhältnissen völlig gescheitert ist. So sind denn nach wie vor die gewerbsmäßigen Arbeitsvermittler nicht nur tätig, sondern sie führen auch das Gros der Arbeitsvermittlungen durch. Über ihr tatsächliches Gebaren fehlt es leider an authentischen neueren Untersuchungen, eine Erforschung dieser Verhältnisse wäre daher dringend zu wünschen. Jedenfalls kann das eine festgestellt werden, daß sie nur zum geringen Teile konzessioniert sind. Über ihr Gebaren dringen denn auch die verschiedensten Klagen an die Öffentlichkeit: wucherische Provisionen, scheinbare Verträge, künstliche Herabdrückung der Löhne und anderes sprechen jedenfalls nicht zugunsten dieser gewerbsmäßigen Arbeitsvermittlung. Doch unterliegt es meines Erachtens keinem Zweifel, daß diese traurigen Verhältnisse stark eingedämmt werden könnten, wenn das Konzessionssystem vernünftig gehandhabt und auf die realen Bedürfnisse Rücksicht genommen würde und wenn jeder, der Lohnarbeiter anzuwerben wünscht, nicht nur seine moralische Unanfechtbarkeit dokumentieren sondern auch eine angemessene Sicherstellung leisten müßte. Diese Sicherstellung müßte erst mit Ablauf der Arbeitsverträge freigemacht und derart bemessen werden, daß ihr Verfall für den Anwerber eine wirkliche materielle Einbuße bedeutete. Ihr teilweiser oder gänzlicher Verfall hätte nach Umständen einzutreten: im Falle betrügerischen Gebarens seitens des Anwerbers, im Falle des Vertragsbruches seitens des Arbeitgebers und ähnliches. Die Sicherstellungspflicht sollte auf alle Anwerber Anwendung finden, ohne Rücksicht darauf, ob es die Arbeitgeber selbst sind oder ihre individuellen oder kollektiven Bevollmächtigten (Deutsche Feldarbeiterzentrale zu Berlin) oder gewerbsmäßige Arbeitsvermittler auf eigene Faust. Es handelt sich ja um den Schutz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Auswanderer und da wäre das Verhältnis des Anwerbers zum Arbeitgeber einerlei. Im Falle wucherischer Provisionen könnte die Entziehung der Bewilligung zur Anwerbung stattfinden.

Die überseeische Auswanderungspolitik ist vor allem Schiffahrtspolitik. Immer und unter allen Umständen bildet eines der wichtigsten Probleme in dieser Beziehung die Stellungnahme des Staates zur Schiffahrt, zum Schiffskartenverkauf, zur Frage der überseeischen Beförderung. Naturgemäß muß die Stellungnahme der Gesetzgebung und Verwaltung zu allen diesen Fragen in verschiedenen Staaten äußerst verschieden sein, je nach der geographischen Lage des Staates, je nachdem der Staat über eine heimische Handelsflotte verfügt und je nach der wirtschaftlichen Selbständigkeit dieser Flotte.

Österreich befindet sich diesbezüglich in einer ziemlich schwierigen Situation. Seine geographische Lage ist für die Entwicklung seiner Schiffahrt nichts weniger als günstig. Besonders auf dem Gebiete der Auswanderung macht sich diese geographische Lage besonders unangenehm geltend. Stammen ja doch die meisten Auswanderer aus Galizien, einem Lande, das zum natürlichen geographischen Gebiete der nordwesteuropäischen Häfen gehört. Schon aus diesem Grunde stoßen die Bestrebungen, die galizische Auswanderung über den Triester Hafen zu führen, auf sehr bedeutende Hindernisse. Aber diese ungünstige geographische Lage ist es nicht allein, die sich hier unangenehm geltend macht. Sie ließe sich ja in einem gewissen Grade neutralisieren, wenn die Eisenbahntarife aus Galizien nach Triest geregelt und schnelle Durchgangszüge geschaffen wären. Aber wären diese Züge auch wirklich stark besetzt? Und ist der Mangel an derartigen Einrichtungen wirklich das alleinige Hindernis zur Ausgestaltung des einzigen österreichischen Hafens zu einem großen Auswanderungshafen?

Der Mangel an einer exakten Auswanderungsstatistik macht sich auch hier höchst unangenehm fühlbar. Wäre eine derartige Statistik vorhanden, und nicht bloß für Österreich, so ließe sich vielleicht feststellen, wieviele Auswanderer aus Dalmatien, Bosnien, Serbien, Montenegro und aus den anderen Balkanländern, die im natürlichen geographischen Wirkungskreise Triests gelegen sind, über andere Häfen auswandern. Der Grund, warum sich Triest als Auswanderungshafen nicht entwickeln kann, liegt meines Erachtens auf einem ganz anderen Gebiete, nämlich in verschiedenen wirtschaftlichen Erscheinungen des Auslandes und in verschiedenen Verwaltungsmaßregeln des In- und Auslandes, welche die für Österreich ungünstigen weltwirtschaftlichen Verhältnisse noch mehr zu Ungunsten Österreichs zu verschieben geeignet sind.

In erster Reihe gilt dies von den preußischen Kontrollstationen in Myslowitz und Ratibor. Diese Kontrollstationen verfolgen offiziell den Zweck, die österreichischen Auswanderer in erster Reihe in gesundheitlicher, dann auch in wirtschaftlicher Beziehung einer eingehenden Kontrolle zu unterziehen. Ob sie aber in der Tat dem Wohl der Auswanderer förderlich sind, muß als sehr zweifelhaft bezeichnet werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wurde ja doch schon wiederholt von berufener Seite festgestellt, daß diese Kontrollstationen viel mehr zum Wohle des Transporteurs als des Transportierten wirken. Die nach Amerika aus Österreich oder Rußland gehenden Auswanderer, welche den deutschen Boden über Myslowitz oder Ratibor passieren, müssen bekanntlich in diesen Ortschaften Schiffskarten auf eine der reichsdeutschen Linien kaufen. Laut Verordnung des preußischen Ministeriums vom 20. September 1904 (171. Ministerialblatt für die gesamte innere Verwaltung) ist es denn auch ausdrücklich nur demjenigen überseeischen Auswanderer gestattet, preußischen Boden zu betreten, der unter anderem sich ausweisen kann, daß er mit einer in Deutschland konzessionierten Schiffahrtsgesellschaft einen Überfahrtsvertrag nach einem außerdeutschen Hafen abgeschlossen hat sowie daß er ein Bahnbillet zum Einschiffungshafen besitzt. Die Auswanderer müssen außerdem den Besitz einer Barschaft von 400 Mark ausweisen, doch wird davon abgesehen bei Auswanderern, die sich mit einer Eisenbahnkarte nach Hamburg oder Bremen und einer Schiffskarte von diesem Hafen ausweisen.

Dasselbe gilt übrigens auch von Rückwanderern. Einer im Jahre 1911 erlassenen preußischen Ministerialverordnnng gemäß müssen die Rückwanderer, die nicht mit deutschen Schiffen heimkehren, wenn sie das deutsche Gebiet passieren wollen, außer der bezahlten Eisenbahnkarte noch den Betrag von 200 Mark vorzeigen und werden in geschlossenen Wagen zu 30 Personen transportiert. Wenn sie sich mit dieser Barschaft nicht ausweisen können oder wenn keine genügende Anzahl für einen 30 Personen führenden geschlossenen Wagen vorhanden ist, müssen sie über Belgien, Frankreich und die Schweiz nach ihrer Heimat reisen.

Die Kontrollstationen entwickeln seit Jahren eine rege Tätigkeit im Interesse der reichsdeutschen Schiffahrtsunternehmungen. Trotzdem die vorhin erwähnte Vorschrift ausdrücklich von konzessionierten Linien spricht, werden durch diese Kontrollstationen Passagiere dritter Klasse durchgelassen, auch ohne daß sie 400 Mark besäßen, wenn sie sich mit dem Besitz einer Schiffskarte für die Holland-Amerika-Linie, die Red Star-Line, die Canadian-Pacific-Line oder die Compagnie générale transatlantique ausweisen, während alle anderen Schiffahrtsgesellschaften nicht gelten. Diese differenzierende Politik läßt sich nicht anders erklären als durch den Umstand, daß die vier erstgenannten Linien in engen geschäftlichen Beziehungen mit den deutschen Schiffahrtsgesellschaften stehen und sogar mit Hilfe des deutschen Kapitals betrieben werden, mit anderen Worten: alle diese Schiffahrtsgesellschaften stehen unter der Herrschaft der beiden großen deutschen Reedereien. Unter dem Diktat dieser Reedereien bildete sich aus den genannten Gesellschaften zuvörderst der nordatlantische Dampferlinien-Verband, der übrigens keineswegs als eine Kooperation, sondern als eine Herrschaftsorganisation der „Hapag" und des Norddeutschen Lloyd angesehen werden muß, da diese Gesellschaften an dem kontinentalen Auswandererkontingente den Löwenanteil haben, nämlich 72 Prozent,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

während für die Holland-Amerika-Linie, die Red Star Line, die Canadian-Pacific und die Austro-Americana zusammen der Rest verbleibt, für die Austro-Americana insbesondere bloß 4 Prozent.

Die Einrichtung der preußischen Kontrollstationen dürfte aber der Hauptgrund sein, daß das so außerordentlich lukrative überseeische Auswanderungsgeschäft fast die ausschließliche Domäne der beiden großen Reedereien bildet. Die für die reichsdeutschen Reedereien ohnehin so außerordentlich günstige territoriale Lage wird durch eine derartige Einrichtung noch wesentlich verstärkt, während für die Auswanderer viele unnötige Mühen und Kosten entstehen. Dieser Umstand macht sich um so fühlbarer, als die reichsdeutschen Reedereien. von vielen englischen in bezug auf Gediegenheit der inneren Einrichtung, Verpflegung, Bedienung, Fahrtgeschwindigkeit und Fahrpreis übertroffen werden. Sind doch die ab Liverpool unternommenen Reisen um 50 Prozent billiger als die Reisen von den kontinentalen Häfen aus, während die Reise von diesen Häfen bis Liverpool keineswegs die restlichen 50 Prozent verschlingt.

Diese Maßregel der preußischen Regierung zieht aber auch andere, noch weitergehende Folgen nach sich. Da der Umweg natürlich den wenigsten der Auswanderer behagen kann, sind sämtliche nichtdeutschen Reedereien wirtschaftlich gezwungen, sich dem Diktat der letzteren anzupassen. Das gilt von den vorher bereits genannten Reedereien Holland-Amerika-Line, Red-Star-Line, Canadian-Pacific-Line und Compagnie générale transatlantique, die sich mit den beiden großen deutschen Reedereien im Gebietskartell befinden und gewisse, übrigens ziemlich geringe Auswandererkontingente zugewiesen erhalten haben; infolgedessen können sie — wiewohl sie im Deutschen Reiche für das Auswanderungsgeschäft nicht konzessioniert sind — ihre Passagiere dritter Klasse auch ohne 400 Mark durch die preußischen Kontrollstationen unbehindert reisen lassen. Diese so künstlich gesteigerte Monopolstellung der reichsdeutschen Reedereien macht es aber auch unmöglich, daß sich unter anderm Reedereien bilden, die mit österreichischem Kapital arbeitend, österreichische Auswanderer von den jedenfalls viel günstiger gelegenen nordwesteuropäischen (eventuell nichtdeutschen) Häfen nach den überseeischen Ländern befördern würden, deren Entstehen und Tätigkeit aber von vornherein durch die Kontrollstationen unmöglich gemacht wird.

Der Mangel an einer frei sich entfaltenden, ernstlich ins Gewicht fallenden Konkurrenz zieht die Folge nach sich, daß die Schiffahrtspreise ein unnatürlich hohes Niveau einzuhalten gezwungen sind. Eines der wesentlichsten Merkmale der Pools ist, daß diejenige Gesellschaft, die in ihrem Poolanteile vor ist, ihre Raten erhöhen muß, um hiedurch den Verkehr etwas auf die anderen Gesellschaften abzulenken, daß umgekehrt die andere Gesellschaft, die zurückgeblieben ist, eine Ermäßigung der Preise eintreten lassen darf, um so auf das Publikum eine stärkere Anziehungskraft auszuüben. Eine derartige Tarifpolitik kann für die Auswanderer überhaupt nicht günstig wirken, da ja eine monopolistische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Preisgestaltung bei Ausschluß der Konkurrenz nur dem Unternehmergewinn ersprießliche Preise zu setzen geeignet ist, aber in direktem Widerspruch steht zu den nationalen Interessen überhaupt, besonders aber zu denen eines Volkes, das an Schiffahrt hauptsächlich bloß passiv beteiligt ist. Dieser Widerspruch tritt hier um so greller hervor und beansprucht eine um so allgemeinere Geltung, wenn man berücksichtigt, daß in dem Pool die Anteile sehr ungleich verteilt sind und der größte Teil der Mitglieder des Pools eigentlich bloß zur passiven Duldung verurteilt ist. Diese Verhältnisse werden um so unerträglicher, als mit dem nordatlantischen Dampferlinienverband infolge seiner künstlich gesteigerten wirtschaftlichen Macht eine Reihe anderer Linien, wie die Allan-Line, die Anchor-Line, die Cunard-Line, die skandinavische Amerika-Linie, die Russisch-Ostasiatische Linie, die American-Line, die Atlantic-Transport-Line, die Leyland-Line, die White-Star-Line, Donaldson-Line, Royal-Line und die Dominion-Line einen Waffenstillstand zu schließen wirtschaftlich sich genötigt sahen, ja sogar mit den deutschen Reedereien ein Schutz- und Trutzbündnis schlossen, so daß gegenwärtig alle Linien die nach Nordamerika führen, mit alleiniger Ausnahme der Uranium Steam Ship Co., einen einzigen Trust bilden, welcher die Auswanderungsgebiete von Europa zwischen die einzelnen Trustmitglieder verteilt hat. Skandinavien, Großbritannien und Irland gehören den englischen Linien, Ungarn den deutschen Linien und Red-Star-Line und Holland-Amerika-Line, denen die bis 1914 von der ungarischen Regierung zum Auswanderungsgeschäft ausschließlich berechtigte Cunard-Line einen Teil der Auswanderer abgeben muß. Das übrige Gebiet Europas gehört sämtlichen Trustlinien in dem vorher angegebenen Verhältnis. Wenn aber aus dieser Tatsache die Hamburg-Amerika-Linie in ihrem Bericht für das Jahr 1908 den Schluß zieht, daß dadurch die Entwicklung des nordatlantischen Passagegeschäftes in gesunde Bahnen gelenkt worden sei, so muß bemerkt werden, daß mit einer derartig ins Ungemessene gesteigerten Monopolsstellung der „Hapag" den Interessen der Auswanderer keineswegs gedient ist, da dadurch Tausende von österreichischen Auswanderern zu einem wirtschaftlichen Tribut an die deutschen Schiffahrtsgesellschaften genötigt sind, der sonst der wirtschaftlichen Kraftentfaltung der Auswanderer zugute kommen würde.

Auch die österreichische Schiffahrt ist in diesen Bannkreis hineingezogen worden. Der Sieg des nordatlantischen Pools im Tarifkampfe um das Mittelmeer hatte zur Folge, daß auch die Austro-Americana in den Einfluß des Pools gezogen wurde und die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd sich sogar um das Jahr 1905 mit einem Kapital von 5 Millionen an dem Kapital dieser Gesellschaft beteiligten, welcher Anteil gegenwärtig sogar 51 Prozent des Gesamtkapitals dieser Reederei beträgt. So ist denn die einzige österreichische Reederei, die für den Auswandererdienst in Betracht kommt, völlig in den Händen der reichsdeutschen Reedereien, infolgedessen kommt auch das dieser Gesellschaft verliehene Recht, in jeder österreichischen Gemeinde

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:02 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eigene Agenturen zu unterhalten, hauptsächlich den reichsdeutschen Reedereien zugute, denn diese Agenturen verkaufen ungesetzmäßigerweise hauptsächlich die Karten des Norddeutschen Lloyd, während sich die Austro-Americana selbst mit einem winzigen, bloß vierprozentigen Anteil an dem kontinentalen Auswandererkontingente begnügen muß.

Auch der einzige österreichische Hafen wird dadurch geschädigt. Wenn die deutschen Reedereien das österreichische Auswanderergeschäft in seiner vollen Ausdehnung auch gegenwärtig inne haben, ohne in diesen Häfen einlaufen zu müssen, tun sie es eben nicht. Eine gut gemeinte nationale Hafenpolitik müßte darnach streben, daß auch der „Hapag" und der Norddeutsche Lloyd in den Triester Hafen einlaufen. Scheuen sich doch die deutschen Reedereien keineswegs, in die Häfen von Genua und Neapel einzulaufen, bloß deshalb, weil es für die italienischen Auswanderer keine künstlichen Zutreiber in Form der preußischen Kontrollstationen gibt.

Die Kontrollstationen sind aber auch direkt völkerrechtswidrig. Zwischen Österreich und den deutschen Staaten, insbesondere Preußen, wurden ja besondere Freizügigkeitsverträge geschlossen, welche ihre Gültigkeit wohl auch heutzutage nicht verloren haben. Sie beruhen auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit; daß aber diese Gegenseitigkeit dank den Kontrollstationen zunichte gemacht wird, bedarf keines Beweises. Es muß wundernehmen, daß Österreich diese völkerrechtswidrige Einrichtung verträgt. Wären es Waren, deren Transportrichtung nicht nach freiem Ermessen von den Erzeugern oder Verkäufern bestimmt werden könnte, so würde sich schon lang ein lauter Schrei der Entrüstung erhoben haben. Aber Menschen? Und noch dazu Zwischendeckspassagiere!

Die Aufhebung dieser Beschränkung der Freizügigkeit sollte sich die Regierung sehr angelegen sein lassen und im Wege internationaler Verhandlungen um so mehr auf die Verwirklichung dieser Forderung zu dringen suchen, als ja an den Kontrollstationen nicht irgendwelche staatliche Organe die Entscheidung über die Passierbarkeit eines Passagieres treffen, sondern Organe der deutschen Reedereien. Eine Original-Legitimationskarte hat folgenden Wortlaut:

Legitimationskarte

Wassyl K.	25 J.	Suchostawy	Bukowina
Vor- und Zuname	Alter	Wohnort	Staatsangehörigkeit

ist unter laufende Nummer 5777 des Garantieregisters der Hamburg-Amerika-Linie auf Station Myslowitz eingetragen und darf daher die Auswanderer-Revisionsstationen ungehindert passieren.

Myslowitz, den 21. März 1909.

Der Beamte der Hamburg-Amerika-Linie zu Hamburg
Max Weichmann.

Beglaubigt: Polizeiverwaltung
Myslowitz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Verwirklichung des völkerrechtlich zugesicherten Rechtes der Freizügigkeit der österreichischen Auswanderer ist demnach von dem Gutdünken einer ausländischen Privatperson abhängig gemacht. Um den Grundsatz der Freizügigkeit wurde während der Freiheitskämpfe viel gekämpft, über Vernichtung derselben durch fremde Unternehmer sollte man daher nicht zur Tagesordnung übergehen. Und wenn gütliche Verhandlungen nicht zum Zwecke führen, so ist zwar Österreich nicht in der Lage, mit Repressivmaßregeln auf demselben Gebiete aufzutreten, weil es ja keinen Auswandererverkehr aus Deutschland über Österreich gibt, aber es liegt in der Hand der Regierung, ein Mittel zur Anwendung zu bringen, das seine Wirkung zweifellos nicht verfehlen wird: den Geschäftsbetrieb in Österreich den deutschen Reedereien für so lange zu untersagen, als die Freizügigkeit der österreichischen Auswanderer in Deutschland durch die preußischen Kontrollstationen unterbunden ist.

Wenn Österreich dem Auslande gegenüber auf dem Standpunkte der Freizügigkeit stehen will, so muß es diesen Grundsatz auch in seiner inneren Verwaltung den Ausländern gegenüber zum Ausdruck bringen. Wenn daher manchenorts in Österreich die Einrichtung von Sammelstationen gefordert wurde, die auch von den Ausländern (Russen) passiert werden müßten und wo der Besitz einer Schiffskarte einer in Österreich zugelassenen Gesellschaft festgestellt werden sollte, so würde dies jedenfalls eine zu weite Ausdehnung der personalen Geltung des Gesetzes bedeuten und Österreich die moralische Berechtigung benehmen, gegen die preußischen Freizügigkeitsbeschränkungen aufzutreten. Vielmehr würde mir eine Anlehnung an die Bestimmung des Artikels 1 des niederländischen Gesetzes vom 1. Juni 1861 rätlich erscheinen, wonach fremden Auswanderern die Durchreise durch die Niederlande gestattet ist, auch ohne mit Pässen oder sonstigen Geleitbriefen versehen zu sein, auf bloße Anmeldung ihrer Person.

Die Fragen des Schiffskartenverkaufs stehen mit den hier soeben besprochenen Problemen in innigem Zusammenhang. Sie bilden gewissermaßen eine Vorfrage dazu. Österreich als ein überwiegend kontinentaler Auswanderungsstaat muß trachten, hierin seine eigenen Wege zu gehen.

Auf dem Gebiete der Auswanderungsbeförderung können im allgemeinen verschiedene Systeme in Anwendung kommen. Wenn ein Staat in der Lage ist, eine eigene, wirtschaftlich selbständige Schiffahrt zu unterhalten oder gut gelegene Häfen besitzt, so wird er natürlich gut tun, diese Schiffahrt mit allen Mitteln zu unterstützen, beziehungsweise die ausländische Schiffahrt auf seine eigenen Häfen zu lenken. Dann muß er auch alle Mittel in Anwendung bringen, um den gesamten internationalen Schiffskartenverkauf in wirtschaftliche Abhängigkeit von den Reedereien zu bringen. Ist dagegen einem Staate diese glückliche geographische oder wirtschaftliche Lage nicht beschieden, fehlen ihm die entsprechenden Vorbedingungen zu einer kräftigen Entwicklung in den beiden gekennzeichneten Richtungen, so muß er den Weg einschlagen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine von den einflußgebenden Schiffsgesellschaften oft völlig divergenten Interessen seiner eigenen Bürger, das heißt der Auswanderer, zu schützen, den Schiffskartenverkauf daher von den Schiffahrtsgesellschaften soviel als möglich unabhängig zu gestalten.

Diesen prinzipiell verschiedenen Gesichtspunkten gemäß lassen sich denn auch in der Schiffahrtspolitik einige grundsätzlich verschiedene Systeme unterscheiden. Das eine möchte ich das spanische System, das andere das schweizerische System nennen, da in diesen Staaten eben die Unterschiede der beiden Systeme am schärfsten ausgeprägt sind.

Das spanische Gesetz verbietet im Artikel 34 im ganzen spanischen Gebiete das Auswanderungsagententum. Kein Spanier oder Fremder darf dieses Gewerbe betreiben. Am Betriebe der Beförderung von Auswanderern dürfen außer den Reedereien selbst nur die von ihnen ernannten Konsignatare teilnehmen.

Im schroffen Gegensatz hiezu bestimmt Artikel 3 des schweizerischen Gesetzes: Patente dürfen nur solchen Agenten oder Bevollmächtigten einer Agenturgesellschaft erteilt werden, welche sich darüber ausweisen, daß sie 1. einen guten Leumund genießen und in bürgerlichen Rechten und Ehren stehen, 2. mit der Geschäftsführung der Auswanderung vertraut und imstande sind, die sichere Beförderung der Auswanderer zu besorgen, 3. innerhalb der Eidgenossenschaft ein festes Domizil haben. Die Auswanderungsagenten und ihre Unteragenten dürfen weder in einem Dienst noch irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse zu einer überseeischen Dampfschiff- oder Eisenbahnunternehmung stehen.

Das spanische System steht offenbar auf dem Standpunkte, die Auswanderungsagenten seien unnötige Vermittler oder mißliebige Zutreiber, die man aus dem Auswanderergeschäft völlig ausschalten müsse. Auch in Österreich ist die öffentliche Meinung nichts weniger als den Auswanderungsagenten günstig. Man meint oft, sie seien die Hauptursache der immensen Ausdehnung der Auswanderung aus Österreich, sie seien Quelle mancher Ausbeutung und manchen Betruges, welcher an den Auswanderern ausgeübt wird. Es ist sicherlich vieles daran richtig, aber daraus darf doch nicht geschlossen werden, daß das Institut der Auswanderungsagenten einer Gesundung nicht fähig sei. Was die Verleitung zur Auswanderung durch die Agenten betrifft, so ist sicher etwas daran wahr, aber es wäre Irrtum, zu glauben, daß dies ein irgendwie erheblicher Prozentsatz sei. Die von Agenten zur Auswanderung Verleiteten bilden vielmehr ganz geringe Quantitäten; wie vorher erwähnt, ist der aus der Ferne geschickte Dollar der beste Zutreiber. Wohl können die Agenten kleine Gruppen zur Auswanderung verleiten, aber wenn es diesen Gruppen in der Fremde schlecht ergangen ist, macht ihr Klageruf einen tiefen Eindruck in der Heimat. Die moderne Auswanderung ist eine Massenerscheinung und kann nicht so leicht von individueller Willkür dirigiert werden. Die Agenten müssen selbstverständlich kontrolliert werden, für ihre Verantwortlichkeit haftbar sein und zu diesem Zwecke größere Kautionen erlegen. Man darf aber nicht außer acht lassen, daß für den Auswanderer oft

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in vielen Beziehungen gefährlicher als die Kleinen — die Großen sind. Aus den vorher dargestellten Gründen halten die Schiffahrtsgesellschaften keineswegs ein niedriges, ja nicht einmal ein normales Niveau in den Schiffahrtspreisen ein; es ist eine allbekannte, schon von Gustav Cohn in seiner englischen Eisenbahnpolitik (Leipzig 1883) festgestellte Tatsache, daß die Schiffahrtsgesellschaften aus den Passagieren dritter Klasse, beziehungsweise Zwischendeckpassagieren die größten Gewinste ziehen, daß besonders bei den transatlantischen Passagierdampfern die Beförderung der Zwischendeckpassagiere der lukrativste Bestandteil des Transportgeschäftes zu sein pflegt, trotzdem aber die Fahrt dritter Klasse oder im Zwischendeck verhältnismäßig viel teurer zu stehen kommt als die Fahrt in der ersten oder zweiten Klasse.

Von diesen Gesichtspunkten geht denn auch das schweizerische Gesetz aus. In der Schweiz kann selbstverständlich von einer eigenen überseeischen Schiffahrt nicht die Rede sein und so nimmt denn auch die Schweiz gegen die Schiffahrtsgesellschaften eine mißtrauische Stellung ein. Sie verwahrt sich gegen jedes Abhängigkeitsverhältnis von den Schiffahrtsgesellschaften. Sie schiebt zwischen die Schiffahrtsgesellschaften und die Auswanderer Zwischenglieder. Diese Zwischenglieder könnten manchenorts als eine unökonomische und unnötige Last empfunden werden, die der Auswanderer tragen müßte. Allein ein naheliegender Vergleich mit Konsumgenossenschaften wie mit den modernen Tendenzen zur gegenseitigen Annäherung von Produzenten und Konsumenten wäre hier jedenfalls nicht am Platze.

Die Auswanderer können nur schwer im Momente der Wanderung zu Ankäufergenossenschaften organisiert werden; daher heißt es Mittel und Wege ausfindig machen, um den monopolistischen Gelüsten des nordatlantischen Dampferlinienverbandes einen wirksamen Hebel entgegenzusetzen. Die Auswanderungsagenturen sind eine für die Schiffahrtsgesellschaften höchst unliebsame Durchquerung ihrer in die Weite sich ausdehnenden Tendenzen, eine Erschwerung der Ausdehnung ihrer Herrschaftstendenzen. Die Zusammenfassung der Macht in der Hand der Auswanderungsagenturen dürfte dagegen keine für das Gemeinwohl so gefahrdrohenden Dimensionen annehmen, wie dies bei den großen Reedereien der Fall ist. Auch wäre die Durchbrechung der Macht der Agenten verhältnismäßig leicht, da die Schaffung der Konkurrenz in der Hand des Staates läge.

Auch den ganzen Ausbau der Auswanderungsagenturen würde ich nach schweizerischem Muster gutheißen. Nach Artikel 4 des schweizerischen Gesetzes (betreffend Geschäftsbetrieb von Auswanderungsagenturen, vom 22. März 1888) hat jede Auswanderungsagentur gegen Empfangnahme des Patentes eine Kaution von 40.000 Franken zu Handen des Bundes zu hinterlegen. Bei der Anstellung je eines Unteragenten haben die Agenturen eine weitere Kaution von 3000 Franken zu leisten. In dieser Beziehung dürfte nur insofern eine Änderung rätlich erscheinen, als die Haftung der Unteragenten wohl stärker wäre, wenn dieselben genötigt wären, persönlich Kaution zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leisten. Auch hätte an Stelle des Bundes das Auswanderungsamt zu treten. Die Kaution hätte diesem Gesetze entsprechend als Sicherheit zu dienen für Ansprüche, welche von den Behörden oder Auswanderern oder den Rechtsnachfolgern der letzteren geltend gemacht werden können. Die Verpflichtung der Agenten gegen den Auswanderer hätte zu umfassen: die sichere Beförderung der Personen und ihres Gepäckes um einen bestimmten, im Vertrage festgesetzten Preis an den vertragsmäßigen Bestimmungsort, genügende gesunde und reinliche Verpflegung und Behandlung auf der ganzen Reise, unentgeltliche ärztliche Behandlung, anständige Bestattung bei Tod auf der Reise, Versicherung des Gepäcks, Versicherung des Familienhauptes u. a. m. Bei der Erteilung der Konzessionen wäre auf den wirklichen Bedarf Bedacht zu nehmen und wären gemeinnützige Institute, Vereine usw., die eine Gewähr einer ersprießlichen kulturellen und beschützenden Tätigkeit bieten, entsprechend zu berücksichtigen (jedenfalls mit Ausschluß jeglicher Monopoltendenzen auch auf diesem Gebiete).

Die eben gekennzeichneten Ziele der, wenn ich so sagen darf, inneren Auswanderungspolitik würden jedoch nicht erreicht werden, wenn die Bestimmungen über die Zulassung der Beförderungsunternehmen nicht entsprechend eingerichtet wären. Es müßten in Österreich zum freien Wettbewerb alle Reedereien zugelassen werden, welche den gesetzlichen Anforderungen entsprechen, die Zulassung zum Geschäftsbetrieb dürfte also keineswegs als Sache des freien Ermessens der Behörde angesehen werden. Im Gesetze müßten daher taxativ jene Bedingungen genannt sein, bei deren Erfüllung die Bewilligung, beziehungsweise die Zulassung zum Auswanderergeschäftsbetrieb erfolgen müßte.

Der Beförderungsunternehmer — dessen Berechtigungen im Sinne des § 12 des österreichischen Entwurfs vom Jahre 1908 zu bestimmen wären, der also um eine Erlaubnis auch dann einschreiten müßte, wenn er die Zwischendeckpassagiere oder Passagiere dritter Klasse zwar vom Ausland aus befördert, im Geltungsgebiete dieses Gesetzes jedoch irgendwelche, auf deren Gewinnung als Passagiere für sein Unternehmen abzielende Geschäfte betreiben will — müßte nach Beispiel des ungarischen Gesetzes (§ 8) eine Kaution im Betrage von mindestens 100.000 Kronen erlegen, welche Kaution zur Sicherstellung und Deckung der aus den Geschäft stammenden sämtlichen Verpflichtungen sowie der Strafen und Kosten oder Geldbußen dienen sollte (§ 18 des ungarischen Gesetzes).

Die österreichischen Entwürfe, das ungarische und das italienische Gesetz behalten dem Staate die Genehmigung der Tarife für den Transport von Auswanderern vor. Wiewohl die Preisgestaltung auf dem Gebiete des überseeischen Transportwesens nicht wesentlich anderen Regeln unterworfen ist als die Preisgestaltung überhaupt, die Warentaxen sich aber im allgemeinen nicht bewährt haben, so darf doch nicht außer acht gelassen werden, daß dem Staate hier bedeutende Mittel zu Gebote stehen, um einer Preissteigerung in einem gewissen Grade eine Grenze zu setzen. Ich erwähne nur die Nichtzulassung zum Geschäfts-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

betriebe, eine Maßregel, die, wenn auch nicht in vollem Maße ausgeführt, dennoch den von ihr betroffenen Gesellschaften fühlbar wird. Die Höhe der Personentarife in der Personenbeförderung der transozeanischen Dampfschiffahrt haben, wie die Auswanderung überhaupt, eine hervorragende Bedeutung für das Heimatland, und es könnte immerhin rätlich erscheinen, eine derartige Maßregel in Anlehnung an die Bestimmungen der Artikel 14 und 15 des italienischen Gesetzes zu treffen. Selbstverständlich müßte eine derartige Genehmigung mit großer Umsicht und in der Regel erst nach Anhörung des Auswanderungsrates geschehen. Ein Moment müßte jedoch in dieser Hinsicht unter allen Umständen Beachtung finden: mit Rücksicht auf das erwähnte Verhältnis der Einrichtungen in der III. Klasse zu denen in der II. Klasse müßte von Staats wegen darauf gesehen werden, daß der Fahrpreis für die III. Klasse die Hälfte des Fahrpreises für die II. Klasse nicht übersteige.

Eine selbstverständliche Verpflichtung der Beförderungsunternehmer müßte es sein, Beiträge zur Deckung der Kosten für die Überwachung des Auswanderungswesens und des Schutzes der Auswanderer zu leisten. Diese Beiträge in erster Reihe sollen die finanzielle Grundlage des Auswanderungsfonds bilden. Zu dem Zwecke hat bekanntlich in Italien der Beförderungsunternehmer eine Taxe von 8 Lire zu erlegen (Artikel 28 des italienischen Gesetzes). Mit Rücksicht auf den schwankenden Charakter der Schiffahrtskartenpreise wäre es vielleicht angebracht, diese Steuer perzentuell zu bemessen. Es wäre nicht ratsam, den Perzentsatz hoch zu bemessen, denn im Grunde genommen würde dieser Beitrag in vielen Fällen auf die Auswanderer überwälzt werden, daher den Charakter einer indirekten Steuer tragen, die schon aus diesem Grunde nicht hoch sein dürfte.

Die nordamerikanische Gesetzgebung verpflichtet die Beförderungsunternehmer zum kostenlosen Rücktransport zurückgewiesener Auswanderer. Diese Bestimmung sollte selbstverständlich im österreichischen Gesetze ebenfalls Aufnahme finden, außerdem jedoch auch dahin ausgedehnt werden, daß der Unternehmer verpflichtet wäre, den Rücktransport bis zur Abfahrtsstelle zu bewerkstelligen. Ich selbst bin mit solchen zurückgewiesenen Auswanderern bei meiner Rückkehr aus Nordamerika an Bord zusammengetroffen und war Zeuge, in welch peinlicher Lage junge Burschen sich befanden, die, aus irgendwelchem Grunde von der Union zurückgewiesen, nur bis zum Hafen zurückbefördert werden sollten, um dann ohne Mittel in der Fremde dazustehen. Ich war genötigt, für sie eine kleine Sammlung zu veranstalten, was bei meinen amerikanischen Mitreisenden I. Klasse nicht geringes Aufsehen erregte. „Er sollte arbeiten und nicht betteln gehen!“ riefen die einen; die anderen, die Mildtätigen, fragten verwundert: „Ist das Ihr Bruder oder Verwandter?“ — „Nein,“ lautete meine Antwort, „es ist bloß mein armer Landsmann.“

Die Schiffe, die zum Auswandererdienste zugelassen werden, sollten nach Beispiel des italienischen Regulativs (Artikel 138), der spanischen Vollzugsvorschrift (Artikel 130 und 133), der belgischen Durch-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

führungsvorschrift (Artikel 5 und 28) zu einer besonderen Eignungsprüfung in bezug auf ihre Beschaffenheit, auf Einrichtung, Verpflegung, Bedienung und Krankenpflege verpflichtet werden, wobei nicht zu vergessen wäre, daß ein Teil (wenigstens ein Zehntel) der Schiffsbedienung mit den Sprachen der Auswanderer vertraut sein müßte, da oft bloß zufolge sprachlicher Schwierigkeiten Unzukömmlichkeiten entstehen; es sei noch hervorgehoben, daß durch eine solche Einrichtung ein Teil der heimischen Bevölkerung zum Schiffsdienste herangezogen werden könnte, wodurch das Interesse für Schiffahrtswesen in breitere Schichten des Volkes getragen würde.

Die Eignungsprüfung hätte ferner zu umfassen die Sicherheits- und Rettungsvorkehrungen, ferner müßte in der Konzessionsurkunde die ärztliche Untersuchung der Reisenden und der Schiffsbesatzung sichergestellt sein. Auch müßten Bestimmungen getroffen werden bezüglich der Besichtigung der Auswandererschiffe und Überwachung der Einschiffung. Wünschenswert wäre auch die Bestellung von besonderen staatlichen Hafenkommissären in ausländischen Auswandererhäfen, die alle dem Staate zukommenden Rechte am Hafenplatze eventuell vertragsrechtlich auszuüben befugt wären und deren Aufgabe es sein müßte, die Auswanderer vor Übervorteilung zu schützen. Ihre amtliche Stellung dürfte im großen und ganzen diejenige sein, wie die der besonderen Auswandererschutzorgane in den Einwanderungsgebieten; die Mängel, die auf diesem Gebiete bei den österreichisch-ungarischen Konsularbehörden, besonders an den nordwesteuropäischen Hafenplätzen bestehen, dürften wohl ein ausreichendes Argument für diese Einrichtung bilden.

Die Rechte der Hafenkommissäre den ausländischen Reedereien gegenüber müßten vertragsmäßig sichergestellt und ihre Verletzung müßte mit Geldbußen aus dem Sicherstellungsfonds, unter Umständen sogar mit Konzessionsentziehung bedroht werden. Die Hafenkommissäre hätten sich mit humanitären Vereinen, insbesondere Frauenvereinen, in Verbindung zu setzen; dann wäre begründete Hoffnung vorhanden, daß Mißbräuche verhütet würden und die beschützende Tätigkeit dieser Kommissäre sich wirksam gestaltete.

Es müßten ferner Bestimmungen getroffen werden in bezug auf die Fürsorge für die Auswanderer während der Reise. Der Beförderungsunternehmer müßte sich verpflichten, ein amtliches Überwachungs- und Schutzorgan auf jedem Auswandererschiff unentgeltlich aufzunehmen und zu verpflegen. Auch wäre für geistige Nahrung der Auswanderer zu sorgen und unter anderem auf dem Schiffe eine kleine Auswandererbibliothek in der Sprache der Auswanderer einzurichten.

Die Lage des Ausschiffungshafens sollte von gesetzeswegen als indifferent erachtet werden. Wie schon mehrmals betont, sollten zum freien Wettbewerb alle dem Gesetze entsprechenden Schiffahrtsgesellschaften zugelassen und zwischen Hamburg und Bremen, Rotterdam und Antwerpen, Havre oder Boulogne kein Unterschied gemacht werden. Dasselbe gilt auch von den sogenannten indirekten Fahrten über die englischen Häfen. Die zweimalige Einschiffung wird zwar nicht von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jedem Passagier als angenehm empfunden, aber die Unannehmlichkeit wird durch die Geschwindigkeit der Fahrt auf offener See, die Gediegenheit der Einrichtung der englischen Schiffe und den niedrigen Fahrpreis vollauf wettgemacht.

Der Beförderungsvertrag sollte im Grundriß ebenfalls im Gesetz festgestellt und im Verordnungswege sollte ein obligates Vertragsmuster herausgegeben werden. Der Vertrag muß in der Sprache des Auswanderers verfaßt sein, wenn auch eine Übersetzung zulässig wäre. Der Wortlaut des Vertrages in der Sprache des Auswanderers müßte jedoch im Streitfalle entscheidend sein. Im Vertrage müßten alle die Momente Aufnahme finden, aus denen der Auswanderer irgendwelche Rechte dem Beförderungsunternehmer gegenüber herleiten könnte. Genaue Fixierung des Reiseweges, des Reisezieles und des Fahrpreises, Pflicht zur eventuellen Rückbeförderung in der vorhin erwähnten Ausdehnung, Pflicht zur Beköstigung in einer in der Durchführungsverordnung näher zu bestimmenden Art und Menge, Verbot des Verkaufes von alkoholischen Getränken während der Seereise. Aufzunehmen wäre auch die Bestimmung des Artikels 42 des spanischen Gesetzes, wonach das Gepäck nicht als Pfand gelten darf für die dem Reeder oder Schiffseigentümer oder ihren Konsignataren schuldigen Beträge — eine augenscheinlich selbstverständliche Bestimmung, die aber mit Rücksicht auf mögliche Mißbräuche der Schiffsverwaltung am Platze wäre. Neben einer Reihe anderer Verpflichtungen, die in vielen Auswanderungsgesetzen als wesentliche Bestandteile eines überseeischen Beförderungsvertrages genannt sind, möchte ich besonders auf das Verbot der Verpflichtung des Auswanderers zur Bezahlung oder Abarbeitung des Beförderungspreises oder eines Vorschusses am Bestimmungsorte aufmerksam machen. Eine derartige Bestimmung, die sich im ungarischen (§ 23), deutschen (§ 22) schweizerischen (Artikel 16), spanischen (Artikel 37 und 38) Gesetze vorfindet und die auch vom Institut für internationales Recht gefordert wurde, ist eben sehr geeignet, einer dem Trucksysteme ähnelnden Abzahlungsform wirksam entgegenzuarbeiten.

Über Streitigkeiten aus dem Beförderungsvertrage müssen verschiedene Kompetenzbestimmungen getroffen werden, je nach dem Momente, in dem sie entstehen. In dieser Hinsicht muß in prozessualer Beziehung angestrebt werden, daß das Verfahren sich möglichst leicht, schnell und billig vollziehe. Hier ist zuvörderst zu unterscheiden, ob der Anspruch im Inlande oder im Auslande erhoben wird; im ersten Falle würde wohl ein gewöhnliches zivilgerichtliches Verfahren genügen, mit dem Unterschiede, daß dem Auswanderer von gesetzeswegen Stempel- und Gebührenfreiheit zuerkannt werden sollte. Wird der Streit im Auslande ausgefochten, im Hafen, im Auswanderungsgebiete oder während der Seereise, so hätte darüber das jeweilige ausübende Organ des Auswanderungsdienstes (Hafenkommissär, Auswanderungsinspektor, Schiffsbegleiter) zu entscheiden.

(Schluß folgt im nächsten Heft.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meine Wienerfahrt.

Von Pater **Gaudentius Koch**, Kapuziner.

I.

Und nun ist es mir doch geglückt, die schöne Kaiserstadt zu schaun und den Herrn zu begleiten auf seinem Triumphzug, am großen Völkertag im gesegneten Jahre neunzehnhundertzwölf. Als ich noch gar keine Ahnung hatte, daß ich nach Böhmen versetzt würde, bat ich schon unsern Provinzialminister um die Erlaubnis, am Eucharistischen Kongreß teilnehmen zu dürfen. Da hieß es, es sei halt doch schwer, es hätten sich schon mehrere gemeldet und dem und jenem sei bereits die Reise bezahlt worden und es müßte erst überlegt werden. Als es dann später hieß, ich käme nach Reichenberg in Böhmen, da fraget ich wieder um die Genehmigung und jetzt hieß es: nun, von Reichenberg seis ja freilich nicht mehr weit.

Und so kams. Ich hatte die letzten Wochen überaus viel Arbeit gehabt in der Seelsorge, zwei bis drei Predigten am Sonntag, und so hatte man keine Zeit, sich auf die Reise vorzubereiten. Endlich, so etwa drei Wochen zuvor, mußte ich mich anmelden in Wien und um eine Teilnehmerkarte schreiben. Alles kam sogleich. Und zwar hatte ich um zwei Karten geschrieben, eine war bezahlt worden für mich, und eine Preßkarte wollte ich obendrein: man weiß nie, wie gut mans brauchen kann, und schreiben würde ich ja doch sicher über die Tage von Wien.

Eigentlich wars eine Überraschung, als am 9. September der Dechant von Kriesdorf mit seinem Bruder Pater Krause, dem Studienpräfekten von Leoben, in unserem Hospiz erschien, um vor der Abreise bei uns Nachtherberge zu nehmen. „Haben Sie Proviant?" fragte mich gleich der Pfarrer; „daß Sies nicht vergessen, in Böhmen streicht man sich immer ein Stück Butterbrot zurecht und packt genug davon ein." Und so strich ich mir denn vom Butterbrot noch mehrere tüchtige Schnitten zurecht, wickelte alles gut ein in Papier und versorgte es im Reisetäschchen, dazu kam eine Flasche saurer Milch. Hätte ja lieber einen Tropfen Wein mitgenommen; aber das geht nicht, weil die Gicht bei mir schon anfängt an den Händen.

Der Morgen war nicht heiter, doch waren wir in fröhlicher Stimmung. Also gleich nach 5 Uhr in die Kirche, um das heilige Opfer zu feiern. Es traf mich an den Antoniusaltar. Der Heilige schien das Kindlein herabzureichen und der kleine Heiland gab uns allen einen kräftigen Segen mit: Fahret wohl und reiset zu Gottes Ehre.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am Weg zum Bahnhof war ein stetes Regengerieſel, doch konnte es ja beſſer werden. Man ſoll immer hoffen, und kommt es dann nicht, nun ſo hat man wenigſtens eine Freude in der Hoffnung gehabt und das Schlimmere kommt noch früh genug.

Wir hatten eine angenehme Geſellſchaft im Wagen, lauter Kongreßpilger. Da war im Fach ein Herr aus Zittau mit Frau und Schweſter; dann waren Gäſte von Kukan und Gablonz. Die Leute von Zittau hatten bereits das Fenſterbrettchen als Tiſch herabgelaſſen und hielten ein ergiebiges Frühmahl. Wohl bekomms, doch ſicherlich etwas früh daran.

Die Gegend draußen entbehrte nicht der Neuheit. So ſahen wir unter Reichenau eine auffallend öde Geſteinlandſchaft. Die großen Blöcke lagen wirr durcheinander: es war wie das Schlachtfeld nach einem Zyklopenkampf oder wie Dantes Felſeneinöde am Eingang in die Hölle. Das Bild hatte etwas Schauerlichgroßartiges. Und raſch ging der Zug und doch wieder wie auf Federn. Es iſt der beſte Zug nach Wien, der um 6 Uhr 55 Minuten.

Wie flogen rechts, wie flogen links
Die Hügel, Bäum' und Hecken.

Und auch oben flog es dahin. In der Höh ſchienen uns die Wolkengebilde wie Roſſe: auf weißen Pferden leichte Reiter. Ganz wie in der Geheimen Offenbarung. O die Heerſcharen des Himmels ſind jetzt wohl auch auf der Wienerfahrt zum heiligen Tag der ſtreitenden Kirche. Und wir alle ſtehn unter ihrem Schutz; denn wir alle tragen das Zeichen Tau an der Stirn. Dann ſtieg von Liebenau ein freundlicher junger Prieſter ein, der dortige Kaplan. Er hatte eben Exerzitien gemacht zu Mariaſchein und war noch ganz glücklich über die ſchönen Tage. Er drückte uns auch ſeine Freude aus, daß er nach Wien käme zum Kongreß. Und es tat einem wohl, den jungen Mann zu ſehn in ſeiner unberührten Jugendlichkeit. Es blühen ihm wohl wenig Röslein im ſteinigen Garten, nun ſchenkt ihm der Herr wieder den Troſt und die Freude dieſer Weltenfeier und der junge Prieſter zehrt wieder davon das ganze Jahr.

Mit dem Dechanten von Kriesdorf und mit dem Präfekten von Leoben unterhielt ich mich über Führich. „Das bleibt gewiß", ſagte der Dechant, „dreierlei hat Führich in ſich vereinigt auf beſondere Weiſe: Übernatur, Natur, und beides erfaßt mit deutſchem Gemüt." Gewiß, das iſt ſo. Führich hat ſich vertieft in die Glaubensgeheimniſſe, er hat betrachtet und darum hat er das Überirdiſche darſtellen können. Er hat das offene Auge des Künſtlers gehabt und hat dies Auge geſchult. Und bei allem hat er das echte deutſche Kindergemüt beſeſſen, jene Zartheit, jene Tiefe, jene Kraft und jene Weichheit, wie das deutſche Mittelalter ſie gekannt. Und ganz eigens für unſer Volk arbeitet Führich. Darum deutſche Landſchaft, deutſche Bauten, deutſches Leben. Führich hat aber auch ſein Gemüt ausgebildet, er hat ſich geſchult an den Niederländern, an den Kölnern, an Dürer, geſchult

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an den Mystikern und vor allem an Pater Martin von Kochem. Man sieht ja deutlich Kochemsche Ideen in Führichs Bildern. Man denke an seine Genovefa und beim Marienleben an die Szenen von Joachim und Anna.

Wir sprachen auch über die seelsorglichen Verhältnisse mancher Gebiete in Böhmen und der Studienpräfekt von Leoben hatte hierin viele Erfahrungen gesammelt. Am meisten bedauerte er, daß in manchen Ortschaften die Geburtenziffer so zurückkehe. Es müßten der Ordnung nach auf tausend Seelen doch so vierzig Geburten treffen, und nun gebe es Orte, wo kaum mehr dreißig wären. Das hätten gewisse Zeitungen verschuldet. Ferner gebe es Ortschaften, wo am Sonntag nur so fünfzig Leute den Gottesdienst besuchen.

Ich begab mich dann wieder in den Gang hinaus. Da stand am Fenster und lugte in die Landschaft ein Jüngling mit weit vorspringender Schildkappe. „Auch aus unserer Gegend?" fragte ich. „Nein, ich bin ein Wiener und nur hier bei einer Tante in den Ferien gewesen." Und er erzählte, er sei vom Piaristengymnasium von Wien und müßte nun doch nach Hause, um dem Herrn die Ehre anzutun beim großen Huldigungstag. Und es guckten denn auch so reine Augen aus seinem Gesicht, daß man ihn gern haben konnte. Der junge Mann hatte auch in der Weltstadt seinen Charakter bewahrt: ein jeder ist ja selbst seines Glückes Schmied.

Dann stieg ein Kaufmann ein aus Teplitz und blieb länger bei mir stehen im Gang. „Da sehn Sie die Montagskuh von Prag," sagte er und hielt mir eine Zeitung her, „wie die sich ausläßt über unsere Tagung. Wenn die Sozialdemokraten eine Versammlung abhalten, so haben die Leute nichts dagegen, wenn die Radikalen zusammenkommen, da findet man nichts auszusetzen, wenn die Anarchisten ihre Verschwörungen anzetteln, da haben sie auch kein Wort der Mißbilligung: wenn aber wir Katholiken eine religiöse Feier veranstalten, dann kommt die Montagskuh außer Rand und Band." „Ein Zeichen für die wahre Kirche", sagte ich, „die katholische ist die allein verfolgte Kirche." Ein älterer Reisender trat jetzt zu uns in den Gang heraus und fragte meinen Kaufmann, wie es dem jetzigen Dechant ginge zu Teplitz und wie die Stadt mit ihm zufrieden sei. „Nun," war die Antwort, „zufrieden sind sie mit keinem. Der eine ist ihnen zu wenig kirchlich, der andre wieder zu sehr kirchlich, der dritte zu wenig politisch, der vierte versteht wieder zu viel Politik, und so machts ihnen keiner recht." „Ich höre," meinte der alte Herr, „der Dechant ginge gern wieder fort." „Das glaub ich nicht," meinte der Kaufmann, „etwas nimmt man überall in Kauf und so arg ists nicht, so ist's überhaupt nirgends, daß mans nicht aushalten kann." Dies Wort hab ich mir gemerkt und aufgeschrieben. Hab Dank, du Mann aus Teplitz, viel Lebenserfahrung gibt die richtige Philosophie.

Zeitweilig kehrte man wieder in sein Wagenfach zurück. Die beiden Damen aus Zittau waren jetzt etwas unpäßlich geworden. Das Frühstück war allerdings lange außer Gesichtsweite, wahrschein-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich auch schon vergessen, doch das schien vergebens. Die eine Dame eilte hinaus in den Gang, das Taschentuch vor dem Mund und weiß wie eine Charitin von Praxiteles, nur mangelte den Gesichtszügen jene antike Ruhe. Und nicht lange dauerte es, so folgte die zweite. Zum Glück hatte ich eine Scheuerfrau einsteigen sehn bei der Abfahrt und bald hörte man denn auch eine Kehrschaufel klirrend anschlagen und gleich sah man die die breite Gestalt der Scheuerfrau im Gang draußen vorübergehn und meine Umgebung atmete auf. Doch freilich nicht lange, denn nun empfand auch ich etwas wie die einstige Seekrankheit. Ich hatte ihr im Jahre neunzehnhunderteins meinen Tribut entrichtet; doch in unsern geistlichen Kreis hätte sie sich nicht hereinzuwagen brauchen, die letzte aller neun Musen.

Eben an der mährischen Grenze hatte es mich ergriffen und durch das ganze Kronland verfolgt. So tauchte dann endlich Znaim auf in der Ferne. Da riefen sie Wein aus die Bahn entlang. Ich ließ mir ein Glas hereingeben und richtig, eine wohlige Wärme erquickte mich. „Und Ihr Butterbrot?" erinnerte der Dechant von Kriesdorf, „Sie müssen sich stärken." Ich leistete Folge und war gut beraten.

Znaim liegt malerisch aufgebaut vom Fluß hinan, nicht anders als wie ein Krippenberg. Mit Bedauern sahn wir das trauliche Bild hinter uns verschwinden. Auch gedachten wir des heiligen Klemens, der da drüben im Prämonstratenserkloster ein Bäckergeselle gewesen. Wer hätte es damals geahnt, er würde der große Apostel von Wien.

Mit Retz hatten wir endlich Niederösterreich. Und nun ging es schon Wien zu. Wir standen am Gangfenster. Schöne Weingelände überall. „Dort sehn Sie den Donnerer", bemerkte der Herr von Teplitz, „den schießen sie los, wenn Gewitter kommen, doch hat es sich nicht bewährt." „Geschieht ihnen recht," konnte ich mich nicht enthalten; sie sollen nicht vergessen, wozu die Kirchenglocken geweiht sind. Fulgura frango, läßt Schiller die Glocke sagen. Die Glocken haben mehr Kraft gegen Sturm und Wetter, abgesehn davon, daß sie gesegnet sind.

Und allgemach wurde es heller und heller. Ich saß wieder im Fach. „Nun, Sie haben Recht behalten," sagte die Frau aus Zittau ganz müde aus ihrem Kissen, „es wird noch schön." „Wir wollen Wien bei Sonnenschein begrüßen." Und so war es.

„Bald muß der Kahlenberg kommen," meinte jetzt der Präfekt von Leoben. Und richtig sahen wir schon einen sanften blauen Höhenzug gen Morgen. Und bald darauf stieg eine zweite Kuppe auf, der Leopoldsberg. In der Tiefe aber lag überall viel Wasser, Grundwasser von der Donau her. Und jetzt und jetzt, grüß Gott, du lieber Gesell: aus weiter Ferne stieg ein schlanker Spitz in den Himmel hinein, der Stephansturm.

Bald vom Sonnenglanz umflossen,
Bald verhüllt vom Nebeldunst:
Ein bewundernswertes Denkmal
Deutschen Sinns und deutscher Kunst:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er hat vieles schon erfahren,
Er, der alte Stephansturm:
Sah die Türken, die Franzosen,
Sah herab auf manchen Sturm.

„Es werden bald alle Glocken läuten," machte der Präfekt uns aufmerksam, „denn zur selben Stunde zieht auch der päpstliche Legat ein in Wien.

Wien: Nordwestbahnhof. Sieh, da streckten sich schon Hände gegen uns herauf; liebe Bekannte aus Reichenberg waren da. Und man nahm uns die Taschen ab. Schnell mußte ich mich verabschieden von meinen Reisegefährten, um mit meinen Bekannten zu gehn. Wenn man hinauskommt vor das Bahngebäude, gleich sieht man wieder den Stephansturm. Der soll nun unser Wahrzeichen bleiben für diese Tage. Eine Fahne schlängelt sich von ihm herab. Und überall um uns haben die Häuser ihren Flaggenschmuck: ganz Wien ist wie ein riesiger Tempel.

Zu Hause richtet man sich schnell wieder sauber her und nimmt einen Kaffee zu sich. Fräulein Lorenz bereitet ihn aber auch festtäglich gut. Und wenn erst Frau Baronin Liebieg selber da wäre von Reichenberg, wie müßte uns alles doppelt wohl munden. Und dann galt es gleich einen Gang zum Stephansdom, wo jetzt der Legat bald einziehen sollte. Zudem hatte mich ein Priester von Sankt Stephan bitten lassen, ich möchte ihm doch aushelfen im Beichtstuhl, was ich ihm nun zusagen wollte. Auf dem Stephansplatz hatte sich bereits eine große Menschenmenge versammelt. Da läutete auch schon die große Glocke von St. Stephan, jetzt mußte der Einzug bald erfolgen. Ich stand auf der Turmseite hinter einer großen Masse Zuschauer und sah nur in der Ferne über den Köpfen Fahnen vorüberschweben dem Dom zu, sah goldglänzende Hofwagen und die kaiserlichen Lakaien am Bock, sah Pferdeköpfe mit Helmwedeln und hörte Hochrufe in allen Tonarten. Sie waren nun eingezogen ins Münster, man hörte die Orgel brausen.

Ich aber wandte mich empor und sah am Turm hinauf. Das Bauwerk ist einzig schön und was man sonst nirgends haben kann, wenn man am Fuße davon steht und zwar ganz eng am Gemäuer, so kann man schön die Spitze erblicken. Das ist nur möglich, weil der Turm sich schön verjüngt von unten auf. Bei andern Türmen muß man in der Ferne stehn. Den Stephansturm aber genießt man so eigentlich noch ganz, wenn man sich anschmiegt an ihn. Und ich weiß nicht, ich hatte ein Gefühl, wie wenn ich einen lieben Freund getroffen nach Jahren und Jahren. Ich hatte ihn schriftlich kennen gelernt und viel mit ihm in der Ferne verkehrt: nun ist er da und sieht mich an mit lieben Freundesaugen. Da wird einem warm ums Herz: alte Zeiten und alte Kunst, alter Glaube und alte Sitten, wohl dem der sie erfaßt. Wie wächst der Turm so recht aus seiner Umgebung auf. Da gehört er her und es würde kein anderer jemals hiehertaugen. So sei gegrüßt, lieb Bruder mein. Froh reicht ich ihm die Hand wie ein Bruder dem Bruder und drückte einen Kuß ihm auf.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es ist schön, was Kralik in seinen Heimaterzählungen weiß vom Baue des Domes. Es war in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Der eine hohe Turm war vor kurzem vollendet worden. Im Hochgefühl dieses rühmlichen Ereignisses ging am Nachmittag eines Herbstsonntags im Jahre 1439 der Dombaumeister Hans von Prachatitz mit seiner jüngsten Tochter Marie und deren Base Anna vor die Stadt auf eine Schenke am Wienerberg. Er hatte auch seinen Gehilfen und Gesellen Hans Buchsbaum mitgenommen. Von dieser Anhöhe, von dieser entsprechenden Entfernung aus wollte sich der Meister an dem neuen Bilde weiden, wie es nun die Stadt mit dem prächtigen neuen Wahrzeichen von da dem Beschauer bot.

„Sieh nur an," rief Meister Prachatitzer, von seinem eigenen Werke ganz entzückt, „sieh nur, wie herrlich die Gestalt des Turmes über das Dach der Kirche, über die Türme aller anderen Kirchen, über die Wälle und Mauern aufragt, ein künstlicher Inbegriff der ragenden Bergesgipfel rings herum im Kreise um diesen Mittelpunkt. Sieh, wie mächtig und doch anmutig der zierliche Obelisk der Spitze sich über die Pyramide des Unterbaus erhebt in freier, künstlerischer Lösung, ohne an die Notdurft und den Zwang von Mauer und Dach, Fenster und Stiege zu erinnern. Es ist alles Schönheit, Meisterschaft, Gedanke, Form. Nichts Stoff, nichts Handwerkerliches. Er ist so frei, wie ein vielstimmiger Chor, wie ein Hochgedicht von hundert Strophen zum Preise des Heldentums und der Weisheit, der Kunstfertigkeit und Tatkraft . . . .

Nur eins fehlt noch dem Ganzen: der zweite Turm auf der andern Seite der Kirche, der diesem das Gleichgewicht gäbe, nicht in langweiliger gedankenloser Einförmigkeit, nicht eine fade Wiederholung des schon einmal gelungenen, sondern einer Variation, eine Überbietung. So wie mein Turm da den Geist der ganzen Vergangenheit zusammenfaßt und ausspricht, so sollte jener zweite geplante Turm den der Zukunft ausdrücken. Ich bin schon zu alt dazu . . ."

Und der jüngere Meister, Buchsbaum, soll das Werk mutig wagen und als Preis für den Entwurf des Prachatitzers Tochter Marie zur Frau bekommen. Da aber kam der Teufel mit einer Landstreichertruppe von Ungarn herauf. Es gilt einen Vernichtungskampf gegen das christliche Gotteshaus, das Bollwerk aller Himmelsgeister. Auch Sturm und Wetterstrahl hat er aufgeboten zum Streit. Er selber will sich an den Baumeister machen, der den Dom vollenden soll.

Wie Meister Buchsbaum über seinen Plänen brütet und unbefriedigt die Arbeit zur Seite stößt und wieder von neuem ins Grübeln versinkt, da erscheint der höllische Ritter und bietet ihm alle Hilfe an: der Meister würde bald alles vollenden, wenn er zu einem Gegendienste bereit wäre. So lange der Meister am Turm bauen werde, dürfe er nie den Namen eines Heiligen nennen, noch weniger den Herrn aller Heiligen. In seiner Not geht Buchsbaum auf den Vorschlag ein. Doch es ist sein Verderben. Wohl schafft er jetzt wie rasend am Entwurf und schafft die ganze Nacht und mit der Morgen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dämmerung ist er so weit, daß jeder Sachverständige das Ganze schon beurteilen kann. Wie er aber zum alten Baumeister eilen will, da sieht er auf dem Stephansfreithof schon die Leute aus der Frühmesse kommen und aufgeregt den Prachatitzer und den Ratsherrn Ponheimer beisammenstehn. Ponheimer jammert, daß man ihm in der letzten Nacht die Truhe gestohlen habe mit dem Schatz. Seit Jahrzehnten hatte man ihn gesammelt und gespart zum Aufbau des zweiten Turmes.

Doch da wäre noch eine Möglichkeit gewesen. In der Landstreichertruppe des Teufels war auch ein ziemlich ehrlicher Landsknecht, der Bärenhäuter. Der war nur aus Hunger in diese Gesellschaft geraten. Der Teufel hatte ihm den Unterhalt angeboten und viel Geld geschenkt und erst noch einen großen Schatz versprochen, wenn er nur auf eine bestimmte Zeit das Bärenfell trage, sich nie wasche und scheere, nie in eine Kirche gehe und nie bete. Fände er aber ein schönes Mädchen, das ihn in diesem Zustande zum Manne nähme, so sollte er frei sein und Herr des ganzen Schatzes. Und der Landsknecht, Jörg Talhammer mit Namen, bittet nun Ponheimer um eine seiner Töchter und will ihm dann den geraubten Schatz vollauf ersetzen. Und so geschieht es.

Doch es sollte kein Segen mehr sein auf dem ganzen Werk. Hans Buchsbaum fördert zwar seinen Plan aufs emsigste und läßt auch den alten Prachatitzer wieder einen Einblick tun ins fortschreitende Werk. Der alte Meister ist zufrieden und sagt: „Der Preis ist dir gewiß, meine Nachfolge und Mariens Hand, beides ist dein, wenn du das Werk vollendest."

Da wird es Zeit zum Abendessen. Maria will den jungen Künstler einladen. Der aber will noch aufs Domdach steigen trotz aller Dämmerung. Wie Maria das dem Vater meldet, überfällt den eine schwere Angst: „Geh und schau, ob du ihn nicht siehst," sagt er zur Tochter. Und sie eilt fort. Sie sieht nur ungewisse Schatten über den Dom, den Turm, das Dach, die Gerüste huschen. Ein unerklärlicher Zauber zwingt sie hinauf. Sie vergißt des Vaters. Sie betritt die Stiege des Turmes. Sie kommt atemlos hinauf. Sie tritt auf das offene Dach. Sie irrt zwischen den Gerüsten umher, nicht achtend der schwindelerregenden Gefahren. Da sieht sie den Geliebten an der Stelle, wo sich sein zweiter Turm erheben soll. Er scheint tiefsinnig über die Aufgabe nachzugrübeln. „Hans!" ruft sie ihm freudig aufgeregt zu. Er wendet sich um. „Um Gottes und aller Heiligen Willen, Maria, Maria! Zurück von dort. Da geht es in die Tiefe." So schreit er, alles vergessend. Aber es ist zu spät. Ein sausender Windstoß, der wie höllisches Geheul klingt — Maria ist ins Leere gestiegen: sie stürzt laut aufschreiend in den furchtbaren Abgrund.

Zitternd steigt Hans Buchsbaum hinab. Er findet unten die Leute versammelt um die zerschmetterte Leiche Mariens. Den Vater hat vor Schrecken der Schlag gerührt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Buchsbaum ist ein gebrochener Mann, sein Geist wie gelähmt. Er kann sein Werk nicht mehr vollenden und überdies hat er den Vertrag gebrochen. So ist der zweite Turm nie mehr gebaut worden. Das ist die Sage aus Kraliks Heimaterzählungen.

Durch die Rotenturmstraße wollte ich zurück zu meiner Wohnung. Alle Lichter brannten schon. Doch du liebe Zeit, war das ein Gedränge in dieser Straße, ein Geschiebe und Gewoge, ein Wellenspiel von Menschen. Hundert Augen sehn dich an, hundert Füße trippeln um dich her, hundert Arme schlendern an dir vorüber. Es muß eben die Zeit gewesen sein, da die ganze Residenz sich erging in dieser Gasse. O cella mea amata, du meine traute Zelle daheim im Böhmerland. Und wie ich eben mit Mühe über die Straße gelangt war, sah ich mich um und zum Glück gewahrte ich meinen Stephansturm hoch über die Häuser ragen; das versöhnte mich mit dem Gassengetriebe.

Wie ich dann über die Stephaniebrücke schritt, da war es schön, die ungezählten Lichter der Häuserreihen im Wasser zu sehen.

Dann feierte ich meinen ersten Abend in Wien. Wir saßen im heimlichen Stübchen an der Donaustraße. Im Ofen knisterte das Feuer und auf dem Tisch brannte die Öllampe. „O Hochwürden," nahm Fräulein Lorenz das Wort, „wissen Sie, wen ich gar so herwünschen möchte? Die greise Kordula Peregrina."

„Sie haben recht, Fräulein, wer so wie Kordula die Eucharistie gepriesen, der müßte jetzt in Wien ein großes Glück empfinden."

„Und durch ihre Lieder hat Kordula eine Sendung erfüllt."

„Das glaub ich auch. Sie wird sogar ebensoviel von Evangelischen gelesen wie von uns. Bei Rauch in Innsbruck drucken sie alle Dreivierteljahr eine neue Auflage und zur Konfirmationszeit kommen aus protestantischen Gegenden eine Menge Bestellungen."

„Ich begreife das", betonte Fräulein Lorenz, „die Dichterin versteht das Menschenherz und so hat sie denn manches schwache, letzte Band noch erwischt und an sich gezogen. Ich kenne ihre Werke seit Jahren und habe mit vielen über die Dichterin gesprochen. Sie hat die Wirrnisse in mancher Seele geschlichtet und geordnet und so manchem Herzen den Frieden gebracht." Ich freute mich dieser Anerkennung. So ein Wort ist mehr wert als hundert Lobreden aus den Tagesblättern. Denn gewiß hat die heimgekehrte Pastorstochter ein Apostelamt geübt. Auch von ihr gilt das Wort Brentanos:

Schön hat ein Kind gesungen
Wohl an der Wiese Rand,
Bis es der Hirt umschlungen
Von Dorn und Distel fand.

Er sprach: Du sitzt im Rohre,
Schneid eine Flöte dir,
In meinem Hirtenchore
Fehlt eine Stimme mir.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schäflein die verirrten,
Die locke mir herbei,
Und die im Dorn verwirrten
Die mache wieder frei.

Und wasche sie mit Tränen
Und kämm sie rein und weiß:
Lehr sie, sich fromm gewöhnen
In meiner Lämmer Kreis.

Such ihrer Wolle Flocken
Vom Dorn von Zeit zu Zeit:
Und hast du voll den Rocken,
Dann spinne dir ein Kleid.

Dreh ab die Dornenspule,
Tuts gleich ein wenig weh:
Sitz still und halte Schule
Im Leidens-A-B-C.

Und hast du eine Herde,
Ein Kleid auch weiß und rein:
Dann treib auf sichrer Fährte
In meinen Schafstall ein.

Luise Hensel bei Schlüter, S. 42.

Am anderen Morgen galt es, in aller Nachtfrühe die Brigittenkirche zu finden. Herr Schupala, der Hausmeister vom Nachbarflügel, hatte die Güte, mich zu begleiten. Er ist ein ältlicher Herr und atmet schon etwas schwer. „Drei Viertelstunden kann ich nicht zu Fuß gehn, wir fahren hin." So sagte er, als er mit dem Licht vor mir die breite Haustreppe hinabstieg. Wie wir hinaustraten, war leider regnerisches Wetter. Ein feines Gerieſel ging nieder. Fast niemand begegnete uns, denn es war noch beinahe dunkel: halb fünf Uhr. Doch bei der zweiten Seitenstraße ging Herr Schupala zu einem beleuchteten Kaffeehaus hin. Dort stand ein Nachtfiakerwagen. Der Hausmeister rief den Fiaker heraus, schnell stiegen wir ein und flott gings hinaus, an den Häuserzeilen vorbei. Und bald ragte ins Dämmerdunkel eine ehrwürdige zweitürmige Kirche.

Wie wir hineinschritten durch die hohe Pforte, brannten schon die Gasglocken an den Wänden. Die Kirche ist schön romanisch und der Hochaltar ein ernster Ziboriumbau. Auch knieten schon einzelne Andächtige zerstreut. Ich konnte gleich die Messe feiern und trat ins Presbyterium hinaus unter das Ziborium. Jeder Priester durfte in diesen Tagen die Fronleichnamsmesse lesen. Cibavit illos ex adipe frumenti, er speiset sie mit dem Marke des Weizens, alleluja, und mit Honig aus dem Felsen sättigt er sie, alleluja. Ps. 80. An einem solchen Tag würdigt man die Oration ganz anders. O Gott, der Du uns in diesem wunderbaren Sakrament das Andenken an Dein Leiden vermacht hast, o laß uns, wir bitten Dich, die heiligen Geheimnisse Deines Leibes und Blutes so würdig verehren, daß wir die Segensfrucht Deiner Erlösung auch immer in uns wahrnehmen. Der Du

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebst und regierst . . . Und dann ergeht das unsterbliche Wort des Völkerapostels: Wer unwürdig von diesem Brote ißt oder den Kelch des Herrn trinkt, der ist schuldig des Leibes und Blutes des Herrn. Der Mensch also prüfe sich selbst, und so esse er von diesem Brote und trinke aus diesem Kelche: denn wer unwürdig ißt und trinkt, der ißt und trinkt sich das Gericht hinein, weil er den Leib des Herrn nicht unterscheidet. Diese Worte hat der Apostel in seinem ersten Brief an die Korinther geschrieben, im elften Hauptstück. Die Korinther aber waren in Europa drüben, in Griechenland, also in einem anderen Erdteil. Und Sankt Paulus hat seinen Brief geschrieben in Asien. Der Heiland aber hat nur in Palästina gelebt und ist nie in Europa gewesen. Übrigens war sein sichtbarer Leib dazumal ja schon in den Himmel heimgefahren. Wie können die Korinther sich also versündigen am Leibe und Blute des Herrn, wenn Christus nicht in der heiligen Hostie wahrhaft, wirklich uud wesentlich gegenwärtig ist? Gewiß, wer in der Hostie nur Brot erblickt, der unterscheidet nicht den Leib des Herrn. Beim Suszipiat tat es mir wohl, wie der Ministrant so deutlich seine Worte sprach: Es nehme der Herr dies Opfer an aus Deinen Händen zu seines Namens Preis und Ruhm, wie auch zu unserem Trost und zum Wohl seiner ganzen heiligen Kirche. Der Junge wird wohl auch der Bub von einem Sozialdemokraten sein und dies freute mich umsomehr: das Kind trägt einen Segen heim für seine ganze Familie.

Und meine erste heilige Wandlung kam in der Weltstadt. Gewiß, so wie ich jetzt die Hostie emporhob, so ging der Herr nun auf wie eine neue, glänzende Sonne über ganz Wien. Wer Augen hat, der sehe.

Nach der Messe begrüßte ich den Pfarrer in der Sakristei: „Haben Sie eine schöne Kirche, Hochwürden." „Sind halt mehr als sechzigtausend Seelen", senkte er das Haupt, „und lauter Arbeiterbevölkerung. Wollten Sie nicht ein wenig beichthören helfen in der Kirche draußen?"

„O, gern."

„Wir haben heut die Kinder, und große Leute werden auch kommen."

Und ich nahm die violette Stola mit und setzte mich in den Beichtstuhl, und nach halb sieben Uhr waren richtig schon Kinder da. Da sahen sie herein zu mir, die lieben unschuldigen Augen. Und ich wartete auf sie, wie der gute Hirt auf seine Lämmer wartet. O, diese heilverlangenden Augen, diese heildürstenden Kinderaugen, wie schön sind sie doch! Und so Kind um Kind. Am Himmel erloschen die Sterne, ich aber sandte neue Sterne aus und meine Lichter strahlten noch heller, meine Kinderaugen all im Glanze der heiligmachenden Gnade, viel schöner als alle Sterne am Firmament.

Und, um es gleich hier anzufügen, ich habe dann jeden Tag beichtgehört in Wien. Auf den Nachmittag desselben Tages hatte ich mich versprochen für die Ulrichskirche, dort war Knabenbeicht und am Morgen darauf erteilte ich wieder das Bußsakrament in der Brigittenkirche, und so Freitag und Samstag und Sonntag und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Montag und sogar noch am Dienstag in der Früh. Ich rechne das zu meinen größten Freuden in der Zweimillionenstadt, daß ich so viele Herzen glücklich gemacht und ihnen die heiligmachende Gnade habe vermitteln können. Da haben viele den Heiland wieder gefunden, die ihm jahrelang ferngeblieben und Hunderte haben den Frieden des Herzens wieder verkostet, die ihn herbst- und winterlang nicht mehr gekannt.

Dies ist sein Tag. Das goldne Kerkerzelt
Will der verborgne König heut verlassen:
Wie in Judäas Gnadentagen einst
Durchziehen seines Volkes bunte Gassen.

Dies seine Stadt. Ob sie auch lange schlief,
In leerem, eitlem Sinnentraum befangen:
Nun rüstet sie ihr strahlend Prachtgewand,
Um ihren Gott und König zu empfangen.

M. Greiffenstein.

Ich muß hier die allgemeine Ordnung loben in den Wiener Kirchen. In der Brigittenau waren die Mädchen von Lehrerinnen beaufsichtigt und die Kinder benahmen sich eingezogen. Und wie aufmerksam sich die Lehrerinnen zeigten! Wenns bei einem Beichtstuhl schneller vorwärtsging, so brachte die Lehrerin gleich wieder ein paar Kinder mehr zu einem her. Und dasselbe beobachtete ich bei den Knaben in der Ulrichskirche: überall Ordnung.

In der Votivkirche hörte ich am Samstag Beicht. Da waren die Hochschüler. Doch mußte ich an diesem Tag um sieben Uhr bei den Franziskanern sein zum Messelesen. Was tun? Als es halb sieben Uhr geschlagen hatte, mußte ich doch aufstehn. Ich eilte in die Sakristei, einen andern Herrn herauszubitten. „Ich bin ein Holländer", sagte der erste zu mir, „und verstehe nicht deutsch." Der zweite sagte: „Ich bin aus Norddeutschland, hab ich die Vollmacht hier?" „Gewiß", sagte ich, „das Ordinariat hat erklärt, jeder Priester habe alle Vollmachten hier". Und er nahm mir die violette Stola ab, legte sie um und folgte mir. Ich geleitete den Herrn zu meinem Beichtstuhl und konnte mich verabschieden. Da sah ich aber zu äußerst an der Reihe einen jungen Herrn so bange warten, daß ich hinzuging zu ihm: „Sind Sie schon vorbereitet?" „Ja." Gut, kommen Sie." Und ich ging mit ihm zu einem rückwärtigen Pfeiler, lehnte mich an und hielt die Hand vors Gesicht. Er neigte sich mir zu, sprach mir ins Ohr und legte sein Bekenntnis ab und ich erteilte ihm die heilige Lossprechung. Wie er dankte und mir die Hand küßte! Am Hochaltar vorn schimmerte eine Glorie von Kerzenglanz und der junge Mann schritt hinauf. Dort war durch den ganzen Tag das Höchste Gut ausgesetzt. Die katholischen Studenten hatten die nächtliche Ehrenwacht übernommen.

Tretet nun hin, ihr wackeren Söhne unseres Reichs, ihr, die Hoffnung unserer Zukunft und erquicket euch alle am Brote der Starken.

Doch ich bin den Ereignissen vorausgeeilt. Wir haben den ersten Morgen in der Wienerstadt, Mittwoch den elften September. In ganz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seelsorglicher Stimmung trat ich gegen acht Uhr aus der Brigittenkirche. Ich wartete auf die Tram, um rasch nach Hause zu kommen. Da grüßte mich ein geistlicher Herr am Bürgersteig und stellte sich vor als ein Pfarrer aus Berlin. Ich sagte meinen Namen. „Ah", kam es zurück, „sind Sie der? Wir kennen Sie aus dem Gral. Alle Achtung vor der Gralbewegung, denn auch die katholische Kunst kann aus sich Vollkommenes leisten. Anders ist es in der Politik und auf dem Gebiete der Charitas. Wir Katholiken können aus uns allein keine Wohlfahrtsanstalten gründen. Wir sind zu arm. Da heißt es also für alle positiven Parteien zusammenstehn und es müssen die Evangelischen auch zu uns helfen. Sonst haben die Sozialdemokraten ein leichtes Spiel mit dem gespaltenen Gegner. Anders in der Kunst: da wollen wir mal erst das unsrige pflegen."

Bei der Augartenbrücke mußten wir uns trennen. Der Wagen war voller Arbeiter. Ich grüßte sie beim Abschied und schön erwiderten alle. Dann eilte ich ins Haus: „Frau Plischke, nun müssen Sie auch beichten gehn, alles geht beichten in Wien."

„Gewiß, Hochwürden, Freitag oder Samstag."

„Und auch Herr Schupala soll gehn, es ist eine Gnadenzeit."

„Sie haben recht, Hochwürden, ich werde es sagen; Samstag oder Sonntag wird es möglich sein, es ist eine Gnadenzeit."

Am Mittwoch Abend hat sodann die erste Versammlung in der Rotunde stattgefunden. Gleich nach dem Beichthören in der Ulrichskirche fuhr ich mit dem Kapuziner Pater Paul in der Tram zum Prater hinab. Und wer steigt da ein? Mein junger Freund Franz Leitner von Kufstein, der jüngste unter den Tiroler Poeten.

Dort wo der Inn mit seinen blauen Fluten
Die feste Felsenburg Tirols durchschäumt,
Wo meiner Kindheit goldne Tage ruhten,
Wo mir der erste holde Traum geträumt:

Dort ist mein Sinn,
Bei dir, mein Vater Inn,
An deinen Ufern ist mein Sinn.

Leitners Tandaradei, S. 35.

„Bist auch da? wie schön. Jetzt findet sich die ganze Welt in Wien zusammen."

Und so war es. Im Prater war wirklich ein Menschengewühl, ein Gerassel der ungezählten Auto und Fiaker, daß es einem Weltkirchenfest gleichsah. Mit Mühe kam man zwischen den Auto durch, man mußte springen über die Straße. Und jetzt standen schon wieder Schutzleute bereit, einem den Weg zu weisen: „Bitte, wohin die Karte?"

„Zum Ostportal A."

„Bitte, dorthin", zeigt der Wachmann freundlich hinauf. Und unsere Gruppe teilt sich, die einen gen Osten, die andern gen Westen vom Riesenbau.

Wir steigen die Treppe empor. Ah, welch ein Raum! Die Sitzreihen und schön vom Mittelpunkt aus in immer weiter aufsteigenden Kreisen erbaut, ganz wie im antiken Theater. Und nun diese Menschen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

menge. Wenn man so von seinem hohen Sitz hinübersieht zu den gegenüberliegenden Sitzreihen und die tausend und tausend Köpfe nur noch winzig klein erscheinen wie die Stecknadelköpfe, so weiß man, daß man in einer großen Versammlung ist. Und das Gesumme all der Massen war wie das ferne Rauschen vieler Wasser. Gewiß, die ganze Welt war da und es galt, was Prälat Swoboda in seiner Rede vom Testament des Herrn gesagt: Wer außer der katholischen Kirche kann eine solche Versammlung nachmachen?

Und als dann der päpstliche Legat einzog, da erscholl das Klatschen vom Südportal herauf, pflanzte sich fort auf all die Völkerkreise und abertausend Hände erhoben sich und schlugen wie schallende Zimbeln zusammen, man hörte da Sprachen aller Völker, den Hochruf von uns Deutschen, das Vive der Franzosen, das Evviva der Italiener, das Eljen der Ungarn, den Willkommgruß aller Zungen und aller Zonen. Gewiß, das war eine katholische Tagung.

Es war ein feierlicher Moment, als der Kongreß durch den Bischof von Namur eröffnet wurde, feierlicher wars, als das Breve des Papstes vor all den Tausenden verlesen wurde, denen es galt, doch am feierlichsten wars, als der Abgesandte des Heiligen Vaters selber, der Stellvertreter vom Oberhaupt der Kirche, die Abertausende begrüßte. War das ein Jubel, war das ein Dank und ein Glück in aller Augen und aller Mund: Steh denn auf, du Österreich, steh denn auf, du Wien. Sieh wie die Völker sich versammelt haben und zu dir gekommen sind. Jauchze denn und frohlocke und öffne dein Herz, um diese große Feier mit Glauben und Liebe, mit Begeisterung zu begehen. Dein Heil, deine Kraft, dein Leben und dein Ruhm war immer Christus und die Eucharistie.

Zudem hat der Kardinal van Rossum eine sehr klare und kräftige Stimme und war beinahe in jedem verständlich für all die weiten Kreise. Sehr scharf und deutlich sprach auch der Minister Hussarek. Doch der Sieger des Abends blieb der Minister von Belgien mit seiner französischen Rede. Der Mann beherschte die Rotunde vollauf. Er hat eine helle, weithinschallende Stimme und eine äußerst scharfe Aussprache und so ließ er Silbe für Silbe über die Tausende hinausposaunen, jedes Wort drang bis in die letzten Kreise hinauf. Und welch ein Schauspiel, wenn ein ganzes Königreich so seinen Glauben bekennt durch einen solchen Minister. Dem Herrn sei Dank für diesen Tag. Doch die Feier war berechtigt, war nutzbringend, war notwendig. Denn wir feiern Jesu Testament. Das hatte Prälat Swoboda mit sonorer Stimme all den Tausenden verkündet. Lauschen wir ihm mit Ehrfurcht: „All ihre Freude an der Religion, all ihren Trost und allen heiligen Stolz faßten die ersten Christen zusammen, wenn sie sich Christus den Herrn als den himmlischen Imperator vorstellten. So zeigen ihn ihre Bilder in Mosaik und Stein. Aufgefahren über das Firmament und vom Himmel herab auf diese unsere Erde seinen Prätor Petrus sendend, damit er nach dem Liber Mandatorum, nach dem Gesetzbuch, das der Herr ihm gibt, seine Provinz, diese Terra regiere.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Christus als Triumphator mit seinem verklärten Leib in die zentrale Mitte alles Geschehens und aller Glaubenslehre gerückt, diese Lehre vom himmlischen Imperium Jesu Christi wirkte durch die Jahrhunderte nach. Sie war der Idealgedanke und der Hintergrund des Kaisertums im Mittelalter und klingt noch im Hymnus des heiligen Thomas von Aquin nach, wenn er den Rex gentium feiert. In den Gebeten der Kirche, in den Gesängen klingen bis heute die Gedanken nach: Insuperabilis Imperii Rex ac magnificus Triumphator.

In Rom aber pflegten die Triumphatoren Triumphgeschenke mit reicher Hand in die Menge zu werfen.

Wo, göttlicher Heiland, verklärter Triumphator, wo ist Dein Triumphgeschenk an die harrende, zum Jubel bereite Menschheit? Und die vier Evangelien und der Korintherbrief und das fünfte Evangelium, der heilige Kanon der Messe, geben uns Antwort. Am Tage bevor er litt, nahm er das Brot in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, dankte Dir, o Vater, segnete es, brach es und gab es seinen Jüngern: Nehmet hin und esset alle davon. Denn dies ist mein Leib. Und ebenso nahm er nach dem Mahle den Kelch in seine heiligen und ehrwürdigen Hände, segnete ihn und dankte, eucharistesas, und gab ihn seinen Jüngern: Nehmet hin und trinket alle daraus, denn dies ist der Kelch meines Blutes, des neuen und ewigen Bundes, das Geheimnis des Glaubens, der für euch und für viele wird hingegeben werden zur Vergebung der Sünden. So oft ihr dies tut, sollt ihr es tun zu meinem Andenken! Warum erklingen diese heiligsten Worte, die wir hören, in diesem Raume heut? Ist er nicht gewohnt, herniederzublicken, dieser große Raum, diese größte Kuppel der Welt, herniederzublicken auf ein mehr weltliches Treiben? Es hat doch diesen Riesenraum der Weltverkehr gebaut, die Weltindustrie hat ihn möglich gemacht und notwendig. Ein Meer von Licht ist ausgegangen von unserer Wiener Rotunde und so ist sie uns auch heute ein Symbol der modernen Menschheit, die ihren modernen Triumphator ehrt, ein Symbol der Menschheit, die bereit ist, das Triumphgeschenk anzunehmen und anzuerkennen. Oder sollen wir mit Zweifel zurückweichen, sollen wir jenen glauben, die da meinen, der moderne Mensch, der gebildete Mensch könne nicht mit uns gehen, sollen wir die etwa als auf dem rechten Weg erkennen, die den Glauben nur in verblaßten Konturen anerkennen wollen, sollen die Recht haben, die nur von der Not sich das Gebet abzwingen lassen? Heißt beten nur bitten oder ist erst dann der erschöpfende Ausdruck des religiösen Bewußtseins gegeben, wenn wir auch Gott, den Ewigen, loben und preisen und ihm danken und sühnen, was wir verbrochen haben? So demütig beten, gehört das nicht zur Religion? Wo sind die Konsequenten, sind es wir oder sind es die, die nach Lessings Wort dort zu denken aufhören, wo sie erst anfangen sollten, tiefer zu denken."

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grönlandreise.

Von **E. B—s.**

IV.[1])

Donnerstag, den 21. Juli.

Das war eine schreckliche Nacht! Die Bewegung wurde immer stärker, der Wind steigerte sich zum Sturme und ich hörte laute Kommandorufe, das hastige Getrampel der Matrosen, das donnerartige Lärmen der Segel, in die der Wind fällt. Da — gegen 3 Uhr — noch größerer Lärm, aus dem die laute Stimme des Kapitäns und die kurzen Antworten der Matrosen zu vernehmen sind und jetzt — was ist das? — ein Poltern am Kiel, daß das ganze Schiff erzittert und ich das Gefühl habe, als wären wir mehrere Male aufgefahren. Ich schwinge mich aus dem Bette und sehe zur Luke hinaus: Das ist ja Land — ganz nahe — eine unwirtliche, felsige Küste mit einzelnen Schneestreifen. Wir scheinen uns nicht von der Stelle zu rühren, während riesige graugrüne Wogen mit flatterndem weißen Gischt sich heranwälzen und der Sturm braust. Wir sitzen fest! Und das ist bei solcher See gleichbedeutend mit Schiffbruch. Schnell zog ich mich an und klopfte bei Karli und Lorenz, die beide noch in ihren Kojen lagen, um ihnen unsere Situation mitzuteilen, dann lief ich hinauf aufs Deck.

Brausend und heulend peitscht mir der Sturm ganze Wasserfluten mit Hagel vermischt ins Gesicht. Der Steuermann, den ich frage, ob wir festsitzen, sagt: „Nein, es war nur der Anker mit seiner Kette, der, zum Herablassen fertig, an die Schiffswände geklopft hat". Aber gefahrdrohend sah die Sache doch aus. Wir waren vor dem Germaniahafen auf Sabinen-Insel und vergeblich mühte sich die Maschine, den Dampfer gegen den Sturm vorwärts zu bringen. Da gab der Kapitän, der einsah, daß es nicht möglich war, hier vor Anker zu gehen, den Befehl, zu wenden; schnell wurden wir vom Sturme gegen Südwesten getragen, dem Festlande entlang, das grau und drohend aus dem Nebel blickte. Angekleidet und halbwachend lagen wir in den Kojen, lauschten dem Tosen des Sturmes und lugten hie und

[1]) Vergl. „Die Kultur" XIII, Heft 3 und 4, XIV, Heft 1.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da bei der Luke hinaus in den Aufruhr der Elemente. Da höre ich das Kommando: „Alle Mann auf Deck!“ Wieder ein Laufen und Rufen und Gepolter des Ankers und der Ketten, und als ich hinauskomme, sehe ich das Festland (Kap Borlase Warren), auf der einen Seite von Schneefeldern bedeckt, während auf der andern ein natürlicher Molo von braunen Klippen sich ins Meer zieht. Hier liegt unsere „Laura“ oder vielmehr hier wogt sie auf und ab, von beiden Ankern gehalten, während die Maschine mit Volldampf arbeitet, um das Schiff gegen den mit aller Wucht entgegenschnaubenden Sturm zu halten. — Werden die Anker nicht nachgeben? Wird die Maschine stark genug sein?

So lagen wir bis heute gegen Abend, wo die See etwas weniger hoch geht, der Sturm aber kaum nachgelassen hat, so daß der fortarbeitenden Maschine nur hie und da eine Ruhepause gegönnt werden kann. Das Brausen, Heulen und Sausen des Sturmes im Takelwerk hält an. Die vom Sturme losgerissenen großen und kleinen Eisschollen und ganze Eisberge beginnen jetzt wie Gespensterschiffe von Norden herabzusegeln — eine neue Gefahr! Eine allzu nahe kommende Scholle wird glücklich mit langen Stangen abgehalten den Schiffskörper zu treffen. Jetzt, um $^1/_2$ 3 Uhr abends, sieht es doch etwas besser aus. Ein prächtiger Regenbogen erscheint auf einige Zeit gerade vor uns und die Sonne lugt auf Momente aus den pfeilschnell dahinjagenden Wolken.

Freitag, den 22. Juli.

Unsere Hoffnung, daß der Sturm aufhören werde, hat sich nicht erfüllt. Es wurde gestern abend wieder ärger und in der Nacht gab der Kapitän den Befehl, die beiden Anker zu lichten, was eine endlose Mühe und Zeit kostete. Wir lagen halbangekleidet auf unseren Betten und konnten nach den verschiedenen Geräuschen ganz gut verfolgen, was draußen geschah. Endlich war der zweite Anker oben, das Schiff wandte und fuhr vor dem Winde nur mit den Sturmsegeln längs der Küste nach Südwesten, um einen geschützteren Platz zu suchen. Da wir nicht mehr gegen den Sturm standen, hatte das Sausen und Brausen einer scheinbaren Stille Platz gegeben und ich muß etwas in Schlaf gesunken sein, denn ich erwachte erst um drei Uhr früh, als die Anker wieder in die Tiefe rasselten. Die See war hier verhältnismäßig ruhig, aber den Sturm hörte man noch; es klang wie das Brausen eines schweren Bahnzuges über eine eiserne Brücke. Bald wurde der Ankerplatz nach einer noch günstigeren Stelle verlegt und nun hatten wir endlich langentbehrte Ruhe. Mit einem „how chuckle“ huschelte ich mich in die Decke und schlief — bis Karli mich um $^1/_2$2 Uhr nachmittags (!) weckte. Auch er und Lorenz waren eben erst aufgestanden.

Wir liegen westlich von unserem allerersten Ankerplatz in Grönland und sehen durch den Nebel den tief mit Neuschnee bedeckten Berg, hinter welchem Karli und ich neulich unsere Bergpartie gemacht haben. Jetzt — um 4 Uhr — hat der Sturm wieder zu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

genommen und stürzt, trotzdem wir unter dem Schutze einer hohen Bergkette liegen, mit großer Wucht auf die See herab, so daß diese wieder stark bewegt ist. Es ist feuchtwarm, die Berge blicken schwarz-violett aus den Nebelschwaden und die See hat eine lichtgrüne Färbung angenommen. Man sieht im Südosten, wo früher das Meer eisfrei war, schon eine lange weiße Linie: das aufkommende Eis! Der Kapitän erzählt uns nun, daß er in der Nacht den Ankerplatz verlassen mußte, weil Eis herantrieb. Die Leute wurden mit dem Heraufziehen der beiden Anker kaum fertig und waren schon nahe daran, den einen zu opfern, als die Sache doch endlich im letzten Moment glückte. Die „Laura" war frei und wurde nach Südwesten gesteuert. Hier fand sich eine geschützte Stelle. Wegen des Abflauens des Sturmes wurde nur ein Anker gelegt, aber plötzlich brach der Sturm von neuem los, wodurch der Anker am Grunde geschleift wurde, und der Kapitän ließ nun auch den zweiten fallen. Jetzt liegen wir hoffentlich gut. Der Barometer steigt und vielleicht hört das Gebrause doch einmal auf. — Wir hoffen, daß das kleine Fangschiff „7. Juni" nicht in See gegangen ist, da es diesen Sturm kaum hätte überstehen können.

Jetzt hat der Sturm eine neue Angriffsmethode angenommen und kommt stoßweise mit ungeheurer Wucht bald von rechts, bald von links, während er hie und da, um uns zu täuschen, ganz aussetzt, — oder sollten das die Todeszuckungen des Gewaltigen sein?

Samstag, den 23. Juli.

Der Wind hat sich gedreht und kommt nun direkt von Nordwesten aus dem Tiroler Fjord heraus; da der Bug des Schiffes dadurch jetzt im rechten Winkel zu der früheren Richtung steht, hat der eine Anker allein den ganzen Druck auszuhalten. Das wird wieder gutgemacht und wir liegen nun parallel der Küste, mit dem Bug gegen den Wind und an beiden Ankern. Die Auspizien sind günstiger. Die Sonne blinzelt hie und da aus den Wolken. Aber soweit man den Horizont gegen das Meer zu mit dem Glase absucht, ist überall eine lange weiße Linie zu sehen: das Eis, welches in den letzten zwei Tagen seinen Aufmarsch begonnen hat.

Da der Kapiän die Eisverhältnisse von der Höhe des Berges untersuchen wollte, wurde beschlossen, nachmittags mit ihm ans Land zu fahren. Es gab zwar noch ordentliche Wellen, so daß unser kleines Boot auf und ab schaukelte, aber wir kamen gut hinüber. Wir hatten schon gestern abend fünf bis sechs Schneehasen drüben bemerkt und auf diese wurde nun Jagd gemacht, wobei ich dem Kapitän mein Schrotgewehr lieh. Nach langem Anpirschen und Nachlaufen brachte er endlich einen Polarhasen zurück, während Karli deren vier erlegte. Das Wetter klärte sich indessen auf und die See beruhigte sich, so daß beschlossen wurde, da — wie der Kapitän glaubt — das Eis gegen Norden nicht so schlimm aussieht, einen neuen Versuch zu machen, die Schiffbrüchigen auf der Shannon-Insel aufzusuchen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um 6 Uhr lichteten wir die Anker und verließen unsern letzten Ankerplatz, wo wir die zweite Hälfte des Sturmes glücklich überdauert hatten. Der Kapitän hat mir gestanden, daß es neulich in der Nacht vor Germaniahafen auf Sabinen-Insel schlimm ausgesehen habe und daß wir froh sein können, diesen Sturm, wie er hier noch keinen erlebt, hinter uns zu haben.

Die hohen Berge Grönlands sind bis auf einige hundert Fuß über dem Meere mit Neuschnee bedeckt und ragen gespensterhaft aus den Wolken hervor, hie und da goldig von der Sonne beschienen.

1/2 11 Uhr abends. — Der Weg nach Norden ist durch unpassierbares Packeis versperrt, das durch den dreitägigen Sturm herabgekommen ist; es gibt jetzt keine Möglichkeit, Shannon-Insel und damit die Schiffbrüchigen zu erreichen. Es tut mir leid, daß wir die Armen jetzt nicht befreien können, aber es ist einfach unmöglich. Wenn dieser Ostwind aufhört und Westwinde kommen, so driftet das Eis wieder langsam hinab und es ist möglich, daß wir auf dem Rückwege noch hin können, — wenn nicht, so muß später ein dänisches Schiff noch versuchen, sie herauszubringen. Der Kapitän versichert uns, daß die Depots auf Baßrock genug Proviant bergen, so daß sie, falls sie wirklich mit dem Schiff alles verloren hätten, noch einmal überwintern könnten. Er hat mit dem Perspektiv von der Tonne aus die ganze Gegend im Norden untersucht und sagt, daß Sabinen-Insel, Walroß- und Pendulum-Insel, wo wir in der Nacht vom 20. auf den 21. Juli im schweren Sturme kämpften, jetzt gänzlich von Eis eingeschlossen seien. Da also hier vorläufig nichts anzufangen ist, versuchen wir noch einmal, ob es jetzt möglich sei, in den Franz Josef-Fjord zu gelangen, und gleiten nun mit allen Segeln, den Nordostwind benützend, wieder dem Kap Hold with hope zu, aber diesmal an großen Eisfeldern und Eisbergen entlang.

Sonntag, den 24. Juli.

Wieder ein prächtiger, warmer, sonniger Sonntag, der vierte im Eise! Gerade heute vor vier Wochen war es, als wir ins Eis kamen.

Wir sind weit draußen auf Kap Hold with hope, haben große Eisfelder umfahren müssen und sind durch eine enge Gasse in offeneres Wasser gekommen. Aber vor uns, gegen das Land zu, liegt weißes, festes Eis, über dem der Nebel lagert. Bald dürften wir drin sein. — Nachts wurde ein Bär gesehen, der aber in den Eisfeldern verschwand. Ich photographiere vom Maste aus segelraffende Matrosen und das Deck des Schiffes sowie die Aussicht hinaus gegen das Festland.

8 Uhr abends. — Das Eis ist noch nicht zerbrochen, sondern liegt fest, wenn auch mit vielen Flarden bedeckt. Der Kapitän kommt zu einer Beratung zu uns und es wird beschlossen, vorläufig einen oder zwei Tage hier abzuwarten, ob das Eis sich nicht doch durch die morgen eintretende Springflut rühren werde. Voriges Jahr fuhr

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die „Laura" am 21. Juli ohneweiters in den Dusenfjord (einen Seitenarm des Franz Josef-Fjord) hinein. Es soll aber auch seit Menschengedenken noch nie so viel freies Wasser an dieser Küste gewesen sein wie im vorigen Jahr. Geduld — und ausgeharrt!

Montag, den 25. Juli.

Ein Prachttag! Spiegelglatt liegt die Eisbucht, in der wir uns befinden, vor uns. Ich besteige den Mastkorb und photographiere. Narwale spielen ums Schiff und einer scheint einen Stoßzahn zu haben. Doch während ich den Stutzen hole, entfernen sie sich wieder. Wir halten ein „Schauri" oder „Indaha", wie man in Afrika eine Beratung nennt, mit dem Kapitän und es wird beschlossen, wieder zurück in den Tiroler Fjord zu fahren. Die Kessel der Maschine bedürfen dringend einer Reinigung, und hier können wir das Feuer nicht löschen, da unsere Stellung zwischen Drifteis und Landeis zu gefährlich wäre, wenn wir nicht die Möglichkeit hätten, bei aufspringendem Winde vor dem Eise zu fliehen. Anderseits haben wir schon viel Kohle verbraucht (besonders der dreitägige Sturm hat viel gekostet); im Tiroler Fjord kann das Feuer gelöscht, der Kessel gereinigt und zugleich Kohle gespart werden. So geht's denn um die Mittagszeit wieder nach Norden, unserm ursprünglichen Ankerplatze zu. — Eine südwestliche Brise, die später von Süden kommt, springt auf und mit vollen Segeln gleiten wir ohne Beihilfe der Maschine über das leicht gekräuselte tiefblaue Wasser, auf dem die blendend weißen Schollen schaukeln. Dieses lautlose Segeln ist herrlich und eine angenehme Abwechslung gegen das monotone Arbeiten der Maschine. Die Mannschaft ist unter Anleitung des Kapitäns eifrig daran, die vom letzten Sturme zerrissenen Segel zu reparieren. Am späten Nachmittag passieren wir wieder dieselbe enge Gasse wie gestern Vormittag, die aber, da das Eis driftet, jetzt viele Meilen weiter nach Südwesten liegt, wodurch wir einen ziemlichen Umweg zu machen gezwungen sind. Abends flaut der Wind ab und die Maschine arbeitet wieder. Wir scheinen noch sehr weit von unserem Ziele zu sein.

Dienstag, den 26. Juli.

Es ist viel schweres Eis von Norden herabgekommen und wir waren in der Nacht genötigt, wegen großer Eisfelder noch manche stundenlange Umwege zu machen, so daß wir in der Früh — statt, wie der Kapitän gehofft hatte, schon im Tiroler Fjord — weit, weit draußen im eisbedeckten Meere waren. Endlich fanden wir schmale Gassen und kamen so unserem Bestimmungsort allmählich näher. Es scheint riskiert, jetzt in den Fjord einzulaufen, da das Eis uns dort einzuschließen droht. Aber es bleibt uns keine Wahl, denn nur in geschützter Lage ist es möglich, die Feuer zu löschen, um den Kessel zu reinigen, und wenn die Maschine versagt, sind wir sehr schlecht daran. Wir müssen hoffen, daß das Eis allmählich wieder gegen Süden hinabdriftet.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das kleine Schiff „7. Juni" wird weit draußen im Eise gesichtet. Unsere besten Wünsche begleiten es. Wir machen jetzt alle Vorbereitungen, um eine mehrtägige Expedition am Lande auf der Suche nach Moschusochsen zu unternehmen, während die Maschine instand gesetzt wird.

10 Uhr abends. — Diese Reise bringt wirklich etwas viel unangenehme Überraschungen und man kommt nicht zur Ruhe! Wir sitzen nämlich seit 7 Uhr fest, sind sozusagen gestrandet, und bis jetzt gelang es nicht, die „Laura" flott zu machen. So um 2 Uhr waren wir endlich gegenüber unserem alten Ankerplatz und dampften weiter in den Tiroler Fjord hinein, dessen Eisdecke teilweise in Schollen zersprengt war und in dem man sogar offene Wasserstrecken erkennen konnte. Wir umschifften die uns bekannte flache Vogelinsel, in deren Nähe wir damals die Walroßjagd gehabt hatten, und kamen bei Kap Berghaus vorüber in den innern Fjord; immer schönere und wildere Blicke öffneten sich: steil ins Wasser stürzende Berge und ferne Gletscher. Der Kapitän entdeckte von der Tonne aus ein großes Walroß und Karli freute sich schon, es mit dem Boote anpürschen zu können, als sich der Wind drehte und den Rauch der Maschine direkt den Nüstern des Tieres zuführte, worauf es schnell verschwand. — Wir kamen an Stellen, wo die „Laura" wieder ihr altbewährtes Rammen ausführen mußte, um das noch zusammenhängende Eis zu sprengen. Unter fortwährendem Lotauswerfen suchten wir einen Ankerplatz und glitten zuletzt ganz sachte, ohne Arbeiten der Maschine, nur durch die Kraft der Trägheit getrieben, dem Ufer zu, — als wir auf einmal sanft, aber sicher auffuhren. Alle Versuche, das Schiff durch Aufwinden an einem rückwärts ausgeworfenen Anker und durch Kontradampf von der Stelle zu bewegen, waren bis jetzt fruchtlos. Dazu kam plötzlich das Eis in Bewegung und trieb wie ein mächtiger Strom unaufhaltsam gegen das Schiff. Es waren ängstliche Momente; die Mannschaft arbeitete mit langen Stangen, um die Eisschollen vom Schiffe und besonders von der Schraube und dem Steuer fernzuhalten, bis wieder etwas Ruhe in die Massen kam.

Hipp hipp hurrah! wir sind flott! Nach unzähligen Versuchen ist es gelungen, die Laura putzt ihr Gefieder und schwimmt weiter. Der Kapitän kam zur Beratung herab und schlug vor, doch wieder zum alten Ankerplatz außerhalb Kap Berghaus zu gehen, da hier das auf- und abdriftende Eis zu fürchten ist. Obwohl es uns leid tut, diesen schönen Fjord mit seinen wahrscheinlich günstigen Moschusochsenlagern zu verlassen, — weiter draußen ist viel weniger Aşung, — bleibt nichts anderes übrig, als dem Rate des erfahrenen Kapitäns zu folgen.

Wir kamen natürlich wieder in das jetzt festere gepackte Eis und ich schlief unter der Musik des gegen den Kiel donnernden und knarrenden Eises ein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mittwoch, den 27. Juli.

Wir liegen unweit unseres allerersten Ankerplatzes, nur etwas weiter gegen Kap Berghaus zu, vor Anker und der Dampf ist aus dem Kessel gelassen. Hoffentlich kommt jetzt kein Eis heran! — Es ist klar und ein kühles Lüftchen weht. Der Kapitän erzählte uns, daß gestern Nacht ein dicker Nebel herangekommen sei, so daß man nur schwer den Ankerplatz gefunden habe. Wir mußten wegen des Eises so nah an die flache Vogelinsel heran, daß zuletzt kaum genug tiefes Fahrwasser vorhanden war und die Gefahr bestand, noch einmal aufzulaufen. Wir mußten knapp an den Felswänden von Clavering-Insel entlangfahren, um aus der Falle zu entkommen, was aber endlich doch gelang.

Ich möchte gegen Abend mit ein paar Leuten und mit meinem kleinen Zelt und Schlafsack doch eine zweitägige Expedition ins Land hinein versuchen. Karli und Lorenz ziehen es vor, an Bord zu bleiben, ersterer in der Hoffnung, vielleicht doch noch ein Walroß zu sehen, Lorenz, um auf der Vogelinsel noch einige naturwissenschaftliche Beute zu machen. — Der Kapitän und seine Leute bringen von einem Fischzuge 226 Lachse zurück, davon haben sie über hundert in einem einzigen Zuge gefangen!

Nachdem ich noch mit meinen beiden Reisegenossen gespeist hatte, ließ ich mich nach 8 Uhr mit vier Leuten ans Land rudern und wir begannen unsern langen Marsch, allmählich gegen Nordosten ansteigend. Ich hatte das Zelt, da es zu schwer war, zurückgelassen und nur einen Schlafsack für mich und einen für die zwei Leute mitgenommen, welche bei mir blieben; sie sollten den Sack abwechselnd benützen. Nach fünfstündigem Marsch kamen wir über einen Sattel durch ein langgezogenes Hochtal: die Wasserscheide, von wo man gegen das Meer nördlich von Wollaston-Vorland und über den hier tief ins Land einschneidenden Fjord sehen konnte. Von hier aus senkte sich das Terrain in steilen Schuttkegeln und säulenartigen Doleritklippen hinab und die Schneewasser stürzten in einem schönen, weiß schäumenden Wasserfall zu Tal. Wir schlugen bald auf einem Trümmerfelde unser Lager auf, wo sich zwischen den Steinblöcken zwei kleine ebenere Plätzchen für unsere Schlafsäcke fanden. Nachdem wir mit unserer kleinen Spirituskochmaschine „Primus" abgekocht hatten, verließen uns zwei der Leute und ich blieb mit den beiden anderen — Richardsen und Erling — zurück. Von diesen hielt der eine immer Wache wegen des zwar sehr unwahrscheinlichen, aber doch möglichen Auftauchens von Eisbären, der andere kroch indessen in den von Karli geliehenen Renntierschlafsack. Es war eine ruhige, warme Nacht und die Sonne brannte ganz ordentlich herab, so daß man recht gut bloß mit einer Wolldecke auskommen konnte. Das gegen das Meer abfallende Tal weitete sich hier zu einer ungeheuren, von vielen Wasseradern durchzogenen Ebene, welche hie und da einen grünen Schimmer von Vegetation zeigte. Daher bezeichneten die Leute

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diese Gegend als gute Moschusochsengegend, was sie aber nicht war, wie wir am nächsten Tage erfahren sollten.

Die Aussicht von unserm Lagerplatz war hübsch. Rechts die steilen, drohenden Abfälle hoher Berge, an denen der Schnee nur auf den bandartigen Absätzen haftete. Mehrere breite Firnfelder zogen sich in den Mulden zu Tal und die an ihrem Fuße hervorbrechenden Bäche vereinigten sich mit den andern zahllosen, in der Sonne goldig schimmernden Wasserläufen. Links sah man die Kuppen und schneebedeckten Plateaus, welche dieses Tal vom Tiroler Fjord trennen; von dorther ragten einige hohe, weißblinkende Spitzen herüber. In der Ferne leuchtete das weißschimmernde Eis, welches Meer und Fjorde bedeckte und nur hie und da von dunkelblauen Wasserstreifen durchzogen war.

Donnerstag, den 28. Juli.

Links von unserm Lagerplatz stand gegen die Ebene zu ein isolierter Berg; diesen beschlossen wir zu umgehen, teils um weiter hinausblicken zu können, teils um dann für die Pürsch guten Wind zu haben. Die steilen Abhänge unterhalb der Klippen waren von den kriechenden Zwergweiden, dem Hauptfutter der Moschusochsen, stellenweise ganz grün, so daß unsere Hoffnung stieg, das seltene Wild zu Gesicht zu bekommen. Doch wir fanden nur alte Fährten und spähten vergeblich mit den Gläsern in die Ferne.

Am späten Nachmittage versuchten wir der Aussicht wegen, noch einen langgestreckten, gegen den Tiroler Fjord zu gelegenen Rücken zu besteigen. Nachdem wir stundenlang durch den von zergehendem Schnee in einen Brei verwandelten Boden, bis über die Knöchel im Schmutze watend, hinaufgestapft waren, lag wieder ein großes, aber leeres Tal vor uns, und da wir nichts als sehr spärliche alte Fährten gesehen hatten, gaben wir die Weiterpürsch auf und kehrten zum Lager zurück, das wir ziemlich müde und hungrig erreichten. Die einzige Ausbeute war ein von mir gefundenes Stück gebleichten Renntiergeweihes. Renntiere scheinen hier früher recht häufig vorgekommen zu sein, da die vor zirka 80 Jahren hier ansässig gewesenen, aber jetzt auch schon seit mehr als 40 Jahren verschwundenen Eskimos ihre Gerätschaften aus Renntierknochen verfertigten (wir fanden neulich ein Stück bearbeiteten Knochen). In Koldeweys Reisebericht über die „Germania"- und „Hansa"-Expediton, die Julius Payer in den Jahren 1869 bis 1870 mitmachte, wird dieser Tiere noch häufig Erwähnung getan; aber seit der Zeit haben weder Nordpolexpeditionen noch Fangschiffe in diesen Breiten Renntiere angetroffen und man glaubt, daß sie durch die Polarwölfe, die stark zugenommen haben, ausgerottet worden sind.

Freitag, den 29. Juli.

Die letzte Nacht war nicht mehr so angenehm, da ein scharfer Südostwind herab und unter meine Blanketts blies. Ich mußte um Mitternacht aufstehen, um eine Schutzmauer aus Steinblöcken zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bauen, wobei ich mir einen Finger ordentlich quetschte. Aber es half und ich konnte den übrigen Teil der Nacht ganz gut schlafen. Am Morgen kamen drei Leute von der „Laura", um uns abzuholen. Sie brachten einen Brief von Lorenz, der mir berichtete, daß die „Minerva", Gjävers zweite Yacht, eben eingelaufen und neben der „Laura" verankert sei; sie hat nur sieben Tage von Tromsoe gebraucht und wenig Eis gefunden.

Während der „Primus" zum Kochen gebracht wurde, was heute fast eine Stunde dauerte, unterhielt Richardsen sich damit, riesige Steinblöcke, die lose übereinandergetürmt dalagen, unweit des Lagerplatzes gegen uns herabrollen zu lassen. Endlich war das Frühstück vorbei, unsere Habseligkeiten wurden aufgepackt und wir verließen die Gegend, um heimwärts, dem Schiffe zuzuziehen.

Als wir uns im Hochtale des Passes auf einem Firnfelde befanden, das wir gewählt hatten, um den nassen Talgrund zu vermeiden, zeigte Richardsen plötzlich auf die gegenüberliegende Tallehne, und als ich mit dem Glase hinblickte, entdeckte ich sieben bis acht bräunliche Flecken, die sich langsam zu bewegen schienen. Moschusochsen! Endlich! — Ich nahm bloß Richardsen mit, stieg, die anderen Leute zurücklassend, ins Tal hinab und auf der gegenüberliegenden Seite wieder bergan und begann mit gutem Winde das Rudel anzupürschen, das langsam gegen uns äste. Nach einigen Umwegen und Versuchen gelang dies so gut, daß ich zuletzt, auf einer flachen Kuppe am Bauche liegend, die seltsamen Tiere gradewegs auf mich zukommen sehen konnte. Die Sonne schien mir direkt in die Augen und umgab den oberen Teil der Moschusochsen mit einem eigentümlichen Glanze. Sie sahen aus wie wandelnde braune Heuhaufen, und ich konnte oft nicht unterscheiden, auf welcher Seite der Kopf sei, und schon gar nicht das Gehörne ausnehmen, um zu entdecken, was ein Bulle und was eine Kuh sei. Daß einige Kälber, die lichter und kleiner waren, im Rudel seien, hatte ich schon früher wahrgenommen. Ein Hauptzweck unserer Expedition mit der „Laura" ist, lebende Kälber für die Menagerie von Schönbrunn mitzubringen. Bisher sind erst fünf Moschusochsen in europäischen Tiergärten: einer in Berlin und vier in Kopenhagen. Leider ist das einzige Mittel, Kälber zu fangen, ein mir keineswegs sympathisches, grausames; man muß nämlich zuerst die Kühe und überhaupt alle erwachsenen Tiere des Rudels schießen, da diese sonst die Kälber auf der Flucht mitnehmen.

Mein Hauptziel war, einen guten Bullen für meine Sammlung zu erlegen, aber ich konnte mit meinem Glase schauen und suchen, soviel ich wollte, ich sah nur — braune Haufen! Zirka 150 Schritte unter mir erkannte ich eine Kuh mit einem Kalbe und einem schwächeren dritten Stück, den anderen weit voraus, so daß zu befürchten war, sie würden bald in schlechten Wind kommen. Zugleich aber sah ich gerade vor mir etwas unterhalb zwei und weiter oben wieder zwei Tiere schon ganz nahe auftauchen. Jetzt war es höchste Zeit zum Schießen, da sie mich jeden Moment wahrnehmen mußten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:03 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da ich keinen Bullen erkennen konnte, schoß ich auf eine von einem Kalbe gefolgte Kuh rechts von mir, und als nun die zwei links von mir befindlichen Stücke direkt auf mich losgaloppierten, auch auf diese beiden. Da nur mehr die eine Kuh mit dem Kalbe und dem halberwachsenen Stück übrig war, schoß ich auf diese Kuh. Und jetzt kam aus einer Bodenfalte noch weiter unten ein dem Anscheine nach starkes Stück zum Vorschein. Sollte das der Bulle sein? Nach meinem ersten Schuß, der, wie ich hörte, traf, machte er einen Schritt und blieb dann ruhig stehen. Nach dem zweiten machte er eine kurze Flucht, um dann zu stürzen. Indessen hatten sich die Kälber — es waren deren vier — dem letzten Stück, einem halberwachsenen Tiere, angeschlossen und stürmten mit demselben davon. „Shoot! shoot!" rief Richardsen und ich schoß auch noch das halberwachsene Tier in der Flucht. Als ich zu dem vorletzt geschossenen Tier hinabkam, erkannte ich zu meiner großen Freude einen starken Bullen mit schönem Gehörn; die übrigen waren vier Kühe und ein zweijähriger Bull. Die vier Kälber liefen blökend bald hierhin bald dorthin, und als ich die Leute zum Schiff schickte, um den Kapitän mit den Netzen zu holen, liefen sie diesen nach. Erling holte sie bald ein und trieb sie wieder zurück; wir konnten durch das Glas beobachten, wie er da drüben an der anderen Lehne Wache über sie hielt. Bald sah man ihn sitzen und die Kälber 30 bis 40 Schritte vor ihm stehen, bald lief er wieder ein Stück, wenn sie eine kleine Flucht machten, um dann wieder durch längere Zeit unweit von ihnen zu warten. Ich hatte unterdessen mit Richardsen die Häupter des Bullen und einer Kuh abgetrennt; als wir aber sahen, daß Erling mit den Kälbern sich immer weiter entfernte, schlugen wir dieselbe Richtung ein und holten ihn nach einer Stunde ein.

Es war sehr komisch, die vier jungen, zottigen braunen Tiere mit den silberweißen, gedrungenen Läufen zu beobachten, wie sie kaum 30 Schritte von uns entfernt ruhig ästen und erst bei stärkerer Annäherung ein paar Sprünge machten und fortliefen, um bald wieder stehen zu bleiben. Ich machte mit meinem kleinen Kodak einige Aufnahmen und hoffe, daß sie gelungen sein werden.

Nachdem wir die Kälber so bis auf einen steinigen Rücken getrieben hatten (in der Richtung zur „Laura"), ließen wir ihnen Ruhe, um sie hier in dieser Position zu erhalten, bis der Kapitän mit Sukkurs käme. Es war ein weiter Weg und vor 7 bis 8 Stunden konnten wir ihn nicht erwarten. — Endlich, nachdem wir lange Zeit, die Kälber auf 20 Schritte von uns niedergetan, geharrt hatten, sahen wir in weiter Ferne über die braunen Höhen acht kleine, schwarze Striche — die Leute — herankommen und konnten schon von weitem die aufgeregte, Weisungen erteilende Stimme des Kapitäns erkennen. Als die Leute bis auf einige 100 Schritte herangekommen waren, lösten sie sich in eine lange Kette auf, jeder Mann von dem anderen 6 bis 10 Schritte entfernt, und hielten ein Netz zwischen sich ausgespannt. Allmählich bildeten sie einen Halbkreis und kamen uns so immer näher. Die Kälber wurden unruhig und wollten ausbrechen, doch ich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und meine zwei Leute sprangen ihnen immer wieder vor und schnitten ihnen den Weg ab, so daß sie zusammengedrängt stehen blieben. Endlich faßten sie sich ein Herz und attackierten in Front die Leute mit dem Netz. Hat nun einer schlecht gehalten oder kippte das Netz um, kurz — sie waren draußen und im Nu den Berg hinan, Richardsen und Erling ihnen wie die Windhunde nach! Es dauerte nicht lange, so brachten sie die Flüchtlinge, sie vor sich hertreibend, wieder zurück und nun begann das Manöver vom neuem. Diesmal chassierten die Tiere neben dem Kapitän durch und — lagen alle vier am Boden, aber nur einen Moment, und bevor die Leute hinzueilen konnten, waren drei Kälber wieder auf und davon. Auf dem vierten aber, das blökend und um sich schlagend im Netz verfangen war, lagen fünf Leute und fesselten den Gefangenen unter aufgeregtem Geschrei. Es ist ganz unglaublich, welche Riesenstärke diese Tiere besitzen und wie sie mit dem Kopfe tückische Stöße nach seit- und aufwärts — hier glücklicherweise noch ohne scharfe Hörner — austeilen können. Ich kann mir sehr gut denken, daß die stärksten Wölfe von den ausgewachsenen Tieren, die bei Angriffen die Jungen in die Mitte nehmen, spielend abgewehrt werden.

Noch ein drittes Mal wurde ein Versuch gemacht, die übrigen drei Kälber einzufangen, doch vergeblich. — Während die Leute noch weitere Fangversuche unternehmen wollten, begleitete ich den Kapitän, der mit Richardsen das gefangene Kalb zur „Laura" hinabbringen wollte, auf diesem langen, mühsamen Marsche. Anfangs schlug das Tier noch fest um sich und war oft kaum zu bändigen, aber nach und nach wurde es bis auf einige spontane wilde Anfälle ganz zahm und ging zwischen den beiden Leuten wie ein gesittetes Kalbl, das zum Markte geführt wird. Längere Zeit war es nur dann weiter zu bringen, wenn ich voranging; dann lief es mir in großen Sprüngen, die Leute nach sich ziehend, nach und stieß mich, als wollte es zu größerer Eile anspornen. Während der letzten Stunde des Marsches war es sichtlich müde und wir mußten wiederholt rasten, um es wieder zu Atem kommen zu lassen. — Um 10 Uhr abends waren wir endlich an Bord mit unserem kleinen Gefangenen, dem hier Freiheit gelassen wurde.

Bei einem späten Souper, das vortrefflich mundete, mußte ich meinen beiden Reisegefährten meine Erlebnisse mitteilen, während sie von der „Minerva" erzählten. Dieses viel größere und luxuriös ausgestattete Schiff Gjaevers war mit Graf und Gräfin Merveldt, Major Roth und noch einigen anderen Herren, darunter dem jungen Gjaever, in unglaublich kurzer Zeit von Tromsoe hierher nach Grönland gekommen, hatte wenig schweres Eis begegnet, nicht einen einzigen Eisbären gesehen, die Mackenziebucht noch voller Eis gefunden und hatte unweit der „Laura" hier geankert. Graf Merveldt überbrachte Grüße von Rudolf, den er bei der Hochzeit Felix Hoyos-Oppersdorf getroffen hatte. Karli und Lorenz waren zweimal drüben an Bord der „Minerva" gewesen und konnten nicht genug von den schönen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kabinen und der Pracht auf diesem Schiff erzählen. Mir ist aber die kleine „Laura" mit ihrem Eispanzer aus Eichenholz und ihrem Kapitän Oyen hier im Eise doch viel lieber! — Die „Minerva" ist indessen in den Tiroler Fjord hineingedampft, wo die Herren ihr Glück auf Moschusochsen versuchen wollen. Da die „Minerva" ohnehin den Plan hat, nach Norden zu gehen, und wir mit Kohlen sehr sparen müssen, ist mit Magnus Gjaever verabredet worden, daß die „Minerva" Baßrock und Shannon-Insel anlaufen wird, um die Schiffbrüchigen zu retten.

Samstag, den 30. Juli.

Ich muß gestehen, daß es sehr gut war, wieder in der lieben alten Koje zu schlafen und sich ordentlich auszuruhen. Die Leute waren nachts mit einem zweiten gefangenen Moschuskalbe zurückgekommen, das aber ganz abgemattet ist. Doch auch die Leute waren nach diesen großen Anstrengungen recht müde und dürfen sich bis zum Nachmittage ausschlafen, wo sie dann noch einmal ausziehen wollen, um einen letzten Versuch zu machen, die übrigen zwei Kälber zu fangen, und um die Köpfe der erlegten Moschusochsen an Bord zu bringen.

Eben wollten Karli und Lorenz ans Land fahren, um in dem von uns „Kmunketal" genannten Tale zu pürschen, als der Bootsmann vom Ausguck berichtete, er habe weit draußen am Eise etwas „Großes" liegen sehen. Um nun zu erfahren, ob das nicht am Ende doch ein Walroß sei, dampften wir ein Stück hinaus. Es war aber nur eine Bartrobbe und wir machten wieder kehrt und fuhren zum alten Ankerplatze zurück, worauf meine beiden Gefährten sich sogleich ans Land begaben, um den beabsichtigten Ausflug zu unternehmen. Sie kehrten um $^1/_2$10 mit einem von Lorenz erlegten Schneehasen zurück.

Nachts um 2 Uhr kommen vier Leute mit den beiden übrigen gefangenen Kälbern zurück, wieder einem Weibchen und einem Männchen, so daß wir jetzt zwei Paare haben. Ich bin sehr froh, daß der Abschuß der Kühe nicht umsonst war. Das eine Kalb sieht sehr müde und schwach aus, das andere aber, von „Laura", unserer ersten Gefangenen, mit Kopfstößen traktiert, stemmte fest dagegen und drängte sie schließlich weit zurück. Der Kapitän hat eine närrische Freude an dem gelungenen Fang.

Vier Matrosen mit vier von den Köpfen der Moschusochsen kommen erst nach 3 Uhr zum Schiffe und erzählen, sie hätten mehrere Füchse dort oben gesehen, die ruhig neben ihnen an den abgehäuteten Moschusochsen gefressen hätten und kaum durch Steinwürfe zu vertreiben gewesen wären. Es werden daher wieder zwei Mann mit Schrotflinten hinaufgeschickt, um womöglich einige Füchse für Lorenz zu schießen.

Sonntag, den 31. Juli.

Wieder ein warmer, sonniger Tag, der dazu benutzt wurde, die Häupter der Moschusochsen zu präparieren. Mein Bulle wurde

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonders stark befunden. Ich entdeckte leider, daß eine Kugel ihm durch ein Horn gegangen war, aber zum Glück ohne es ganz abzubrechen. Es ist nur etwas zersplittert. — Während wir an den Köpfen arbeiteten, kamen die Kälber, die sich schon ganz an das Schiffsleben gewöhnen, furchtlos zu uns und rieben sich an unseren Füßen, besonders „Laura" ist sehr zudringlich und hat es auf die Riemen meiner Schuhe abgesehen. Vor dem Bären, der in seinem Käfig böse knurrend auf sie losfuhr, hatte sie nicht die geringste Angst, ja sie versuchte, ihm aus seiner Futterlade die Bohnen wegzunaschen, was ihn in die höchste Wut versetzte.

Ein kleines Intermezzo hatten wir wieder durch den Steward Alfred, der uns schon seit gestern gar so emoustilliert und mitteilsam vorkam. Heute fanden wir ihn im Salon am Boden — total betrunken; es stellte sich heraus, daß er in einem unbewachten Augenblicke eine Champagnerflasche genommen und sich einen Rausch angetrunken hatte. Der Koch ist merkwürdiger Weise ganz nüchtern und brav, scheint ihm also diesmal nicht geholfen zu haben.

Nachmittags kommen die Leute mit den letzten Lasten von oben herab: mit den zwei übrigen Köpfen und dem ganzen Skelett einer Kuh fürs Museum. Sie haben einen jungen Fuchs geschossen, der oben grau und unten weiß ist.

Abends sieht man weit draußen einen Dreimaster gegen Norden fahren: die „Minerva", die ich nun auch, wenn auch nur von weitem, gesehen habe.

Montag, den 1. August.

Mutters Geburtstag!

Vormittags Sonnennebel, dann dicker, feuchter, grauer Vorhang. Es wird für die Moschusochsen eine Hütte gezimmert, die — mit Segeln bedeckt — die Tiere bei Regenwetter vor Feuchtigkeit schützen soll, denn wenn einmal ihr dichter Haarpelz feucht wird, ist er kaum mehr trocken zu bekommen. Matrosen werden ans Land geschickt, um Futter für die vier Kälber zu holen: Zwergweiden und spärliches Gras. Es ist hier jedoch wenig Grün zu finden und sie brachten kaum genug für einen Tag mit. Die guten Tiere sind bis auf das zuletzt gefangene Männchen schon ganz zahm, fressen aus der Hand und reiben sich an unseren Beinen.

Der Tag vergeht grau und feuchtkalt. Abends Beratung mit dem Kapitän. Es wird beschlossen, falls Nebel und Eis es gestatten, zu versuchen, den Dusenfjord zu erreichen, dann aber hinauf nach Norden zu dampfen, zum Baßrock, wo die „Minerva" eine Flagge hissen sollte, im Falle es ihr gelungen, die Schiffbrüchigen zu bergen. Hierauf soll es durch das Eis — hoffentlich noch Bären streckend — hinausgehen ins Meer und der Heimat zu.

(Schluß im nächsten Heft.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von neuen Büchern.

Der Wissenschaftsbetrieb seitens der katholischen Gelehrtenwelt hat in den letzten Jahren einen außerordentlich erfreulichen Aufschwung genommen; insbesondere auf den Gebieten der Enzyklopädie und der Geisteswissenschaften ist eine rege Tätigkeit zu bemerken, die nicht nur, was den Umfang der Produktion betrifft, ganz staunenswert ist, sondern auch — und das fällt ganz wesentlich schwerer ins Gewicht — in Hinsicht auf die auch von den Gegnern anerkannte wissenschaftliche Bedeutung der Hervorbringungen zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Konnte doch in einer vornehmen liberal-protestantischen Revue vor kurzem gelegentlich eines Rückblickes auf die Literatur der jüngsten Zeit die Befürchtung ausgesprochen werden, daß die Arbeit „fortschrittlicher" Gelehrter allmählich in die zweite Linie gerückt und der wissenschaftliche Ausbau verschiedener Disziplinen in Zukunft unter der Ägide katholischer Forscher und im Zeichen und Geiste katholischer Weltanschauung betrieben werden könne.

So weit ist es ja nun leider noch nicht; aber es kann nicht geleugnet werden, daß besonders in den verschiedenen Provinzen der Geschichtsforschung sich katholische Gelehrte ersten Rangs mit Erfolg betätigten: Johannes Janssen, der klarblickende, kenntnisreiche Geschichtschreiber der Reformationszeit, und sein ihm an tiefgründigem Wissen und objektiver Betrachtung wie an glänzender Darstellungsgabe ebenbürtiger Schüler Ludwig v. Pastor, dessen Papstgeschichte — die einzelnen Bände in wiederholten Neuauflagen — bisher bis zur Darstellung des Lebens und Wirkens Papst Pauls III. (1534 bis 1549) reicht, sowie der Ergänzer der Janssenschen Geschichte des deutschen Volkes nach rückwärts zu (vom 13. Jahrhundert bis zum Ausgange des Mittelalters), Emil Michael S. J.: diese drei Namen bezeichnen Pfadfinder, die, indem sie auf die originalen Quellen zurückgingen, oft tatsächlich wie Entdeckungsreisende durch unbekanntes Land, durch Urwälder und Sümpfe sich Wege bahnen mußten. An ihre Seite muß der Grazer Professor Joh. Bapt. Weiß († 1899) gestellt werden, dessen „Weltgeschichte" — ein Unternehmen, an das heute kein einzelner mehr heranzutreten den Mut hat — mit 22 Bänden bis zum Wiener Kongresse reicht: hoffentlich gelingt es dem Verlage, für den Abschluß des Werkes einen ebenbürtigen Bearbeiter zu finden.

Die Literaturgeschichte hat eine durchaus auf der Höhe der Forschung stehende Darstellung in dem Monumentalwerke „Geschichte der Weltliteratur" von Alexander Baumgartner († 1910) gefunden, von dem der „Türmer" — gewiß ein unverdächtiger Zeuge — sagt: „Man mag im einzelnen der Anschauungsweise Baumgartners gegenüberstehen, wie man will, — das eingehende Studium des Materials, die schier unbegreifliche Belesenheit und die nirgendwo ermattende Geduld in der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bearbeitung auch der trockensten Abschnitte weckt stets aufs neue hohe Bewunderung." Die sechs Bände, bis zu denen das Werk gediehen ist, umfassen die Literaturen Westasiens und der Nilländer, die Literaturen Indiens und Ostasiens, die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums, die lateinische und griechische Literatur der christlichen Völker, die französische und die italienische Literatur; die weiteren Bände, welche das Schrifttum der Spanier, Portugiesen und der übrigen romanischen Völker, der Engländer, Niederländer und Skandinavier, der Slawen und Magyaren, endlich die deutsche Literatur umfassen sollen, werden von Ordensgenossen des verstorbenen Verfassers herausgegeben. — Dem großen Universalwerke Baumgartners ist jüngst ein ähnlich großes Unternehmen zur Seite getreten, die illustrierte Geschichte der deutschen Literatur von Anselm Salzer O. S. B., die mit ihren nahe an dritthalbtausend Textseiten, dem halbtausend Textbildern und dem 186 Tafelbeilagen ein Denkmal ausgebreiteter Gelehrsamkeit und nimmermüden Mönchsfleißes bildet. Von diesem Werke ist in der „Kultur" bereits wiederholt die Rede gewesen, es soll aber nicht verabsäumt werden, abermals auf dasselbe hinzuweisen. — Die Kunstgeschichte von Jos. Neuwirth, die Kirchengeschichte von G. Rauschen, J. Marx und Jak. Schmidt, die naturwissenschaftlichen Werke „Himmel und Erde" von J. Plaßmann, J. Pohle, P. Kreichgauer und L. Waagen, — und „Der Mensch aller Zeiten" von H. Obermaier, F. Birkner, Wilh. Schmidt, P. Hestermann und J. Schmidt (die letzteren drei S. V. D. aus St. Gabriel bei Wien-Mödling) haben ebenfalls in der „Kultur" („Weihnachtsbücherschau" im ersten Hefte dieses Jahrganges, Seite 117 f.) eingehende Würdigung gefunden.

Es ist oben auch von dem besonderen Eifer katholischer Gelehrter in der Edition enzyklopädischer Unternehmungen die Rede gewesen. Hierher gehört in erster Linie das Monumentalwerk „The Catholic Encyclopedia. An International Work of Reference on the Constitution, Doctrine, Discipline and History of the Catholic Church. Edited by Ch. G. Herbermann, Edw. A. Pace, Condé B. Pallen, Th. J. Shahan, J. J. Wynne S. J. assisted by Numerous Collaborators. In 15 Volumes" (New-York, Rob. Appleton Company — für Deutschland und Österreich: Freiburg, Herder in Kommission): die 15 starken Quartbände mit ihren 24.000 hohen und breiten Spalten bieten eine reelle und autoritative Belehrung über den ganzen Interessenkreis, der sowohl die katholische Lehre wie das gesamte katholische Leben in Wissenschaft, Kunst, Literatur, in allen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Fragen umfaßt. Es ist, das sei ausdrücklich betont, durchaus kein kirchliches Lexikon, so wenig als alle katholisch betriebene Wissenschaft deshalb etwa Theologie ist. Wenn dies Riesenwerk auch in Amerika erschien, so ist es doch ein Reis aus germanischem Stamme und ein Beweis dafür, in wie hohem Maße auch in der anderen Hemisphäre katholisches Bewußtsein, katholische Überzeugung und katholische Arbeit lebendig am Werke sind. — Von enzyklopädischen Werken rein deutschen Ursprunges seien nur das große Herdersche Konversationslexikon, das Wetzer und Weltesche Kirchenlexikon, das Staatslexikon der Görres-Gesellschaft und das Buchbergersche Kirchliche Handlexikon genannt, denen sich das im Erscheinen begriffene Lexikon der Pädagogik, herausgegeben von E. M. Roloff, anschließt. — Nun liegt abermals ein mächtiges Werk vollendet vor, das recht geeignet ist, ein Bild von dem emsigen, unermüd-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen und stets mit dem vollen Rüstzeug modernster wissenschaftlicher Forschung betriebenen Arbeitseifer der Gelehrten aus der Gesellschaft Jesu zu geben: Luther. Von Hermann Grisar S. J., Professor an der k. k. Universität Innsbruck. Drei Bände. — I. Band: Luthers Werden, Grundlegung der Spaltung bis 1530. — II. Band: Auf der Höhe des Lebens. — III. Band: Am Ende der Bahn. Rückblicke (Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1911, 1911, 1912. Lexikon-8°, XXXVI, 656 Seiten, — XVII, 819 Seiten, — XVII, 1108 Seiten, gebunden zum Preise von Mark 13·60, Mark 16·— und Mark 20·40). Was der Verfasser anstrebte, das sagt er selbst mit einfachen, klaren Worten an der Spitze des Vorwortes zum ersten Bande: „eine historische und psychologische Charakteristik der in vieler Hinsicht immer noch so rätselhaften Person Luthers" zu geben, war sein Leitgedanke; sein Ziel war „eine eingehende Zeichnung Luthers nach seiner äußeren und inneren Seite, die an dem Faden der Geschichte seines Lebens und seiner Tätigkeit von den frühen Jahren bis zum Tode entworfen werden sollte". Ausdrücklich bemerkt Grisar jedoch, daß er zwar den dogmatischen Problemen, die bei einer Luther-Biographie ja nicht zu umgehen sind, überall Rechnung zu tragen suchte, soweit das geschichtliche Verständnis es verlangte, daß er aber das theologische Element nur in zweiter Linie berücksichtigte, „weil nicht eine Dogmatik oder Dogmenhistorie und noch weniger eine theologische Kontroversarbeit beabsichtigt war, sondern eine historische, nach den verschiedenen inneren Seiten hin möglichst vertiefte Darstellung von Luthers Gesamterscheinung". — Dementsprechend ist auch die Gliederung des überreichen Stoffes komponiert: der erste Band schildert den Aufstieg Luthers, seinen Studiengang und seine Klosterzeit, die Vorboten des Umschwunges, seine theologischen Arbeiten, die Ablaßthesen von 1517 und die Anfänge der Abfallsbewegung, die „Geistestaufe" auf der Wartburg, die Jahre der Entstehung der Gegenkirchen, endlich die Zeit vom Bauernkrieg bis zum Augsburger Reichstag. Der zweite Band gibt eine Darstellung der Organisation und öffentlichen Stellung der Neuerung, entwickelt die Idee Luthers von seiner göttlichen Sendung, schildert seine sittlichen Charakterseiten (dazu ein eigenes Kapitel: Luther und die Lüge), führt das Zusammenarbeiten Luthers und Melanchthons vor, sein Verhältnis zu Zwingli, Karlstadt, Bugenhagen und anderen, sein häusliches Leben und seine „engeren Berufskreise" und schließt mit Stimmen aus dem Lager der katholischen Verteidigung und einer Darlegung der neuen Dogmen in historischem und psychologischem Lichte. Im dritten Bande gibt Grisar einen nach allen Seiten hin erschöpfenden Überblick über das Lehr- und Lebensresultat des „Reformators", berichtet über seine Verdüsterung im Alter, über seinen „Lebensgang voll Gewissenskämpfen", über seine soziale und kulturelle Stellung, über die „Umdichtung des jungen Luther durch den alternden" und endlich über das Ende seines Lebens. — Mit diesen knappen Schlagworten, die noch lange nicht einmal die Überschriften der Hauptabschnitte rekapitulieren (das ganze Buch zerfällt in 40 Kapitel), soll nur der Reichtum und die Vielseitigkeit des Inhaltes angedeutet werden, von dem historischen, psychologischen, religionswissenschaftlichen Werte des Werkes nicht zu sprechen. Es sei gestattet, die kurze, aber treffende Charakteristik von Grisars „Luther" hieherzusetzen, mit der der Prager Kirchen-Historiker Professor August Naegle seine Besprechung des III. Bandes und damit des vollendet vorliegenden Werkes im „Allgemeinen Literaturblatt" der Leo-Gesellschaft schließt: „Alles in allem darf gesagt werden:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grisars Lutherwerk stellt eine staunenswerte, ungeheure Arbeitsleistung dar und ist zu jenen monumentalen Werken zu zählen, auf welche die katholische Geschichtschreibung jederzeit wird stolz sein können. Nicht nur nach den verschiedenen Seiten erscheint die Einzelforschung gefördert und sichergestellt, Grisar hat auch Erkleckliches mit beigetragen zu einem tieferen Verständnis des Lutherproblems und der Gesamtauffassung der Reformationsgeschichte überhaupt. Die guten Früchte werden in beiden Lagern sicherlich nicht ausbleiben." — Wie das Werk im protestantischen Lager aufgenommen wurde, dafür bietet ein Artikel in den „Stimmen aus Maria Laach", der in dem vorliegenden Hefte der „Kultur", Seite 238 f. auszugsweise wiedergegeben ist, lehrreiche Belege.

Es ist oben der Name des Literarhistorikers Alexander Baumgartner S. J. erwähnt worden, der, ein einzelner, die Geschichte der Literatur aller Völker und aller Zeiten zu schreiben unternommen und in rastloser, unermüdlicher Arbeit, wie sie nur die stille, dem Lärm und Getriebe, der Eitelkeit und den Sorgen der Welt entrückte Klosterzelle ermöglicht, sechs starke Bände im Umfange von je 600 bis 1000 Seiten fertiggestellt hat. Bevor P. Baumgartner an dieses Riesenunternehmen herantrat, war er zumeist bekannt als Verfasser einer großen, umfassenden, viel gefeierten, aber noch mehr angefeindeten Goethe-Biographie in drei Bänden (erste Auflage 1879—1882, zweite, vermehrte und verbesserte Auflage 1885 f.), die seit Jahren im Buchhandel vergriffen war, da sich der Verfasser nicht entschließen konnte, die Förderung seines monumentalen Lebenswerkes, der Geschichte der Weltliteratur, durch die Neubearbeitung einer großen Einzeldarstellung auf Jahre hinaus zu unterbrechen. Nun hat sich ein Ordensbruder des verewigten Verfassers, Alois Stockmann S. J., des Werkes angenommen und auf Grund der reichen Vormerkungen P. Baumgartners sowie eigener tiefgehender Studien eine Neubearbeitung geschaffen: Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Alexander Baumgartner S. J., dritte, neubearbeitete Auflage. Besorgt von Alois Stockmann S. J., wovon im Jahre 1911 der erste Band: Jugend-, Lehr- und Wanderjahre, von 1749 bis 1790, mit einem Titelbild (Freiburg i. B., Herder'sche Verlagshandlung, 1911. gr. 8°, XXV, 569 Seiten, gebunden Mark 12.—) ausgegeben wurde. Als das Werk in seiner ersten Auflage im Literarischen Zentralblatt zur Anzeige kam, meinte es der Rezensent mit der billigen Phrase abtun zu können: „Eine Tendenzschrift, von einem vielschreibenden und nur oberflächlich unterrichteten Jesuiten verfaßt" (1882, Spalte 1628), während in einer späteren Besprechung (1888, Spalte 1492 f.) dem Verfasser doch „unleugbare Begabung" und „ausgebreitete Kenntnisse und Studien" zugestanden werden. Die widerwärtigsten Anklagen auf zelotische Beschränktheit, hämische Beurteilung, Lieblosigkeit, tendenziöse Anschwärzung hochverdienter Männer usw. sind dem Verfasser nicht erspart geblieben. Alle diese Anklagen sind ohne Grund. Baumgartner mißt den gefeierten Dichter zwar mit dem vollen Ernst katholischer Grundsätze, aber er wird gegen sein Genie und das wahrhaft Gute in seinen Leistungen nirgends ungerecht. Er ist kein einseitiger, ängstlicher Sittenrichter, dem vor dem Poetischen in Welt und Menschenleben bangt, sondern, wie Janssen ihn charakterisiert, „ein fröhlicher, dichterisch angelegter Geist, der Goethe auch auf seinen Irrfahrten mit Interesse folgt, ihn schont, soweit es möglich ist, aber auch rücksichtslos seine Poesie verwirft, so weit diese selbst das positive Christentum von sich stößt und nur die destruktiven Ideen der Revolution verkörpert". Und an einer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anderen Stelle sagt Janssen: „Alles Große und Gute, das sich in Goethes Dichtungen findet, weist entweder auf die besseren Leistungen der Alten hin oder aber auf ursprünglich christliche Ideen. Dort, nicht in der heidnischen Weltanschauung Goethes, liegen die Lebensquellen für eine fruchtbare Erstarkung unserer Literatur." — Die neue Auflage hat Stockmann so gründlich umgearbeitet, daß man in vieler Hinsicht das Buch als ein neues Werk bezeichnen kann. Wie übermächtig ist in dem Vierteljahrhundert, das seit dem Erscheinen der vorigen Auflage verstrichen ist, die Goetheliteratur angeschwollen! Und Stockmann hat aus dieser reichen Literatur alles verwertet, was irgendwie in Betracht kam, und zwar nicht nur aus der deutschen, sondern auch aus der englischen, amerikanischen, italienischen und französischen Goetheforschung; die Vollendung der Weimarer Ausgabe von Goethes Werken bot die Grundlage für die Richtigstellung der Textzitationen sowie manch neues Material. Hoffentlich wird der zweite Band, der den Inhalt des zweiten und dritten Bandes der früheren Ausgaben zusammenziehen soll, bald erscheinen, so daß die Baumgartner-Stockmannsche Goethebiographie — so wird man sie am besten nennen — wieder komplett vorliegen wird.

Die Welle patriotischer Begeisterung, die gegenwärtig in Erinnerung an die Heldenzeit vor hundert Jahren über Deutschland hinflutet, hat nebst vielem anderen auch zwei Werke gezeitigt, die ganz besonders geeignet sind, die großen Tage jenes aufflammenden Nationalgefühls und die großen Taten, in die es sich umsetzte, den Nachkommen lebendig vor Augen zu führen. Das eine ist: Die Befreiungskriege 1878 bis 1815. Dem deutschen Volke erzählt von Dr. Franz Drexl. Buchschmuck von A. Reich. Mit 181 Illustrationen (darunter 40 Vollbilder), 22 Schlachtenplänen und 2 Karten (Regensburg, J. Habbel, 1912. 8°, III, 429 Seiten, gebunden Mark 4.—); in blühender Sprache gleitet die Darstellung dahin, bei aller historischen Treue doch in so populärer Form, daß sich das schöne, mit vielen Porträts und anderen Bildbeigaben geschmückte Buch besonders auch für die Jugend eignet. Volksbibliotheken sollten an dem von edelstem Geiste getragenen Werke nicht vorübergehen. — Das zweite Buch führt den Titel: Gold gab ich für Eisen. Deutschlands Schmach und Erhebung in zeitgenössischen Dokumenten, Briefen, Tagebüchern aus den Jahren 1806—1815 von Ernst Müsebeck (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., 1913. 8', IV, 393 Seiten, gebunden Mark 2.—). „Gold gab ich für Eisen", so stand auf den eisernen Trauringen, für welche man damals seine goldenen hingab, um den Kriegsschatz aufzubringen: ein Zeichen der Opferfähigkeit eines ganzen Volkes im Dienste einer Idee. Das Buch Müsebecks, das uns zeigen soll, wie diese große, das ganze deutsche Volk entflammende Idee sich in den Einzelnen betätigte, setzt sich zusammen aus offiziellen Aktenstücken (das Eröffnungsstück ist die Proklamation, womit Kaiser Franz am 6. August 1806 die deutsche Kaiserkrone niederlegt), Auszügen aus Büchern, Zeitungen, Denkschriften, Briefen, Tagebüchern jener Zeit, Gedichten usw., die in ihrer Unmittelbarkeit, ohne jede rhetorische Verknüpfung, wie Wegzeichen hingestellt, wuchtig und oft beredter wirken, als es die glänzendste Darstellung vermöchte. Der Herausgeber hat gut daran getan, das, was er zu sagen hatte, in einer Einleitung (48 Seiten) zusammenzustellen und dann einfach die Dokumente sprechen zu lassen. Der überaus billige Preis von 2 Mark für das mit einfacher Vornehmheit ausgestattete, schön gebundene und mit der vorzüglichen Reproduktion eines den Titel illustrierenden Bildes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von A. Kampf geschmückte Buch zeigt, daß dem Verlage der ideale Zweck, dem Volke etwas Gutes und Erhebendes zu bieten, im Vordergrunde stand. — Als Pendant dazu erschien in demselben Verlage das gleichfalls als Volks- und Jugendbuch gedachte Werk Männer der Tat. Vorbilder für jung und alt. Von K. Broermann. Mit sieben Illustrationen (8°, VIII, 304 Seiten, gebunden Mark 4.—), das die kurzen, zumeist in Erzählungsform gebrachten Biographien von zwanzig hervorragenden Männern verschiedener Zeiten und Völker enthält mit dazwischen gestreuten Gedichten und Sprüchen. Ich schätze das Buch nicht nur seiner guten pädagogischen Tendenz wegen hoch, sondern auch wegen seiner literarisch-künstlerischen Qualitäten. Möge es weite Verbreitung besonders unter der heranwachsenden Jugend finden.

Gleichfalls ein Bildungsbuch im besten Sinne des Wortes und zugleich ein Werk von Ewigkeitswert ist „Ein Vermächtnis" von Anselm Feuerbach. Herausgegeben von Henriette Feuerbach, von dem kürzlich eine Prachtausgabe von Meyer & Jessen in Berlin veranstaltet worden ist (gr.-8°, 300 Seiten, gebunden Mark 6.—). Als das Buch zuerst 1881 (bei Gerold in Wien) erschienen war, schrieb der Verfasser dieses Berichtes an die Herausgeberin, die Stiefmutter Anselms, Frau Hofrat Henriette Feuerbach, mit der in persönlichem und brieflichem Verkehre zu stehen er das Glück hatte (sie ist 1892 als achtzigjährige Frau gestorben): „Ein Buch wie dies ‚Vermächtnis' sollte in einer Prachtausgabe erscheinen und die Hauptwerke Anselms sollten in Reproduktionen beigegeben sein. Aber dazu ist leider gegenwärtig wenig Hoffnung!" Und nun ist diese Hoffnung doch in Erfüllung gegangen! Über das Werk selbst heute noch zu sprechen, ist überflüssig: es hat — langsam, aber gründlich — das deutsche Volk in seinen Bann getan und sich seinen Platz unter den besten Büchern der Weltliteratur errungen. Besonderer Dank gebührt den wagemutigen Verlegern, die dies gedankenschwere Werk mit acht prächtigen Bildbeigaben, Frauenköpfen aus Feuerbachschen Gemälden in Ausschnitten, geschmückt haben. Warum wurden aber nicht lieber die Hauptwerke gewählt, soweit im „Vermächtnis" von ihnen die Rede ist?[1]) — Dies Buch und die zweibändige Sammlung: Anselm Feuerbachs Briefe an seine Mutter, herausgegeben von G. J. Kern und Herm. Uhde-Bernays (ebd., 1911. gr. 8°, XVI, 578 und V, 476 Seiten mit zwei Bildnissen, gebunden Mark 18.—) sowie H. Uhde-Bernays' Biographie: Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen (ebd., 1913. 8°, 490 Seiten mit Porträt, Mark 6.50) gehören zum Schönsten, was uns seit langen Jahren an biographischer Literatur geboten worden ist. F. Sch.

[1]) Ersatz dafür bietet: Anselm Feuerbach. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einem Geleitworte von Walther Friedrich. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege (Mainz, J. Scholz, 1912. 4°), das zum billigen Preise von 1 Mark 14 Vollbilder und 5 in den Text gedruckte sehr gute Reproduktionen Feuerbachscher Gemälde bietet.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Königstod.

Ballade von **Richard Seyß-Inquart.**

Das iſt Rolf Thorſon Ingemar,
Der König im Dänenland,
Sein Auge funkelt ſo grell und klar
Wie droben im einſamen Kjölen-Kar
Der Blitze zuckendes Band.

Und zürnt ſein grimmiger Herrſcherblick,
Dann ſchauert das weite Reich
Und es baumelt manch Jarl am ſchändlichen Strick
Und es beißt ſich hinein in manch Dänengenick
Der hungrige Henkerſtreich.

Und ballt Rolf Thorſon die eherne Fauſt,
Dann ſchwindet dem Kühnſten der Mut,
Ein mordender Sturm durch die Täler brauſt,
Es drängt ſich und ſenkt ſich, wohin du ſchauſt,
Ein rauchender Strom von Blut. —

Doch einmal hat zitternde Seligkeit
Umſponnen des Königs Sinn,
Am Dalelf-Born auf blühender Heid
Erſpäht er Jung-Sigrid, die liebliche Maid,
Und gehrt ſie zur Königin.

Die Bracke bellt und das Hifthorn ſchallt,
Die Enten quarren im Rohr.
Was ſchert ihn das Weidwerk im rauſchenden Wald?
Rolf Thorſon träumt von der Diſengeſtalt
Am Dalelf beim Heidemoor.

Die Wachtel lockt aus dem Ährenfeld,
Die Sterne glitzern im Bach,
Da führt Rolf Thorſon, der finſtere Held,
Jung-Sigrid, die minnigſte Maid am Belt,
Ins ſelige Brautgemach.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jung-Sigrid ist sanft und engelsmild,
Sie herrscht mit kosendem Scherz,
Und wettert Rolf Thorson schreckenswild,
Bald zwingt der Geliebten sonniges Bild
Sein friedloses Königsherz.

Und bäumt sich auf sein alter Zorn,
Sie faltet die Hände bleich:
„Rolf Thorson, denk' an das Jägerhorn
Auf blühender Heide am Dalelf-Born . . . ."
Da wird seine Seele weich.

Jung-Sigrid sät an sieben Jahr
Lichtsegen ins Land hinein,
Manch Blümlein, das welk und zertreten war,
Erweckt zum Blühen gar wunderbar
Ihrer Liebe goldener Schein.

Der Armen ist sie, der Darbenden Hort,
Der Verstoßenen schirmende Hut,
Sie steigt in die Hütten mit tröstlichem Wort
Und trocknet von weinenden Augen fort
Der Tränen brennende Flut.

Ein Bettler hockt am Straßenrand,
Sie reicht ihm die Gabe hin
Da greift von der mageren Bettelhand
Ganz heimlich ein giftiger Fieberbrand
Ans Herz der Königin.

Jung-Sigrids Leben flackert bang
Im zehrenden Fiebersturm,
Sie liegt und ringt drei Nächte lang,
Ihr Blut tut immer müdern Gang.
Im Wandholz tickt der Wurm.

Rolf Thorson wacht in stummer Qual,
Es wacht mit ihm sein Haus.
Beim dritten dämmernden Morgenstrahl
Blickt Sigrid auf — ein letztesmal —
Dann lischt ihr Leben aus.

Rolf Thorson preßt die regloſe Frau
An die Brust voll weher Gewalt,
Er netzt ihrer Augen schimmerndes Blau,
Ihre Wangen mit glühendem Tränentau, —
Doch Sigrid bleibt still und kalt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da schwört der König den heiligsten Eid,
Der je von den Lippen geloht:
„Mein Lieb, uns trennte in Freude und Leid
Nicht Menschenlüge noch Götterneid,
Uns scheide nicht Grab und Tod!“

Er hüllt ihrer Glieder verblichene Pracht
In leuchtenden Hochzeitsglanz
Und flüstert: „So kamst du in seligster Nacht
Und hast mir ein neues Leben gebracht
Und der Liebe knospenden Kranz!“

Er flüstert ihr zu vom Dalelf-Born
Und ob sie noch alles wüßt,
Wie die Wachtel sang und das Jägerhorn
Und wie er sie droben im blühenden Korn
Voll jauchzender Wonne geküßt?

Er flicht ihr ins sonnengoldene Haar
Kreuzblüten und Ginster hinein.
Dann legt Rolf Thorson Ingemar
Die ihm des Lebens Sonne war,
Mit eigener Hand in den Schrein.

So ruht Jung-Sigrid aufgebahrt
In schwellender Blumenzier,
Es kommen die Jarle von weiter Fahrt,
Es kommen die Brölsmannen, dichtgeschart,
Und nehmen Abschied von ihr.

Rolf Thorson wandelt ernst und stumm,
Doch scheint er nicht glückberaubt;
Den wallenden Purpur wirft er sich um,
Er nimmt das Schwert, sein Heiligtum,
Und setzt sich die Krone aufs Haupt.

Dem Marschall winkt er, treubewährt:
„Zu Grabe führe mein Weib!
Der Liebe Glut hat ihr Leben verzehrt,
Nun werde vom lodernden Feuer verheert
Ihr todverklärter Leib!“

Der Marschall tut, wie der König befahl,
Er bereitet das fürstliche Grab;
Und sie tragen Thorsons edles Gemahl
Mit schwerem Sang durch das träumende Tal
Ans heilige Meer hinab.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Möwe ruft und der Eiderschwan,
Brachvögel klagen so weh,
Und Tausende, denen sie Liebes getan,
Geleiten die Herrin auf trauriger Bahn
Hinunter zur silbernen See.

Rolf Thorson schaut über alle kühn,
Das Schicksal beugt ihn nicht.
Sonnfunken seinem Schwert entsprüh'n,
Der Fürstenkrone Perlen glüh'n
Wie Rosen im Abendlicht.

Die Nacht bricht an, der Schein verblaßt,
Am Strande hält der Zug,
Hoch ragt der dunkle Wikinger Mast,
Ein Drache prangt in Totenglast,
Das Königswappen, am Bug.

Vom Backbord grüßt die düstere Bahr,
Sie stellen den Sarg darauf,
Da tritt Rolf Thorson Ingemar
Mit festem Schritt aus der weinenden Schar
Und schreitet zum Deck hinauf.

Die Fackeln schwälen in sternloser Nacht,
Kein Lüftchen sich regen mag,
Rolf Thorsons Seele seltsam lacht,
Er geht wie im Traum nnd öffnet sacht
Den fürstlichen Sarkophag.

Er neigt sich nieder, es segnet sein Blick
Der Toten ewige Ruh,
Er hebt den knisternden Flor zurück
Und küßt Jung-Sigrid, dem schlummernden Glück,
Die lichtlosen Augen zu.

Dann ruft er den Knechten, — die breiten Geäst
Um die Bahre schleierdicht,
Vom Belt her wirbelt ein wachsender West,
Hei, wird das ein prasselndes Flammenfest,
Wenn der Funken ins Astwerg bricht!

Doch seht! — Was fällt Rolf Thorson ein?
Die Knechte drängt er ans Land,
Auf einsamer Fähre bleibt er allein
Und schlägt und schlägt an den Feuerstein
Und lockt aus dem Kiesel den Brand!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sein Antlitz ist ernst und still.
Ins dürre Geäst mit mächtigen Arm,
Er rüttelt und schüttelt den Funkenschwarm
Was Rolf nur beginnen will?
Die Lunte fängt! — Daß Gott erbarm!

Er senkt die Augen dichtumbraut
Und spricht kein Sterbenswort.
Am Ufer wird bebender Schrecken laut,
Den trotzigsten Wikingerseelen graut
Vor dem Hünen auf brennendem Bord.

Sie fürchten, sein alter Königswahn
Erwache zu neuer Glut,
Drum wagt sich nicht einer an ihn heran,
Sie stehen versteinert, Mann an Mann,
Und zittern um Leben und Blut.

Da reißt Rolf Thorson mit jubelndem Schrei
Sein Schwert aus der Scheide heraus,
Die tanzenden Taue haut er entzwei, —
Es treibt der Drache, entfesselt und frei,
Ins schäumende Wellengebraus.

Die Flammen recken die Zungen empor,
In den Schären orgelt der Sturm,
Die Wogen brüllen im rasenden Chor,
Aus qualmender Lohe ragt einsam hervor
Rolf Thorson, ein eherner Turm.

Das Schiff irrt ferne, — im Nebel ertrinkt
Sein Feuer, so blutig rot,
Und aus tollenden, grollenden Wassern dringt
Ein Lied, das nimmer verhallt und verklingt,
Das Lied von Thorsons Tod.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umschau.

Gründung einer deutschen Bücherei in Leipzig. — Unter dem Namen „Deutsche Bücherei" errichtete der Börsenverein in Leipzig ein Archiv des deutschen Schrifttums und des deutschen Buchhandels, eine öffentliche, unentgeltlich an Ort und Stelle zur Benutzung freistehende Bibliothek. Diese Bücherei hat den Zweck, die gesamte, vom 1. Januar 1913 an erscheinende deutsche und fremdsprachige Literatur des Inlandes und die deutsche Literatur des Auslandes zu sammeln, aufzubewahren, zur Verfügung zu halten und nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu verzeichnen. Die sächsische Regierung errichtet mit einem aus Landesmittel beigesteuerten Betrage von drei Millionen Mark auf einem von der Stadt Leipzig unentgeltlich zur Verfügung gestellten Platze die nötigen Baulichkeiten, worauf das Grundstück, die Gebäude und die Bibliothekseinrichtung kosten- und lastenfrei in den Besitz des Börsenvereines deutscher Buchhändler übergeht. Für Erhaltung und Erweiterung der Bibliothek tragen der Staat jährlich 85.000 Mark, die Stadt Leipzig jährlich 115.000 Mark bei. Somit ist ein großartiges Unternehmen gesichert, das dem deutschen Volke Ehre macht, und es wird ein Gedanke in die Tat umgesetzt, der jahrzehntelang die beteiligten Kreise — Buchhandel, Gelehrtenwelt, Bibliotheken und Behörden — beschäftigte, nachdem er 1869 bei Beratung des Urheberrechtsgesetzes zum erstenmal aufgetaucht und 1874 bei den Verhandlungen des deutschen Reichstages zum Preßgesetz vom Verlagsbuchhändler Dr. Brockhaus wieder angeregt worden war. In einer Broschüre des Börsenvereines deutscher Buchhändler über die Deutsche Bücherei heißt es unter anderem: Bei den verschiedensten Gelegenheiten ist aus den beteiligten Kreisen in Versammlungen, Denkschriften und in der Presse immer wieder auf den in Deutschland bestehenden Übelstand hingewiesen worden, daß von den Erzeugnissen des Buchdruckes, in denen doch das deutsche Geistesleben Gestalt und Dauer gewinnen soll, ein nicht unerheblicher Teil schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit spurlos untergeht. Beispiele dafür können leicht beigebracht werden. Diese Tatsache erklärt sich aus dem Umstande, daß die in Deutschland bestehenden wissenschaftlichen Bibliotheken ihrer Aufgabe entsprechend sich auf die Auswahl aus den literarischen Erscheinungen beschränken. Für den Forscher ist aber auf zahlreichen Wissensgebieten eine Bibliothek unentbehrlich, die aus dem Gesichtspunkte der möglichsten Vollständigkeit sammelt. Das gleiche Bedürfnis besteht für unser deutsches Schrifttum, für seinen inneren Zusammenhang und seine gedeihliche Entwicklung. Die Deutsche Bücherei soll zu keiner der bereits bestehenden deutschen Bibliotheken in Wettbewerb treten, sie ist vielmehr bestrebt, alle zu ergänzen und in ihrer Tätigkeit zu fördern.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Freilich wird sie bei dieser Tätigkeit auf eine vollständige Sammlung der periodischen Literatur verzichten müssen. Es ist eine physische Unmöglichkeit, die Tageszeitungen an einer Zentralstelle zu sammeln: auch die größten Räumlichkeiten, die man hierfür zur Verfügung stellen könnte, würden in kürzester Zeit überfüllt sein. Die Verpflichtung der Bibliothek zur sorgsamen Aufbewahrung für alle Zukunft verbietet die sonst von den Bibliotheken geübte Ausleihtätigkeit mit Rücksicht auf die Gefahr von Verlust und Verschleiß. Die künftige Deutsche Bücherei wird deshalb eine Präsenzbibliothek sein müssen." — Die Bücherei soll aber auch eine absolut vollständige deutsche Bibliographie und die Schaffung eines Archivs des deutschen, deutsch-österreichischen und deutsch-schweizerischen Buchhandels ermöglichen, Aufgaben, deren große Bedeutung für die deutsche Literatur und den Buchhandel offen zutage tritt. — Man kann dem neuen Unternehmen des Börsenvereines eine gedeihliche Entwicklung auch von Österreich aus mit aufrichtigem Interesse wünschen.

* * *

Die Volksbildung in Europa. — Einer von dem Schweden Sundberg zusammengestellten Statistik zufolge ist der Prozentsatz der Analphabeten zu der übrigen Bevölkerung in den europäischen Staaten der folgende: in Deutschland 0·05%, in Schweden und in der Schweiz je 0·1%, in Dänemark 0·2%, in Großbritannien 1%, in den Niederlanden 2·1%, in Frankreich 2%, Finnland 4·9%, Belgien 10·2%, Österreich-Ungarn 25·7%, Griechenland 30%, Italien 31·3%, Bulgarien 53%, Serbien und Rußland je 62%, Portugal 70% und Rumänien 75%. In ganz Europa werden für den Volksunterricht rund 2000 Millionen Kronen ausgegeben. Rußland, das den vierten Teil der Bevölkerung von Europa besitzt, trägt von dieser Gesamtausgabe nur ein Zwanzigstel, Österreich-Ungarn ein knappes Zehntel, Frankreich ein Achtel, Großbritannien ein Viertel und das Deutsche Reich ein Drittel.

* * *

Aus Zeitschriften. — In der „Chronik des Wiener Goethe-Vereins" (XXVI. Bd., Nr. 5 und 6) veröffentlicht Dr. Rudolf Payer von Thurn einen „Bericht der Marienbader Badepolizeiinspektion an den Oberstburggrafen Franz Grafen Kolowrat" vom 30. Juni 1822, in welchem über das Privatleben der bedeutendsten Kurgäste genau berichtet wird. Über Goethe, der in jenem Sommer bekanntlich in Marienbad weilte, wird in diesem Berichte gesagt, er lebe still und zurückgezogen und sei nur für wenige der andern Kurgäste zugänglich; er verkehre nur mit dem Prof. Höger aus Prag, mit dem Prämonstratenserpriester Stanislaus Zaupper vom Stifte Tepl und mit der Familie Levetzow. Dann heißt es weiter: „In Gesprächen über die Literatur der verschiedenen Völker läßt er seine besondere Neigung für die Griechen nicht verkennen, und aus mehreren Äußerungen konnte man seine Teilnahme an dem noch ungewissen Schicksale der Hellenen wahrnehmen. Indessen dürfte jedoch vorzüglich der Umstand zu bemerken seyn, daß Göthe dermalen für die katholische Religion nicht bloß sehr gemäßigte Gesinnungen, sondern recht viele Zuneigung blicken läßt: insbesondere lobt er die Erbaulichkeit des katholischen Ritus gegenüber dem protestantischen . . . . ." —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dr. Payer von Thurn läßt dem Bericht erläuternde Bemerkungen folgen, in denen er unter anderem eine sorgfältige Aufzählung aller jener Stellen bringt, in denen sich in Goethes zahlreichen Werken eine Erwähnung des Katholizismus findet. Es heißt da: „Die Äußerung über den Katholizismus mag vielleicht auf den ersten Blick ein wenig befremdend wirken und sogar den Verdacht aufkommen lassen, daß der österreichische Polizeikommissär Goethe da Ansichten unterschoben habe, die seinem Denken und Empfinden meilenweit entfernt lagen. Wenn wir jedoch Goethes Tagebücher durchblättern, gewinnen wir unwillkürlich den Eindruck, daß er gerade während seines Aufenthaltes in einem katholischen Lande, im regen Verkehr mit intellektuell und sozial hochstehenden Katholiken sich recht eingehend mit diesen Fragen beschäftigt hat. — Was Goethes Stellung zum katholischen Kultus im allgemeinen anbelangt, so sind seine sarkastischen Äußerungen in den Römischen Elegien, in den Venetianischen Epigrammen und in den Zahmen Xenien genugsam bekannt. Diesen steht der wundervolle Hymnus auf die katholischen Sakramente im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit entgegen, der mit der Betrachtung schließt: ‚Wie ist nicht dieser wahrhaft geistige Zusammenhang im Protestantismus zersplittert, indem ein Teil gedachter Symbole für apokryphisch und nur wenige für kanonisch erklärt werden! und wie will man uns durch das Gleichgültige der einen zu der hohen Würde der andern vorbereiten?‘ — Besonders kräftig setzen diese Äußerungen und Betrachtungen während seines Karlsbader Aufenthaltes im Jahre 1807 ein. Allerdings lagen diese Fragen damals gerade in der Luft: es war die Zeit, in der der Übertritt Friedrich Schlegels und Zacharias Werners sich vorbereitete. Am 1. Juni spricht er ‚mit Advocat Mener aus Dresden über . . . den androhenden Katholicismus‘, am 22. Juni ‚mit Oberhofprediger Reinhard, besonders über die Aussichten des Protestantismus und der Litteratur‘, am selben Tag ‚mit Hrn. von Ompteda . . . über . . . Katholiken in Irland‘, am 29. Juni wieder ‚mit Oberhofprediger Reinhard: über Protestantismus, Katholicismus‘, am 24. Juli erwägt er mit dem Geheimen Rat von Faßbinder die gegenwärtige Lage der Dinge. Argument derjenigen, die eine bessere und höhere Bildung aversieren, ‚daß ja den Protestanten ihre Cultur ebenso wenig bey Jena als den Katholiken ihre Uncultur bey Austerlitz geholfen oder geschadet habe‘. Am 7. September sucht er sich, ‚über die Differenz der katholischen und protestantischen Religion‘ klar zu werden und schaltet die ganze umfangreiche Betrachtung gegen seine sonstige Gewohnheit vollinhaltlich in das Tagebuch ein: ‚Es kommt darauf an, daß der Mensch immerfort an seine drey idealen Forderungen: Gott, Unsterblichkeit, Tugend erinnert und sie ihm möglichst garantiert werden. Der Protestantismus hält sich an die moralische Ausbildung des Individuums, also ist Tugend sein erstes und letztes, das auch in das irdische bürgerliche Leben eingreift. Gott tritt in den Hintergrund zurück, der Himmel ist leer, und von Unsterblichkeit ist bloß problematisch die Rede. Der Katholicismus hat zum Hauptaugenmerk, dem Menschen seine Unsterblichkeit zuzusichern, und zwar dem Guten eine glückliche. Dem Rechtgläubigen ist sie ganz gewiß, und wegen gewisser kleinerer oder größerer Differenzien setzt er noch einen Mittelzustand, das Fegefeuer, in den wir von der Erde aus durch fromme und gute Handlungen einwirken können. Ihr Gott steht auch im Hintergrunde, aber als

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Glorie von gleichen, ähnlichen und subordinirten Göttern, so daß ihr Himmel ganz reich und voll ist. Da an eine sittliche Selbstbildung nicht gedacht, oder vielmehr in früheren roheren Zeiten nicht daran geglaubt worden, so ist statt derselben die Spezialbeichte eingeführt, da denn niemand sich mit sich selbst herumzuschlagen braucht, eine empfundene Entzweyung nicht selbst zu vereinen und in's Ganze herzustellen aufgefordert ist, sondern darüber einen Mann von Metier zu Rathe zieht.' Zwei Tage später, am 9. September, kommt er auf der Heimreise in Schleiz wieder auf den Gegenstand zurück und hat einen ‚Disput mit August und Riemer über die katholische Religion, insonderheit den Bilderdienst und Ohrenbeichte betreffend', am 13. und 14. November liest er ‚Henry's Schrift über das Cölibat der katholischen Geistlichen', und am 9. Dezember hat er bei Knebel in Jena mit Zacharias Werner „viel disputirt über Heidenthum, Protestantismus, Katholicismus u. s. w.' — Am 9. Juli 1812 unterhält er sich in Karlsbad ‚mit Fürst Lichtenstein auf der Wiese über die neueste Lust der Protestanten, zum Katholicismus überzugehen' (Tageb., 4. Bd. S. 301, 26 f.), wobei er in erster Linie an Friedrich Schlegel und Zacharias Werner gedacht haben mochte, und auf der Heimreise, am 14. September 1812, notiert das Tagebuch: ‚über die katholische Religion.' — Wenige Wochen vor seiner Abreise nach Marienbad, am 6. April 1822, spricht er abends mit Oberbaudirektor Condray ‚über katholische Religion, deren Forderungen und Einfluß' (Tageb., 8. Bd., S. 183, 6 f.), am 24. April erzählt ihm Ulrike v. Pogwisch ‚die Geschichte der gestrigen Nonnen-Einkleidung in Erfurt' (ebenda, S. 189, 15 f.) — An den Großherzog und die Großherzogin berichtet er aus Eger am 1. August 1822 (Briefe W A, 36. Bd., S. 101, 5 ff.): ‚Ein bey dem Prälaten [Abt Reitenberger von Tepl] in großer Gesellschaft, von schönem Wetter begünstigt, eingenommenes Mittagsmahl gab, des schrecklichen Weges ungeachtet, Vergnügen und Belehrung. Er theilte mir einige französische Missionsreden, von Fraisinon de la Mennai, in Übersetzung mit, die mein Erstaunen erregten. So mächtige Schritte nach entschiedenem Ziel, so viel Umsicht, Übersicht und Methode im Ganzen, so viele redekünstlerische gewandte Kühnheit im Einzelnen finden sich nicht leicht beysammen. Ich begriff nun jene große Wirkung und die erregte gewaltsame Gegenwirkung. In diesen Reden ganz päpstlich-royalistischen Inhalts findet sich keine Spur von Mönchthum und Pfäfferey. Der Prälat ließ mich in die Wiener ähnlichen, zwar nicht so geistreichen, aber doch genugsam wirkenden Bemühungen hineinsehen, von denen mündlich zu referieren mir vorbehalte.' Unter den ‚Wiener ähnlichen, zwar nicht so geistreichen . . . Bemühungen' ist jedenfalls die Wirksamkeit des am 15. März 1820 verstorbenen, am 20. Mai 1909 heiliggesprochenen Klemens Maria Hofbauer und seine Einführung des Redemptoristen-Ordens zu verstehen. — An seinen Sohn hatte er schon am 11. Juli 1822 in ähnlichem Sinne geschrieben: ‚Zugleich habe von den modernen Religiositäten in Frankreich und Teutschland manche Wunderlichkeiten vernommen. Auch von solchen Seiten ist es gut, daß man sich in der Welt umsieht.' (Ebenda, S. 93, 8 ff.) Fünf Jahre später, am 21. Juli 1827, sagt er zu Eckermann in bezug auf Manzoni: ‚Zweytens ist ihm die katholische Religion vortheilhaft, aus der viele Verhältnisse poetischer Art hervorgehen, die er als Protestant nicht gehabt haben würde.'"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Interessante Bemerkungen zu seinem Lutherwerk oder richtiger zu den Kritiken, die das Werk auf protestantischer Seite gefunden, bringt P. Grisar S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (83. Band, 5. Heft: „Prinzipienfragen moderner Lutherforschung“). Er spricht da zunächst von dem angeblichen „Reservatrecht des Protestantismus, Luther zu verstehen und zu behandeln“, das die meisten der protestantischen Kritiker vorgeschoben haben. „Man hat Einspruch dagegen erhoben, daß eine Darstellung Luthers durch einen Katholiken überhaupt jemals als historisch verlässig anzusehen sei.“ Luther könne nur von solchen geschildert werden, „die für seine religiöse Persönlichkeit Verständnis mitbringen“. Harnack zum Beispiel schließt seine beiden Rezensionen über Grisars Werk mit den Worten, er wolle auf Einzelheiten nicht eingehen, das habe keinen Wert, „wenn doch der ganze Standpunkt verfehlt ist, von welchem aus auch ein Katholik diese weltgeschichtliche Persönlichkeit zu betrachten verpflichtet ist“. Grisar antwortet darauf: „Tatsachen anders zu geben, als sie historisch erweisbar liegen, verpflichtet die Kirche nie und nimmer; diese sind unbeugsam und umfassen das Äußere und das Innere, soweit dieses dem Forscher erkennbar ist. Das Tatsächliche aber können doch wohl wie Protestanten so auch Katholiken getreu nach den Quellen geschichtlicher Erkenntnis wiedergeben. Sie können also auf diese Weise auch Luthers weltgeschichtliche Persönlichkeit der Betrachtung vorlegen.“ Das Schema, nach welchem die meisten Kritiken protestantischer Theologen abgefaßt sind, lautet: „Das bemerkenswerte Werk enthält viel Neues und benutzt alle Literatur; mit Redlichkeit beseitigt der Verfasser eine Menge katholischer Fabeln, die Luther belasteten (und hier ergeht man sich in einer oft naivvergnügten Aufzählung), — aber als Katholik ist er weit entfernt, unsern Luther verstehen zu können, und darum übergehen wir Einzelheiten und historische Nachweise gegen ihn. Erinnern wir alle uns aber dessen, was wir an Luther haben und was wir in unseren Werken, wie dem von Wilh. Walther, lesen, ‚damit wir nicht die Freude und die Gewißheit der religiösen Größe unseres Luthers verlieren.‘“ — Grisar zeigt dann an einigen Exemplifikationen die von ihm angewendete historische Methode und erbringt den Beweis, daß es gar nicht der konfessionelle Standpunkt ist, der beim Katholiken eine Verschiedenheit des Urteils über Luthers Charakter ꝛc. herbeiführt. „Das sind geschichtliche Fragen; Charaktereigenschaften liegen auf historischem Felde. Sie unterstehen keiner Sonde, die spezifisch protestantisch oder katholisch wäre; sie beurteilen sich vielmehr nach Feststellung der Tatsachen sofort nach den allen gemeinsamen Grundsätzen der natürlichen Sittlichkeit.“ Erst nach Herausarbeitung der Tatsachen komme das Urteil, das sich aber in den meisten Fällen der Leser selbst an der Hand des durch den Forscher Mitgeteilten bilden kann. Selbstverständlich muß es den Katholiken wohltuend berühren, „wenn er den Glauben und die Kirche, die er liebt, im Kampfe Luthers gegen dieselben hoch über dessen Irrwegen in Ruhe und Sicherheit dastehen sieht. Im Gegenteil, er darf sich dazu von Herzen Glück wünschen. Jetzt, nachdem die Aufgabe des Tatsachenstudiums von mir beendet ist,“ schreibt Grisar, „darf ich wohl frei den protestantischen Hütern des Reservatrechts das unumwundene Bekenntnis aussprechen: jene konfessionelle katholische Überzeugung, die sie auf dem tiefen Grunde meines Werkes allerdings nicht mit Unrecht erkannt haben, hat mich immer tröstend begleitet

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und mir die Mühe versüßt; sie hat mich zwar niemals, auch nicht im kleinsten bestimmt, die Tatsachen absichtlich umzubiegen, aber sie hat mich in ihrem milden Scheine dieselben noch besser beurteilen lassen, als es ohnehin schon der klare Wert der Dinge und ihre Zusammenhänge lehrten. Der Glaube, welcher Gläubige möchte das leugnen, beruhigt und sichert mehr als alle durch natürliche Forschung gewonnene Sicherheit." — Die protestantischen Kritiker des Werkes behaupten unter anderem auch, der Verfasser hätte das Ungünstige in Luthers Gestalt dem Großen und Heldenmäßigen in ihm „unterordnen" sollen; darauf erwidert Grisar sehr mit Recht, „daß der Historiker von den heiligen Aufgaben seiner Tatsachenkritik wirklich eine höhere Meinung, als ihm hier zugemutet wird, hegen darf. Solche gebundene Marschroute kann er sich nun einmal nicht vorschreiben lassen. Merkwürdig aber, daß es gerade die Verteidiger der voraussetzungslosen Wissenschaft sind, die ihn zu Voraussetzungen, an denen er nicht rütteln dürfe, verpflichten". — Zum Schlusse des interessanten Artikels heiß es: „Das Bild sollte aber vor allem den Vorzug haben, daß jeder, auch der kleinste Zug, bewiesen sei. Es war ein Mosaik von Texten und Tatsachen unerläßlich. In die Notwendigkeit peinlichen Beweisverfahrens haben uns Katholiken nun einmal die hochangehäuften Vorurteile der Gegenseite versetzt."

Über Zuwanderung in die Großstädte und Rassenmischung schreibt Medizinalrat Dr. Joseph Graßl in seinem gehaltvollen Aufsatz „Der Einfluß der Arbeit auf die völkische Entwicklung" im „Hochland" (X. Jahrgang, Heft 3): „Die mächtigste Ursache, die die fremden Völker in die Kulturzentren zog, war und ist die Möglichkeit, dort Arbeit zu finden und auf dem Wege der Arbeit sich eine bessere Lebensführung zu verschaffen. Dieser Grund ist auch heutzutage noch geltend sowohl bei der Einwanderung fremder Arbeitshilfskräfte als auch bei der Binnenwanderung. Wohl werden auch bequeme Volkselemente durch die Kulturstaaten und die Großstädte angezogen, aber der weitaus größte Teil wandert aus ethisch durchwegs anerkennenswerten Gründen, aus Arbeitswillen und aus dem Bestreben, die individuellen Verhältnisse zu bessern. Wie sehr dies der Fall ist, sieht man aus den Folgen der Binnenwanderung. Geistig und körperlich zur Arbeit Untaugliche bleiben auf dem Lande zurück, die Bevorzugten wandern ab. Dadurch verschiebt sich die Anhäufung und der Prozentsatz der Hochbegabten zu den Minderbegabten, und zwar auf dem Lande in der Richtung zur Verschlechterung, in der Stadt in der Richtung der Verbesserung. Dadurch aber, daß die Stadt die Eingewanderten, obwohl sie körperlich und geistig bevorzugt sind, in einem höheren Maße in ihrer Lebensenergie schädigt, als dies auf dem Lande der Fall ist, dadurch daß die Zurückgebliebenen durch die Verbindung mit dem Boden sich immer von neuem regenerieren, werden die Unterschiede zwischen den Bewohnern der Stadt und des Landes ausgeglichen. Darin beruht die Bedeutung des Bauernstandes neben dem Einflusse, den er auf die Ernährung hat. Die Abminderung der Binnenwanderer der Stadt geschah früher vorzugsweise durch die schädigenden Einflüsse des Stadtlebens selbst, also durch erhöhtes Absterben der Städter; gegenwärtig ist unter dem Einflusse der öffentlichen Hygiene diese Ausmerzungsart fast ganz verschwunden. An ihre Stelle tritt die mangelhafte Fortpflanzung der Städter. Die Besserung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Lebens des städtischen Individuums wird durch die Verschlechterung der städtischen Gattung wettgemacht. — Das Eindringen fremder Volksabkömmlinge in ein Kulturvolk und das Zusammenballen des eigenen Volkes zu Großstädten sind nicht an sich verderblich für ein Volk, sie werden es aber, wenn sie ein gewisses Maß überschreiten. Jedes starke, gesunde Volk verträgt eine gewisse Menge fremden Blutes, das es assimiliert und in sich verarbeitet. Ja, diese Blutauffrischung bedeutet in vielen Fällen sogar ein förderndes Moment. Im allgemeinen ist in Deutschland die Gefährdung der Nation durch eingedrungene Arbeitswillige fremden Blutes noch nicht groß. Aber geleugnet kann nicht werden, daß in einzelnen Gegenden die Anhäufung fremder Arbeiter bereits eine übergroße wurde, daß diese bereits eine lokale Gefährdung bedeuten. Die Gefahr wird aber allgemein, wenn der fremde Arbeiter dem deutschen die direkte Verbindung zwischen Volk und Boden abnimmt, wenn der Fremdling die schweren, schmutzigen Erdarbeiten verrichtet und sich der Deutsche immer mehr auf Qualitätsarbeit beschränkt. Damit ginge ein Teil der Erdkraft dem deutschen Volke verloren und ginge auf die fremden Volksteile über; sie würden sich als flacher Keil zwischen Volk und Boden einschieben und das Wirtvolk vom Boden abheben und ihm seine Kraftwurzeln abschneiden. Auf dem Wege der Arbeit würden die Fremdlinge das Land erobern, in dem sie Gastfreundschaft genossen haben. Kein Volk darf ungestraft seine Bodenständigkeit aufgeben."

Aus Skutari, wo die Jesuiten seit 1868 höhere Lehranstalten und das Priesterseminar leiten, liegen mehrere Briefe von Missionären über die Kriegsereignisse während des Balkankrieges vor. Wir entnehmen dem Februarheft des Missionsorgans „Die katholischen Missionen" folgende Einzelheiten. „Die Soldaten, die die Verteidigungslinie von Musselim und Zubi vor Skutari besetzt hielten, waren fast sämtlich mohammedanische Skutariner. Ein paar Tage hindurch schonten sie die Landhäuser wohlhabender Christen. Auch unser kleines Gut, das zwei Laienbrüder täglich besichtigten, blieb unbehelligt. Aber die Türken wußten sich bald dieser unbequemen Zeugen zu entledigen. Sie nahmen sie fest und führten sie einem Offizier zu, der sie, von zwölf Soldaten eskortiert, zu Essad Pascha ins Feldlager bringen ließ. Zwar schalt der General die Soldaten, daß sie die Brüder, die einen Schutzbrief bei sich hatten, verhaftet hätten, und ließ sie frei; aber die Ordensleute durften doch die Stadt nicht mehr verlassen. Alsbald rissen die Soldaten die päpstliche und österreichische Flagge vom Landhause herab, erbrachen die Tore, raubten, was von Nutzen war, und zertrümmerten den Rest. In der Stadt beschlagnahmten die Soldaten alle Vorräte an Kohlen und Holz, und wo nichts zu holen war fällten sie kurzerhand alle Bäume. In unserem Kolleg machte sich bald der Mangel an Heizungsmaterial geltend. Um Unberufenen zuvorzukommen, gab P. Rektor Befehl, die vor dem Kolleg stehenden Bäume umzuhauen. Kaum hatten die Brüder die Arbeit begonnen, als zwei Soldaten mit einem Unterbeamten erschienen und gegen das Fällen der Bäume Einspruch erhoben. Der Rektor antwortete, sie seien Eigentum des Kollegs, er könne nach Belieben darüber verfügen. Nach einigem Hin- und Herreden zogen sie ab. Als sie später wiederkamen, war der Platz bereits gesäubert, und sie mußten sich mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem schriftlichen Zeugnis begnügen, zwei Jesuiten hätten die Bäume gefällt und es lasse sich nun einmal nichts mehr an der Sache ändern. Gegen Ende Oktober ließ der Gouverneur der Stadt verkünden, jeder, der sich vor dem Bombardement fürchte, könne die Stadt verlassen. Natürlich mußten die Patres auch an die Sicherheit der Seminaristen denken. Der Erzbischof erklärte, das Seminar dürfe unter keiner Bedingung aufgelöst werden. Und die Patres richteten sich nach dieser Weisung. Während das Externenkolleg schon am 18. Oktober von der türkischen Regierung geschlossen worden war, nahmen die Kurse im Seminar trotz Bomben und Kanonendonner ruhig ihren Lauf, so daß bis Ende November nicht eine einzige Schulstunde verloren ging. Die Patres der Fliegenden Missionen und einige aus dem Kolleg boten sich der Regierung zum Sanitätsdienste an, bekamen aber keine bejahende Antwort. Die Kriegsereignisse blieben natürlich nicht ohne Folgen für das kirchliche Leben in Skutari. So mußte am 21. Oktober, dem Feste U. L. Frau von Skutari, die herkömmliche feierliche Prozession um die Kathedrale unterbleiben und es konnte nur das Pontifikalamt mit Vesper gehalten werden. Am Allerheiligenfeste mußte auch von diesen Feierlichkeiten Abstand genommen werden. In unserer Kirche wurde jeden Abend das Allerheiligste ausgesetzt und eine Andacht zur Erflehung des göttlichen Schutzes abgehalten. — Das Elend in der Stadt läßt sich kaum beschreiben. Bald wird es an Brot fehlen. Zum Glück ist Fleisch zur Genüge vorhanden, weil die Flüchtlinge ihre Schafe mitgebracht haben. Unser Kolleg hat beizeiten Vorräte eingekauft; nur mischt man Kleie unter das Mehl, um länger auszureichen und täglich eine Verteilung von Brot an die Bedürftigen zu ermöglichen. . . ."

„Mit schwellenden Segeln und die Brust voller Hoffnungen verlassen zahlreiche Deutsche jedes Alters und jedes Standes ihre Heimat, um im fremden Lande ihr Brot und lohnende Stellung zu suchen", schreibt B. Waibel in der „Sozialen Kultur" (XXXII. Jahrgang, 12. Heft) in einem Artikel über „Wohlfahrtseinrichtungen". „Unbegreiflicherweise schwebt einem großen Teil dieser Auswanderer England als das Eldorado vor Augen, sosehr in letzter Zeit die Behörden und die in Betracht kommenden Faktoren sich bemühen, diese Ansicht als eine völlig irrige zu zerstreuen. Auch an dieser Stelle soll prinzipiell betont werden: England mag in früheren Jahren für die außerhalb ihres Vaterlandes strebenden Elemente ein verhältnismäßig aussichtsreiches Arbeitsfeld gewesen sein, vorausgesetzt, daß es der Auswanderer nicht an dem nötigen Fleiße und der nötigen Energie ermangeln ließ. Aber heute ist das nicht mehr, oder wenigstens nur in ganz beschränktem Maße der Fall, und dies vor allem für die Angehörigen deutscher Zunge. Verschiedene Faktoren mögen diese Umwandlung bedingt haben, vor allem das wie eine Völkerwanderung anmutende Zusammenströmen aller und sämtlicher Nationen in England und vornehmlich in dessen Hauptstadt." Der Verfasser schildert sodann, wie so manche Auswanderer in London vergeblich Arbeit und Verdienst suchen, ihr letztes Geld ausgeben, ohne einen Erwerb zu finden, und schließlich in „Libury Hall" stranden. Libury Hall ist die deutsche Kolonie in der Nähe von London, gegründet und erhalten von deutschem Kapital, um den Auswanderern vorübergehende Arbeit zu schaffen, ihnen zu Stellungen zu verhelfen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder ihnen die Heimkehr nach Deutschland zu ermöglichen. „Die Kolonie liegt nördlich von London und ist vom Bahnhof Liverpool-Street in Fünfviertelstunden zu erreichen. Die Bahnhofstation ist Standon, woselbst uns der Wagen der Farm erwartet. Wer aus dem steinernen Riesenleib Londons herauskommt, der empfindet die dreiviertelstündige Fahrt vom Bahnhof nach der Kolonie, zumal der Weg durch eine recht anmutige Gegend führt, wie eine Wohltat. Der Kutscher ist ein Engländer, wie es ja auch bei dem zahlreichen Wechsel der Kolonisten eine selbstverständliche ökonomische Maßregel ist, zur Wartung des Viehes und zur Pferdepflege einheimische Kräfte einzustellen. Doch scheint sich unser Kutscher schon so sehr an das Deutschtum auf Libury Hall gewöhnt zu haben, daß er nach einigen Worten in seiner Muttersprache aufs Deutsche hinüberleitete. Und ich muß gestehen, er handhabte die deutsche Sprache weit besser als viele meiner Londoner Bekannten, die lange Zeit in Deutschland sich aufhielten und nunmehr der Meinung lebten, daß sie das Deutsche recht gut meistern können. Sie könnten noch bei unserm Kutscher in die Lehre gehen. Eingangs der Kolonie fielen uns zwei mit Erdarbeiten beschäftigte Kolonisten auf, die beide recht intelligent aussahen. Bei dem einen wollte jedoch der goldene Kneifer nicht recht zum Arbeitskostüm, das übrigens von der Kolonie geliefert wird, passen. Weit mehr Gelegenheit zum Studium der Physiognomien bietet uns der Lunch, den wir kurz nachher auf Einladung des Direktors im allgemeinen Speisesaal einnehmen. Alle Physiognomien sind vertreten: der intelligente Zug um Stirn und Augen, wie er dem geistigen Arbeiter sich einprägt, der praktische nüchterne Blick des Handwerkers, die energischen Linien um den Mund bei denjenigen, die früher zu befehlen gewohnt waren, der dem prosaischen Alltagsleben entrückte Ausdruck des Künstlers, mag er seine Kunst im Reiche der Farben, der Töne oder des lebenschöpfenden Meißels ausüben, beziehungsweise ausgeübt haben, das apathische Wesen derer, die Enttäuschungen und Entbehrungen stumpf gemacht haben und nicht zuletzt das stets wechselnde Augenspiel solcher, bei denen das häufige Aufflackern der Pupillen zu besagen scheint, daß sie den jetzigen Zustand nur als Interregnum und der Hände Arbeit als notwendiges Übel ansehen. Sie alle hat das Leben, dieser harte und unerbittliche Lehrmeister, zusammengeführt, und sie suchen zeitweilig ihren Stand und ihr Herkommen zu vergessen. — Von Interesse ist die Zusammenstellung nach dem Beruf aus den Jahren 1900 bis 1911, die wir dem Jahresberichte aus Libury Hall von 1912 entnehmen: Künstler, Journalisten, Offiziere und andere 113, Studenten 38, Kaufleute 1146, Hotelangestellte 1112, Seeleute 192, Handwerker 2244, Gärtner und Landarbeiter 202, Arbeiter ohne Beruf 717. — Ein Gang durch die ökonomischen Anstalten der Farm hinterläßt sehr gute Eindrücke. Vor allem sind es die hohen, luftigen Ställe, die großzügig und musterhaft angelegten Einrichtungen für Hühnerzucht, die anmutigen Weideplätze, die auch dem Laien ein reges Interesse abgewinnen. — Wenn irgend möglich, so wird bei der Beschäftigung der einzelnen Kolonisten ihre spezielle Fähigkeit ins Auge genommen. Dazu bieten die industriellen Betriebe der Farm reichlich Gelegenheit, es sind dies die Bäckerei, die Schmiede, die Schreinerei und Tischlerei, die Korbflechterei, der Fruchtkonservenbetrieb, die Fabrikation von Zementmauersteinen und anderes. Nachdem wir die landwirtschaftlichen und industriellen Betriebe besichtigt haben, gelangen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir zu einer Kolonie von äußerst schmucken und anmutigen Einzelhäusern. Es ist das Altersheim, das dem im fremden Lande ergrauten Deutschen eine Heimstätte bietet, wohin er sich für den Rest seines Lebens zurückziehen kann. In Betracht kommen vor allem solche, die das Heimatrecht durch ihren langen Aufenthalt im Auslande verloren haben, ohne in England selbst heimatberechtigt geworden zu sein. Ihnen, die weder in ihrem Vaterlande noch in der Fremde Anspruch auf Altersversorgung haben, will Libury Hall eine neue Heimat sein. — Leider stehen uns bis zum Abgange unseres Zuges nur wenige Stunden zur Verfügung, und so müssen wir bald Abschied nehmen von Libury Hall. Diesmal fährt uns ein aus Mecklenburg stammender Landwirtschaftseleve in hurtigem Trabe zum Bahnhof zurück. — Gar mancherlei Eindrücke konnte unser körperliches wie geistiges Auge auf Libury Hall in sich aufnehmen. Wer der sozialen Sendung unseres Zeitalters Interesse entgegenbringt, wer für die Pflege des Deutschtums im Auslande Verständnis und für unsere in fremden Zonen um das tägliche Brot ringenden Landsleute ein warmes Herz hat, der muß der zielbewußten und unentwegten Wirksamkeit der German Farm Colony hohe Anerkennung zollen."

Die vielbesprochene Bildersammlung „Stätten der Arbeit" gibt Karl Storck Anlaß zu Ausführungen (im Novemberheft des „Türmers". Stuttgart, Greiner & Pfeiffer), die in der trostreichen Erkenntnis gipfeln, daß die ganze Welt voller Schönheit ist, — man muß sie nur zu sehen verstehen. „Dürers Wort: ‚Alle Kunst liegt in der Natur, und wer sie daraus mag reißen, der hat sie', läßt sich dahin ergänzen, daß in aller Natur auch Kunst stecke, wenn nur der kommt, der sie entdeckt und danach herauszureißen vermag. Sehen wir die Entwicklung der Kunst daraufhin an, so kann auch niemandem diese Erweiterung oder auch oft nur Verschiebung des Kunstgebietes verschlossen bleiben. Am deutlichsten erweist sie sich uns auf dem Gebiete der Landschaft. Verhältnismäßig spät erst hat die Landschaft überhaupt für die Künstler solchen Wert gewonnen, ist sie ihnen so ‚schön' erschienen, daß man sich um ihre Darstellung mühte. Wie hat sich dann die Idealanschauung von der malerischen Landschaft gewandelt! Und sind wir nicht eigentlich heute so weit, daß uns alles in der Natur als malerisch gilt? Daß keine Landschaft so arm an Form, an Linie, ja unter Umständen auch an Farbe ist, daß nicht das begnadete Künstlerauge — vielleicht sogar gerade aus der Armut — höchste Stimmungsreize zu gewinnen weiß? Und wie könnte es eigentlich anders sein? Wie das gottfreudige Herz, der gläubige Sinn schon lange im Kleinsten und Unscheinbarsten die Hand des Schöpfers erkannten, wie schon der Psalmist sagt, daß die ganze Welt in allen ihren Abstufungen und Erscheinungen das Lob des Schöpfers verkünde, so muß nun umgekehrt auch der durch seine Schöpferkraft gottverwandte Künstler überall jene Kräfte und Werte entdecken, an denen sich sein Schöpfervermögen entzünden kann. In weitem Abstande hinter der Natur kommt auch hier das Werk des Menschen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Mensch Zeugnisse seines Daseins schafft, daß er selbst in großen Arbeitsleistungen Werke vollbringt, die von einer barbarischen Häßlichkeit sind. Vielleicht sagen wir besser: voll Schönheitsfeindschaft sind. Das liegt nicht etwa an Armut, Kleinheit; oft vielmehr gerade am Gegenteil. Die tiefste

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ursache der Häßlichkeit von Menschenwerken liegt zumeist in der Selbstsucht, in der Lieblosigkeit, mit der sie in die Natur eingestellt sind. Durch gemeine materielle Gier erniedrigt sich der Mensch unter sich selbst. Er ertötet mit ihr geistige und seelische Kräfte, die für die Harmonie des Organismus ‚Mensch' unerläßlich sind, und deshalb gelingt es der sogenannten ‚Krone der Schöpfung', Werke von einer inneren und äußeren Unschönheit zu schaffen, wie sie der natürlichen Welt von sich aus fremd sind, fremd sein müssen. Man kann geradezu sagen, daß die Zivilisation in ihrer Einseitigkeit den Menschen überhaupt erst zu dieser Art von Häßlichkeitserzeugung befähigt hat, wie denn in der Tat die Naturvölker, die ‚Wilden', in ihren Bauleistungen niemals etwas zustande gebracht haben, was so schamlos und so wüst in der Welt steht wie unzählige protzig große Bauwerke, die sogenannten Zivilisationszwecken dienen. Es gelingt den Menschen sogar, nicht nur etwas an sich Häßliches zu schaffen, sondern damit auch die vorhandene Schönheit der Umwelt zu zerstören. Das brauchen keineswegs Fabrikanlagen oder dergleichen zu sein, an die wohl die meisten Leser jetzt denken. Ich kenne Villenbauten in schönen Gegenden, die nicht nur in sich selbst Musterstücke von innerer und äußerer Unwahrhaftigkeit und Harmonielosigkeit sind, sondern die auch so aufdringlich und widersinnig in die umgebende Natur hineingestellt sind, daß sie einem die Schönheitswerte zerstören. Solchen Erscheinungen gegenüber ist natürlich auch der Künstler machtlos; höchstens der Satiriker, der Karikaturist wird hier mit den Mitteln des Gegensatzes Stimmungsauslösungen herbeiführen können, die als künstlerisch zu bezeichnen sind. Das zugegeben, bleibt auf der anderen Seite doch auch hier die Tatsache, daß auch im Menschenwerk dort noch Schönheiten stecken, wo man sie zunächst übersah, wo man vielleicht zuerst sogar Häßliches sah. Auch hier zeigt sich die Macht der Zeit im Wandel des Empfindens. Nur daran erinnern will ich, daß zeitweilig auch die Kunstleistungen gewisser Zeitalter geradezu als unschön gebrandmarkt wurden. Wer hat noch bis vor wenigen Jahrzehnten das Barock leiden lönnen? Wie haben manche Gotiker, zum Beispiel Heideloff, bei der Restauration alter Kirchen sinnlos und grausam gegen alles Nichtgotische gewütet?! Aber dann weiter. Wer hätte früher arme deutsche Dörfchen für malerisch gehalten, die heute die Freude jedes Malers und weiter Volkskreise bilden? — Und die Eroberung geht weiter. Man muß nur die rechten Augen haben oder es muß der rechte Mann kommen, der sie uns öffnet. Immer noch, wenn eine Bahnlinie durch ein bislang unberührtes Tal gelegt wird, erklingt der Jammer über die Zerstörung der Romantik, der Naturschönheit. Und wie ein Schreckgespenst wird einem hingestellt, daß künftig an diesen grünen Hängen entlang ein schwerer Eisenbahnzug hindonnern wird. Gewiß, es werden Werte zerstört. Aber werden nicht auch neue geschaffen? Ich meine auch rein künstlerische Schönheitswerte? Man sehe nur einmal recht zu, wieviel Schönheit der Bewegung darin liegen kann, wenn sich die ungeheure schwarze Schlange durch das Gelände schiebt. Man beachte, welch tolle Gebilde der an den Talwänden hängenbleibende Rauch entwickelt, wie reizvolle Farbenspiele durch ihn entstehen. Und erschließen sich nicht auch aus dem inneren Gegensatz dieses verschiedengearteten Lebens der ruhigen Landschaft zu dem Verkehrsungeheuer geistige und seelische Werte künstlerischer Art? Hans Baluschek und in besonderem Maße der leider nur zu jung ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

storbene Hermann Pleuer haben uns die Augen für diese künstlerische Schönheit geöffnet oder haben uns wenigstens zum Bewußtsein gebracht, was wir vielleicht schon lange empfunden hatten, und nur in der Bequemlichkeit überkommener Anschauungen nicht wahr haben wollten. — Vor einem reichlichen halben Jahrhundert schon hat Gustav Freytag für sein literarisches Schaffen den Grundsatz verkündet, das Volk ‚bei der Arbeit' aufzusuchen. Er hat damals im wesentlichen den bürgerlichen Kaufmannsbetrieb im Auge gehabt. Inzwischen hat die Literatur diesen Grundsatz nicht mehr aufgegeben und von Zola ist er zur wissenschaftlichen Systematik der Gesamtdarstellung aller Stände und Berufe durchgebildet worden. Die bildende Kunst hat ihrerseits diesen Weg genau so getreulich abgeschritten, nur daß es uns hier nicht so auffällig wird, weil gerade das gute Kunstwerk uns mit begrifflichen Auseinandersetzungen verschont. Zur selben Zeit wie etwa Gustav Freytag hat François Millet die Größe und Schönheit der Bauernarbeit aufgezeigt. Ich meine der richtigen harten, schweren Bauernarbeit, nicht der fröhlich aufgeputzten ländlichen Feste. Dann hat Konstantin Meunier in der Minengegend des Hennegaus und dem Industriegebiet Lüttichs diese ureigenste Welt der Neuzeit für die Malerei entdeckt. Aber doch eigentlich nur als Umwelt, in der er die Seele des Arbeiterproletariats verstehen lernte und von jenem sozialen Mitleid erfaßt wurde, das ihn zum Wissen führte und die Größe auch dieser Arbeit erkennen lehrte. So wirkt bei ihm diese Umwelt der Industriewerke mehr als geistige Kraft, erschütternd, niederdrückend, mitleiderregend. Nicht malerische Schönheit wollte Meunier hier sehen, sondern auf dem Wege über Elend und Mühsal die große Tragik und ein leidendes Heldentum. Das hat sich inzwischen gewandelt. Hier zeigt sich einer der guten Einflüsse der Großstadt auf die Kunst, und danach auch eine der wertvollen Wirkungen des impressionistischen Sehens. Wohl tragen die meisten in der Großstadt wohnenden Künstler die Sehnsucht nach draußen im Herzen, nach der freien Natur. Aber das malerisch sehende Auge ist ja nie geschlossen, und wenn erst der innere Gegensatz zum großstädtischen Leben schwieg, mußten sich diesem Auge Bilder von neuen eigenartigen Reizen bieten. Nicht jene Bilder der Gesellschaft, die ja schließlich nur eine Abwandlung des alten Gesellschaftsbildes sind, wie es schon Renaissance und Rokoko gepflegt hatten. Zunächst war es wohl das Leben der Straße, das die Augen fesselte, das wilde Hin und Her, das Treiben und Hasten, das bunte Vielerlei. Danach war es die Straße selbst mit den eigentümlichen Luft- und Lichtwirkungen an den langen Häuserfronten, im naßglitzernden Asphalt, der mannigfaltigen künstlichen Beleuchtung. Und schließlich erkannte man auch die Schönheit der großstädtischen Arbeit.

Adolf Menzel war hier wohl einer der ersten. Kein anderer hat immer so scharf gesehen, kein anderer hatte immer so die arbeitsbereite Hand, keinem anderen war alles, was sich dem Auge bot, so merkwürdig, daß es ihn dazu drängte, es mit dem Zeichenstifte festzuhalten. Und wenn er manches als Studium für andere Zwecke trieb, wenn er etwa die nächtliche Tätigkeit der Feuerwehr oder die nächtlichen Straßenarbeiten der Asphaltleger hauptsächlich darum studierte, um die Feuersbrunst im grauenden Morgen des Überfalles bei Hochkirch malen zu können, — es mußte ihn doch dieses neuentdeckte Land um seiner selbst willen reizen. Schon 1875 liegt das Gemälde ‚Auf dem Bau'.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:04 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im gleichen Jahre hat er das riesige ‚Eisenwalzwerk' vollendet. Der Städter war in das Industriewerk gegangen.

Sicher ist es auch hier mehr das Leben und Treiben der Menschen was den Künstler reizte. Uns liegt ja natürlich die Arbeit näher als die Stätte der Arbeit. Aber allmählich hat sich nun auch die Schönheit der neuzeitlichen großindustriellen Arbeitsstätten dem Künstlerauge erschlossen. Hüttenwerke, Fabriken, die man früher wohl geradezu als Paradigmen des Unkünstlerischen hinstellen mochte, sind heute zahlreichen Künstlern dankbare Vorwürfe. Eins wollen wir dabei gleich bedenken. Es gibt gewiß unsagbar häßliche Fabriksgebäude; manche sind geradezu mit einem Fanatismus des Häßlichen in die Landschaft gestellt, mit aufdringlicher Färbung, schreiend und frech. Aber gerade das große Industriewerk ist an sich eine Meisterleistung der Zweckmäßigkeit. Diese höchste Zweckmäßigkeit bedingt Wahrheit. Man kann da nicht verkleben, vertuschen, nicht anders scheinen wollen, als man ist. In dieser unbedingten Ehrlichkeit, in dieser Volltreue einem Inhalt gegenüber — denn ein solcher ist der Zweck — liegen künstlerische Werte. Sie galt es zu entdecken und — sie sind entdeckt."

Unter dem Titel „Die neuesten Versuche über den Tierverstand" erzählt der Stuttgarter Professor Dr. Ziegler in der „Deutschen Revue" (Dezemberheft 1912) höchst merkwürdige Sachen von einigen Pferden, die der Juwelier Krall in Elberfeld nach eigener Methode „unterrichtet". Diese Pferde können nach wenigen Monaten des Unterrichtes nicht nur rechnen, wie der seinerzeit berühmte „Kluge Hans" des Herrn v. Osten, sondern auch lesen und schreiben! Letzteres nach ihrer eigenen Orthographie und indem sie die Buchstaben nach einer im Stalle aufgehängten Tabelle durch Hufschläge bezeichnen. Dasselbe Wort „wird von den Pferden heute so, morgen anders wiedergegeben, woraus mit aller Sicherheit hervorgeht, daß die Schreibweise nicht eingelernt ist, sondern immer nach dem Klange des Wortes neugewählt wird. Das Allermerkwürdigste ist nun, daß diese Buchstabenschrift das stumme Tier befähigt, seinen Gedanken Ausdruck zu geben. . . . Selbstverständlich betreffen die Mitteilungen der Tiere meistens nur ihre nächsten Interessen, aber es ist doch etwas Überraschendes, wenn das Pferd, statt eine Rechenaufgabe zu lösen, von selbst anfängt, Worte zu buchstabieren, etwa ‚müd sein' oder ‚gn stdal' (in den Stall gehen)." Zuweilen sollen diese wunderbaren Pferde sogar „einen tieferen Blick in das Seelenleben der Tiere" tun lassen, indem sie eigene Gedanken niederschreiben; so habe das eine von ihnen zum Beispiel einmal, als ein Pferdekopf mit offenem Maul an die Tafel gezeichnet wurde, geschrieben: „Aug b gbn ferd davel", was heißen soll: „Auch Brot geben dem Pferd an der Tafel!" — Wenn der Artikel in einem anderen Blatt als der vornehmen und sonst ernst zu nehmenden „Deutschen Revue" stünde, könnte man an einen absichtlichen Scherz glauben, — so aber kann man sich nur über die Leichtgläubigkeit des Verfassers wundern und muß abwarten, welch ein Trick des Dresseurs bei diesen neuesten „denkenden" Pferden zum Vorschein kommen wird.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Klassik und Romantik in der deutschen lyrischen und epischen Dichtung zur Zeit der Reichsgründung.

Von Dr. Wilhelm Kosch.

Das schönste Erbe, das die politische Poesie der Vierzigerjahre dem folgenden Geschlechte hinterließ, sind wohl Max Schneckenburgers „Wacht am Rhein" und Nikolaus Beckers „Rheinlied": „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein . . . .", unter deren Klängen die deutschen Soldaten über den Rhein zogen, das neue Reich zu begründen, wie Matthäus Friedrich Chemnitz' „Lied von Schleswig-Holstein" (1844), das dem neuen Deutschland eine alte Provinz deutschen Geistes erobern half. Sonst hatte die Tendenzpoesie gründlich abgewirtschaftet. Man war in Ermangelung neuer Ideale und Stilarten zu den Göttern Griechenlands oder zu den Altären der Romantik geflüchtet, um das wiederzugewinnen und festzuhalten, was das junge Deutschland aufgegeben hatte. In München sammelte sich sogar ein Kreis klassischer Epigonen. Ihr Haupt war der Lübecker Pastorssohn Geibel.

Emanuel Geibel[1]) (1815—1884) fand in der bayrischen Hauptstadt unter Maximilian II. eine zweite Heimat. Hier herrschte der von Platens Formenstrenge beeinflußte Liebling des Königs über eine ganze Poetengesellschaft „Das Krokodil", zu deren Mitgliedern Heyse, Schack, Bodenstedt, Lingg, Leuthold, Grosse, Hertz und andere zählten.[2]) Gleich die erste Sammlung der „Gedichte" trug Geibel rauschenden Beifall ein. Mit seinen Wanderliedern, darunter die volkstümlichen „Der Mai ist gekommen . . . ." und „Fern im Süd das schöne Spanien . . . .", nahm er Töne von Wilhelm Müller und Eichendorff wieder auf, von der Romantik konnte er sich eben gleich fast allen Genossen nie

---

[1]) Emanuel Geibel, Gedichte. 130. Auflage, Stuttgart, 1903; Gedichte aus dem Nachlaß, Stuttgart, 1897. — L. Th. Gädertz, Geibel. Leipzig, 1897. — J. Weigle, Geibels Jugendlyrik. Marburg, 1910.

[2]) Paul Heyse, Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. 2. Auflage. Berlin, 1900 (S. 171 bis 282: König Max und das alte München).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

recht freimachen, wenn er auch die antike Kultur höher einschätzte als die des Mittelalters,[1]) unbeschadet seiner fromm protestantischen Gesinnung,[2]) seiner deutschnationalen Tendenzen. Diese sprach er zunächst in den patriotischen „Zeitstimmen" aus. Später, als seine heiße Sehnsucht nach Einem Reich und Einem Kaiser (1871) erfüllt war, faßte er seine vaterländischen Lieder in den „Heroldsrufen" zusammen. Balladen, Romanzen, historische Situationsgedichte, geschichtsphilosophische Gedichte, Epigramme, Humoresken und Verse sind bei Geibel zahlreich genug vertreten. Allein er war eigentlich bloß Lyriker und blieb es im Grunde auch hier. Keine allzu tiefe und ursprüngliche Natur, konnte er durchaus abgerundete Bilder schaffen, klassische Verse schmieden, voll Anmut und Würde, Seelen bezaubern, dagegen versagte seine Phantasie, seine Leidenschaft, seine Schilderungsgabe. Geibels Poesie schließt sich gern formell wie stofflich an Vorbilder an, sie ergreift, doch sie erschüttert nicht, sie gibt Empfindungen wieder, über Anschaulichkeit, Plastik der Darstellung verfügt sie jedoch nur in geringem Maße.

Bedeutsam erscheinen Geibels Übersetzungen.[3]) Sein „Klassisches Liederbuch", sein „Spanisches Liederbuch" (mit Heyse), sein „Romanzero der Spanier und Portugiesen" (mit Schack), seine „Fünf Bücher französischer Lyrik"[4]) (mit Leuthold) zeigen, daß es ihm gelang, den Geist des Originals auf das treueste zu wahren und gleichzeitig eine formvollendete Verdeutschung zu erzielen.

Auch aus dem Norden, wie Geibel, stammte sein Altersgenosse und Jugendfreund Adolf Friedrich Graf Schack[5]) (1815—1894), der Begründer der nach ihm benannten weltberühmten Bildergalerie in München, ein vielgereister Mann, Pantheist und Kosmopolit aus Überzeugung, Nachahmer größten Stils, ohne irgend eine volkstümliche Note. Seine eigenen Dichtungen, selbst das aus dem Zeitalter der griechisch-persischen Kriege geschöpfte Epos „Die Plejaden", gerieten rasch in Vergessenheit. Dagegen übertraf er in seiner Übersetzung des persischen Dichters Firdusi alle früheren Versuche.[6])

---

[1]) K. Strackerjan, Geibel und die Romantiker. Oldenburg, 1882.
[2]) H. Lindenberg, Geibel als religiöser Dichter. Lübeck, 1888.
[3]) H. Volkenborn, Geibel als Übersetzer und Nachahmer englischer Dichtungen. Dissertation. Münster, 1910.
[4]) M. D. Pradels, Geibel und die französische Lyrik. Dissertation. Münster, 1905.
[5]) Graf Schack, Gesammelte Werke (mit Ausschluß der Übersetzungen). 3. Auflage, Stuttgart, 1897 ff. 10 Bände. — Nachgelassene Dichtungen. Stuttgart, 1896. — Ein halbes Jahrhundert. Erinnerungen und Aufzeichnungen. Stuttgart, 1883, 3 Bände. — W. J. Manssen, Schack, ein poetisches Charakterbild. Stuttgart, 1883. — H. und J. Hart, Graf Schack als Dichter. (Kritische Waffengänge. 5. Heft.) Leipzig, 1883.
[6]) Erich Walter, Schack als Übersetzer. (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte. 10. Heft.) Leipzig, 1907.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus dem Hannoverischen kam Friedrich Bodenstedt[1]) (1819—1892), dessen orientalisch anmutende Liedersammlung „Mirza-Schaffy", angeblich im Kaukasus gewonnen, in Wirklichkeit eine seichte Nachbildung der von Goethe im „Westöstlichen Diwan", von Rückert, Platen, Daumer und anderen gepflegten Gattung. Der Wahlspruch Mirza-Schaffys:

„Mein Lehrer ist Hafis, mein Bethaus ist die Schenke,
Ich liebe gute Menschen und stärkende Getränke"

war lange Zeit ganz nach dem Geschmack des Bildungsphilisters, der die leichtbeschwingten Verse Bodenstedts gern als tiefe Poesie hinnahm.

Felix Dahn[2]) wieder (1834—1911), das Hamburger Theaterkind, das frühzeitig im Geibelschen Kreis gefördert wurde, ließ sich, ein modernisierter Fouqué, eigentlich ebensowenig wie Bodenstedt echt, als urgermanischer Skalde von einer rasch begeisterten Jugend feiern. Der Thüringer Julius Grosse[3]) wollte in München ursprünglich Maler werden, daher erklärt sich auch die Farbenfülle und Sinnenfreude, die seinen Gedichten einen warmen, einschmeichelnden Ton geben. Sein Bestes enthält das „Volkramslied", eine romantische Satire, in der die jüngste deutsche Entwicklung geschildert werden soll.[4]) Weihevoll klingt es aus mit einem Hymnus auf das Deutsche Reich und den Völkerfrieden.

Ebenfalls im Bann der Romantik, vor allem im Bann der Eichendorffschen, stand der Berliner Paul Heyse[5]) (geboren 1830) bereits in seinen Anfängen. Er entwickelte sich immer mehr, die Genossen schon durch seine Vielseitigkeit überragend und sie alle überlebend, zum reichsten und glücklichsten Gestalter der Poesie im Münchener Kreise, in manchen Stücken mit dem Lyriker Goethe verwandt. Viel übernahm er von Mörike. Überhaupt gibt es wenige Lyriker, bei denen die Vorbilder so nah mit Händen zu greifen sind, wie Heyse, dessen eigentliche Bedeutung im Roman und in der Novelle wurzelt. Der Formkünstler, der Verstandesmensch in ihm behielt stets die Oberhand. Aus der tiefen Fülle

---

[1]) Friedrich Bodenstedt, Gesammelte Schriften. Berlin, 1865—1869, 12 Bände. — Eines Königs Reise. (Mit Schilderungen König Max' II. und seiner literarischen Tafelrunde.) Leipzig, 1879. — Erinnerungen aus meinem Leben. Berlin, 1888, 2 Bände.

[2]) Felix Dahn, Sämtliche Werke poetischen Inhalts. 2. Auflage. Leipzig, 1901, 24 Bände. Erinnerungen. 2. Auflage. Leipzig, 1907.

[3]) Julius Grosse, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Adolf Bartels u. a. Berlin, 1913, 3 Bände. — Ursachen und Wirkungen. Braunschweig, 1896.

[4]) D. Ethé, Grosse als epischer Dichter. Berlin, 1879.

[5]) Paul Heyse, Lyrische und epische Dichtungen. Stuttgart, 1911 ff. — Jugenderinnerungen und Bekenntnisse. 5. Auflage. Stuttgart, 1912. — Helene Raff, Heyse. Stuttgart, 1910. — Edmund Ruete, Heyse. Bremen, 1910. — H. Spiero, Heyse. Der Dichter und seine Werke. Stuttgart, 1910.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines großen Gemütes schöpfte er kaum jemals, am ehesten vielleicht in seinen Rückert und Eichendorff nachempfundenen Kindertotenliedern oder den an Chamissos „Frauen-Leben und -Liebe" erinnernden Mädchenliedern. Im Süden lernte Heyse alle romanischen Formen meistern, Terzinen, Stanzen, Sonette, Ritornelle. Als Übersetzer italienischer Dichter („Italienisches Liederbuch" und „Italienische Dichter seit der Mitte des 18. Jahrhunderts") bekundete er noch deutlicher seine Vorliebe für das Sehnsuchtsland der deutschen Poesie. In seinen Sinngedichten, in denen er Welt und Leben nach allen Seiten betrachtet, liest man auch manche Absage des Diesseitsfrohen an den Jenseitsglauben. Deshalb verschmäht er es nicht, gegen die „Frauenemanzipation" eine zeitgemäße Fastenpredigt zu halten. Er meint, den Frauen fehle es nicht an Gelehrsamkeit:

„Euch drückt das Gegenteil: ihr lernt zu viel!
Bedenkt, vier Sprachen plaudern oder lesen,
Geographie vom Nordpol bis zum Nil,
Geschichten von Ägypten und Chinesen
Bis auf den letzten Mohikaner, jenen,
Um den ihr weintet süße Backfischtränen.

Ein Abriß dann der Literärgeschichte
Von Ulfilas bis Heine (exklusive),
Poetik auch (das Fräulein macht Gedichte),
Dogmatik (freilich nicht die apokryphe), —
Mich dünkt, ihr könnt bei so immensem Wissen,
Das bißchen Griechisch und Latein wohl missen . . ."

Als Geibel 1854 den jüngeren Freund seinem königlichen Mäzen empfahl, konnte er nicht ohne Grund sagen: „Majestät, ich bin die untergehende, Heyse die aufgehende Sonne." Mehr Persönlichkeitsgehalt ist Heyses Gedichten zweifellos eigen.

Eine liebenswürdige Begabung offenbarte der vielleicht deutscheste Dichter des Münchener Kreises, der Stuttgarter Wilhelm Hertz[1]) (1835—1902), nicht so sehr durch seine gefälligen Eigendichtungen, darunter das humorvolle Märlein vom „Bruder Rausch", als vielmehr durch seine Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen.

Das tiefsinnigste Mitglied des „Krokodils" war ein Arzt aus Lindau, grüblerisch, ganz in sich gekehrt, der Meister historischer Lyrik, Hermann Lingg[2]) (1820—1905). In Stanzen schuf er

[1]) Wilhelm Hertz, Gesammelte Dichtungen. 2. Auflage. Stuttgart, 1904. — Spielmannsbuch. Novellen in Versen aus dem 12. und 13. Jahrhundert. 3. Auflage. Stuttgart, 1908. — Gottfrieds Tristan und Isolde. 5. Auflage. Stuttgart, 1908. — Wolframs Parzival. 4. Auflage. Stuttgart, 1909.

[2]) Hermann Lingg, Gedichte. 7. Auflage. Stuttgart, 1871, 3 Bände. — Völkerwanderung. 2. Auflage. Stuttgart, 1892. — Meine Lebensreise. Berlin,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:05 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein episches Hauptwerk „Die Völkerwanderung" (1864—1868), die monumentalste Dichtung der Münchner Epigonenkunst. Dieses Werk sollte nach des Dichters ursprünglicher Absicht der Anfang eines großen, nationalen, sich immer weiter entwickelnden und ausspinnenden Helden- und Volksgedichtes werden. Aber der verdiente Erfolg blieb aus und so kam es zu keiner Fortsetzung. Auch seine kleinen Dichtungen, die am liebsten und besten grausige, gewaltige Stoffe behandeln, wirken schwungvoll, kräftig und klar. In seinen Naturbildern, Liebesliedern und Stimmungsgedichten erreicht er freilich nicht die Ursprünglichkeit Scheffels, der mit den Münchnern eine Zeitlang verkehrte. Die poetische Tafelrunde selbst verdankte dem Linggschen „Krokodil zu Singapur" Wappentier und Namen:

„Im heil'gen Teich zu Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch, wenn ein schöner Tag ist, lacht's".

Den angebornen süddeutschen Humor verleugnete Max Haushofer[1]) (1840—1907) ebensowenig, ja gerade in ihm zeigte er seine Stärke. Denn über seinem schwerblütigen, gedankenreichen Gedicht vom „Ewigen Juden" steht das reizende, komische Epos „Prinz Schnuckelbold", das, ohne die politischen Ausfälle des berühmten Mitarbeiters an den „Münchner Bilderbogen" Wilhelm Busch zu teilen, als ein Muster der rein humoristischen Poesie bezeichnet werden darf.

Den Humor im Gewande der Mundart pflegten die Münchner Franz von Kobell (1803—1882) und Karl Stieler (1842—1885), selbständig und unabhängig von der Geibelschen Schule. Kobell führte den altbayrischen und pfälzischen Dialekt in die Literatur ein. Wie etwa die Brüder Grimm lauschte er dem unmittelbaren Herzschlag des Volkes. Seine Schnaderhüpfeln und Sprüche wurden und werden in verschiedenen Gegenden Süddeutschlands heute noch gesungen. Stieler, als Jünger Kobells, fuhr auf dem einmal gewonnenen Weg fort. Seinen oberbayrischen Gedichtsammlungen „Weil's mi freut", „Habt's a Schneid?", „Um Sunnawend", setzte er hochdeutsche „Hochlandslieder" zur Seite. Und in dem herzlichen „Winteridyll" schuf er ein anziehendes Bild echtdeutschen Familienlebens.

1896. — Frieda Port, H. Lingg. München, 1912. — Arnulf Sonntag, Lingg als Lyriker. München, 1908.

[1]) Oskar Hey, Max Haushofer, der Dichter. Stuttgart, 1907.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den schärfsten Gegensatz zu den klassischen und romantischen Epigonen bildete der Pfadfinder der realistischen Lyrik, Friedrich Hebbel[1]) (1813—1863), der schon durch seinem Münchner Studienaufenthalt mit Bayern und den dortigen literarischen Strömungen vertraut war. Bekannt ist Hebbels Spott über die „Kleindichterbewahranstalt" in München, über die „schönen Verse" Geibels, des „Dichters der vielen Auflagen". Die Münchner dankten ihm in ihrer Weise, sorgten für entsprechende Kritik in der immer noch tonangebenden „Allgemeinen Zeitung", versperrten ihm nach Dingelstedts Abschied den Weg zur Münchner Hofbühne, setzten seine Lyrik herab, wie seine ganze Poesie, indem sie von seiner Phantasie das Schlagwort ausgaben, sie brüte unter dem Eise. Die glatten, sauberen Verse, die harmonische Schönheit und Formvollendung der im „Krokodil" vereinten Dichter konnte einem Hebbel freilich nicht imponieren.

Glaubte dieser doch selbst das Häßlichste darstellen zu müssen, um naturwahr zu bleiben. Und so bildet seine Lyrik bereits den Übergang zur naturalistischen. Das Epos in Hexametern „Mutter und Kind", das einzige größere Gedicht des für echte Liederkunst kaum empfänglichen, grüblerischen Niedersachsen preist die Mutterliebe: Arme, junge Leute haben ihren Wohltätern das einzige Kind verpfändet, die Mutter jedoch siegt am Ende über das Versprechen, sie gibt den besten Besitz ihres Lebens selbst aus Dankbarkeit nicht preis.

Von 1845 bis an seinen Tod lebte Hebbel in Wien, ohne die dortigen literarischen Kreise wesentlich zu beeinflussen. Er war zu unnachgiebig, um sich anderen anzuschließen, in seiner Kunst zu spröde, um die zeitgenössische österreichische Poesie in seinen Bann zu ziehen. So sehen wir denn Dichter wie Lorm, Hamerling, Saar auf anderen Bahnen, dem Bildungs- und Stilideal der Münchner zugeneigt.

Hieronymus Lorm (eigentlich Heinrich Landesmann) (1820—1902) begann mit weltschmerzlichen Gedichten in der Art Lenaus, behandelte in dem Epos „Abdul" eine mohammedanische Faustsage und nahm an den vormärzlichen literarisch-politischen Kämpfen innigen Anteil. Immer mehr entwickelte er sich zum Fatalisten und Pessimisten. Persönlich von schweren Leiden heimgesucht, am Ende seines Lebens völlig erblindet und nahezu gelähmt, lehrte ihn seine Weltanschauung kein höheres Ziel, als aus diesem Dasein voll Not und Qual zu scheiden und ins Nichts, ins Reich

[1]) Friedrich Hebbel, Sämtliche Werke. Säkularausgabe von R. M. Werner. Berlin, 1911 f. — R. M. Werner, Hebbels Münchner Leidenszeit. („Münchner Allgemeine Zeitung", München, 1903, Nr. 20 ff.) — B. Patzak, Hebbels Epigramme. (Munckers Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. 19. Band.) Berlin, 1903. — Hans Müller, Hebbel als Lyriker. Cuxhaven, 1908. — Paul Zincke, Hebbels philosophische Jugendlyrik. (Prager deutsche Studien. 11. Heft.) Prag, 1908.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nirwana, wie es der Buddhismus lehrte, zu gelangen. So wurde er zum typischen Vertreter der Welt- und Willensverneinung in der deutschen Lyrik, Schopenhauers Apostel in Versen:

„Solang die Sterne kreisen
Am Himmelszelt,
Vernimmt manch Ohr den leisen
Gesang der Welt:

Dem sel'gen Nichts entstiegen,
Der ew'gen Ruh,
Um ruhelos zu fliegen —
Wozu? Wozu?"

Robert Hamerling[1]) (1830—1889), der glänzendste Epigone der Klassiker und Romantiker, blieb ein bilderreicher Rhetor selbst im Lied. Auch er war ein Jünger Schopenhauers, auch ihn enttäuschte das Leben, auch er philosophierte ohne den süßen Trost des Glaubens. Sein Epos „Ahasver" malte in glühenden Farben das neronische Rom. In tönenden Hexametern ließ er im „König von Sion" die tolle Wiedertäuferherrschaft zu Münster neuerdings aufleben.[2]) Im „Schwanenlied der Romantik" nahm er begeisterten Abschied vom Reich der blauen Blume. Und in der satirischen Dichtung „Homunkulus" endlich, seiner bedeutendsten Leistung, hielt er mit dem Zeitgeist, seiner Politik und Kultur in sarkastischer Weise Abrechnung. Homunkulus, der Held, ist niemand anderer als der moderne Mensch in seiner Schwachheit und Herzlosigkeit, mit seinen törichten und verfehlten Bestrebungen.

Milder, harmonischer, überzeugungsreicher sprach sich der Pessimismus in der Lyrik Ferdinand v. Saars[3]) (1833—1906) aus. Die nationalen Wirren in den Sudetenländern, wo sich der Dichter gern aufhielt, verwob er geschickt in die Handlung seiner deutlich von Goethe inspirierten Idylle „Hermann und Dorothea". Der wehmütigen Sehnsucht nach dem alten Wien lieh er ergreifenden Ausdruck in den melodischen „Wiener Elegien", wohl seinem Lieblingsbuch. Entsagung bildet den Grundakkord auch in seiner Sammlung Gedichte.

---

[1]) Hamerlings Werke. Ausgewählt von R. M. Rabenlechner. Mit einem Geleitwort von P. Rosegger. 3. Auflage. 4 Bände. Leipzig, 1907. — Stationen meiner Lebenspilgerfahrt. Hamburg, 1889. — Lehrjahre der Liebe. Hamburg, 1890. — St. Dörfler, Hamerling als Lyriker. Programm. Nikolsburg, 1909.

[2]) Heinrich Schierbaum, Hamerlings Dichtung „Ahasver in Rom". Münster, 1909.

[3]) Ferdinand v. Saar, Sämtliche Werke in 12 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters von Anton Bettelheim. Herausgegeben von Jakob Minor. Leipzig (1909). — Max Morold, Ferdinand v. Saar. (Hesses Volksbücherei, Moderne Lyriker, VII.) Leipzig (1909).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hängen die genannten Österreicher nur mittelbar durch Geist und Kunstform ihrer Poesie mit dem Münchner Dichterkreis zusammen, so knüpft der Schweizer Leuthold, der lange Zeit ihm persönlich angehörte, unmittelbar hier an.

Heinrich Leuthold[1]) (1827—1879) schloß sich Platen und Geibel, dem befreundeten Vorbild, Mentor und Mitarbeiter, aufs engste an. Er konnte im Wohllaut seiner Verse schwelgen, ohne unklar zu werden, er durfte die äußere Formbildung auf das strengste züchten, ohne manieriert zu erscheinen, er vermochte sich als Übersetzer und im Strophenbau ganz an die fremde Eigenart hinzugeben, ohne die heimische schweizerische zu verlieren. Nicht bloß seine Gedichte „In antiker Form", sondern auch die Rhapsodien „Penthesileia" und „Hannibal" erinnern schon durch den Stoff an das klassische Altertum.

Leutholds Landsmann, der Züricher Conrad Ferdinand Meyer[2]) (1825—1898), gab französischen und italienischen Einflüssen auch innerlich eher nach. Als entschiedener Protestant liebte er Stoffe aus dem Reformationszeitalter. Seine Freude an gesättigter Kunst und an Kostbarkeiten aller Art wurde von der Kulturwelt der Renaissance,[3]) deren poetische Wiedergeburt in Deutschland eigentlich er heraufführt, vollauf befriedigt. Einfache Naturlaute sind ihm nicht gegeben. Allein sein gedrungener Vortrag, seine feste, scharfe, geschlossene Ausdrucksweise verleihen unter seinen „Gedichten" besonders den Balladen eine imponierende Größe und Wucht. Hatte Meyer in seiner Jugend geschwankt, ob er französisch oder deutsch dichten solle, so zog es ihn nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges auf die Seite der alten Volksgenossen. In dem epischen Gedicht „Huttens letzte Tage" legte er ein mannhaftes Bekenntnis nationaler Gesinnung ab:[4])

„. . . .

Geduld! Es kommt der Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allem deutschen Land!

---

[1]) Heinrich Leuthold, Gedichte. Nach den Handschriften wiederhergestellt von A. Schurig. Leipzig, 1900. (Vergl. die berichtigende Kritik von E. Sulger-Gebing im „Euphorion", XVIII, S. 548 bis 569.) — Marg. Plüß, Leutholds Lyrik und ihre Vorbilder. Dissertation. Bern, 1908.

[2]) C. F. Meyer, Sämtliche Schriften. Leipzig, 1908, 9 Bände. — Adolf Frey, C. F. Meyer. 2. Auflage. Stuttgart, 1909. — Eduard Korrodi, C. F. Meyer. Stilstudien. Leipzig, 1912. — V. Zeidler, Betrachtungen über Meyers Gedichte. Programm. Stockerau, 1904. — Heinrich Moser, Wandlungen der Gedichte Meyers. Leipzig, 1900. — Heinrich Krüger, C. F. Meyer: Quellen und Wandlungen seiner Gedichte. (Palästra, Band 16.) Berlin, 1901.

[3]) Erwin Kalischer, C. F. Meyer in seinem Verhältnis zur italienischen Renaissance. (Palästra, Band 14.) Berlin, 1907.

[4]) G. Voigt, Ulrich von Hutten in der deutschen Literatur. Leipzig, 1905.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geduld! Wir stehen einst um ein Panier
Und wer uns scheiden will, den morden wir!

Geduld! Ich kenne meines Volkes Mark!
Was langsam wächst, das wird gedoppelt stark.

Geduld! Was langsam reift, das altert spat!
Wenn andere welken, werden wir ein Staat.

„Sie müssen jetzt das Banner halten!" schrieb 1892 der lebensmüde C. F. Meyer an Joseph Viktor Widmann[1]) (1842—1911), der in der Tat die große Tradition der Schweizer Literatur fortpflanzte bis in unsere Gegenwart. Widmann, dessen Ahnen in Österreich daheim waren, besaß von allen Schweizern die stärkste lyrische Ader, selbst in seinen Epen. Schon in dem ersten Werk seiner künstlerischen Reife, schon in dem Pfarrhausidyll „An den Menschen ein Wohlgefallen", hat er Töne angeschlagen, die in seinem ersten Hauptwerk, „Maikäferkomödie", weiterklingen und in seinem letzten, „Der Heilige und die Tiere", ihren ergreifenden Schlußakkord finden. Schon dort wirft er die Frage auf: Warum leiden die schuldlosen Geschöpfe? Aber auch dort schon findet er nur die eine, freilich die erhebendste und einzig versöhnende Antwort: die Liebe kann von allem Erdenleid versöhnen. Das Humanitätsideal der deutschen Klassiker besaß in Widmann seinen glühendsten Apostel.

Romantisch ist die Form der „Maikäferkomödie", indem sie eine Mischgattung bildet, zusammengesetzt aus lyrischen, epischen und dramatischen Szenen. Wir bewundern an diesem Werke Widmanns nicht zuletzt seine Kunst, zu individualisieren und dabei doch bestimmte Typen festzuhalten. Es wäre verfehlt, in den Maikäfern verkappte Menschen zu erblicken, den roten Sepp schlankweg als Sozialdemokraten zu erklären, im König etwa Kaiser Wilhelm II. karikiert zu sehen und dergleichen mehr. Denn dem Dichter war es einzig um Erfassung des gesamten Weltbildes zu tun, und dahin gehört auch Dämmerchen, das Prototyp der naiven, unschuldigen Jugend.

Wie Calderons „Großes Welttheater" wendet sich Widmanns „Maikäferkomödie" den letzten und höchsten Dingen zu. Und die Pole seiner Lebensphilosophie sind wie bei Goethe, dem alten Weisen: Liebe und Entsagung. Damit hat er das allgemein Menschliche des Christentums erfaßt und erschöpft.

Denn Widmann war gleich seinem Freunde Gottfried Keller im Grund eine religiöse oder vielleicht besser gesagt philosophische Natur, nicht im Sinne eines bestimmten Bekenntnisses freilich,

---

[1]) Jonas Fränkel, J. V. Widmann. München, 1912. — Wilhelm Kosch, J. V. Widmann. (In der Sammlung „Menschen und Bücher".) Leipzig, 1912.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sondern seinem innersten Wesen nach, ein ringender Zweifler, ein sehnender Sucher des Lichtes, ein nach dem heiligen Lande der Wahrheit fragender Wanderer.

„Und war allda in der Wüste vierzig Tage und ward versucht von dem Satan und war bei den Tieren." Diese Worte aus dem Markusevangelium (1, 15) hat Widmann als Motto gewählt für seinen „Heiligen und die Tiere".

Zwei Theologen, die irre an sich selbst geworden sind, finden in einem gastfreundlichen protestantischen Pfarrhof Unterschlupf und Belehrung. In einem Schattenspiel — wir denken wieder an die romantische Zeit, die im Leben und in der Literatur dieses Theater liebte, — führt der Pastor sich selbst und seinen Gästen zum Zeitvertreib den „Heiligen und die Tiere" vor.

Emil von Schönaich-Carolath hat in einer Novelle „Der Heiland der Tiere" an einem menschlichen Sonderling gezeigt, wie dieser das Leid der außermenschlichen Schöpfung gleichsam in sich aufnimmt und sich voll heiligsten Mitleides für diese opfert. Widmann erfaßt das Problem des leidvollen Weltgeschehens noch tiefer, noch ausführlicher, noch umfassender. Packend, gewaltig wirkt die Versuchung Jesu in der Wüste. Der Heilige, der Heiland triumphiert:

„Ein Reich errichte ich, nicht von dieser Welt,
Denn diese Welt ist wund und muß zerfallen,
Heil ist allein das blaue Himmelszelt,
Wo Gottes lichte Friedensengel wallen.
Doch dieses Reich — kann man's zur Erde zwingen?
Muß man hinauf? — Und wo dann sind die Schwingen?

Und er nimmt schließlich Abschied von den Tieren mit den Worten voll Versöhnung und Milde, lebenerhaltender, lebenspendender Kraft:

„Ihr lehret eines mich, ihr schlichten Guten:
Sich selber treu sein und unschuldig bluten."

Ein wahrhaft leidenschaftlicher lyrischer Ton, der mitunter elementarisch hervorquillt, macht die ganze Dichtung hinreißend herzlich. Dem „Lied der sterbenden Blaudrossel" zum Beispiel dürfte nur Weniges aus der neuen deutschen Lyrik an die Seite gestellt werden. Jedenfalls wird es den Namen des Dichters länger lebendig erhalten als anderes von ihm, worin sich der antikatholische Satiriker zum Worte meldet. In stummer Ergriffenheit lauschen wir dem Schluß:

„Ich weiß nicht, war mein Leben leicht?
Es war am Ende voll Beschwer?
Jetzt aber, da es mir entweicht,
Strömt voller Glanz aus ihm mir her.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

O, große Welt! Ich bin so klein
Und muß nun geh'n — mein Herz ist krank.
Nun werd' ich nie und nimmer sein . . . . .
Du schöne Welt . . . . hab Dank . . . . hab Dank."

Die gleiche resignierte Weltanschauung, für die das persönliche Dasein mit dem Tode aufhört, erfüllte auch den Schleswiger Theodor Storm[1]) (1817—1888), der mit der Schweiz, vor allem mit Gottfried Keller Freundschaft pflegte. In seiner Lyrik schloß er sich auf das innigste den Empfindungspoeten und Klangvirtuosen Mörike und Eichendorff an. Aus Eichendorffs Natur entnahm er Motive und Stimmungen. Bezeichnend ist Storms Vorliebe für Mondscheinnacht, Morgen und Abend, für die blauen Berge und für die Blütenflocken, die ins Haar fallen. Die „Fiedellieder" mit ihrer Sehnsucht nach der weiten Welt und ihrem echten Musikantenhumor offenbaren den Einfluß Eichendorffs und Wilhelm Müllers am deutlichsten:

Morgen wird's. Am Waldesrande
Sitz ich hier und spintisier:
Ach, jedweder meiner Schritte
Trug mich weiter fort von dir.

Vielen ging ich schon vorüber;
Nimmer wünscht' ich mich zurück;
Warum flüstern heut die Lüfte:
Diesmal aber war's das Glück.

Von den Bäumen Tauestropfen
Fallen auf mein heiß' Gesicht, —
Sankt Cäcilia! Solch paar Augen
Sah ich all mein Lebtag nicht!

Stadttrompeter, Organisten!
Wär's denn wirklich gar so dumm? —
Holla hoch, ihr jungen Beine,
Macht euch auf! Wir kehren um . . . ."

Die Freude am Stilleben und Humor, die Einfachheit des Ausdruckes und seine Plastik sind Züge, die Storm mit Mörike gemein hat. Aber im Gegensatz zu diesem, dem unbewußt schaffenden Träumer, war er ein bewußtes Talent, er reflektierte gern über seine Kunst. Ja noch mehr, er konnte selbst pathetisch werden und politische Verse schmieden. Aber weil er aus Erlebtem schöpfte

[1]) Theodor Storm, Sämtliche Werke in 8 Bänden. Braunschweig, 1898. — Walter Herrmann, Storms Lyrik. (Probefahrten, herausgegeben von Albert Köster, 17. Band.) Leipzig, 1911.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und nichts dichtete, was er nicht auch wirklich empfand, so erreichte seine bescheidene Lyrik trotz ihres geringen Umfanges eine Blüte, deren sich nur wenige zeitgenössische Liederdichter rühmen dürften, unter ihnen aber jedenfalls Storms Landsmann, Groth.

Klaus Groth[1]) (1819—1899) führte durch seine Sammlung „Quickborn" die niederdeutsche Dialektpoesie in die Literatur wieder ein und eröffnete zugleich ihre klassische Periode. Einige Jahre später tont dann Fritz Reuter mit seiner Prosa im heimischen Platt auf. Versenkte sich Groth völlig ins Empfinden des Volkes, so dichteten eine Reihe anderer Dichter aus dem deutschen Norden, unbekümmert um die aufstrebende Mundart und die im Keime schon vorhandene volkskundliche und volkstümliche Bewegung, heiter und ausgelassen dem tändelnden Modepublikum und materialistischen Zeitgeist zu Gefallen, so der Bremer Maler Artur Fitger (1840—1909), der Göttinger Eduard Grisebach (1845—1906), wegen seiner stark erotischen, lyrisch-epischen Dichtungen „Der neue Tannhäuser" und „Tannhäuser in Rom" als Vater der modernen Dirnenlyrik bezeichnet, Julius Wolff und Rudolf Baumbach, die süßlichen Epigonen Scheffels, denen das Mittelalter wie eine schöne Theaterdekoration erschien. Da boten die guten alten Dichtungen, wie „Waldmeisters Brautfahrt", das jugendlich-feurige Rhein-, Wein- und Wandermärchen Otto Roquettes (1824—1896) mit dem berühmten Lied „Noch ist die blühende, goldene Zeit . . . ." oder „Otto, der Schütz", die liebliche Sage Otto Kinkels (1815—1882) oder die kräftigen Lieder, Balladen und Legenden des Bonner Germanisten und Übersetzers aus dem Mittelhochdeutschen Karl Simrock (1802—1876) doch noch eine ganz andere Kost. In ihnen waren die nationalen Ideale der Freiheitskriege nicht ausgestorben. Aus Bocholt stammte der berühmte Breslauer Fürstbischof Melchior v. Diepenbrock[2]) (1798—1853), der als preußischer Leutnant an den Kämpfen wider Frankreich teilnahm, der ebenso groß als Patriot wie als Christ die Empfindungen seiner Seele niederlegte in dem vielgelesenen „Geistlichen Blumenstrauß aus christlichen Dichtergärten" und in herrlichen nationalen Sonetten wie dem folgenden, das in Gesinnung und Form romantisches Edelgut bedeutet:

Wenn Sprache mehr ist, als willkürlich Zeichen,
Wenn sie, die wir der Gottheit Hauch verdanken,
Geburt des Innern ist, Leib der Gedanken:
Welch andere Sprache kann der deutschen gleichen?

---

[1]) Klaus Groths gesammelte Werke. Kiel und Leipzig, 4 Bände. 1893. — Lebenserinnerungen. (Deutsche Schriften für Literatur und Kunst. Herausgegeben von Eugen Wolff. 1. Reihe, Heft 2.) Kiel und Leipzig, 1891.

[2]) Vgl. Wilh. Kosch, M. v. Diepenbrock. M.-Gladbach, 1913.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht die des Spaniers, Welschen, Gallofranken,
Zerteilte Zungen nur von Römerleichen;
Selbst die des Briten nicht, die von dem reichen
Urstamme wich, Fremdart'ges zu umranken.

Die unsre, wurzelnd in des Volkes Boden,
Saugt stets aus ihm die frischen Lebenssäfte,
Treibt stets auch neue Blätter, Blüten, Loden;

Ur- und Naturlaut voller Bildungskräfte:
Wie's säuselt, kost, rauscht, braust im Eichenhaine,
So spricht die deutsche Sprache — und sonst keine."

In ihnen lebte die unvergessene Poesie der Rheinromantik immer noch fort. In Simrock erstand der Sänger der verführerischen „Warnung": „An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein, mein Sohn, ich rate dir gut. . . ."

Simrock leitet über zu der Gruppe katholischer Dichter, die, merkwürdig genug, hauptsächlich im deutschen Norden daheim sind. Das Land der roten Erde hatte die lyrische Poesie seit den Tagen der Droste nicht mehr verabschiedet. Die Westfalen hielten am zähesten an der Tradition der Romantik fest.

Joseph Pape (1828—1898) aus Elsloh schuf im „treuen Eckart" ein Epos von deutscher Entzweiung und Versöhnung, feierte in dem Romanzenzyklus „Josephine" Liebe, Glaube und Vaterland, deutlich von den Spaniern beeinflußt, und entwickelte in den prophetischen Gesängen „Deutschlands Hoffnung" an der Hand der Weltgeschichte und im Hinblick auf die Apokalypse den Gedanken des christlichen Weltreiches, dessen Wiederherstellung als die bald zu erfüllende Hoffnung Deutschlands dargelegt werden soll. Auch in der Dichtung „Schneewittchen vom Gral" und in den „Gedichten" suchte der etwas verstiegene Mystiker Pape alte Märchen und Sagen mit Hilfe von Symbolen und Allegorien christlich zu deuten.

Ebenso knüpfte der fromme Münsteraner Benedikt Waldeck (1802—1870) an die Romantik an, im Lied wie in der Satire, am wirkungsvollsten freilich Friedrich Wilhelm Weber[1]) aus Alhausen (1813—1894).

In der großen Reihe romantischer Ärzte bildete Weber sicher nicht das letzte Glied. Wie die Droste-Hülshoff vertiefte auch er sich gern in die Nachtseiten der Natur, glaubte er doch selbst das zweite Gesicht zu besitzen. Wie Brentano fehlte auch ihm jegliche Neigung für Philosophie. Mit Uhland dagegen und mit Görres verband ihn

---

[1]) Julius Schwering, Fr. W. Weber. Paderborn, 1900. — M. Speyer, Fr. W. Weber und die Romantik. (Deutsche Quellen und Studien, 2. Heft.) Regensburg, 1910.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der rege Anteil am politischen und nationalen Leben. Er begann als freisinniger Demokrat und endete als Zentrumsmann.

Die Romantik stak Weber nicht so sehr im Leben wie im Gefühl. Er litt immer wieder an der Sehnsucht, an der „Wanderlust, dem kranken Heimweh". Und in der Literatur bevorzugte er das Volkslied und alle mit der Volkspoesie verwachsenen Sänger, wie Walter von der Vogelweide.

Webers, wenn auch nicht bedeutendste, so doch bekannteste Schöpfung, sein lyrisch-episches Gedicht „Dreizehnlinden" (1878), ist ein Trutzlied gegen den realistischen Geist der Zeit, für die Romantik:

„Dennoch blüht die weiße Lilie,
Und im Grottenheiligtume,
In des Waldes fernstem Tale
Träumt die stille, blaue Blume."

Die Liebe zur deutschen Vergangenheit führte ihm in kraftvollen Romanzen und Balladen gern nationale Stoffe zu. Als Dichter mit germanistischen Neigungen war er durchaus Romantiker. Weber steht in der Tradition, die sich von den Brüdern Schlegel, von Tieck, vom Heidelberger Kreis vor allem, von Uhland und Heine fortsetzt bis auf Scheffel, Simrock und Freytag.

Er kannte und besang das deutsche Recht, wie es Felix Dahn nicht besser konnte. Ihm waren die deutsche Sprache, der deutsche Vers, Reim und Rhythmus geläufig wie kaum einem anderen Zeitgenossen. Und wie sein großer Landsmann, der Heiland-Sänger, wußte er selbst den Gottessohn und seine Mutter ganz und gar deutsch aufzufassen in seinen „Marienblumen" und in den „Leiden unseres Heilands".

Womöglich noch schlichter, noch einfacher, noch volkstümlicher sang der treuherzige Friedrich Wilhelm Grimme (1827—1887) aus Attinghausen seine „Deutschen Weisen", während Friedrich Wilhelm Helle (1834—1901) aus Böckenförde im Banne der klassischen Hexameterdichtung ein großes episches Gedicht „Jesus Messias" vollendete. So war die Saat der Brentano, Eichendorff und Droste-Hülshoff im katholischen Deutschland herrlich aufgegangen, indes das Leben zweier Konvertiten erlosch, die zwischen den beiden Generationen vermittelten, Dreves' und Daumers.

Georg Friedrich Daumer[1]) (1800—1875) aus Nürnberg erregte durch Nachbildungen des „Hafis" die Bewunderung Richard Wagners. „Polydron, ein weltpoetisches Liederbuch" zeigte den Meister der Form auf gleicher Höhe. Ursprünglich Feind des Christentums, feierte er die modern-subjektive Weltanschauung in

[1]) M. Birkenbihl, D. F. Daumer. Beiträge zur Geschichte seines Lebens und seiner westöstlichen Dichtungen. Dissertation. München, 1905.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

orientalischem Gewande. In seinen „Marianischen Legenden und Gedichten" stand er dagegen bereits ganz auf katholischem Boden.

Lebrecht Dreves[1]) (1816—1870) aus Hamburg war ein glücklicher Nachfahrer Eichendorffs, der dessen „Gedichte" auch herausgab. Das populäre Studentenlied „Vor Jena" („Auf den Bergen die Burgen . . . .") stammt von ihm. Die Wahrheit und Innigkeit seines Gefühles bewahrte Dreves vor der oft bloß spielerischen Frömmigkeit mancher Romantiker. Seine gesunden, kräftigen Sinne versanken ebensowenig in einem phantastischen Nebelmeer. So bewahrte er von der Romantik nur das Schönste und Beste, ihren unsterblichen Teil. Künftige Zeiten sollten das, was Dreves und seine jüngeren Genossen selbständig fortzuentwickeln nicht imstande waren, zur Entfaltung bringen. Die Nachromantik wurde von der Neuromantik abgelöst.

[1]) Wilhelm Kreiten, Lebrecht Dreves. Freiburg i. Br., 1897.

Heimkehr.

Von Richard Seyß-Inquart.

O Herr, bald endet meine Reise,
Von ferne winkt das Vaterhaus,
Und graue Schatten weben leise
Und löschen alle Lichter aus.

Es wird um mich so feierstille,
Das harte Tagwerk liegt vollbracht,
Und schweigend schwebt Dein heilger Wille
Erlösermild durch meine Nacht.

Und immer tiefer sinkt die Erde,
Und schmerzentkleidet steigt mein Herz
Mit selig lächelnder Gebärde
Aus dunklem Tale himmelwärts

Und legt mit seinem letzten Schlage
Ein reiches Leid, ein karges Glück,
— Das Los verwehter Erdentage, —
In deine Vaterhand zurück . . . .

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die schismatische Mönchsrepublik auf dem Berge Athos.

Von Prof. **Dr. Lambert Ehrlich.**

II. (Schluß.)

VI. Bedeutung des Athos für die schismatische Kirche.

Die Bedeutung, die der Athos in kirchlicher Beziehung in der schismatischen Kirche hat, ist nicht zu verkennen. Aus den Mönchen rekrutiert sich nämlich die Hierarchie in der schismatischen Kirche; alle Bischöfe, Metropoliten und Patriarchen werden aus den Klöstern genommen. Dieses ist sowohl in Rußland als auch auf dem Balkan der Fall. Zwischen dem Weltklerus und den Mönchen ist eine scharfe Scheidewand gezogen, denn der gesamte Weltklerus ist verheiratet und kann infolgedessen auf keine höhere hierarchische Stufe gelangen. Ja, in Rußland kann ein geistlicher Witwer auch nur dann Bischof werden, wenn er zuvor in ein Kloster eingetreten ist. Es hat sich infolgedessen im niederen Weltklerus eine große Antipathie gegen die Hierarchie entwickelt, die eben nie aus seiner Mitte stammt und eine unbeschränkte und übermütige Herrschaft über ihn ausübt. Vom Berge Athos ist eine stattliche Reihe von Bischöfen, Metropoliten und Patriarchen hervorgegangen, und nachdem ja der Patriarchenwechsel wegen der Simonie sehr häufig ist, so wird begreiflicherweise das diesbezügliche Interesse auf dem Athos stets wach erhalten. Dagegen ist das Verhältnis des Athos zum Patriarchat von Konstantinopel ein sehr loses. Der Bischof des nahen Hierissos nennt sich zwar Bischof des heiligen Berges Athos, aber die Mönche leisten ihm weder eine Abgabe, noch lassen sie ihn den Boden des heiligen Berges betreten. Athos ist eine wahre, unabhängige Mönchsrepublik. Regiert wird sie, wie bereits erwähnt, vom heiligen Synod, der seinen Sitz in dem Dorfe Karyäs hat und aus 24 Mitgliedern besteht. 20 große Klöster auf Athos haben das Recht, je einen Vertreter in den heiligen Synod zu wählen, und diese residieren dann ein Jahr in Karyäs in der Villa ihres Klosters. Jedes Kloster hat zu diesem Zweck eine eigene Villa in Karyäs. Außerdem residieren ständig zu Karyäs vier Präsides. Der Synod hat seine wöchentlichen Sitzungen, in denen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten besprochen werden. Die Zusammensetzung des Synods der Nationalität nach ist sehr interessant.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unter den 20 Vertretern der Klöster sind 17 Griechen, da eben nur 17 griechische und je ein russisches (Panteleimon), ein bulgarisches (Zografu) und ein serbisches Kloster Kilandar) als eigentliche Klöster gelten, während alle anderen Niederlassungen nur als Filialen der 20 großen Klöster angesehen werden. Demzufolge haben die Griechen eine große Majorität im heiligen Synod, das heißt also bei der Verwaltung der gemeinsamen Angelegenheiten. Diese Herrschaft ertragen die slawischen Mönche nur schwer, denn unter 10.000 athischen Mönchen gibt es mindestens 500 slawische. Diese Zahl ist freilich erst durch die massenhafte Zuwanderung der Russen in letzter Zeit zustande gekommen. Allerdings gab es slawische Mönche in den meisten Klöstern des Berges Athos von Anfang an, denn es finden sich alte slawische liturgische Bücher in denselben. Im Kloster Laura zum Beispiel existiert ein Manuskript, halb griechisch, halb serbisch, welches die Gründung der ersten Klöster beschreibt. Darnach sind von allen athischen Klöstern nur sechs ausschließlich von Griechen gegründet und erhalten worden. Aber eigentlich streng nationale Klöster entstanden erst um das 12. Jahrhundert, und zwar wurde das Kloster Kilandar für die Serben und das Kloster Zografu für die Bulgaren gegründet. In neuerer Zeit erst haben sich die Russen, zirka 4000 an der Zahl, am Athos festgesetzt. Die Russen spielen seit 1850 in der orthodoxen Kirche eine eigentümliche Rolle. Die slowenische Zeitschrift Rimski Katolik, Jahrgang 1895, Seite 71 (im Artikel: Grško-slovanski razkol von Jg. Kralj) bemerkt sehr richtig, daß die orientalische Frage eine religiöse Frage ist, zugleich aber auch die Frage der Macht über den östlichen Teil des mittelländischen Meeres, und das hat die russische Diplomatie sehr gut verstanden. „Retten wir unsere orthodoxen Brüder von der türkischen Herrschaft", das ist die religiöse Devise der russischen Diplomatie, und Rußland hält sich für berufen, einst das Kreuz auf der Sofienkirche wieder aufzupflanzen. Reklamierte doch Menschikoff, der außerordentliche Gesandte Rußlands, schon 1853 von der Pforte das Protektionsrecht über alle Schismatiker, und der damalige Zar Nikolaus I. hat seine Sache mit der orthodoxen Kirche einfach identifiziert; freilich wurden die Bestrebungen Rußlands durch den unglücklichen Ausgang des Krimkrieges 1854 vorläufig paralysiert,[1]) aber Rußland hat seitdem nicht aufgehört, an seiner religiös-politischen Mission eifrigst zu arbeiten. Rußland arrangiert alljährlich gewaltige Pilgerzüge nach Palästina und nach dem Berge Athos. Das Jahrbuch des österreichisch-ungarischen Pilgerhauses in Jerusalem (II. Jahrgang, 1908, Seite 47) schreibt darüber folgendes: „Großartige Besitzungen haben die Russen in Palästina. In Jerusalem gewaltige Hospize für Männer und Frauen, Spitäler und Schulen, auf dem Ölberg eine Kirche mit Aussichtsturm. . . . Es gibt ferner russische Pilgerhäuser in allen bedeutenden Orten von Palästina . . .

[1]) Vgl. Stimmen aus M. Laach. 1873, V. Bd., S. 261 ff.: Die Bulgaren und die griechisch-schismatische Kirche. Von P. Rattinger S. J.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ferner ein Lehrerseminar . . . und eine Menge von Schulen, namentlich in Galiläa, so daß es hier vielfach als zum guten Ton gehörig angesehen wird, wenigstens etwas russisch sprechen zu können. . . . Um Ostern des vorigen Jahres beliefen sie (die Pilger) sich schon auf 11.000, so daß die Stadt (Jerusalem) halb russisch zu sein schien." Ganz denselben Eindruck gewinnt man auf dem Athos. Auch dort gehört es schon fast „zum guten Ton", etwas russisch zu verstehen. Dennoch besitzen die Russen, wie gesagt, nur ein einziges eigentliches „Monasterion", das einen Vertreter in den heiligen Synod entsenden kann, das ist Panteleimon; ein zweites eigentliches Kloster mit Stimmberechtigung im heiligen Synod ist nach den Bestimmungen des heiligen Berges unmöglich. Daher verwenden die Russen auf dieses Kloster und auf die russische Skyte Serai bei Karyäs beispiellose Sorgfalt. Beiden machten wir einen Besuch. Wir ritten am 15. Juli um die Mittagszeit von Karyäs fort und sahen schon von Ferne die goldenen Kuppeln und die grünen Dächer von Serai in der hellen Mittagssonne blinken. In herrlicher Waldlandschaft liegen vor uns die fürstlichen, palastartigen, blendend weißen Baulichkeiten des Klosters. Sie bilden ein Quadrat, in dessen Mitte die im russischen Stil gebaute Kathedrale sich erhebt. An der Pforte empfing uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit der Mönch Isak Ivantschikow und führte uns in einen entzückenden kleinen Empfangssalon. Blendende Lichtfülle ergoß sich durch die zahlreichen Fenster, durch die man in den Wald hinaus einen prächtigen Ausblick genoß. Der Boden war parkettiert, die Wände über und über mit Bildern bedeckt (ich zählte 120 Bilder), um die Wandmalerei zu ersetzen. Die Bilder bezogen sich auf die russische Geschichte und stellten Zaren, Großfürsten, Minister dar. Längs der Wände waren geschnitzte Tische mit herrlichen Nippsachen aufgestellt, auch ein eigentliches modernes Kanapee fand sich hier, während man in andern Klöstern nur den orientalischen Diwan antrifft, der sich längs der Wände hinzieht und oft nur eine mit dicken Teppichen belegte Holzbank darstellt. Nach der üblichen Bewirtung mit russischem Tee wurden wir durch breite, mit Blumen geschmückte Gänge zur Hauptkirche des Klosters geführt. (Es gibt außer dieser eine ganze Reihe von Nebenkirchen und Kapellen.) Der erste Blick zeigte uns den ungeheuren Reichtum, den die Kirche repräsentiert. Es strotzt alles von Silber und Gold, Edelsteinen und Perlen, von Samt und Seide, Marmor und Mosaik. Sofort fällt dem Eintretenden der Ikonostas, die Altarwand auf, hinter der die eigentliche Liturgie gefeiert wird, während sich der Ikonostas in der Mitte öffnet. Er ist 15 Meter breit und die Bilder darauf sind von schwerem Gold umrahmt. Das Licht, das von der hohen Kuppel herabflutet, bringt wunderbare Farbeneffekte in der Kirche hervor. Der Altar hinter dem Ikonostas wird von vier Säulen aus grünem Marmor getragen. Sehr kostbar ist der von schwerem Gold gefertigte Kronleuchter. Nach Angabe des P. Ivantschikow arbeiteten hervorragende Künstler 25 Jahre lang an dem Ausbau

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Kirche und es wurden dafür 14 Millionen Rubel aufgewendet. Die orthodoxe Kirche als solche hätte nie solche Riesensummen aufbringen können, am wenigsten für ein Gotteshaus auf einer weit entlegenen Halbinsel, wenn nicht der Staat sich mit aller Macht hinter die kirchlichen Bestrebungen gestellt hätte.

Für Panteleimon, das größte Kloster des Berges Athos, gilt dasselbe, was wir von Serai gesagt haben. Nur ist es noch größer und glänzender ausgestattet. Nähert man sich von der Meeresseite dem Landungsplatz Dafne, so erblickt man schon aus weiter Ferne die goldenen Kuppeln, die goldenen Knöpfe und Kreuze der Kirchen und Kapellen von Panteleimon, das aus 11 größeren Gebäuden und zirka 30 Kirchen und Kapellen besteht und 1500 Personen als Unterkunft dient. Es ist eine ganze Stadt für sich. — In schreiendem Gegensatz stehen beide, Serai und Panteleimon, zu den übrigen Klöstern des Berges Athos. Denn in ihnen ist alles neu, modern, reich, glänzend, blank geputzt. Winkelwerke, Galerien, Holzbalkone, verfallene Fenster, Efeuranken, verfallenes Gemäuer, unzugängliche Einsiedeleien sind hier verschwunden, freilich ob mit Vorteil für den Athos, das ist eine andere Frage, denn über dem ganzen Berge liegt sonst die ehrwürdige Patina des Alters. Die Russen wollen eben den prachtliebenden Orientalen ihre Macht zeigen und wollen in der ganzen orthodoxen Welt als die eigentlichen Träger des kirchlichen Gedankens gelten. Es ist nun begreiflich, daß sie hiebei in ernsten Konflikt geraten mit den Griechen. Tatsache ist es, daß seit langem, besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, zwischen Russen und Griechen eine geheime Konkurrenz besteht, die sich hauptsächlich in Jerusalem und auf dem Athos zeigt. Der Traum Rußlands ist, Jerusalem zum Mittelpunkt des orthodoxen Glaubens, zum russischen Rom zu machen,[1]) und deshalb werden ungezählte russische Pilgerscharen zu Weihnachten und zu Ostern um die Bagatelle von 36 Rubel per Mann von Kiew nach Jerusalem und retour befördert. Die russischen Schiffe gehen aber von Konstantinopel aus zuerst nach dem Athos und dann erst nach Jerusalem. Die Griechen dagegen können wohl das Geld der russischen Pilger brauchen, sind aber nicht gesonnen, ihre Macht abzutreten, und so wachen sie sorgsam, daß in jene Klöster, welche die größten Heiligtümer des heiligen Landes bewahren, keine russischen Mönche aufgenommen werden, ja es darf am Heiligen Grabe kein russischer Pope die Liturgie feiern. Ebenso eifersüchtig wachen die Griechen über ihren bisherigen Einfluß auf dem Athos. Doch haben die Russen die griechische Kirche schon ins Herz getroffen und haben ihre Macht eigentlich vernichtet, so daß der griechische Patriarch von Konstantinopel, der sich einst stolz als den ökumenischen Patriarchen, als den Patriarchen der gesamten Christenheit bezeichnete, jetzt eine so klägliche Rolle spielt. Vor allem geschah das durch Peter den Großen, der den

[1]) Vgl. Jahrbuch des österreichisch-ungarischen Pilgerhauses, III. Jahrgang 1909, S. 95.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Patriarchenstuhl von Rußland nicht mehr besetzte, dafür aber den Heiligen dirigierenden Synod im Jahre 1721 zu Petersburg einsetzte, der fortan die russischen kirchlichen Verhältnisse ganz unabhängig vom Patriarchen von Konstantinopel regelte. Im Jahre 1872 aber trennte sich vom griechischen Patriarchen auch noch die bulgarische Kirche, und zwar zum größten Teile auf Betreiben Rußlands, das vor den gedrückten slawischen Balkanvölkern die nationale Fahne entfaltete und dadurch die christlichen Rajas elektrisierte. War es doch Rußland,[1]) das schon 1854 die erste Karte von Bulgarien anfertigen ließ, und das schönste bulgarische Kloster auf dem Rilo-Dagh, das sogenannte Rilokloster, wurde mit russischem Geld gebaut. Freilich hat Rußland nur den Anstoß zur Aufrollung der bulgarisch-griechischen Frage gegeben. Die Feindschaft zwischen Griechen und Bulgaren ist an und für sich schon sehr alt. „Die Griechen sind der geschworene Feind alles slawischen Wesens", so heißt es in einem Manifest der Bulgaren an die Serben, datiert vom 13. Dezember 1873. Griechen und Bulgaren haben sich vor dem Einfall der Türken schon fortwährend bekämpft und nur vorübergehend vereinigten sich beide Völker manchmal zur Bekämpfung des gemeinsamen Feindes der Christenheit, der Türken. Ja gerade die Türken hatten es meisterhaft verstanden, die eine Nation gegen die andere auszuspielen, und sie befestigten die ewige Feindschaft zwischen beiden Nationen dadurch, daß sie dem griechischen Patriarchen von Konstantinopel die ganze orthodoxe Kirche unterstellten und ihm in manchen Zivilangelegenheiten Gerichtsbarkeit über die orthodoxen Untertanen des osmanischen Reiches einräumten. Im Jahre 1767 erfüllten die Türken den Herzenswunsch der Griechen, indem sie das bulgarische Patriarchat von Ochrida im Vilajet Monastir unterdrückten und die Bulgaren völlig der schrankenlosen Willkür der Fanarioten (so werden die Griechen genannt nach dem Stadtteil von Konstantinopel, wo das griechische Patriarchat liegt) preisgaben. Die Griechen benützten diese Macht, um die Bulgaren aufs schamloseste auszusaugen. Diese letzteren galten ihnen als die „kondro kefali", hohle Dickköpfe, für die man nur Verachtung übrig hatte. Sie wurden intellektuell, moralisch und finanziell kolossal geschädigt. Denn für sie hatte man keine Schulen, keine Seminarien, keine Bischofssitze.[2]) Überall wurden nur griechische Schulen gegründet. Das Zentrum dieser Bewegung war der Berg Athos. Der Mönch Kosmas vom Berge Athos berichtet im Jahre 1779, daß er Thrazien, Rumelien, Mazedonien, Thessalien, Etolien und Akarmanien durchwandert und hiebei 30 griechische Gymnasien und 200 Volksschulen zu errichten geholfen habe.

Die Bischofssitze wurden an den Meistbietenden verschachert, ohne Simonie wurde überhaupt kein Bischofssitz vergeben.[3])

[1]) Stimmen aus M. Laach, 1873, V. Bd. Rattinger S. J., S. 268.

[2]) Vgl. ebd.

[3]) Dr. Gruden: Kulturne in politiške struje na Balkanu, slowenische Zeitschrift: Katoliški Obzornik 1906, S. 22.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der Broschüre:[1]) „Les Bulgares et le haut clergé grec", die im Jahre 1860 in bulgarischer und französischer Sprache erschien, werden folgende äußerst schwerwiegende Anklagen gegen das griechische Kirchenregiment erhoben: „Die Bistümer sind nur ein Kapital, aus dem der größte Gewinn zu ziehen ist . . . Bischöfe werden nicht Männer von soliden Kenntnissen . . ., sondern jene, die das meiste Geld geben. Für Geld geben sie Unwürdigen das Priestertum. Für Geld erklären sie legitime Ehen für nichtig, ungesetzmäßige für giltig . . . Die griechischen Bischöfe sind nicht fähig, ihren heiligen Pflichten zu genügen, erstlich weil sie zu ungeschliffen und ignorant sind, sodann weil sie unsere Sprache nicht verstehen." — Es ist begreiflich, daß die Bulgaren zur Verzweiflung getrieben wurden. Ein doppeltes Joch hatten sie zu tragen: der Türke entrechtete sie in politischer Beziehung, und die Griechen hatten sie in schmähliche geistige Fesseln geschlagen. Der niedere Klerus war der einzige Tröster des schwergeprüften Volkes. Aber er war ungebildet und arm. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts erwachte nun in ganz Europa und so auch auf dem Balkan der nationale Geist. Mit welch sehnsüchtigem Hoffen mußte die gequälte bulgarische Volksseele nach Rußland hinüberblicken! Und Rußland gab, um die Türkei und das griechische Patriarchat zu schwächen, die Parole aus: Die Bulgaren müssen sich vereinigen und politisch und kirchlich frei werden. 5 bis 6 Millionen Bulgaren, vom Schwarzen Meer bis zum alten Patriarchensitz Ochrida, waren elektrisiert und plötzlich erhob sich der Ruf unter ihnen: Los von Konstantinopel! Die Bulgaren müssen einen eigenen Patriarchen haben! Die Korruption der Fanarioten auf hierarchischem Gebiet hatte übrigens einen solchen Grad erreicht, daß sich schon der Osmane skandalisierte, und — merkwürdig genug — die Hohe Pforte selbst war es, welche 1850 das griechische Patriarchat zu einer Reform aufforderte, wonach wenigstens der Patriarch unabsetzbar wäre und die Gehalte für den Klerus genau reguliert wären. Lange genug weigerte sich das Patriarchat,[2]) bis schließlich 1858 der türkische Sultan(!) eine Kirchenversammlung zur Regelung der schwebenden Fragen einberief. Selbstverständlich wurde auf dieser Synode, bei der vier Vertreter der Bulgaren zugegen waren, das Ansinnen der Bulgaren zurückgewiesen. Denn drei Viertel des Volkes würde auf diese Weise der „ökumenische" Patriarch verlieren. Auch taten die Griechen sehr verwundert über die Forderung der Bulgaren nach einem eigenen Patriarchen, da die Kirche doch keine Nationen als solche kenne und also die Nationalkirchen verwerfe. Aber die Bulgaren gaben nicht nach, wandten sich vorübergehend sogar nach Rom und erkämpften sich schließlich 1872 trotz aller Proteste der Griechen die kirchliche Unabhängigkeit, die auf Betreiben Rußlands von der Hohen Pforte offiziell anerkannt wurde. Den Phyletismus, die Teilung der Kirche nach Nationalkirchen, mochten die Griechen auf

[1]) Vgl. Stimmen aus M. Laach a. a. O.
[2]) Rimski katolik (slowenische Zeitschrift) 1894, S. 64.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Synoden 1858 und 1872 verdammen, aber ohne Erfolg. Übrigens: mit welchem Rechte taten das dieselben Griechen, welche einst gegen Rom gerade die griechische Nationalkirche ausspielten? Mit ihren eigenen Waffen waren sie geschlagen. Als nun 1878 ein großer Teil der Bulgaren auch die politische Unabhängigkeit erlangte, war es mit der griechischen Hegemonie vorbei. Nun wird übrigens das großbulgarische Programm, welches das einstige alte Bulgarien bis Ochrida, also bis tief in die albanesischen Berge hinein, wieder herstellen wollte, wohl zur Wirklichkeit nach den glänzenden Siegen der bulgarischen Waffen. In den letzten Jahrzehnten betrieb Bulgarien eine rastlose Propaganda in Mazedonien, welches die drei Vilajete Saloniki, Monastir und Kosovo umfaßt. Gegenwärtig gibt es in Mazedonien 859 bulgarische Schulen mit zirka 1400 Lehrern und 45.000 Schülern. Für das bulgarische Schulwesen in Mazedonien gab das Königreich Bulgarien 2,400.000 Francs aus.[1])

Merkwürdigerweise stammt auch das großbulgarische Programm vom Berge Athos. Ein Mönch Paysij vom Kloster Kilandar veröffentlichte schon 1762 eine bulgarische Chronik, worin er das genannte Programm entwickelt.[2])

In den letzten Jahren wurde zwischen Griechen und Bulgaren um jedes Dorf gekämpft, ob es sich für das ökumenische Patriarchat oder fürs bulgarische Exarchat entscheide. Die Masse des mazedonischen Volkes steht auf Seite der Bulgaren, denn von zirka $2^1/_2$ Millionen Einwohnern sind mindestens $1^1/_2$ Millionen Bulgaren, der Rest verteilt sich auf Albanesen, Türken und Griechen. Das griechische Patriarchat hat nach alledem nicht mehr als 3—4 Millionen Untertanen, da sich früher schon Serbien (im Jahre 1832) und das Königreich Griechenland (1852) kirchlich völlig unabhängig von Konstantinopel machten. Das Patriarchat reicht nur soweit, als die türkische Macht reicht: über Konstantinopel, teilweise Mazedonien, dann Epirus, Kleinasien, Syrien, Palästina, Ägypten und die unter türkischer Herrschaft stehenden griechischen Inseln. Jene Kirche, die am meisten berufen war, dem Halbmond entgegenzutreten, hat jetzt Interesse an seiner Herrschaft über die Christen. Das griechische Patriarchat hängt eigentlich von Sultans Gnaden ab. Je mehr das türkische Reich abbröckelt, destomehr zerfällt die orthodoxe Kirche; denn der politischen Befreiung eines Volkes vom türkischen Joch folgt immer die kirchliche Freiheit, nämlich die Gründung einer Nationalkirche. Wenn daher der griechische Patriarch im Jahre 1853[3]) den türkischen Sultan in einem Schreiben als „den Wohltäter der Welt und den ihrigen (griechischen) insbesondere, als die Zierde seiner Zeit und die Krone der Sultane, als den Gegenstand der Bewunderung der ganzen Erde" bezeichnet, so ist das

[1]) Brancoff: La Macedoine et sa population chrétienne, p. 51.
[2]) Dr. Bruden, Katoliški Obzornik 1906, Kulturne in politične struje na Balkanu, S. 26.
[3]) Stimmen aus M. Laach a. a. O.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allerdings zu verstehen. Es ist eben das griechische Patriarchat soweit gekommen, daß es ein Interesse an der Erhaltung der türkischen Herrschaft hat. Vom Papste wollten sich die Patriarchen nicht bestätigen lassen, ihre Synoden wollten die Leitung des Papstes nicht anerkennen, dafür müssen sich die Patriarchen vom Sultan den Patriarchenstuhl erkaufen und die Synoden werden vom Sultan einberufen! Denn er ist ja der Nachfolger der griechischen Kaiser! Et tu, numquid, usque in caelum exaltaberis? usque in infernum descendes! — So kann man wohl mit Christus ausrufen über das unglückselige Patriarchat. Was aus dem Patriarchat von Konstantinopel nach Beendigung des Balkankrieges werden wird, ist noch nicht abzusehen. Die Bulgaren, Griechen und Serben der eroberten Gebiete werden kirchlich jedenfalls den schon bestehenden nationalen Patriarchaten angegliedert. Es wird das ökumenische Patriarchat mit der türkischen Herrschaft ihr Schwergewicht nach Asien verlegen oder, wie mehrfach schon verlautete, ein neuartiges Zentrum der gesamten orthodoxen Kirche bilden, wobei es aber jedenfalls seine spezifisch griechische Färbung verlieren würde.

Diese Bemerkungen über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der gesamten griechischen Kirche waren notwendig, um die Stellung des ganzen Athos zu verstehen. Athos sollte die Blüte des religiösen Lebens der gesamten orthodoxen Kirche darstellen, Athos sollte zeigen, welche Tugenden, welcher Heroismus, welche Aszese aus der orthodoxen Kirche sich entfalten, Athos sollte die Stadt Gottes auf dem Berge sein, zu der die gesamte orthodoxe Welt mit Bewunderung und Stolz emporblicken soll, Athos sollte ein Bild einer wahrhaft ökumenischen Kirche sein, indem dort alle Völker ihre Vertreter haben und die Mönche aller Nationen für dieselben hier ihre Gebete und ihre Opfer darbringen. — Aber wie der gesamte Organismus der orthodoxen Kirche todkrank ist, so ist auch Athos, als getreues Abbild der orthodoxen Kirche, ein Bild des Verfalles, der Zerrüttung, des geistigen Siechtums, der Erstarrung, des Moderns.

VII. Die Kunst auf Athos.

Auch auf die Kunst, auf Architektur und Malerei, übten die religiösen und politischen Verhältnisse ihren Einfluß aus. Es ist wahr, Athos ist in gewissem Sinn reich an Kunstschätzen. Denn die vielen Kirchen und Klöster bergen ein ganzes Museum, besonders für byzantinische Kleinkunst, für Mosaiken, Wandmalereien ꝛc. Aber es fällt der eigentliche Anfang einer organisierten Mönchsrepublik und der Bau von größeren Klöstern ins 10. und 11. Jahrhundert, also gerade in jene Zeit, in der sich die griechische Kirche definitiv von Rom trennte (1054). Laura, das älteste Kloster, wurde durch den heiligen Athanasius 963 gegründet, Iviron 976, Vatopädi 972. Von dieser Zeit an datiert aber auch der Verfall der byzantinischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kunst.[1]) Es hatte zwar schon der Bilderstreit im 8. Jahrhundert der Kunst sehr geschadet, aber gleich unter Kaiser Basilius I. (867—886) erlebte sie einen neuen Aufschwung. In der Elfenbeinschnitzerei, im Bronzeguß, in der Goldschmiedekunst, Emailmalerei, Fabrikation gewirkter kostbarer Stoffe, in der Keramik und Glasfabrikation, im Mosaik, in den Miniaturen leisteten die Byzantiner bisher Erstaunliches. Im 11. Jahrhundert aber beginnt besonders jene merkwürdige Feierlichkeit in Haltung und Stellung, verbunden mit äußerster Steifheit, aufzutreten. „Die Personen sind zu lang, ihre Arme zu mager, ihre Gebärden affektiert; eine leichenhafte Starre ist über das Ganze ausgebreitet." Es treten unveränderliche, stereotype Figuren auf. Es ist, als ob mit dem Schisma jedes neue Leben auch aus der Kunst gewichen wäre. Zur Zeit der Paläologen (1259—1453) ging es den Klöstern am Berge Athos am glänzendsten, denn die byzantinischen Kaiser dieser Periode beschenkten die Klöster reichlich. Hieher hatte sich, kann man sagen, noch die letzte byzantinische Kunst geflüchtet, aber auch nur, um ein einförmiges, stereotypes Dasein zu führen. Denn man bemerkt „eine absolute Uniformität der Kompositionen, die viele Jahrhunderte hindurch und heute noch sich in derselben Weise wiederholen". Ferner wurde auf dem Athos jede Ecke, jeder Winkel, jede Wand bemalt, so daß das Auge übersättigt wird. Die Wandmalerei der Kirche stellt in einem Zyklus von Bildern, von den heidnischen Philosophen in der Vorhalle angefangen bis zum Jüngsten Gericht in der Kuppel, die Entwicklung des Christentums dar, der Ikonostas verschiedene Heiligenfiguren und die Christusgestalt, die Uniformität hebt jede individuelle Inspiration auf. Auf dem Athos war nämlich ein allgemein geltender Kanon für die Kunst aufgestellt worden. Der Mönch Dionysius hatte ein Malerbuch, die *Ἑρμηνεία τῶν ζωγράφων*, verfaßt, in dem die Gegenstände, die Farben, die Art der Malerei genau vorgeschrieben werden. Dieses Malerbuch wurde vom französischen Archäologen Didron 1839 auf dem Athos als Handschrift entdeckt und ins Französische übersetzt. Deutsch wurde es von Godehard Schäfer 1855 herausgegeben. Damit wurde eine der wichtigsten kunstgeschichtlichen Quellen zutage gefördert. Nach den Vorschriften dieses Buches wird noch jetzt auf Athos die Malerei betrieben.

Was sonstige literarische Kunstschätze anlangt, so ist zu bemerken, daß sich auf Athos nach Angaben des Griechen Lampros („Die Bibliotheken der Klöster des Athos") zirka 8000 Handschriften finden, welche meist theologischen Inhaltes sind. Vieles ist übrigens in westeuropäische Bibliotheken verschleppt worden. Die Bibliotheken auf Athos sind vernachlässigt und ungünstig untergebracht. Die Mehrzahl der Mönche kümmert sich nicht um sie. Zufällige Bücherliebhaber erbarmen sich zuweilen der Bibliothek, aber eine systematische Instandhaltung, Katalogisierung und Vermehrung findet nicht statt. Die Bibliotheken

[1]) Vgl. Franz Kraus, Geschichte der christlichen Kunst, IX. Buch: Byzantinische Kunst, S. 557 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entstanden vielfach dadurch, daß die Mönche ihre mitgebrachten Bücher dem Kloster vermachten. Das russische Kloster Panteleimon hat eine stattliche Sammlung von slawischen, griechischen und georgischen Urkunden.

VIII. Marienverehrung auf Athos.

Heimisch berührte uns die innige Verehrung, welche die Jungfrau Maria auf dem Berge Athos genießt. Eine fromme Legende erzählt, daß Maria selbst es war, die das Christentum auf den Athos brachte. Von einem Sturm sei das Schiff, auf dem sie Cypern erreichen wollte, um Lazarus zu besuchen, nach dem Athos verschlagen worden, und die Götzen, in deren Tempel das Volk gerade beim heidnischen Gottesdienst versammelt war, begannen in dem Augenblick, als Maria den Fuß aufs Land setzte, zu rufen: „Schaut! Die Mutter Gottes kommt! Eilet und kniet vor ihr nieder!" Zugleich seien alle Götzen zu Boden gestürzt und das Volk habe sich sofort zum Christentum bekehrt. Der Mutter Gottes ist der Berg Athos mit allen seinen Ansiedlungen in besonderer Weise geweiht und jedes Kloster hat sich ein Geheimnis aus ihrem Leben zur besonderen Verehrung erwählt. In den Kirchen werden manche wundertätige Marienbilder gezeigt, so zum Beispiel im Chor der Kirche von Vatopädi ein Muttergottesbild mit einer Kerze. Zur Zeit des Krieges soll ein Mönch dieses Bild mit der brennenden Kerze in einem Wasserbrunnen verborgen haben. Nach langer Zeit wurde das Bild mit der noch brennenden Kerze hervorgezogen. Erwähnt haben wir das Marienbild desselben Klosters, das zur Kaiserin Plazidia gesprochen haben soll. Ein anderes Bild in derselben Kirche stellt Maria mit durchbohrter Wange dar. Eine Mönchsfigur steht ihr in einem Chorstuhl gegenüber. Im Zorn soll nämlich dieser Mönch die Wange der Muttergottes durchbohrt haben; zur Strafe dafür konnte er sich 3 Jahre nicht von der Stelle rühren und mußte Tag und Nacht das Bild bewachen. Schließlich verzieh ihm Maria die Sünde, er konnte die Stelle verlassen, aber die Hand, mit der er das Unrecht verübt hatte, blieb zeitlebens verdorrt. — Es ließen sich viele solche Motive anführen, die von der innigen Verehrung Marias zeigen. Dementsprechend hat Athos zahllose Marienbilder und viele Kirchen und Kapellen sind ihr geweiht. Besonders anziehend ist das Kapellchen „Panagia" unter dem Gipfel des Athos, das eine Art Bergwallfahrt bildet.

IX. Abschied.

Einen weihevollen Abschluß fand unser Athosaufenthalt durch die Besteigung der höchsten Spitze des Athos (über 1900 Meter). Die langgestreckte Halbinsel findet nämlich gegen die südliche Meeresseite einen unerwartet jähen Abschluß. Der Bergrücken beginnt plötzlich steil emporzusteigen, und nachdem er 1900 Meter erreicht hat, fällt er fast plötzlich zum Meere ab. Als wir den Mönchen unser Vorhaben mitteilten, die Spitze zu besteigen, waren alle sehr überrascht und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sprachen warnend vom Blitz! Als gewohnte Bergsteiger erschraken wir aber keineswegs und machten uns mutig an die Arbeit. In Hagianna (heilige Anna), einer Skythe am Fuße der Athosspitze, mieteten wir die Maulesel und brachen an einem sehr heißen Julitage um 11 Uhr vormittags auf. Der Weg war der denkbar schlechteste. Er wand sich oft mühsam an Abgründen und sehr exponierten Felsengraten hinauf; bald kamen wir in die Felsenregion und waren der Sonnenhitze erbarmungslos preisgegeben. Dafür konnten wir aber die Maultiere nicht genug bewundern, die mit einer beispiellosen Sicherheit und Ausdauer emporkletterten. An manchen Stellen mußten wir allerdings absteigen. Für alle Anstrengungen entlohnte uns reichlich der immer schönere Rückblick auf das endlose Meer. Nach vierstündigem Ritt erreichten wir die Panagia, die Marienkapelle auf der Alm, und ruhten aus. Ein Hirt in einer nahen Hütte reichte uns frisches Wasser, dann kletterten wir in Turnschuhen bis zur Spitze. Ein eigenartiger Blick bot sich uns dar: mitten im Meere schienen wir zu stehen, denn von drei Seiten drängten sich in grausiger Tiefe die Wassermassen heran; weit draußen tauchten einzelne griechische Inseln auf, nur nach einer Seite hin sahen wir zusammenhängendes Land. Von hier aus überblickt man alle Geheimnisse des Athos. Ein Höhenrücken reiht sich an den anderen, die herrlichsten Waldungen breiten sich über dieselben aus und aus den Buchten, den Fjorden, Tälern, von den Höhen, aus den Waldungen sandten uns zahllose freundliche Kapellen, Klöster, Einsiedeleien ihre Grüße herauf. Der Blick vom Gipfel des Athos bildet einen würdigen Abschluß für den Besuch des Berges. Es waren gemischte Gefühle, die sich hier unser bemächtigten: viel Gutes und Freundliches hatten wir von den lieben Mönchen empfangen. Nirgends wird die Gastfreundschaft in solchem Maße geübt wie hier. Die Klosterpforte tat sich uns immer weit auf und überall boten uns die Mönche ein herzliches Willkomm, wie es nur einfache und naive Seelen bieten können. In allen Klöstern wurden wir offenherzig eingeladen, doch mehrere Tage zu verweilen, und wenn wir in manchem Kloster nach wenigen Stunden weitereilten, nahmen wir ein vom Herzen kommendes Bedauern wahr. In den meisten Klöstern versammelten sich zur Begrüßung eine stattliche Anzahl von Mönchen und es machte auf uns stets einen erhebenden Eindruck, wenn die schwarzen, ernsten, schweigenden Gestalten langsam eintraten, langsam zu ihren Sitzen schritten und dort bedächtig Platz nahmen. In nichts übereilen sie sich, alles machen sie bedächtig und langsam, eingedenk ihrer Mönchswürde. Viele von ihnen ziert ein ehrwürdiger, weißer, patriarchalischer Bart und allen verleiht das faltenreiche, wallende Gewand sowie die hohe Mütze ein stattliches Aussehen. Wir bedauerten es aufs lebhafteste, daß wir nicht oft in direkten Verkehr mit den Mönchen treten konnten, sondern uns des Dragomans bedienen mußten. Nur in den slawischen Klöstern konnten wir uns teilweise mit der slowenischen Sprache helfen, im russischen Kloster Panteleimon sprach ein Mönch ziemlich geläufig französisch.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als wir vom Gipfel aus mit unserem Blick den ganzen Athos umfaßten, drängte sich uns unwillkürlich die Frage auf die Lippen: Wird jemals wieder diese Stätte katholisch sein? Die Geschichte sagt uns, daß unter dem großen Papst Innozenz III. vorübergehend Athos sich mit Rom vereinigt hatte, aber nur bis 1313, also zirka 100 Jahre, vereinigt blieb. Die katholische Kirche hat sich stets gesehnt, ihre erste verloren gegangene Tochter, die griechische Kirche, an ihr Herz drücken zu können.

Der Berg Athos mit seinen nach außen völlig abgeschlossenen Klöstern bewacht sorgfältig in alter Frische und Unveränderlichkeit gerade die Riten, die Gebete, die alte kirchliche Liturgie, und ist somit unbewußt ein Zeuge für die Unverfälschtheit und das Alter des katholischen Dogmas. Es mögen daher die Tausende von Mönchen in den Klöstern, in den Skythen und Kellien des Athos ruhig beten, psallieren, ihre herrlichen Liturgien feiern, sie mögen fasten und sich abtöten, sie mögen betrachten und sich der Beschaulichkeit hingeben, solange dieser Geist dort herrscht, ist in der katholischen Kirche die Hoffnung des großen Leo, daß einmal der Orient in den Schafstall der katholischen Kirche zurückkehre, begründet und berechtigt. Und wenn einmal nach dem weisen Ratschluß Gottes die Zeiten der orientalischen Kirche erfüllt sein werden und die Union wirklich eintritt, dann wird die jetzt unter dem Fels verborgene Quelle des Athos hervorsprudeln; sie kann zu einem mächtigen Strome werden, aus dem alle Völker des Orients, die Russen, Bulgaren, Griechen, Serben, Armenier, Syrier und wie sie alle heißen, die Wasser des wahren Lebens schöpfen werden.

Reife Ähren.

Von A. v. Walden.

Goldene Halme schwanken,
Reif zum Schnitt ist das Feld.
Schweigend wie in Gedanken
Stehen sie korngeschwellt.

Stehen und beugen sich schwebend —
Fern der Schnitter schon geht.
Doch durch die Seele bebend
Zittert mir ein Gebet.

„Herr, wenn die Tage einst sterben
Und der Tod bricht herein,
Laß' mich wie diese Garben
Reif zur Ernte sein!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Regelung des Auswanderungswesens in Österreich.

Von **Dr. Sigismund Gargas.**

(Schluß.)

Eines der wichtigsten Probleme einer österreichischen Auswanderungspolitik bleibt noch immer die Frage der Geldheimsendungen. Es sind dies bekanntlich ganz bedeutende Summen. Infolge der großen Unterschiede, die zwischen der Lohnhöhe und dem standard of life der meisten österreichischen Auswanderer in Amerika bestehen, werden seitens dieser Auswanderer (meistens Bauern) große Ersparnisse gemacht, die dann zu einem nicht unbedeutenden Teile nach der alten Heimat für Verwandte, zur Bodenentlastung, zum Ankauf von neuen Grundstücken oder als Anlagekapitalien gesendet werden. Der so überaus erfreuliche Aufschwung der meisten galizischen Darlehenskassen des Raiffeisensystems ist größtenteils auf diese Sendungen zurückzuführen, die oft in einer einzigen Darlehenskasse, die nicht mehr als eine Dorfgemeinde, höchstens aber einen Pfarrsprengel umfaßt, mehrere Hunderttausende von Kronen betragen. Viele Schulen und Kirchen werden mit Hilfe des „amerikanischen" Geldes bezahlt, und wenn in Galizien Umwälzungen zu spüren sind, die den sozialen Organismus einer grundsätzlichen Änderung unterworfen haben, so ist das ebenfalls zum großen Teile auf den Einfluß des amerikanischen Geldes zurückzuführen. Die Bauern zahlen für den Grund und Boden, besonders in vielen Gegenden Westgaliziens, so hohe Preise (200 Kronen für ein Joch schlechten Ackerbodens sind keine Seltenheit), daß es sich besonders dem nach veralteter Methode und ohne entsprechendes Betriebskapital arbeitenden Großgrundbesitzer nicht mehr lohnt, den Boden zu bewirtschaften; in den meisten Fällen gelangt er zur Überzeugung, es sei ein besseres Geschäft, das durch den Gutsverkauf erworbene Kapital verzinsen zu lassen, statt sich abzuhärmen, die Wirtschaft ohne Kapital, also auch ohne Maschine zu führen, um schließlich Schulden zu machen und an den Bettelstab gebracht zu werden.

Das amerikanische Geld vollzieht eine grundsätzliche ökonomische Umwälzung. Die wirtschaftlichen Konjunkturen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika üben eine fast unmittelbare Wirkung in Galizien aus und die Ausdehnung oder Einengung der Parzellierungsbewegung steht damit in äußerst engem Konnex.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Geldüberweisung geschieht seitens der amerikanischen Auswanderer in drei Formen: durch Postanweisungen, durch Bankanweisungen und durch rekommandierte oder gewöhnliche Briefe.

Daß diese letztere Form nicht am Platze ist, braucht wohl nicht näher bewiesen zu werden. Eine Geldsendung, die in Form eines rekommandierten oder gar eines gewöhnlichen Briefes stattfindet, bietet selbstverständlich eine äußerst geringe Sicherheit dafür, daß sie an den Adressaten gelangt. Der Umfang dieser Art der Sendung kann natürlich auch nicht einmal annähernd angegeben werden, da sich der Gehalt an Geld in den gewöhnlichen oder auch in den rekommandierten Briefen jedweder Kontrolle entzieht, aber es muß festgestellt werden, daß noch bis vor kurzem (und oft auch noch heutzutage) fast jeder Brief aus Amerika nach Galizien einen, wenn auch geringen Betrag — 1 bis 3 Dollar — enthielt. Wenn sich diese so archaistische Übersendungsart beinahe bis heutzutage erhalten hat, so ist das dadurch zu erklären, daß die zwei anderen Anweisungsarten in vielen Fällen für die Auswanderer ungeeignet sind, sowohl hinsichtlich der Person des kulturell nicht hochstehenden Auswanderers als auch mit Rücksicht auf die zumeist niedrigen Beträge.

Es hat zwar den Anschein, als wäre die Form der Postanweisungen mit keinen bedeutenden Schwierigkeiten für die Auswanderer verbunden, besonders, wenn man in Erwägung zieht, daß die Postanweisung im Heimatlande sich so ziemlich eingebürgert hat. Man darf jedoch nicht vergessen, daß etwa ein Drittel der Auswanderer des Lesens und Schreibens unkundig ist. So muß denn auch tatsächlich die Ausfüllung dieser Postanweisungen einer dritten Person anvertraut werden, die nicht immer gerade in genügender Weise die polnische Sprache beherrscht und den Wortklang der polnischen Namen zu erfassen vermag. In einem besonders hohen Grade müssen sich jedoch diese Schwierigkeiten geltend machen infolge der Eigentümlichkeiten der postalischen Einrichtungen, die im überseeischen Verkehre völlig anders geartet sind als im inländischen oder überhaupt im europäischen Verkehre. Die amerikanische Postverwaltung bedient sich nämlich im ausländischen Postanweisungsverkehre mit Österreich des sogenanten Listensystems, das heißt die in Amerika eingezahlten Postanweisungen werden nach New-York gesendet, wo das Postamt sie in Listen einträgt, die dann an das Postanweisungsamt in Wien übersendet werden, das erst auf Grund dieser Listen die Postanweisungen, die für die Zahlung bestimmt sind, ausfertigt. Infolge dieser Übertragungen sind Fehler auch dann möglich, wenn die ursprünglichen Adressen der amerikanischen Postanweisungen deutlich und richtig waren, was zumeist nicht der Fall ist. Diese Versendungsart, die durch einen Vertrag der k. k. österreichischen Postverwaltung und der Postverwaltung der Vereinigten Staaten von Nordamerika vom 9. Juni 1904 (Z. 1119 des Post- und Telegraphenverordnungsblattes) geregelt ist, hat zwei unliebsame Erscheinungen zur Folge: sie verursacht eine bedeutende Verzögerung der Sendung und vermindert die Sicherheit ihrer Zustellung. Man hat sich zwar öster-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reichischerseits bemüht, diesem Übelstande abzuhelfen. Da nämlich in dem Überweisungsverkehr mit Kanada, wo analoge Verhältnisse bestehen, viele Unzukömmlichkeiten dadurch überwunden werden, daß das überweisende Postamt in Montreal an die Anweisungsverzeichnisse die Originaladressen anschließt, wendete sich die österreichische Postverwaltung schon früher an die Postverwaltung der Vereinigten Staaten mit dem Ersuchen, man möge dort ähnlich verfahren; dieses Begehren wurde im Jahre 1905 wiederholt, blieb aber meines Wissens bisher unberücksichtigt.

Als Berichterstatter des Zentralverbandes der landwirtschaftlichen Gauvereine Galiziens habe ich seinerzeit eine Reihe von Forderungen aufgestellt, die vielfach noch der Erfüllung harren, wiewohl sie durch Landtagsresolutionen Unterstützung fanden. So wurde damals die Regierung aufgefordert, im Zentralamt für ausländische Postanweisungen in Wien eine entsprechende Anzahl polnisch sprechender Beamten anzustellen oder eine besondere Abteilung für amerikanische Sendungen und Briefe bei dem Postamte in Krakau zu bilden, ferner die Anzahl der Postämter im ganzen Lande zu vergrößern und ihnen eine entsprechende Anzahl von gehörig vorgebildeten Postbeamten zuzuteilen. Es handelte sich hier darum, daß in der Listenabteilung des Postanweisungsamtes in Wien beim Mangel einer entsprechenden Anzahl von polnisch, beziehungsweise ruthenisch sprechenden Beamten bei der Übertragung der Adressen neue Irrtümer leicht entstehen können, welchem Übelstande aber auf die angegebene Weise leicht abzuhelfen wäre. Wenn die Ausführung dieses Vorschlages auf Schwierigkeiten stoßen sollte, so wurde vorgeschlagen, die österreichische Liste schon im Überweisungsamte in Galizien nach einzelnen Kronländern zu scheiden und die so aufgestellten Landeslisten den diesbezüglich kompetenten Postämtern in den einzelnen Kronländern zu überweisen.

Die falschen und so vielfach gefälschten Adressen, die zuerst in New-York, dann in Wien verunstaltet werden, sind nicht nur eine Unannehmlichkeit, sondern machen sich auch sonst den Adressaten sehr fühlbar. Wenn der Beamte feststellt, einen derartigen Adressaten gebe es überhaupt nicht am Orte, so wird das Geld an den Absender als unbestellbar zurückgesandt. Der Adressat hat aber vielleicht schon eine briefliche Benachrichtigung erhalten, daß das Geld abgeschickt sei. Es entsteht eine äußerst peinliche Situation für alle Beteiligten, für das Postamt, für den Absender und für den Adressaten. Gegenseitige Verdächtigungen, die bei dieser Gelegenheit entstehen, tragen jedenfalls nicht zu einer wirtschaftlichen Annäherung der beiden Länder bei.

Zur Verlangsamung der Zustellungen trägt auch noch viel die äußerst spärlich gesäte Anzahl der Postämter in Galizien bei, wo die Anzahl im Verhältnisse zur Bevölkerung um die Hälfte geringer ist als in Böhmen oder in Niederösterreich, — gab es doch hier vor kurzem Postämter, die 18 Dorfgemeinden und selbständige Gutsgebiete umfaßten, und gibt es doch auch heutzutage noch Postämter, die einen Sprengel von über drei Meilen haben. Auch die Anzahl der ländlichen Briefträger ist unter allen Umständen zu gering. Im Bezirk Dąbrowa

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(dem ältesten Bezirke Galiziens) gibt es zum Beispiel eine Gemeinde von 5000 Einwohnern, wo beinahe kein einziges Haus existiert, aus welchem nicht eine oder mehrere Personen ausgewandert wären. Und diese Gemeinde hat für den ganzen Postsprengel nur einen einzigen Briefträger! Er kann selbstverständlich seiner Aufgabe nicht gerecht werden; man ist also oftmals genötigt, selbst das Postamt aufzusuchen, um in Erfahrung zu bringen, ob ein Brief oder eine Geldsendung aus Amerika angekommen sei.

Die amerikanischen Postanweisungen sind aber auch sehr teuer. Der Posttarif beträgt bei einem Betrage bis 10 Dollar — 8 Cents, über 10 Dollar — 10 Cents, und für je weitere 10 Dollar — 5 Cents mehr, das heißt 1 Prozent des überwiesenen Betrages. Während also die Überweisung von 1000 Dollar im inländischen Postanweisungsverkehr bloß 1 Krone kostet, beträgt sie im österreichisch-amerikanischen Verkehr 10 Kronen. An eine Änderung dieser Tarife wie auch der amerikanischen Einrichtungen ist wohl nicht zu denken, da ja die Erleichterung der Geldausfuhr aus Amerika nach den europäischen Auswanderungsländern nicht im Interesse der Vereinigten Staaten liegt, ja ich habe in Amerika Stimmen gehört, die eine solche Geldausfuhr als unpatriotisch vom Standpunkte der neuen amerikanischen Heimat bezeichnen! Andere wieder meinten, die Vereinigten Staaten sollten der Geldausfuhr durch verschiedene Arbeiterschutzmaßregeln und besondere Vorschriften, die die Lebenshaltung verteuern, Einhalt tun. Und wenn auch gegenwärtig solche Maßregeln in der Öffentlichkeit nicht ernstlich besprochen werden, so ist jedenfalls auf eine Erleichterung der Geldausfuhr seitens der Verwaltung der Vereinigten Staaten nicht zu hoffen. Wenn man darauf hingewiesen hat, daß in Amerika gegenwärtig die Postsparkassenschecks Eingang gefunden haben und zum Beispiel Ungarn einen diesbezüglichen Vertrag mit der amerikanischen Postverwaltung geschlossen hat, so mag dies einen unzweifelhaften Erfolg der ungarischen Regierung bedeuten, der auch in Österreich zur Nachahmung auffordert, aber für die Auswanderergelder eine bloß untergeordnete Bedeutung hat. Ist es doch schwer anzunehmen, daß sich die polnischen, ruthenischen oder slowenischen Bauern in größerer Anzahl entschließen werden, Kontoinhaber der österreichischen Postsparkasse zu werden, um auf diese Weise die aktive Überweisungsfähigkeit zu erlangen.

Es hat denn auch in der Tat an Versuchen nicht gefehlt, diese Frage einer gedeihlichen Lösung im außerstaatlichen Wege entgegenzuführen. Zuvörderst hat die österreichische Postverwaltung mit der American Expreß Company in New-York einen Überweisungsvertrag geschlossen, wonach diese Gesellschaft in allen ihren Agenturen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Kanada (7000 an Zahl) Geldanweisungen bis zum Betrage von 1000 Kronen mit der Bestimmung nach Österreich übernimmt und im Wege von Listen dem Geldanweisungsamte in Wien überweist. Dieses Amt stellt sodann inländische Postanweisungen aus und versieht diese Anweisungen mit der Klausel: Durch Vermittlung der American Expreß Company.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Tarife dieser Gesellschaft sind, mit den amerikanischen überseeischen Posttarifen im allgemeinen verglichen, nicht billiger und sogar bei 10 Dollar teurer. Ein Vorteil kann sich daher höchstens daraus ergeben, daß, während die amerikanisch-österreichischen Postanweisungen im Verhältnisse 100 Kronen = 20 Dollar 16 Cents berechnet werden, diese Übertragungen bei Sendungen durch Vermittlung der American Expreß Company nach dem an der New-Yorker Börse an dem betreffenden Tage geltenden Börsenkurse geschehen. Diese Vorteile springen bei kleinen Sendungen — und diese bilden die große Mehrzahl — nicht besonders in die Augen. Schwerwiegender fiele der Umstand ins Gewicht, daß die Formulare der American Expreß Company auch in den Sprachen der Auswanderer zu haben sind. Jedenfalls ist es bezeichnend, daß die Zahl dieser Anweisungen im Vergleiche zu den Postanweisungen ziemlich bedeutend ist, wenn sie auch sehr stark von den rein bankmäßigen Überweisungen überwogen wird.

Ich hatte an Ort und Stelle in Amerika, in New-York, Chicago, Milwaukee, Detroit, Buffalo Gelegenheit festzustellen, daß der Anteil der Post an den Geldsendungen überhaupt verhältnismäßig gering ist. Da die Auswanderer, wie gesagt, etwa zu einem Drittel des Lesens und Schreibens unkundig und noch seltener imstande sind, sich der englischen Sprache zu bedienen, und da die amerikanische Post nur überaus wenige polnisch sprechende Beamte besitzt, so ist der galizische Auswanderer naturgemäß auf die Hilfe der ungemein zahlreichen Geldsendungsagenten seiner Nationalität angewiesen, auf Agenten also, die seine Sprache sprechen und ihm überhaupt in vielen wichtigen Angelegenheiten seines Lebens mit Rat und Tat zur Seite stehen. Der „Banker" ist öffentlicher Notar, Vermittler beim Erwerb von Farmen und Stadtrealitäten, hat hie und da ein sogenanntes Advokatursbureau und ein Bureau für Militärangelegenheiten usw. Seine Hilfe hat natürlich in den einzelnen Fällen einen äußerst verschiedenen Wert; es gibt Fälle, wo diese Agenten sich des ihnen bezeugten Vertrauens unwürdig erwiesen haben und mit dem ihnen anvertrauten Gelde in den weiten Gefilden von Nordamerika eines Tages plötzlich verschwunden sind. Daher wurden in einer Anzahl von Staaten Gesetze beschlossen, die von den Agenten eine Kaution in Staatsobligationen im Betrage von 15.000 bis 25.000 Dollar verlangten. Die Höhe der Kaution ist in den einzelnen Staaten verschieden. Natürlich haben diese Vorschriften eine für die Auswanderer nicht zu unterschätzende Bedeutung; es muß daher um so mehr bedauert werden, daß sie nirgends zusammenfassend dargestellt sind, so daß mich sogar das Departement of Commerce and Labour (Bureau of Immigration and Colonisation in Washington), an das ich mich in dieser Angelegenheit gewendet habe, an die einzelnen Regierungen wies. Eine solche Zusammenstellung der verschiedenen einzelstaatlichen Bestimmungen wäre aber besonders für die Auswanderer von großem Nutzen, da sie sich dadurch vor manchen herben Enttäuschungen schützen könnten. Es wäre höchst wünschenswert, daß, wenn nicht die ameri-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kanische, so doch die österreichische Regierung eine solche Zusammenstellung der betreffenden einzelstaatlichen Vorschriften veröffentliche.

Die Agenten, von welchen vorhin die Rede war, sind in der Regel Helfershelfer der großen Privatbankfirmen wie Knauth, Nachod und Kuehne in Leipzig und New-York, C. B. Richard, H. Bischoff in New-York, Clausenius in Chicago, verschiedener state banks (Aktienbanken unter der Kontrolle des Staates) oder national banks (Aktienbanken unter der Kontrolle des Bundes) und anderer, besonders aber die Amercian Expreß Company, Adams Expreß und anderer, die sich mit Geldversendungsgeschäften eingehend befassen. Die Expreßkompagnien, ursprünglich zu Gütertransportgeschäften bestimmt, dehnten allmählich ihre Tätigkeit auch auf Geldversendung aus und ihr Geldversendungsgeschäft überstieg gar bald bei weitem die analone Tätigkeit der Banken, besonders da nach den amerikanischen Gesetzesbestimmungen Banken keine Filialen errichten dürfen, diese Bestimmungen aber die Expreßkompagnien nicht treffen. Diese können sich infolgedessen im Gegensatze zu den Aktienbanken auf den ganzen Bereich der Vereinigten Staaten ausdehnen.

Die Agenten, deren es viele Zehntausende gibt, sind nun die Helfer der vorerwähnten Institute; da sie aber ihr Geschäft auf eigene Rechnung betreiben, können sich die Auswanderer natürlich nur an sie halten; eine detaillierte Beschreibung ihrer Haftbarkeit in den einzelnen Staaten ist daher um so dringender.

Die obenerwähnten finanziellen Institute haben sehr oft in Europa eigene Vertreter oder Filialen, besorgen also das Geschäft durch deren Vermittlung, doch ist das nicht immer der Fall: häufig bedienen sich diese Firmen der Hilfe verschiedener europäischer oder außereuropäischer Banken, was natürlich auf die Kosten der Geldversendung einen ungünstigen Einfluß übt, außerdem aber den Versendungsprozeß unnötig verlängert. Auch hier spielen die unrichtigen Adressen eine böse Rolle und ziehen die Verzögerung der Zustellung nach sich.

Man klagte mir, die Ausforschung der wahren Adressaten werde seitens der großen amerikanischen Firmen nicht immer mit der nötigen Sorgfalt betrieben, da eine so große American Express Company von der Gunst der einzelnen Privatpersonen viel unabhängiger sei als die kleineren Banken. Es muß deshalb als ein großer Fortschritt bezeichnet werden, daß von einzelnen Auswanderernationen besondere Banken errichtet werden, die sich um die Angelegenheiten des Auswanderers bekümmern, seine Sprache verstehen und seinen Verkehr mit der Heimat vermitteln. Ansätze in dieser Richtung sind auch in Österreich-Ungarn vorhanden. So entstand vor etwa vier Jahren die nunmehr fallite American Hungarian Bank; sie hat leider bald nach ihrem Entstehen einen Mißgriff begangen, indem sie nicht in den nötigen Kontakt mit den ungarischen Geldversendungsagenten trat, die aus den erörterten Gründen noch lange Zeit unumgängliche Glieder der Geldversendungs-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:06 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

organisation bleiben werden. Auch von polnischer Seite wurden Versuche gemacht, insbesondere mit der Northwestern Trust und Savingsbank in Chicago, einer Staatsbank, die jedoch bloß ein (hauptsächlich polnisches) Aktienkapital von 200.000 Dollars besitzt und deshalb schon für den internationalen Verkehr weniger in Betracht kommt, außerdem aber durch ihren Sitz im Westen für die Lösung des Problems weniger geeignet erscheint. Die vor zwei Jahren geschaffene tschechische Bank of Europe, die mit dem Ankauf einer Privatbank begann und dem Vernehmen nach eine erfreuliche Entwicklung nimmt, mag wohl einen guten Ansatz bedeuten, kann aber nicht als eine endgiltige Lösung des Problems betrachtet werden. Bilden doch die Tschechen einen geringen Bruchteil der österreichischen Auswanderung in der Union und haben doch die sprachlichen und nationalen Momente bei der Frage der Auswandererbank eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. Nicht nur um die Zustellung handelt es sich ja hier, sondern auch um die Fruktifizierung des amerikanischen Auswanderergeldes in Amerika und im Heimatlande in Landwirtschaft, Handel und Industrie, bei Belehnungen von Landgütern, bei Konversionen, Schuldentilgungen, Parzellierungs- und Kolonisationsunternehmungen. Der Auswanderer, der das Geld in die Heimat schickt, verfolgt damit in vielen Fällen bestimmte wirtschaftliche Zwecke; er will die Schuldenlast, die auf seiner Besitzung ruht, vermindern oder gar tilgen, er will diese seine Besitzung vergrößern oder eine neue ankaufen. In letzterer Hinsicht muß bemerkt werden, daß die Siedelung Österreichs noch nicht als vollendet bezeichnet werden kann, daß, wie vorher bereits dargelegt, das amerikanische Geld vielfache Besitzverschiebungen hervorruft, die weder in sozialer noch in nationaler Beziehung für die Völker Österreichs indifferent sind. Es muß endlich noch hervorgehoben werden, daß an der Verwaltung einer überseeischen Bank auch der österreichische Export in hohem Grade interessiert ist. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß mir aus Amerika Nachrichten zugekommen sind, denen zufolge unter anderem auch Galizien, wenn auch in einem geringen Maße, an dem Export nach Nordamerika beteiligt ist; so wird schon gegenwärtig Leder für Schuh- und Sohlenfabrikation in die mittleren Staaten (Illinois, Wisconsin u. a.) importiert. Importfähigkeit besitzt auch der galizische Hopfen, der gegenwärtig nach Mexiko exportiert wird, wie auch die galizischen Bohnen und anderes. Die Anzahl dieser Artikel würde sich wohl noch vergrößern lassen, besonders aber, wenn ganz Österreich in Betracht kommt, ganz ansehnlich sein, — hat doch das statistische Bureau des Departement of Commerce and Labour in Washington in der Schrift „Export of manufactures from the United States and their distribution by articles and countries 1800 to 1906“ (Washington 1907) die sicherlich auf genaue Beobachtung gestützte Meinung ausgesprochen, Produkte, die eine größere persönliche Handarbeit erfordern, würden in Anbetracht der niedrigeren Löhne in Europa immer noch trotz der großartigen Entwicklung der amerikanischen Produktion in Amerika Absatz finden,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was besonders für österreichische Verhältnisse und für österreichische Erzeugnisse beachtenswert ist.

An einer überseeischen Bank in den Vereinigten Staaten, die wirklich den Interessen aller Völker Österreichs förderlich sein, eine wirtschaftlich selbständige Stellung einnehmen, besonders aber mit der großen Masse der Auswanderer in engen Kontakt treten sollte, müßten alle Völker Österreichs aktiv beteiligt sein. Erst dann wäre zu hoffen, daß ein derartiges Institut in die breiten Schichten der Auswanderer dringen und einen tatkräftigen Hebel der finanziellen und kommerziellen Annäherung Österreichs und Amerikas bilden würde.

Die wahre Stärke der Wirtschaft eines Volkes hängt bekanntlich nicht von der Summe der angesammelten Kapitalien, von der Masse des Geldes ab, über das ein Volk verfügen kann, — war doch zum Beispiel für Spanien gerade die Epoche, wo das meiste Geld ins Land kam, der Beginn des wirtschaftlichen Niederganges. Die Stärke einer Nation besteht in erster Reihe in ihrer Energie, ihrer Tatkraft. Die Tatkraft eines Volkes erzeugt neue volkswirtschaftliche Werte, sie ist die beste Gewähr seines künftigen Gedeihens. Und die Auswanderung ist jedenfalls ein Beweis einer solchen Tatkraft. Der arme Bauer, der nach den fernen Gefilden wandert, der die fremde Sprache und das fremde Milieu nicht scheut, der die verschiedensten Entbehrungen freiwillig erduldet und trotzdem seiner Heimat treu bleibt und dahin mit seinen Ersparnissen zurückkehrt, legt wohl die beste, weil praktische Prüfung über seine Tatkraft und Vaterlandsliebe ab. Aus vielen Gegenden Rußlands wandern die Bauern nicht aus. Aber die Meldungen von Hunger und Pest und all ihren sozialen wirtschaftlichen und politischen Folgen nehmen einen fast periodischen Charakter an. Diese Bauern haben eben nicht die nötige Energie, um sich Rat zu schaffen. Sie stehen auf einem zu niedrigen Kulturniveau, um die Produktivität der heimischen Volkswirtschaft zu heben, deren Entwicklung übrigens bedeutende privatrechtliche Schwierigkeiten im Wege stehen, und sie haben auch nicht die nötige Weltkenntnis, um zu wissen, daß sie anderswo in die Schule gehen können. Bloß die Mutigsten und Tatkräftigsten wandern aus, in der Ferne ihr Glück zu versuchen. Die anderen bleiben zu Hause und hungern oder machen Revolution. Aber auch sie werden mit der Zeit dem gegebenen Beispiel folgen, wenn sich die Weltkenntnis unter ihnen gehoben haben wird, wenn ihre Bedürfnisse stark gesteigert sein und nach einer positiven Befriedigung ringen werden.

Möge man dies alles bei der Regelung der Auswanderung in Österreich ins Auge fassen!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dramaturgie vom Menschen aus.

Von **Josef Sprengler.**

Julius Bab will mit seiner Dramaturgie,[1]) die in geschichtlicher Reihenfolge die dramatischen Zeuger und Erzeugnisse von Äschylos bis herauf zu Schmidtbonn würdigt, etwas Besonderartiges dadurch bieten, daß er, an Otto Ludwig anknüpfend, die dramatische Kunst als „Substrat der Schauspielkunst" betrachtet.

Danach erschließt sich die dramaturgische Anschauung nicht mehr in Formen und Gesetzen, noch weniger in handwerkerlichen Regeln, sondern in dem warmblütig auf der Szene ausgreifenden Menschen. Der ist ein Dramatiker, der uns in das Lebensgefühl zwiespaltiger kämpferischer Seelen eintauchen läßt. Und der ist ein Schauspieler, der uns dieses Ringen und Leiden körperlich-seelisch vermittelt. Das leidenschaftliche Erleben des Ichs, des fremden und damit des eigenen, bedeutet alles. Im Menschen drinnen ist der tiefste Schicksalsgrund. Da weht und schafft das Göttliche.

Den Menschen so als ein naturerhabenes Geschöpf sehen, ihn durchfühlen, nachbilden, heißt daher schon religiöser Dichter sein. Das Drama verlangt geradezu diesen Glauben an das Menschenwesen, diese humanistische Religion. Wo sie noch fehlte, bei den attischen Tragikern, in den Mysterien des Mittelalters, bei den katholischen Spaniern der Renaissance, die am Menschen nicht Genüge fanden, ihn nicht als göttlichen Mittelpunkt nahmen, sondern darüber hinaus nach einem unendlich Größeren schauten, das sie dort als Schicksal, Verhängnis, Neid der Olympier, hier als Vorsehung, Schöpfer, Gott-Vater empfanden, da war auch die dramatische Grundform, entsprechend dem religiösen Weltbild, eine andere. Verschieden von der modernen, die mit Shakespeare anhebt, nicht bloß der Art, sondern auch dem Werte nach. Dem Ideal käme nämlich die Kunst am nächsten, die das Göttliche rein im Menschen verkörpert sieht. Hingegen werde jene andere mit dem Blick nach dem Überweltlichen nur in Einschränkungen fähig sein, den innersten Willen des Dichters auszusprechen. Worin diese Einschränkungen bestehen, darüber geht Bab leider hinweg. Ich für meinen Teil wüßte nicht, um nur ein Beispiel zu setzen, was im Ödipus des Sophokles an ungebändigtem Reste bliebe.

---

[1]) Der Mensch auf der Bühne. Eine Dramaturgie für Schauspieler von Julius Bab. 3 Teile in einem Bande. Berlin, Oesterheld u. Co., 1911.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Gegenpol der „irdischen", auf den selbstherrlichen, gottherrlichen Menschen erbauten Religiosität ist nach Bab die katholische Frömmigkeit. In ihr sammle sich alles Gefühl für das Elend, die Schwäche, die Häßlichkeit des Menschenlebens, in ihr alle Zweifel am selbständigen Individuum, in ihr alle Sehnsucht und Hast nach dem Drüben über dem Leben. Indem sich nun der Katholizismus von der umdrängenden Wirklichkeit abwende, lasse er auch kein Drama aufwachsen. Was Calderon dichtete, sei nur lyrische Melancholie, was er an seinem Geschöpf aufzeigt, Ohnmacht und Nichtigkeit.

Hätte sich der moderne Dramaturg bloß in die eine Dichtung vom „standhaften Prinzen" eingesenkt, gerade in sie, die als „Tragödie der Passivität" Babs Meinung scheinbar bestätigt, dann hätte er sicher gefunden, was da zu unterst an eigenwilliger Tragkraft und persönlicher Bewußtheit, an gegenständlichen Zielen und Zwecken lagert. Ebensowenig geht es an, den Katholizismus überhaupt in die enge ethische Formel von Askese und grauer Weltflucht nur darum zu zwängen, weil das fatalistische Spanngefühl in dem und jenem katholisierenden Romantiker übergewaltig wurde, oder vielleicht, weil manche Kulturdesperados vom Pessimismus her in die Kirche einkehrten. Wenn der Katholizismus so einseitig negativ gerichtet wäre, hätte er nie bewegte, starke Gemüter, nie frohe, bejahende Geister in sich behalten, und in den Schwachen wäre er längst zerfallen. Bab bekundet doch selber an anderer Stelle ein freundliches Verständnis für das mittelalterliche Christentum — und das war ja die *katholische* Form — wenn er sagt, daß es zuerst den Wert der Einzelseele gelehrt habe. Freilich fügt er sofort hinzu, nur in einer anderen Welt räume es dem Individuum die höchste Würde ein. Ist aber der innere Wert nicht hier schon zu erarbeiten und zu erkämpfen, daß er dort gelohnt werden kann? Wenn endlich die Kirche den geistigen Menschen fordert, so verkennt, noch verbannt sie damit durchaus nicht, wie Bab wähnt, den sinnlich sich entfaltenden, der an das Irdische gewiesen ist. Sie rechnet damit. Und sie ist vielleicht nicht bloß gemäßigter und milder, sondern auch realer als jene humanistische Religion, die alle zündenden Kräfte, die Gott eigen sind, seine planvoll ordnende Weisheit, seinen himmlischen Zorn, seine ausgleichende Liebe und Gerechtigkeit, seine herrlichen Taten und Wunder der Menschheit auflastet, indem sie alles Mysterium in und mit ihr gegeben sieht.

Es dürfte sowohl persönlich, wie auch für die jüngste Seelengeschichte zu den aufschlußreichsten Bestandteilen des Buches zählen, wie Bab an dieses Geheimnis Mensch herankommt, wie er es bald in Schaudern unterwürfig spürt, dann wieder die Schleier von ihm zieht und es auf die wohlgegründete Erde stellt, wie er also Psychologie und Mystik verschwistert und sich wieder durch Zergliederung und Klärung der innersten Regungen von der Mystik fast löst, wie er, literaturgeschichtlich gesprochen, von der Romantik

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Maeterlinck über Hauptmann zu Shaw schreitet. Das sei das Mirakel im Menschen: diese doppelgründige Natur, dieses Aufsteigen dunkler Triebe hinter dem geschärften Wissen, dieses Spiel der Sinne und Nerven mit dem Verstande, das wie ein Getragensein von fremden Mächten ist.

„Umgeben sind wir rings von Zaubereien,
Allein wir selber sind die Zauberer,
Und in der Welt der offenbaren Wunder
Sind wir das größte aller Wunder selbst."

So hat es Grillparzer in lyrische Worte gekleidet. Als Problem der Gestaltung schimmert es aus seinen und Ibsens Dialogen, aus Kleists Verwirrung der Charaktere. Bei Hauptmann ist es am großartigsten ausgereift. Da werden die zwei Stimmen in der Seele des Menschen laut, da wird die Schicksalsschlacht im Inneren selbst zur Entscheidung geführt. Und so hat er gleichsam den „christlichen Fatalismus" verkörperlicht, innerhalb der Körperwände eingeschlossen. Dann aber stand einer auf, der das zwiefache Wesen aller großen Persönlichkeiten so überlegen, heiter sachlich herauslöste, daß es deutlich wurde, möchte ich sagen, wie die Schnörkel eines hohen Doms am Mittag oder die Winkel eines Hofgeviertes in der hellsten Stunde. Das war Shaw. Seit ihm verstünden wir, wie sich im Menschen neben allem Schnurrigen und Törichten und durch alle sittlichen und physischen Kleinlichkeiten und Gebreste hindurch das Geniale und Schöpferische Raum bricht und wie sich die schäumende Lebenskraft eben darin zeigt, daß sie auch durch halbtaugliche, unvollkommene Medien strömt. Shaw ist so, wie ihn Bab zeichnet, der Fühler durch das Gehirn, ein kühler, nicht kalter geistiger Reinlichmacher, nicht kalt, weil er menschengläubig ist, weil er in der Verneinung aufrichtet. Lautete für Bab früher die Formel, die jetzt noch gewaltig durchklingt: Gefühl ist alles. Unser Innerlichstes und Bleibendes ist nur eine Wirrnis ohne Haltung, ein Taubenschlag von tausend Empfindungen. Stimmte er mit den Neuromantikern und Neurelativisten darin überein, daß sich das Ich nur in Augenblicken besitze, so gelangt er nun von der quirlenden Peripherie der seelischen Erlebnisse zu einer beherrschenden, den Kreis von innen weitenden Kraft. Dahin hat ihn der Irländer geleitet. Ob das Bild Shaws mit dem wirklichen stimmt, ist hier gleichgültig. Genug, daß er ihn so gesehen hat. Dieser Mittelpunkt eines organischen Gedichtes, eines tragischen Charakters wäre instinktiv zu packen. Alle Widersprüche gingen darin auf. So überwindet also Bab zuvörderst an Shaw die Unsicherheit romantischer Gefühlspsychologie.

Sehr sichtbar ist die romantische Gefühlsgrundlage noch in der Art, wie er die dramatischen Formen betrachtet, einteilt und bewertet. Der Grieche hatte die Tugend des Maßes, die Abrundung. Dem Germanen ist der Drang in die Tiefe verliehen. Drang, das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heißt Unruhe, Unbefriedigung haben, faustisch suchen, beständig umgebären, fortwährend jeden Gedanken, jedes Geschöpf, jede Struktur neu und persönlichst erobern. Die germanische Form ist das Ringen, oft das atemlose Keuchen nach Ausdruck, ist aufgewühltes Werden, ist gleichsam das Formlose. Ihr Glänzendstes, ein Gipfel ist das Fragment: Goethes Prometheus, der Urfaust. In Deutschland hat sich einem wildleidenschaftlichen Kämpfer um Charakter und Wirklichkeit die dramatische Form vielleicht am reinsten eröffnet: Heinrich v. Kleist, der wie kein anderer das Begreifen des Menschen wichtig nahm. Und in der Konzentration auf den lebendigen Menschen ist ja das Wesen des Dramas beschlossen. So ist der Stil Shakespeares der eminent dramatische Stil, weil er das Zentrum ganz und gar im Menschen sucht. (Sind seine Aufrisse wirklich rein dramatisch? Verbiegen sich die Linien der Handlung nicht ins breit Epische? Laufen sie nicht in Zufälle aus?) Dabei empfanden er und Kleist das, woran alles in der dichterisch-szenischen Kunst liegt, den Geist und Rhythmus des Lebens und der Sprache. Daß der jüngstdeutsche Naturalismus nicht diesen, sondern das Leben selbst mit allem wahllosen, belangleeren Drum und Dran wiedergeben wollte, das war als ästhetisches Prinzip ein Unsinn. Bab legt dem auf die Spitze gesteigerten Realismus nur als weltanschaulichen Ausdruck eine Bedeutung bei, nur so weit, als die Wirklichkeitsrichtung das Individuum kosmisch eingrenzte und sein Verhältnis zum Ganzen umschrieb. Hauptmann etwa legte die Metaphysik des Naturalismus fest.

Vom Naturalismus ziehen die Äderchen hin zur Neuromantik zurück, zur Romantik überhaupt. Ihr Problem, noch das Problem unserer Kulturläufte, war ja das Suchen nach dem Umkreis und Ausmaß des vereinzelten Menschen. Die Romantiker wurden zage daran, wie die um Zola und Hauptmann. Sie wurden nie fertig damit, und es war nur ein leidenschaftlich schwankendes Bild, das sie von der Wertung der Persönlichkeit zu geben vermochten, indem sie das Ich bald ekstatisch ins All zertrieben, bald es trotzig riesenhaft zum Gott erhöhten.

Damit komme ich zu dem geistreichsten Abschnitt des in drei Bände gegliederten Buches. Der Verfasser überschreibt ihn: Hebbel. Ich würde den Titel anders wählen, breiter, aber damit sicher in das bestimmende, innerste Erlebnis Babs treffen. Ich würde setzen: Die Überwindung der Romantik durch Hebbel. Über das ganze Werk könnte man das schreiben. Möglich auch, daß der und jener über diese entscheidenden Sätze und formulierenden Erkenntnisse bei Bab hinwegliest, denn sie sind viel weniger von dem rotwarmen Strom des Gefühls und von der Farbe hinreißender Wortsinnlichkeiten getränkt als etwa die über den Genius Shakespeare oder über den jungen Goethe. Aber das liegt eben am geistigen Stoffe. Hebbels Lebensluft ist die Abstraktion. Durch sie erlangte er, nach Bab, die Lösung des romantischen Problems, das Bewußtsein vom

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dramatischen Gleichgewicht, von den großen bindenden und zerstörenden, haltenden und entfaltenden Lebenskräften, die Einsicht darein, wie der Mensch auf den Widerstand der Außenmächte prallt und wie beiden, der Außenwelt und der Persönlichkeit, die unbeschränkte Freiheit und Ausdehnung heischt, die gleiche heilige Notwendigkeit innewohnt. Rein auf den Menschen bezogen, wäre die Formel dann diese: Der Mensch ist im gleichen Grade Subjekt und Objekt der göttlichen Macht. Er ist willenloses Geschöpf und zugleich göttlich wollender Schöpfer. Er ist das Ganze und der Teil. Das Individuum drängt nämlich zum All, dieses hinwiederum muß in den Individuen die Körper und Formen suchen. In dieser gleichgewichtigen Bewegung erhält und bewahrt sich das Leben und die Welt. Damit sei das Grundgefühl und das Grundwissen für die Religiosität der kommenden Menschheit geschaffen.

Gilt Shaw psychologisch als Ausdeuter des gebunden freien, schöpferischen Menschen, so wäre danach Hebbel gleichsam der Metaphysiker des Individuums, oder, wenn mir ein nur annähernder philosophiegeschichtlicher Vergleich erlaubt ist, der dramaturgische Kant, der das Bild und die Grenzen des Menschen befestigt hat.

Es ist gewiß in der weit spannenden, ständig in tiefere Hintergründe dringenden Art Hebbels fortgedacht, wenn Bab den Prozeß, der in „Judith", „Herodes und Mariamne", „Gyges und sein Ring" zwischen den Geschlechtern zum Austrag kommt, aus dem stofflichen Bann des bloß Sexuellen befreit, wenn er das Zwischengeschlechtliche zum Symbol des allgemein menschlichen Loses erhebt, indem er den fremdes Leben brutalisierenden Mann als Repräsentanten des ausholenden, sich ausweitenden, sprengenden Willens, den Selbstbewahrungstrieb des Weibes als die Notwendigkeit der festen, ruhenden, geschlossenen Form hinstellt, indem er also auch hier den gleichgewichtigen Kampf zwischen den bindenden und lösenden, haltenden und entfaltenden Naturkräften heraufgespiegelt sieht.

Die Synthese, um die Bab rang, von Mensch und Menschheit, Ich und All, ist damit für ihn gegeben. Aber noch eine andere gewinnt er mit. Er schweift nicht aus, wie um die erste, sie zu erringen. Sie wird ihm während der geistigen Arbeit, durch die geistige Arbeit von selbst zuteil. Ja, er ist sich ihrer noch nicht überall, noch nicht vollkommen bewußt. Ich meine die Erkenntnis, daß Denken und Gefühl, Geist und Temperament, Denken und Dichten einträchtig ineinander schwingen können, daß auch scheinbar kalte Gedankengebilde zuweilen aus einem brennenden Krater steigen. Zunächst sah er in dem verstandesstarken, bewußten Aufbauen der Gespräche und Gestalten, der Szenen und Katastrophen mehr ein schriftstellerisches Vermögen, kaum etwas Poetisches. Erst bei Hebbel leuchtet es ihm auf, daß denkerisches Dichten ein Gottsuchen, daß Gedankendurchprägen eine religiöse Leidenschaft ist. An Schiller, in dem doch dieselbe Flamme loht, wohl nicht so scharf, aber hell und hoch, ging er noch kühl und achselzuckend vorüber.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Gottsucher ist auch der Dramaturg Bab. Ein Gottfinder? Mir scheint es ein durchsichtiger Irrtum seines Enthusiasmus, wenn er meint, die Hebbelsche Syntheſe von Ich und Welt könne dem Lichthunger, der religiösen Sehnsucht dauernde Erfüllung bringen. Wer übrigens die monistische Strömung der Gegenwart, die Hebbel als Vorläufer und Propheten beanspruchte, verfolgt, der wird finden, daß sich Bab mit vielem in ihr berührt, auch mit dem, was man als korrigierten Determinismus bezeichnet hat: der Wille **des Menschen ist bedingt, aber frei, auch von aller persönlichen Schuld.**

Ein Gott- und Menschensucher ist der Dramaturg Bab. Ein Menschenfinder? Ernst Lissauer hat einmal über den Kritiker Lublinski gesagt, wenn er Persönlichkeiten und Dichtungen umziehe, so treffe er besser Struktur und Idee, als daß er die eigentlich dichterischen Elemente, die schauende und sprachliche Macht erfühle. Fast wäre es bei Bab umgekehrt. Wenn er an Werke und Menschen herangeht, um sie als Probleme zu fassen, so schließt er den begrifflichen Ring leicht zu eng oder er dehnt ihn zu weit oder er stößt überhaupt nicht zum Kern und Tiefsten durch. Siehe die Eingrenzung des Katholizismus, die Unterschätzung Schillers. Siehe die Scheidung von Dichter und Schriftsteller in Ibsen, die doch nicht das Wesentlichste des norwegischen Meisters ausmacht. Wo aber ein beseeltes Wort, und sei es auch nur das Wort der Gebärde, aus einer lebendig ergriffenen Situation ergreifend springt, da steht er immer in Andacht, in verständiger, fühlender Demut, in freudigem Empfange still. Und seine eigene Rede wird daran so satt, stark und ausdrucksvoll, bis sie zittert von inneren Energien, so daß sich alle Sätze in gedrungener Kraft um das spannen, was er ausdrücken will. Das Denken glüht hier wirklich zu einer Leidenschaft für das Schöne und Echtmenschliche an, zu einer Leidenschaft, diesseitig zu leben als Kämpfer, als Eroberer, als gebunden freier Mensch. Es ist dieselbe Glut, die in Ibsen noch schwellt, aus Nietzsche als Rausch und Fieber schlägt und in Dehmel und Verhaeren zum rhythmischen Gebot und Hymnus der Lebensbewunderung anbraust.

Auch wir Christen lieben das Geschenk Leben und erkennen das Göttliche in der Seele nach Ruf und Pflicht. Auch wir Katholiken, soweit wir ästhetisch modern gerichtet sind, fordern in den Mittelgrund des Dramas Wesen aus Fleisch und Geist, Muskeln und Blut, und nicht etwa blasse Tugend- und Lasterbegriffe. Aber uns ist in und mit dem Leben nicht das Ziel umsteckt und die Kraft Gottes ist uns mehr als eine „Blüte im zivilisatorischen Geiste", als eine Blüte, die mit den Menschen hinstirbt. Und am Ende empfindet doch der die innigsten Anreize und Schauer, dem ein unermeßlicher Gott über den Menschen und Himmeln webt. Der Weltanschauung nach könnten w i r darum die tiefere, die mystische, das heißt, die tragische Kunst haben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Procopius von Templin.

Von **August Kober.**

II. (Schluß.)

Westermayer schließt den Aufenthalt Procops in Berlin ab mit einer Anwerbung nach Böhmen. Aus mehreren Andeutungen will er gefunden haben, daß diese Anwerbung stattfand im Auftrage eines höheren österreichischen Offiziers. Leider verrät er seine Belegstellen nicht, sonst hätte ich sie nachlesen können; durch eigenes Suchen habe ich sie nämlich nicht gefunden, obwohl ich mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit vorgegangen bin. Oder meint Westermayer die von ihm zitierte, auch mir bekannte Stelle von der Reiselust der Jugend, die da schließt: „ . . . . da verdingen wir uns diesem oder jenem Herren. . . . . " Daß Prokop Soldat war, wird allerdings wahrscheinlich bis zur Gewißheit durch seine zahlreichen Erwähnungen dieses Standes und durch die Vertrautheit mit seinen Gepflogenheiten. Stets redet er gut vom Soldaten, wozu doch jemand, der ihn nur von gelegentlichen Durchzügen kannte, wirklich keine Veranlassung hatte. So sagt er Juv. 391: „Landsknecht seyn ja nicht alle gut/ seynd aber auch nicht alle böſz sondern teils gute/ teils böse/ wie einer will und nach dem er sich verhaltet; Es ist warlich manches liebes Mutter-Kind/ manches erliches Blutt/ manches treues Hertz und redliches Gemüt auch unter ihnen! Und nach dem geistlichen Stand (salvo meliori judicio) weisz ich keine Profession/ keine Kunst/ kein Handwerk/ welches mehr canonisirte Heiligen auffzuweisen hat/ als der Soldatenstand; . . ."

Ist es schon schwierig, Procops Kommen nach Berlin festzustellen, noch schwieriger, etwas über seinen Aufenthalt dort zu erfahren, so ist es am schwierigsten, seinen Weggang und die daran anschließende Wanderschaft darzustellen. Hierauf verzichten hieße aber eine große Lücke in der Darstellung dieses Entwicklungsganges lassen, denn in die Jahre 1626—27 fällt Procops Wendung zum Katholizismus. Eine exakte Betrachtung der Verhältnisse führt uns auch hier zum Ziele. Daß dieser Übergang in Berlin selbst anfing und gedieh, ist unwahrscheinlich. Vorbereitet wurde er ja dadurch, daß das religiöse Gleichgewicht gestört wurde durch jene Domszene. Daß sich der Erschütterte nun gerade zum Katholizismus hinneigt, ist aus der allgemeinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Signatur der Stadt und ihrer Bewohner nicht zu erklären. Die Schulen namentlich — um die Hypothese Westermayers wieder reden zu lassen — waren ganz evangelisch. Es würden auch zu einer so schnellen Wendung gar nicht Procops Worte passen:

Nun lob mein Seel den Herrn gut,
Der Weisheit so regieren thut,
Dasz alles in der gantzen Welt
So süsz und lieblich ist bestellt.
Gantz gnädiglich mein Würmlein arm
Beruft er ausz des Luthers Schwarm
Fürwar durch wunderliche Weg,
Als ich oft nachzudenken pfleg.

„Durch wunderliche Weg" sagt doch, daß noch manches zwischen Berlin und Wien lag. Procop wird also Soldat. Unter wem? Birlingers Alemannia (25) enthält ein sehr interessantes Kriegslied, das uns alle damals werbenden Feldherren charakterisiert. Wir können aus der großen Zahl eine engere Auswahl treffen. Zeitlich kommen für uns die Führer der Jahre 1625—1627 in Betracht, das heißt die des niedersächsisch-dänischen Krieges. In örtlicher Hinsicht müssen es Truppen sein, die eine gleichmäßige Bewegung nach Süden nehmen. Berlin ist Preußens nördlichster Punkt (Templin natürlich ausgenommen). Er geht in ununterbrochener Linie nach Süden. Ferner: obwohl damals die Kriegswirren nicht so ausschließlich als Religionskrieg empfunden wurden wie heute, muß man doch, da Brandenburg stets auf Seite der evangelischen Feinde des Kaisers war, zuerst ihre Führer durchmustern. Es kommen da in Betracht Christian von Dänemark und Mansfeld. Christian, in dessen Gesellschaft sich Christian von Halberstadt befand, hatte nach dem Lüneburger Kreistag (Mai 1625) sofort fleißig geworben für seine Operationen in Niedersachsen. Nach den Vorberatungen in Lauenburg (April 1625) war Christian zum Kurfürsten von Brandenburg geeilt, um ihn für seine Pläne zu gewinnen; allerdings waren seine Bemühungen vergeblich gewesen. Daß er damals in Berlin hat werben lassen, ist möglich. Das Hauptkontingent seiner Truppen holte er aus Niedersachsen. Er rückt nun die Elbe entlang immer mehr nach Süden, da Böhmen sein Ziel ist. Im Februar 1626 kommt es zum Treffen von Tangermünde, das, westlich von Berlin, mit diesem in ganz gleicher Höhe liegt. Hier erst können wir einsetzen, während alle Kombinationen, Procop an den ersten niedersächsischen Operationen teilnehmen zu lassen, eitel wären, da ja sein Weg nach Süden geht. Christian geht noch über Tangermünde hinaus mehr nach Süden, aber am 27. August 1626 wird er bei Lutter am Barenberge, südwestlich von Magdeburg, geschlagen und zieht sich auf Bremen zurück. Daß Procop in dieser Schlacht — überhaupt in irgend einer Entscheidungsschlacht — mitkämpfte, geht aus seinen Äußerungen nicht hervor. Den Rückzug der Dänen aber hat er sicher nicht mehr mitgemacht. Von nun ab bleibt Christian immer im Norden, scheidet also für uns aus.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mansfelds erste Kriegsjahre fallen für unsere Untersuchung von vornherein weg. Der wüste Krieger war im Juni 1624 mit seinen zerlumpten Soldaten aus den Niederlanden gekommen, um England seinen Dienst anzubieten. Er hatte sich bei Emmerich am Rhein (Rees) festgesetzt. Oktober 1624 beginnt er zu werben, hauptsächlich in Niederdeutschland, zwischen Bremen und Hamburg. Er hatte starken Zulauf. 1625 ging er nach Holland, das er jedoch in demselben Jahre wieder verlassen mußte, den Spaniern weichend. Er geht ins Clevische und schließt sich nun dem Dänenkönige an. Von hier aus müssen wir ihn beobachten. Mansfeld wurde von Christian dazu ausersehen, in Schlesien die Verbindung mit Bethlen Gabor herzustellen. Sein Marsch, der in den letzten Monaten des Jahres 1625 begonnen hatte, richtete sich also der Elbe zu, wird aber im April 1626 bei Dessau gehemmt. Wallenstein bereitet ihm hier eine blutige Niederlage, kann aber nicht hindern, daß der Unverwüstliche weiterzieht. Mansfeld weicht nach Brandenburg zurück; von Havelberg aus, wo er zunächst sein Hauptquartier aufschlägt, ergänzt er seine Truppen durch Werbungen. Wie immer hat er Zulauf. Erst im Juni ziehen die wilden Scharen, deren Lücken ergänzt sind, weiter nach Schlesien. Hier in Oberschlesien, bei Troppau, Jägerndorf, Teschen läßt Mansfeld einen Teil seiner Truppen zurück, mit dem andern geht er selber bis nach Ungarn hinein. Er hält sich immer an der Westgrenze. Alle Operationen spielen sich ab in dem durch Waag, Eipel und Donau umgrenzten Gebiet. Hier werden die Mansfeldschen (ihr Führer hatte sie ja verlassen) ganz zerstreut. Mit dem Ende des Jahres 1626 ist diese Arbeit von Wallenstein beendet. Etwas länger hält sich jener in Schlesien zurückgelassene Teil, der in den ersten Monaten des Jahres 1627 von Wallenstein aufgerieben wird. Mit Kosel (August) findet diese Aktion ihr Ende. Hiemit haben wir auch das Ende der von uns untersuchten protestantischen Kriegsfahrten der Jahre 1625—1627 im Süden erreicht.

Ehe wir dies alles auf Procop beziehen, mustern wir die katholischen Heeresverbände, um danach alle Möglichkeiten im Zusammenhange erwägen zu können. Tilly kommt für uns gar nicht in Betracht. Er bewegt sich ausschließlich auf der Weserlinie im Norden. 1623/24 steht er in Niedersachsen. Sein südlichster Punkt ist im August 1626 Lutter am Barenberge. Von hier rückt er wieder nach Norden. Nun aber Wallenstein. Sein Wirkungskreis war bis zum niedersächsischen Kriege der Süden gewesen. Gerade in der von uns beobachteten Zeit tritt er in seiner ganzen imponierenden Größe hervor. Durch eine am 11. Mai 1625 von Tilly dem niedersächsischen Kreise vorgetragene kaiserliche Verordnung bekommen die Werbeversuche plötzlich ein ganz anderes Aussehen. Es wird nämlich jegliche Truppenanwerbung ohne kaiserliche Genehmigung für ungesetzlich erklärt, mit anderen Worten: der Kaiser allein darf werben. Das geschieht denn auch sofort. Böhmen war, nur bewacht von spärlichen Heeresüberresten, dem immer drohenden Einfall der protestantischen Feinde geöffnet. Hier mußte eine neue Armee geschaffen werden. 1625 tritt Wallenstein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an den Kaiser heran. Ein ganz großartiges Werbegeschäft beginnt, unter kaiserlichem Schutze nun natürlich großzügiger, weiter fassend als irgend ein anderes zuvor. Katholiken und Protestanten strömen zu Wallensteins Fahnen. Anfang September steht die Armee bei Eger und rückt sofort weiter, die Werra entlang, nach Niedersachsen zu. Hier vereinigt sich Wallenstein mit Tilly, und die Heere des Kaisers beziehen die Winterquartiere Magdeburg und Halberstadt. Die nun folgenden Ereignisse sind uns schon bekannt: im Frühjahr 1626 die Schlacht bei Dessau, daran anschließend auf Mansfelds Spuren durch Brandenburg, Schlesien, Mähren, nach Ungarn hinein bis zur Leitha. Ende 1626 legt Wallenstein seine Truppen nach Böhmen in die Winterquartiere, von wo er Anfang 1627 wieder nach Norden geht.

In diese politisch-militärischen Wirren muß nun Procop eingeordnet werden. Wir finden ihn in Berlin als evangelischen Jüngling, einige Jahre später in Wien als katholischen Geistlichen. Das ist alles. Westermayer konstruiert nun: Procop ging mit jenem Offizier über Schlesien nach Böhmen, blieb hier eine Weile in Prag, wo er zum Katholizismus hingezogen wurde, faßte auch hier wohl schon den Entschluß, geistlich zu werden, verwirklichte ihn aber erst in Wien. Für alle diese Annahmen gibt Westermayer aber keinen Beweis. Daß Procop den Weg Berlin—Wien in kurzer Frist, das heißt reiseartig gemacht hat, ist nicht wohl möglich. Es warb doch niemand Soldaten an, um diese Rekruten dann erst durch ganz Deutschland nach dem Ausgangspunkt seiner Aktion zu schicken; und anderseits läßt sich ein Kriegslustiger in Berlin nicht für eine Truppe in Österreich anwerben, die er nur dem Namen nach kennt — noch dazu für eine feindliche, denn es könnte sich hier nur um Wallenstein handeln. Er allein wirbt jetzt von Süden aus. Procops Angaben über das Soldatenleben machen ganz den Eindruck, ihr Urheber habe an Kreuz- und Querzügen teilgenommen. Ich erinnere auch hier wieder an die „wunderliche Weg". Meine Behauptung ist: Procop wurde von einer in die Mark schlagenden Welle mitgerissen, mitten hinein in die Kriegswirren, nach Österreich hinunter. Als solche Welle kann man nur ein Moment der damaligen Kriegsereignisse bezeichnen: den Durchbruch Wallensteins nach der Schlacht bei Dessau im April 1626. Seit 1626 ist die Mark selbst öfter Kriegsschauplatz. Wallenstein jagt die Mansfelder vor sich her, nach Schlesien zu. Daß der Durchzug durch die Mark von beiden Parteien für Werbungen ausgenutzt wurde, ist selbstverständlich. Wo sich nur eine Schar zeigte, zog sie Abenteurer nach sich. Wem mag sich nun Procop angeschlossen haben? Mansfelds Soldaten waren als schneidig bekannt, er hatte, wie schon bemerkt, großen Zulauf, besonders natürlich von protestantischer Seite, denn er gerade war bekannt als Katholikenfeind. „Pomm, Pomm, Pomm, hüt Dich, Pfaff, ich komm", heißt es in dem großen Mansfeldliede. Daß sich in seinem Heere viele klassisch gebildete Leute befanden, ist erwiesen. Auch die Tatsache, daß die Hälfte des Mansfeldliedes lateinisch ist, scheint mir darauf zu weisen. Der Katholik Wallenstein hatte in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Brandenburg keine Sympathien. Er erschien stets im Auftrage des strengen Kaisers; des Kaisers, der Brandenburg ganz rücksichtslos behandelte und ausnützte. Der Schreckliche erregte nur Furcht. Alles dies spricht schon mehr für Mansfeld als für Wallenstein. Ferner kommen in Betracht die Zeit und der weitere Verlauf des Krieges: zu Anfang des Jahres 1626 kommt Mansfeld. Procop ist damals siebzehnjährig, vermutlich anfangs des Jahres, nach Berlin gekommen. Der ganze von Procop mit Mansfeld gemachte Weg wird ohne Schlacht zurückgelegt, was gut zu Procops Schilderungen stimmt. Schließlich kann Mansfeld damals gerade, nach der verlorenen Schlacht, im Namen des gefährdeten Protestantismus werben. Der Glaube ist bedrängt, und Wallenstein ist der Bedränger. Niemals vorher waren die Märker einer Schlacht so nahe gewesen. Das alles überzeugt mich, daß Procop sich Mai oder Juni 1626 Mansfeld angeschlossen hat. Ungewiß ist, wo die Werbung erfolgte. Procop könnte ja schon über Berlin hinaus dem Süden nähergerückt sein, so daß er in den Bereich des Mansfeldschen Hauptquartiers kam. Anderseits aber hatten die Werber ihre Fangarme nach allen Seiten ausgestreckt, also auch bis Berlin. Ich rücke die Anwerbung nahe heran an jene Domszene. Den Siebzehnjährigen, der eben während eines kurzen Aufenthaltes in Berlin religiös erschüttert wird, packt das Kriegsbild. An das Ohr des Halbwachen dringen die lockenden Töne des Werbers. Es gilt Religion, es gilt Ehre. Der Verwirrte schreitet vorwärts auf der Bahn zum Unbekannten, zur großen Welt. Und schnell, wie es vor ihm auftauchte, schwindet Berlin hinter ihm, dem Fremden nur eine Episode. Viele Städte nennt Procop; von vielen erzählt er, auch von der Heimat, von Stadt und Mark, niemals von Berlin. Er kennt es eben nicht. — Westermayer sagt, es ginge aus mehreren Andeutungen hervor, daß Procops Weg zunächst über Schlesien geführt habe. Ich muß gestehen, daß ich von solchen Andeutungen nichts bemerkt habe. Tatsächlich sind wir ja aber auf denselben Weg gekommen. Wie der Zug Mansfelds verläuft, haben wir schon beschrieben. Die Truppen haben unter furchtbaren Entbehrungen zu leiden. Seit September weicht Mansfeld stetig vor Wallenstein zurück. Man kann daher annehmen, daß damit ein ständiges Abbröckeln von seinen Truppen einsetzt. In Schlesien und Mähren wird Wallenstein schon beim Einrücken in die Winterquartiere aufgeräumt haben. Den Flüchtigen blieb der Weg frei nach Westen, ins Innere Böhmens oder nach Norden, das heißt wieder zurück in die Mark. Mag nun Procop bei jenen Truppen in Schlesien geblieben sein oder bei jenen in Ungarn, er hatte nicht mehr weit nach Wien. Jetzt ist es Ende 1626, zu Wien finden wir ihn April 1627. Westermayer nimmt als Zwischenstation Prag an. Was er als Beweis hiefür vorbringt, ist hinfällig: er schließt nach einigen Äußerungen in den Reden, die einiges aus Prags Geschichte erwähnen, daß Procop Prag stets große Anhänglichkeit bewiesen habe. Wenn Procop später als Missionsprediger nach Böhmens Hauptstadt kam, so mußte er selbstverständlich ihres Zustandes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ihrer Geschichte gedenken. Und angenommen, Procop sei wirklich eher nach Prag gekommen als nach Wien und sei hier zur katholischen Kirche übergetreten, weshalb wird er dann erst in Wien geistlich?[1]) Prag hatte doch auch sein Kapuzinerkloster. Nein, die Lösung scheint mir die folgende zu sein: Procop kommt, von Osten nach Norden her, Anfang 1627 in die österreichische Hauptstadt und wird hier gleich gepackt von der großartigen Darstellung katholischen Wesens.

Das Geistesleben Österreichs stand damals ganz im Banne jener großen Bewegung, die man als Gegenreformation bezeichnet. Bis zur Regierung Rudolfs II. hatte der Protestantismus trotz gelegentlich starken Widerstandes solche Fortschritte machen können, daß nur noch ein Achtel aller Einwohner katholisch zu nennen war. Unter Rudolf II. beginnt der Einfluß der Jesuiten am Hofe allmählich zu erstarken. Seine Wirkungen waren in den Ländern der Krone verschieden. In Böhmen war kaum etwas davon zu spüren. Der Adel neigte wohl etwas zu den hochgebildeten Jesuiten, die breite Masse aber drängte immer stärker zum Protestantismus. Andres in Österreich. Hier hatte der Statthalter Erzherzog Ernst, des Kaisers Bruder, in dem Konvertiten Khlesl einen ganz hervorragenden, unermüdlich wirkenden Reformator. Angespornt vom Papste, erreicht Ernst die völlige Unterdrückung der protestantischen Religionsübung in Wien. Khlesl läßt sich hartnäckige Ketzer vorführen, um sie durch die Einwirkung seiner Persönlichkeit zu bekehren. Am stärksten wird reformiert in den innerösterreichischen Ländern. Hier gelingt mit Hilfe der Jesuiten und Minoriten schon damals, 1579—1604, die vollständige Wiederherstellung des katholischen Glaubens. Mit mannigfachen Schwankungen kommt die katholische Bewegung doch langsam vorwärts, so daß sie unter dem kurzen Regimente Matthias' (1612—1619) bis zu einer Krise steigt. Der eifrige Katholik Ferdinand II. findet einen Zustand der Spannung vor, der sich nur durch eine Katastrophe lösen kann. Diese Katastrophe ist die Schlacht am Weißen Berge (8. August 1620). Der Kaiser ist vollständig Herr der Situation. Er nützt sie sofort für die Gegenreformation aus, die 1621—1627 mit größter Kraft und mit reichem Erfolge durchgeführt wird. Die Bildungsstätten kommen in die Hände der Jesuiten. Rastlos durchziehen die Minoriten die Länder, um die Massen aufzurütteln, und um dem Werben der Reformatoren Nachdruck zu verschaffen, steht ständig die Obrigkeit mit scharfem Schwerte hinter ihnen. Zur Zeit, als Procop in Österreich eintrat, war, äußerlich betrachtet, der Katholizismus in großen Zügen wiederhergestellt. Prag und Wien, die beiden schönsten Edelsteine in Österreichs Krone, waren katholisch. Wien hatte ein starkes religiöses Leben. Ferdinand und

[1]) Nach Westermayer wird Procop 1627 in das Wiener Kloster am Neuen Markt aufgenommen. Nach Gadient, a. a. O., S. 15, empfing er am 3. Juli 1627 zu Raudnitz in Böhmen das Ordenskleid (nach Wiener Annalen?). Dadurch wird meine Schilderung der Wiener Verhältnisse keineswegs hinfällig; denn daß Procop spätestens 1613 schon in Wien war, sagt er selber mit dem Berichte über Rezotas Tod.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Gemahlin, Muster tiefster Frömmigkeit, waren Freunde der Geistlichkeit und förderten diese, wie sie nur immer vermochten. Das ganze Leben der Residenz steht im Banne des katholischesten Kaisers. Klöster und Kirchen werden gegründet, umgestaltet zu neuer, nie gesehener Blüte. Die Zeit, die Procop als Novize in Wien verlebt, ist eine Zeit glücklichster Ruhe für den Kaiser. Der Feind ist geschlagen, der Kriegsschauplatz nun im fernen Norden. Die furchtbare Episode des Bauernaufstandes unter Stephan Fadinger im Hausruckviertel ist im April 1627 durch das blutige Schauspiel der Hinrichtungen in Linz beendet. So kann sich der Freund der Jesuiten mit doppeltem Eifer religiösen Fragen widmen. Die Dankbarkeit gegen Gott, der vom Lande so viele Gefahren abgewendet, läßt der Gläubigen Gebete noch inniger erschallen. So stark ist jetzt das katholische Bewußtsein, daß man am Ignatiustage (31. Juli) 1627 gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers in Prag das summarische Dekret erläßt: Die Majestät will keinen protestantischen Untertan.

So standen die Dinge, als Procop in das Kloster am Neuen Markte eintrat. 1595 waren die Kapuziner nach Wien gekommen; 1600 gehört ihnen Kirche und Konvent St. Ulrich. Ferdinand II. war ein besonderer Freund dieses Ordens und erbaute ihm ein neues Heim am Neuen Markte, zu dem 1622 der Grundstein gelegt wurde. Als Procop hier einzieht, ist der Bau noch nicht ganz vollendet. Er wird dies erst 1633.

1628 war der Kapuzinerorden hundert Jahre alt. Gegründet war die Gemeinschaft von ehemaligen Franziskanern, von Matthäus von Bassi und den Brüdern Ludwig und Raphael von Fossonbrono. Im Streit entstand dieser neue Orden, durch Streit wurde seine Entwicklung bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts gehemmt. Erst 1619 werden seine Konventualen von ihrer Abhängigkeit befreit; damit wird der Entwicklung des Ordens freier Lauf gelassen. Die Ausbreitung des Ordens über Italien hinaus beginnt mit der Jahrhundertwende. Die ältesten ultramontanen Provinzen sind Provincia Helvetica, Tirolensis, Bohemica. Einige Zahlen können dies veranschaulichen: 1581 Altdorf, 1594 Innsbruck, 1596 Salzburg. 1603 gibt es dann schon eine Provincia Styriensis. Die Entwicklung in Belgien und Deutschland lassen wir unberücksichtigt (1615 Provincia Flandro-Belgica, Anfang des 17. Jahrhunderts Coloniensis). Wien gehörte, als Procop in das Kloster eintrat, zur Provincia Bohemica. Falsch ist die Angabe des Dionysius: Provinciae Tirolensis alumnus. Bernardus sagt: Provinciae Viennensis; so hieß es erst zu seiner Zeit. 1673 nämlich (nach Holzapfel, Geschichte des Franziskanerordens) wurde Böhmen geteilt in eine Provincia Bohemiae und eine Provincia Austriae Viennensis. Nach Didacus de Lequile (Hierarchia Franciscana 2, 491) gibt es schon 1664 eine Provincia Reformata Austriae (divisam reperies in superiorem et inferiorem) mit den drei Diözesen Viennensis, Salisburgensis, Passaviensis, und eine Provincia Reformata Bohemica mit den drei Diözesen Metropolis Pragensis, Dioc. Olo-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mucensis, Dioc. Vratislaviensis. Nach Dionysius Genuensis 1680 nun wieder liegen Wien, Prag und Passau in der Provinz Boemiae. Er bemerkt aber dazu schon: Haec Provincia divisa est in duas, scil. in Provinciam Bohemiae, et Prov. Austriae Viennensis. In der zweiten Auflage (1691) liegt dann Prag in der Provincia Bohemiae, Wien, Passau und Linz in der Provincia Austriae Viennae. Hier wollen wir auch gleich auf das Schicksal der alten Provincia Tirolensis hinweisen: sie wird 1668 zerteilt in eine Provincia Tiroliae und eine Provincia Bavariae. In der Provincia Tiroliae liegt Salzburg, wo wir Procop von 1664 ab finden werden.

Schon aus der Verschiedenheit in der Angabe der Provinzverteilung geht hervor, daß damals im Kapuzinerorden noch nicht alles ganz fest und straff begrenzt und geregelt war. Wie großen Spielraum dieser Orden in der Tat hatte, wird deutlich an der Tatsache, daß seit der Mitte des 17. Jahrhunderts überhaupt erst zur Provinzerrichtung päpstliche Genehmigung erforderlich ist. Seine schnelle Ausbreitung verdankt der Orden nicht zum wenigsten seiner Gesetzesfreiheit. Eben zur Zeit Procops wird er erst vom Papste redigiert.

1638 bestätigt Urban VIII. die Konstitution des Kapuzinerordens, 1643 erhält sie ihre endgültige Redaktion. In jener Zeit wurde auch die Verfassung durchgreifend geregelt. Der vicarius generalis heißt seit 1619 minister generalis. Seine Amtsdauer wird 1618 auf sechs, 1667 auf sieben Jahre festgesetzt. Man ist ständig bestrebt, seine Macht nach demokratischem Prinzip zu beschränken; seit 1633 aber bekommt er vom Papste unmittelbar bindende Vollmachten. Mit großen Befugnissen steht dem Minister das Generaldefinitorium zur Seite, das aus vier Mitgliedern besteht. Dazu kommt der Generalprokurator, der vom Generalkapitel gewählt wird. Dies tritt zusammen anfangs alle 3, dann alle 5, 6, 7, 12 Jahre, schließlich wieder alle 6 Jahre. Hierin zeigt sich also zuerst das Bestreben, eine dauernde gesetzgebende Körperschaft zu schaffen, zuletzt aber dringt doch wieder der demokratische Grundsatz des schnellen Wechsels durch. Teilnehmer am Generalkapitel sind die Provinzialen, Generalkustoden und Generaldefinitoren. An der Spitze der Provinz steht der vicarius provincialis, später ebenfalls minister provincialis genannt. Seine Amtsdauer beträgt drei Jahre. Ihn unterstützt ein secretarius provincialis ohne irgendwelche Rechtsbefugnisse. Das Provinzialdefinitorium besteht aus vier vom Provinzialkapitel gewählten Mitgliedern. Das Kapitel soll seit 1618 alle drei Jahre zusammentreten, doch wird dieser Grundsatz erst seit 1667 streng durchgeführt; bis dahin beruft man es je nach Bedarf. An der Spitze des Konvents endlich steht der Guardian, seit 1643 mit dreijähriger Amtsdauer. Wie nach außen hin (z. B. in der Frage des Martinianischen Syndikus), so hatte der streitbare Orden auch innerlich seine Kämpfe. Ein Zankapfel war lange Zeit das Wahlrecht der Laienbrüder zum Provinzkapitel. Als man es ihnen abgesprochen hatte, schlugen sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen derartigen Lärm, daß man es ihnen schnell wieder zurückgab (1647). — Die unterscheidenden Merkmale des Kapuzinerordens sind Beweglichkeit und Anpassung. Was sie anfangs von andern Gemeinschaften scheidet, werfen sie bald ab, wenn sie sich seines Unwertes bewußt werden; so das Verbot, Meßstipendien anzunehmen, täglich mehr als eine Konventsmesse zu lesen 2c. Urban VIII. bestätigt ihnen die Aufhebung dieser Einrichtungen. Er kommt ihnen stets entgegen, denn er ist ihnen verpflichtet: sie sind seine besten Pioniere für die Reformierung der breiten Massen. Die innere Mission war stets das eigentliche Arbeitsfeld dieses Ordens. Nie ist sein Ansehen größer gewesen als im 17. Jahrhundert zur Zeit der Gegenreformation. Daß das Hauptfeld der Kapuziner die praktische Theologie war, ist daher klar. Die Bibliothecae Scriptorum Capuccinorum sind im Vergleiche mit denen der Jesuiten ganz unbedeutend klein. Bei Dionysius sind aufgezählt für praktische Theologie (Predigt, Polemik, Liturgik, Marienliteratur) 432 Vertreter, für außerkirchliche Wissenschaften (Geschichte, Geographie, Mathematik, Astrologie, Medizin, Ökonomie, Grammatik, Scholastik, Übersetzungen, Philosophie, Ethik, Politik u. ä.) 290. Wissenschaftlich hat sich der Orden also weniger betätigt, wie er ja auch keine eigene Theologie aufbaute, sondern den Lehren Bonaventuras folgte.

Dem Range nach ist der Kapuzinerorden nächst den Laienkongregationen der geringste. In seinen Regeln ist er der strengste. So war dieser Orden denn auch beim Volke besonders beliebt. Dies wird deutlich an einem Liede bei Weller (Die Lieder des 30jährigen Krieges, S. 87), dessen Tendenz gleich nach der Überschrift klar ist: „Esauitisch Rothe Sau. Das ist Ein Erbärmliches Vierdtes-Gleich, auch Jämmerliches Schreyen und Wehklagen vier feiner ehrbarer Vögel und Rottgesellen, auch fast aus einem Horn blasender gleichlautender Faßnachts-Brüder 1620." Diese vier Brüder sind „Jesuiter, Capuziner, Predigermönch, Unser Frauen Brüder oder Carmeliter." Von diesen kommt der Kapuziner am besten weg; eine gewisse Sympathie für ihn verrät sich in seiner Klage, der stürmische Jesuit zerstöre ihm viel. Daß auch die Großen der Erde damals die Kapuziner schätzten, geht aus verschiedenen Tatsachen hervor. Durch Kapuziner läßt Maximilian von Bayern beim Kaiser gegen Wallenstein arbeiten. Auf dem Regensburger Kurfürstentag vertritt P. Josef die Politik Richelieus. Und Leopold I. erwählt sich zum Ratgeber Marcus von Aviano.

Der Kapuzinerorden hat, wie erwähnt, stets einen demokratischen Charakter gehabt. Sein Wirken war ganz auf das Volk gerichtet; seine Mittel dazu stammen aus jenen Kreisen. Der Jesuit schafft in komplizierten Situationen, der Kapuziner baut auf schwer zu durchfurchendem Boden. Daher war der Orden der Kapuziner für das 17. Jahrhundert, das die ganze Kultur des großen Volkes in primitive Zustände zurückwarf, der gegebene Helfer und Erneuerer. Die Jesuiten retten, was von der alten Kultur zu retten ist, hinüber in die neue

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeit. Sie überwinden die Dekadenz durch Überhöhung ihrer noch lebensfähigen Elemente. Die Kapuziner schaffen etwas Neues, von Grund auf, ohne historische Anknüpfung an das Gewordene; sie verneinen alles bisher Gewonnene, was als Ganzes einen Komplex rein theoretisch-geistiger Werte darstellt, und führen wieder zur Bejahung des praktischen Lebens durch das Evangelium der Arbeit.

Wir konnten der Entwicklung Procops folgen bis zur Tür des Klosters am Neuen Markt in Wien. Wie trat er hier wohl ein? Sicher kam er nicht als Gebrochener, als Weltflüchtiger, als Pessimist. Es hätte dann vorher ein Energieverbrauch stattfinden müssen, der aber alle Kraft, die später aus des Mannes Werk hervorstrotzt, unerklärbar ließe. Vielmehr erschien dem Achtzehnjährigen der Übergang zum Katholizismus als die natürliche organische Weiterentwicklung der Kräfte, die beim Eintritt in die katholische Welt in seinem Herzen zu treiben angefangen hatten. In der katholischen Luft wird sein Denken demgemäß orientiert; was das Herz anzieht, erkennt der Verstand als richtig. Also ist es das Wahre. Der Gang zum Kloster ist nur der logische Endpunkt eines solchen Denkprozesses. Erhobenen Hauptes macht der Jüngling den letzten Schritt. Procop spricht einmal von seinem Eintritt ins Kloster (Poenitentiale Ed. 2, Lignum Vitae 1, Opusc. 3, S. 496): „Ich weiß mich noch zu erinnern, daß da ich anhielte in meinem heiligen Orden aufgenommen zu werden, da hat man mir unterschiedliche Sachen fürgehalten, und mich gefragt: Ob ich irgent was schuldig wäre, Ob ich nicht jemand die Ehe versprochen hätte, Ob ich nicht etwa schon vorhin Profeß wäre in einem andern Ordensstand, voraus aber hat man wöllen wissen, Ob ich nicht irgende mit einer heimlichen Krankheit behafftet wäre, ich solte es sagen und offenbahren; denn so dem also, würde weder ich für den Orden, noch der Orden für mich taugen! Und gesetzt, daß ich auch schon Profeß thäte, würde doch der Orden nicht schuldig sein wöllen mich zu behalten, sondern thäte mich dennoch wider hinauß; auß Ursach, weil ich nicht redlich mit ihme gehandelt hatte, in dem ich mein Anligen nicht geoffenbahret, da man mich gefragt hätt." Gesundheit des Körpers und der Seele also forderte man vom Nachwuchs. Man wollte kräftige Reformatoren, einen tadellosen geistlichen Stand. Allerdings hatte es vor einem Menschenalter noch schlimm damit ausgesehen. 1584 z. B. mußte Khlesl an Erzherzog Ferdinand berichten: „Der mehrere Teil aus den Prälaten, Pfarrern, Priestern und geistlichen Personen in Österreich ob und unter der Enns steckt in einem gottlosen, freien, frechen, mutwilligen Leben." Als Bischof von Wien hat Khlesl 1599—1630 durchgreifend seine Geistlichkeit reformiert und so auch die von Procop erwähnten strengen Forderungen an die Novizen festgesetzt. Man sollte nicht mehr glauben, man könne nun, wenn man das Schwert aus der kranken Hand fallen lasse, zum Kreuze greifen.

Über seine Novizenjahre sagt uns Procop nichts, außer daß er 1630 den berühmten Frater Dominicus a Jesu Maria auf seinem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sterbelager in der Hofburg sah. Vermutlich hat die Ausbildung Procops sieben Jahre gewährt. Diese Zeit war wenigstens seit 1564 festgesetzt. Der Novize sollte bei seinen Lectores drei Jahre Philosophie, vier Jahre Theologie studieren. Danach war er für ein Amt reif. Ob diese lange Lehrzeit in jenen Tagen des Kampfes, zumal von dem freien Kapuzinerorden, innegehalten wurde, kann man bezweifeln. Dagegen spricht auch die Tatsache, daß bei der Redaktion der Institutiones 1643 die siebenjährige Studienzeit wieder betont wurde. Anderseits wird man gerade die Konvertiten besonders lange einbehalten haben. Dem Studiengange Procops nachzugehen ist bei dem Mangel an Material hiefür überflüssig. Wir kämen damit nur auf den normalen Bildungsweg eines Geistlichen jener Zeit. Faßt man die Quellen für Procops Werke zusammen, so ergibt sich zuerst die fleißige Benutzung der großen Exempelsammlungen, Enzyklopädien, Konkordanzen. Diese hat der Jüngling schwerlich studiert; der Prediger gebraucht sie beim Ausarbeiten seiner Predigt. Studiert aber wurden die Kirchenväter. Historische Schriften benutzte man hauptsächlich ebenso wie die Enzyklopädien. Eine systematische Geschichtsforschung wurde einerseits durch die Anekdotensammlungen der Polyhistoren nicht geboten, anderseits von dem Unterhaltung suchenden Publikum nicht gefordert. Das theologische Wissen jener Zeit hat den trockenen Charakter des Lexikalischen, Enzyklopädischen. Für andere Wissenschaften war der Grund zu einer modernen Forschungsmethode der Einzeluntersuchung gelegt: man verzichtet auf die Breite und dringt dafür in die Tiefe. Die Kirche mit ihrer Wissenschaft kann hierin nicht folgen: die katholische noch weniger als die protestantische. Denn ihre Vertreter sind noch viel stärker soziale Faktoren als die jener Glaubensgemeinschaft. Der katholische Geistliche als die im Volke allwirkende Kraft muß für seine Aufgabe gerüstet sein mit allumfassendem Wissen. Jene Theologie ist daher eine praktische Disziplin. Es handelt sich darum, brauchbares Handwerkzeug zu schaffen, das man dem Arbeiter im Weinberge des Herrn in die Hand geben kann. In diesem Sinne, zu diesem Zwecke durchläuft der Novize alle Wissenschaften. So gewinnt er eine große Fülle an Stoff. Die Methode der Aneignung und anderseits der Enteignung, Mitteilung dieses Materials, gibt ihm sein Lektor durch das Studium der Antike und der Philosophie. Die Antike ist hier nur die Palaestra, durchaus nicht Selbstzweck. An dem abstrakt-theoretischen Normalgebäude einer reinen Sprache lernt der Schüler die Fülle des lebendig Fließenden zu fassen und in eine einfache logisch tadellose Formel zu bringen. Die Demonstration der in der Sprache wirkenden Vernunft führt zur Bejahung alles Seins überhaupt als einer Darstellung der immanenten Vernunft. So ist die Beschäftigung mit der Antike verwandt der Philosophie. Beide sind Kunstlehren. Hiervon werden wir in Procops Werken, d. h. nach seiner Lehrzeit, nicht mehr viel spüren. Belesenheit in der Literatur der Alten zeigt sich nur in einigen Zitaten, denen dann entsprechend ihrer Verwendung eine sinnverzerrende moralische Auslegung gegeben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wird. Einige logische Schlüsse werden vorgebracht, um dem Hörer Achtung vor der Wissenschaft beizubringen, doch wird er immer sogleich von der Tür ihres geheimnisvollen Reiches zurückgestoßen mit der Bemerkung, solche Untersuchungen seien Sache der Schulen. — Daß Procop sich mit der Logik befaßt hat, schließe ich aus seinem Stile.

Daß Procop in Wien auch die Universität besuchte, ist anzunehmen, zumal da er doch mit abgeschlossener Gymnasialbildung herkam. An der Universität waren damals die Jesuiten die Leitenden; seit 1625 hatten sie zwei Drittel aller Kollegien inne. 1624 haben sie rund 1000 Schüler. Durchschnittlich legen jährlich 50 bis 80 das Baccalaureenexamen ab, 20 bis 30 das Examen für das Magisterium. Khuen nennt Procop in einem Encomium: die Zier in beiden Fakultäten. Vielleicht ist hiermit gesagt, daß der Gerühmte einen philosophischen Grad besaß. Das Recht der Promotion aber besaßen in Wien nur die Jesuiten auf der Universität. Ständig in Streit mit den Dominikanern, waren sie bemüht, die studia superiora überhaupt an sich zu ziehen. Um den lateinischen und theologischen Unterricht der Dominikaner, Minoriten, Karmeliter, Augustiner und Benediktiner zu beeinträchtigen, versuchten sie 1626 jenen das Recht der disputatio abzusprechen. Allerdings ohne Erfolg. Die Jesuiten verfügten damals über die besten Lehrkräfte. 1624 war Martinus Becanus gestorben, ein scharfer Kämpfer gegen die Kalvinisten, deren einzelnen Lehren er in geistreichen, scharfsinnigen Schriften zu Leibe geht. In seinem Manuale controversiarum faßt er alles zusammen. Seine Summa theologiae scholasticae wird noch 1657 neu herausgegeben. Seine Stelle sollte Adamus Tanner ausfüllen, den Ferdinand II. aber bald zum cancellarius pragensis academiae macht und dessen Universa theologia scholastica ein erstklassiges Werk ist. Auch Tanner war ein Ketzerbekämpfer in Wort und Schrift. Den Fels der katholischen Kirche gegen die Ketzer zu behaupten, hatte sich Matthias Faber zur Lebensarbeit gesetzt, der 1637 als 50jähriger bei den Wiener Jesuiten eintrat. Ambrosius Peñalosa war ein inbrünstiger Verehrer Marias. Ter cotidie eius rosarium recitabat. Ihr widmete er seine Vindiciae Deiparae Virginis de peccato originali et debito illius contrahendi, 1650. Das 1635 erschienene Werk De Christi et S. Spiritus divinitate polemisiert gegen alte und neue Häresien. Guilelmus Lamormaini, der vielberufene Beichtvater des Kaisers (1623 bis 1648 in Wien), wirkt auch an der Akademie. Als besonderer Liebhaber Mariae bestimmt er den Kaiser zu Marienfesten. Joh. Bapt. Posarel faßt 1638 Mariae Tugenden in eine Corona stellarum duodecim (3 Bde).

Wenn man den Geschichtschreibern glauben darf, so beherbergte Wien damals nur sehr wenige Männer von überragender Bedeutung. Religiöse oder theologische Größen sucht man vergeblich. Hier ist Khlesl an die erste Stelle zu setzen. Seit 1628 wirkt er wieder in Wien. Aber nur noch kurze Zeit, am 18. September 1630 stirbt er. Dieser Mann hat die Öffentlichkeit stark beschäftigt. Bei Weller steht ein Lied aus dem Jahre 1619: „Cursus Kleselianus. Klösels Kunst-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hoffen oder Beschreibung des degradirten Kardinal Klesels Leben, Rath und Anschlägen". Hammer-Purgstall (4. Anhang) bringt noch mehrere ähnliche wichtige Dokumente bei. Procop erwähnt Khlesl, einen der berühmtesten Männer seiner Zeit, nie. Man darf daraus wohl schließen, daß starke religiöse Wirkungen von der Person des Reformators nicht ausgingen. — Das Jahr 1630 rief noch einen andern Glaubenshelden zur Ewigkeit ab: den berühmten Karmeliter Dominicus a Jesu Maria (Rezota). 1629 war er nach Wien gekommen, in seinem schützenden Gewande ein wunderbares Kleinod bergend, dessen Ruhm durch alle Lande Österreichs geeilt war: das Marienbild, mit dessen Hilfe er die Schlacht am Weißen Berge entschieden haben soll. Procop sah Dominicus, er besuchte ihn mit seinem Guardian in der Hofburg, wo man dem Kranken seine Ruhestatt gerichtet hatte. Natürlich hinterließ diese große Persönlichkeit bei dem 21jährigen einen tiefen Eindruck. „Praememoratum R. P. Dominicum novi in ultima sua aegritudine ut Socius meus R. P. Guardiani ipsum visitavi in aula sive residentia caesarea, in qua illum Imperator honoris causa collocari curaverat, ubi etiam piissime obijt, et post obitum comitatus sum funus ipsius ex aula per totam Civitatem Viennensem ad Monasterium R. R. P. P. Carmelitarum discalceatorum, quod tunc recens aedificabatur: Comitabatur illud etiam totus Clerus, sicut et Ipsa Caesarea Majestas Ferdinandus II. una cum Principibus, Archiducibus, Filijs Ferdinando III. et Leopoldo varijs in locis Episcopo, ac innumerabili Populi multitudine, nobilum et ignobilium." — Zeitweise in Wien war der schon oben erwähnte Valerianus Magnus. Auch den eifrigen Reformator Ungarns und Schlesiens, den Jesuiten Jodocus Kedd, mag Procop öfter in Wien gesehen und gehört haben und, dadurch angeregt, zu einem seiner 80 opuscula gegen die Häretiker gegriffen haben. Allen diesen Männern gemeinsam ist der apologetische Charakter. Wir sahen, daß auch die Wissenschaft jener Tage dieselben Züge trug. Alles wirkt hier also zusammen, dem jungen Konvertiten die Waffen zu schmieden gegen den Drachen der Ketzerei. — Eine andere Strömung im religiösen Leben der Reichshauptstadt ist die Marienminne. Von Ambrosius Peñalosa war schon die Rede. Aber nicht nur in einzelnen Persönlichkeiten verkörpert sich die Verehrung der Gottesmutter, sie drückt sich auch aus in Festen, die die Träger des Volkswillens sind. Die Anregung freilich ging aus vom kaiserlichen Hofe. Des Kaisers Gemahlin Maria Gonzaga von Mantua hatte die Liebe zu ihrer himmlischen Mutter aus ihrer südlich sonnigen Heimat mitgenommen. Ihr Gemahl vereinigte sich mit ihr in dieser hehren Liebe. Unter dem Schutze beider entstehen in Wien Marianische Kongregationen. Marienkult, Marienfeste werden erneuert. Auf Betreiben Lamormainis ordnet Ferdinand 1629 die Feier des Festes der Unbefleckten Empfängnis an. Am 20. November ergeht Khlesls Mandat an die Diözese, am 28. der Konsistorialbefehl an die Wiener Prediger bei St. Hieronymus, Königinkloster, Himmel-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pforte, Schottenkirche, St. Ulrich, St. Auguſtin, St. Stephan. Hier ſind die Kapuziner alſo im Mariendienſte tätig. Am 8. Dezember findet dann die Feier ſtatt. Der Kaiſer wohnt dem Feſtakte in St. Stephan bei. 1630 erhöht ein Jubelablaß die Freude der Marienverehrer. Auch die ziemlich vergeſſenen Prozeſſionen führt Ferdinand wieder ein. 1632 geht wieder die erſte Prozeſſion nach Mariazell, aus Dank für einen Sieg über die Schweden. Die Prozeſſion findet von nun ab jedes Jahr im Juli ſtatt. Außer dem erwähnten Bilde des Dominicus, das auf Bitten der Kaiſerin in der Karmeliterkirche aufgeſtellt war, ſtand für feierliche Umzüge noch ein anderes, nicht minder berühmtes zur Verfügung: Maria mit der Axt bei den Franziskanern. Von dieſem Bilde erzählt Procop einmal, ein wütender ketzeriſcher Edelmann habe es mit einer Axt zerſchlagen wollen. Die Tradition des Marienkultus in Wien erbte ſich fort auf Ferdinand III. Wir haben davon nicht zu reden; dort ſehen wir dann Procop ſchon ſelbſt im Mariendienſte tätig. Die Verehrung der Gottesmutter findet in der Kunſt ihren Ausdruck, vornehmlich in der Lyrik und in der Malerei. Natürlich fehlte auch dies damals nicht in Wien. Gerade hier lebt auch ein Mann, der ſich die Pflege des kirchlichen Geſanges angelegen ſein läßt: Siccus Cremonenſis veröffentlicht 1634 zwei Bücher de ecclesiastica hymnodia. Die Muſik, und zwar die italieniſche, hatte in Wien ihre Stätte ſeit Maximilian II. — Wenn Procop uns in ſeinen Gedichten das auf der rollenden Kugel dahinjagende Glück zeigt, ſo iſt das eine Reminiszenz an Bilder, wie man ſie in der bedeutenden Gemäldeſammlung ſehen konnte, die Matthias nach ſeiner Reſidenz gebracht hatte.

Gebet.

Von Fritz Schnack.

Herr, laß' mich Armen dankbar ſein
Für jeden Tag,
Der mit dem frühen Stundenſchlag
Mir leuchtend bricht ins Herz hinein!

Für jede Welle, die am Ufer klingt,
Wo ſtill mein Schiff vor Anker liegt,
Für jeden Wind, der über meinen Giebel fliegt,
Für jeden Vogel, der in meinem Garten ſingt!

Demütig laß' vor dir mich ſein
Und mit erſtaunten Augen ſchauen,
Was deine großen Hände bauen
Wie Spiele in die Welt hinein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berichte an die Wiener Hofstellen über den Priestermangel in einigen Diözesen am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Von Privatdozent **Dr. Hubert Ballgen.**

Am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts herrschte in Österreich ein nicht unbedeutender Priestermangel. Weder Stipendien noch Examenerleichterungen wollten dem abhelfen. Um der ärgsten Übelstände Herr zu werden, machten die Bischöfe bei Hof Vorstellungen. Daraufhin erschienen am 25. März 1802 zwei kaiserliche Handbillette zur Steuerung der Not im Säkular- und im Regularklerus.[1]) Es half nicht viel, wenigstens nicht überall. Die Kriegswirren, die fortwährenden Verschiebungen der Diözesan-Jurisdiktionen und -grenzen, die schablonenmäßig den alle paar Jahre wechselnden Territorialgrenzen angepaßt wurden, vergrößerten den Mangel in den damit betroffenen Sprengeln begreiflicherweise noch mehr. Die Ordinariate wandten sich wiederum an die Regierung um Abhilfe. Einige im k. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien erliegende Akten enthalten die Berichte der Ordinariate und der zuständigen Regierungen über die Ursachen des Mangels an Klerus und die Angabe der Mittel, ihm abzuhelfen. Von besonderem Interesse aber sind die über diese Ursachen und Mittel geäußerten Ansichten der leitenden Staatsmänner.

Am 17. Dezember 1807[2]) verfaßte die vereinigte Kanzlei einen Vortrag „Über die Ursachen des Mangels an Säkulargeistlichkeit und in Ansehung der Mittel, diesem Mangel abzuhelfen". Zur Unterlage diente ihr ein Bericht des steirisch-kärntnerischen Guberniums, das vorher die Äußerungen der Ordinariate darüber erhalten hatte.

In Steiermark hatte von 1802 bis 1805 der Säkularklerus um 14, der Regularklerus um 15 Köpfe abgenommen. In Kärnten hatte sich dieser um 25 vermindert, der Säkularklerus war dagegen um 9 gewachsen. Es ergab sich also doch eine Abnahme um 16.

---

[1]) Vgl. Beidtel, Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung, herausgegeben von A. Huber (Innsbruck, 1898), II, 159.

[2]) K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. Akt 57 vom Jahre 1807. Im folgenden ist dieses Archiv immer gemeint, wenn nicht anders angegeben wird.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Ordinariate fanden die Hauptursache des Mangels an Kandidaten für den Priesterstand im Zeitgeist. Ebenso die Direktoren der theologischen Fakultät. Die Mittel zur Abhilfe, die von diesen Seiten in Vorschlag gebracht wurden, ergeben sich aus den Bemerkungen des Guberniums dazu: von seiten der Staatsverwaltung geschehe alles mögliche, um dasjenige, was der Zeitgeist hierin Nachteiliges mit sich bringe, zu entfernen; es gehöre aber unter die unmöglichen Dinge, „wenn man von ihr fordern wolle, daß sie Moralität, Glauben, inneren frommen Sinn durch physische Gewalt erzwingen soll und daß, wenn die von der Staatsverwaltung bereits getroffenen Anstalten, als die Gründung der Lehrstühle der Religion für die Schüler der Gymnasialstudien und der Philosophie, die Leitung der Volksschulen durch die Geistlichkeit, die Religionsprüfungen bei Eingehung der Ehen, eine erwünschliche Änderung im Zeitgeiste nicht hervorbringe, die Schuld davon an denjenigen liege, die diese Anstalten auszuführen haben". Ferner bemerkte das Gubernium, es gebe eine nicht geringe Zahl von Priestern, die mit ihrem Stande unzufrieden seien. Weder dieser Umstand noch das Betragen vieler Seelsorger in ihrem Amte könne „der bösen Stimmung des Zeitgeistes" entgegenwirken.

Die Kanzlei hatte diesen Bemerkungen nichts entgegenzusetzen, aber sie glaubte bei der bloßen Erkenntnis derselben nicht stehenbleiben zu dürfen, sondern erachtete, es sei das Gubernium mit Billigung seiner Grundsätze anzuweisen, „auf die Zweckmäßigkeit und den Eifer, womit die neu aufgestellten Religionslehrer ihre Pflicht erfüllen, genaue Aufsicht führen zu lassen und sich selbst davon zu überzeugen, den Ordinariaten aber zu eröffnen, Eure Majestät setzten in ihren Eifer das Vertrauen, daß sie — durch ihre Wachsamkeit über den Klerus, durch Verhaltung desselben zur Erteilung eines vorschriftsmäßigen Religionsunterrichtes bei der Jugend in den Schulen und außer denselben, durch Handhabung der Zucht unter dem Klerus selbst und durch weise Strenge gegen jeden entdeckten Fehltritt eines Geistlichen — mit den vielen Anstalten, welche von seiten der Staatsverwaltung schon getroffen worden sind, mitwirken werden, um in dem Zeitgeist eine für den Klerus günstigere Stimmung zu erwirken, welche nicht plötzlich, sondern allmählich, nicht durch physische Gewalt, sondern durch moralisches Einwirken auf Eltern und Kinder durch Lehre und Beispiele allein erzielt werden kann".

Eine andere „Hauptursache" des Mangels an gutem Klerus fand das Gubernium „in den vorigen Verhältnissen dieser Provinzen in Rücksicht der geistlichen Verfassung, indem sie einst gar nicht im Lande residierende Bischöfe, keine ordentlichen Kapitel und Konsistorien, keine wohl dotierten ordentlichen Alumnate hatten". Später sei das Generalseminar nicht glücklich geleitet worden. Nach seiner Auflösung sei aus Mangel an Fond kein Ersatz hergestellt und die ganze Bildung des Klerus von den oft sehr mangelhaften öffentlichen theologischen Vorlesungen abhängig geworden. „Einige dieser ungünstigen Verhältnisse", meint das Gubernium, seien zwar bereits gehoben. Zur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hebung der übrigen schlug es vor: „die baldige Ausführung der Organisierung der Diözesen, die Herstellung ordentlich bestellter Priesterhäuser, in welchen der Klerus durch die ganze Zeit seiner theologischen Studien gebildet werde, zu der besseren Einrichtung derselben aber auch anzuraten, die Statuten derselben der höchsten Genehmigung zu unterziehen und die Bestätigung der Direktoren, gleich jener der Generalvikare Eurer Majestät vorzubehalten, endlich eine genaue, den Zeitbedürfnissen entsprechende Auswahl der theologischen Professoren zu treffen".

Dazu bemerkte die vereinigte Kanzlei: die Vorlegung der Statuten der Priesterhäuser sei ohnehin in den Gesetzen gegründet; die Ernennung der Vorsteher der Alumnate der Allerhöchsten Bestätigung vorzubehalten, aber fände sie nicht „den Allerhöchsten Gesinnungen angemessen". Seit Aufhebung der Generalseminarien sei das ausschließlich den Bischöfen überlassen worden; auch würde hiedurch dem Ansehen der Bischöfe zu nahe getreten.

Ferner gab das Gubernium als Gründe an: wenige widmeten sich den höheren Studien, die ärmere Jugend habe zu wenige Gymnasial- und philosophische Lehranstalten; dort aber, wo solche seien, lebe man zu teuer und sei zu wenig Unterstützung vorhanden. Die Konvikte kämen zu hoch zu stehen; durch diese sei auch die Zahl der Stipendien vermindert worden. Daß die Bezahlung des Schulgeldes an der Verminderung schuld sei, wie das Leobener Ordinariat bemerkt hatte, fand das Gubernium unbegründet „bei der so leicht zu erhaltenden Befreiung" von demselben. Die Gegenmittel, die es vorschlug, waren:

1. die Errichtung eines Gymnasiums zu Cilli, die es schon 1803 angetragen habe, „worauf auch der Fürstbischof von Lavant seine Hoffnung der Abhilfe gegen den Mangel an Klerus setzt und zu dem Ende das ganze Vermögen des dortigen Minoritenkonventes dieser Lehranstalt zu widmen bittet". Diesem Vorschlag fügte es den Wunsch bei, einem Kloster oder Stifte in Untersteiermark den Gymnasialunterricht zu übergeben. Es wußte freilich keines dafür anzugeben. Admont habe nicht Leute genug; „sonst aber ist es keinem Stifte oder Kloster bisher Ernst gewesen oder gelungen, zum Lehramte taugliche Subjekte zu bekommen".

2. Zurückversetzung des Gymnasiums von Leoben nach Admont und Gründung eines Konviktes in diesem Stifte. Bliebe aber der Söhne der Beamten wegen das Gymnasium in Leoben, so sollten die Dominikaner daselbst aufgehoben und von Admont mehrere Geistliche unter einem Superior genommen werden mit der Verpflichtung, anstatt in Admont in Leoben ein Konvikt zu errichten.

3. Errichtung von Gymnasien in St. Lambrecht, sobald der Personalstand des Stiftes es zuließe; in St. Andrä in Kärnten und „vielleicht noch an einem anderen Orte Oberkärntens".

Dazu bemerkte die Kanzlei: Das in Graz bestehende Konvikt genüge für Steiermark; für Kärnten bestehe bereits die kaiserliche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entschließung. Es solle also von der Errichtung eines solchen abgesehen werden, wenn nicht die Stände es herstellen wollen. Wohl müsse in Kärnten ein Gymnasium errichtet werden, entweder zu St. Andrä (nach Versetzung des Bistums[1]) oder in Eberndorf, wohin auch die Cillier Schüler kommen könnten. Den Unterricht könnten die Blasianer übernehmen. Die anderen Anträge verwarf die Kanzlei. Auf das Minoritenvermögen habe der Religionsfonds allein Anspruch. Dieser bedürfe derselben zur besseren Dotierung der Seelsorger. Admont läge an der äußersten Spitze Steiermarks, in einer zu rauhen Gegend. Man werde also dort noch weniger Schüler haben als in Leoben. In letzterer Stadt ein Konvikt anzulegen, sei nicht rätlich wegen der Nähe von Graz, also unvorteilhaft für Untersteiermark und Kärnten. Überhaupt reichten für Steiermark die drei Gymnasien von Graz, Leoben und Marburg aus; für Kärnten wäre hinlänglich gesorgt durch das Gymnasium zu Klagenfurt und das nach Antrag zu errichtende in St. Andrä oder Eberndorf. Käme St. Andrä zur Auswahl, so könne man immer noch überlegen, ob auch eines in Cilli zu errichten rätlich sei.

Den letzten Grund des Klerikermangels fand das Gubernium in der ungünstigen Aussicht und dem geringen Unterhalt der meisten Seelsorger. Als Gegenmittel brachte es eine bessere Dotierung derselben in Antrag, wozu aber der Religionsfonds nicht hinreichte. — Die Kanzlei betonte, dieses sei schon längerhin der Gegenstand ihrer Überlegung gewesen; aber die von ihr dem Gubernium abgeforderten Vorschläge, „wie dem Abgang des Religionsfonds abzuhelfen wäre", seien noch nicht eingetroffen.

Der Fürstbischof von Seckau hatte vorgeschlagen, der Religionsfonds solle für die Messen dieses Fonds auch die Stipendien zahlen. Darauf wollte die Kanzlei aber nur eingehen, wenn der Fonds zu einer Gehaltszulage ausreichte und der Bischof die Meßverbindlichkeiten reduzierte.

Das Gubernium hatte eigentlich nur über den Säkularklerus berichtet, nicht über den Ordensklerus. Auf seine Anfrage, ob es auch über diesen sich äußern sollte, erwiderte die Kanzlei, es sei nicht nötig, indem in Kärnten kein Stift bestehe und leicht erklärbar sei, warum die anderen Orden keine Kandidaten bekämen.

Der Vortrag der Kanzlei mußte den Staatsrat passieren. Der erste und in der Regel ausschlaggebende Referent oder Votant war in den Kultusangelegenheiten Martin von Lorenz, den man wegen seines großen Einflusses den österreichischen Papst nannte. Wir führen des Interesses wegen seine Ausführungen wörtlich an:

„Die hier angegebenen Ursachen des Mangels an Nachwuchs des Säkularklerus sind eben dieselben, deren im Jahre 1800 sämtliche Ordinariate erwähnten und die anderwärts durch die Befolgung der Allerhöchsten Vorschrift vom 25. März 1802, die desfalls erlassen wurden, glücklich gehoben worden

[1]) Darüber wurden damals viele Verhandlungen geführt, die ich später veröffentlichen werde.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sind, so daß die böhmischen, mährischen und Österreich ob und unter ennsischen Diözesen keinen Abgang mehr an geistlichen Kandidaten, wohl aber noch an Seelsorgern fühlen, weil die Lücke der letzteren mit den ersteren, die eine mehrjährige Bildung brauchen, nicht so geschwind ausgefüllt werden konnte, besonders da die epidemischen Krankheiten vom Jahre 1806 so viele Seelsorger in den besten Jahren wegrafften. Der Mangel wurde hauptsächlich durch die dort bereits hergestellten und gut eingerichteten bischöflichen Seminare und durch vermehrte philosophische Studien befördert. Beide diese Anstalten mangeln in Steiermark und Kärnten noch beinahe ganz. Lavant und Leoben hat noch gar kein Seminarium. Seckau und Gurk sind zwar damit versehen, aber keines ist geräumig genug, noch auch gehörig reguliert und eingerichtet. Das philosophische Studium besteht nur in Graz und Klagenfurt. Für Kärnten dürfte das letztere hinlänglich, aber in Steiermark, das in der Extension und Bevölkerung beinahe zweimal größer ist als Kärnten, noch eines in Unter- und das dritte in Obersteiermark nötig sein. Die Ordinariate von Königgrätz, Leitmeritz, Budweis und St. Pölten schreiben den gegenwärtigen gedeihlichen Nachwuchs geistlicher Kandidaten lediglich den in ihren Diözesen neu eingerichteten philosophischen Studienanstalten zu, und auch die Stifte und Klöster gewinnen dabei vieles. Eben wegen des in der Brünner Diözese noch obwaltenden Mangels an Seelsorgern fanden Eure Majestät sich bewogen, dort derselben zwei neue, in Brünn und Nikolsburg, errichten zu lassen.

Meines gehorsamsten Erachtens liegt der Mangel an Klerus nicht so fast in dem dermaligen Zeitgeist, der in Böhmen und Innerösterreich derselbe ist, als vielmehr in der Nichtexistenz der eben berührten Anstalten, wozu noch die allzu geringe, mit den jetzigen ungeheuren Preisen aller Lebensbedürfnisse außer allem Verhältnis gekommene Dotation so vieler Seelsorger kommt.

Wenn die innerösterreichischen Ordinariate sich ebenso eifrig und tätig wie die böhmischen und österreichischen um diese Anstalten bekümmert hätten und ihnen diesfalls von Seite des Guberniums gehörig sekundiert worden wäre, so würde es da mit dem Mangel an Seelsorgern nicht so weit gekommen sein.

In Absicht auf die Gymnasien ist in Kärnten nebst dem in Klagenfurt noch ein zweites allerdings notwendig; aber in Steiermark sind deren genug, wenn das bereits in St. Lambrecht ohne Vorwissen der Landes- und Hofstelle mit 40 bis 50 Schülern begonnene gehörig reguliert und der öffentlichen Aufsicht der Staatsverwaltung unterzogen sein wird. Da an dem Gymnasium in Leoben von jeher so wenige Schüler waren, deren Zahl nie über 30 gekommen, und diese, wenn das in St. Lambrecht gesetzliche Existenz erhält, wahrscheinlicherweise sich noch mehr vermindern werden, so wäre jenes entweder ganz aufzuheben oder nur auf die drei ersten Klassen zu reduzieren und diese den dortigen Dominikanern anzuvertrauen; dafür aber wäre das Stift Admont, das bisher die Verbindlichkeit hatte, die dortigen Professoren aus seinem Stifte zu stellen und zu unterhalten, zu verpflichten, ein ordentliches Studium in seinem Stifte zu errichten oder dazu die Professoren nach St. Lambrecht, das mehr im Mittelpunkt von Obersteier liegt, zu liefern.

Daß die Bischöfe verhalten werden sollen, die Statuten und Satzungen ihrer Seminare zur Allerhöchsten Einsicht vorzuschlagen, nicht aber auch die höchste Bestätigung der von ihnen ernannten Vorsteher anzusuchen, und daß der obere, deutsche Teil von Marburg nicht dem Seckauer Ordinariate zugewiesen, und endlich die Juristen vom Genusse ihrer Stipendien nicht ausgeschlossen werden sollen, wie der Direktor der theologischen Studien in Klagenfurt glaubte, — mit allen diesen Anträgen ist die Kanzlei vollkommen recht daran."

Lorenz stellte dementsprechend folgende Resolutio Augustissima auf:

Wenn in Steiermark das schon so lange herumgetriebene Diözesanregulierungsgeschäft einmal zustande gekommen, — wenn dort sowohl als in Kärnten die bischöflichen Seminare und das Studienwesen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehörig eingerichtet sein und die Seelsorger die ihnen schon so oft zugesicherte verbesserte Dotation erhalten haben werden, so wird der Mangel an geistlichen Kandidaten dort ebenso wie anderwärts, wo diese Anstalten alle schon bestehen, unfehlbar aufhören. Es ist demnach das steirisch-kärntnerische Gubernium zur ungesäumten Erstattung der diesfalls ausständigen Berichte mit allem Nachdruck zu verhalten und demselben zugleich zur weiteren Überlegung mitzugeben, ob das zur Erzielung eines mehreren geistlichen Nachwuchses notwendige philosophische Studium in Admont oder in St. Lambrecht herzustellen komme; dann ob das Gymnasium in Leoben, das von jeher zu wenige Schüler zählte und dann noch weniger zählen dürfte, wenn das Lambrechter Gymnasium gehörig reguliert sein wird, nicht etwa ganz aufzuheben oder nur auf die drei ersten Gymnasialklassen zu reduzieren und den dortigen Dominikanern anzuvertrauen sei, dafür aber Admont ꝛc. wie oben. Im übrigen erhält das Einraten der Kanzlei meine Genehmigung.

Damit waren auch der Staatsrat Anton v. Pfleger und die Minister, die Grafen Johann Rudolf Chotek und Zinsendorf einverstanden. Erzherzog Rainer unterschrieb den Entwurf am 25. Jänner 1808.

Viel empfindlicher war der Mangel an Seelsorgern in der Salzburger Diözese geworden. Fürst Metternich hielt darüber am 24. Mai 1817 Vortrag.[1]) Das Domkapitel von Salzburg hatte sich mit dem Ersuchen an ihn gewendet, ein von ihm an den Papst gerichtetes Bittschreiben nach Rom zu befördern. In diesem war der Heilige Vater ersucht worden, dem Salzburger Konsistorium das Generalvikariat zu übertragen. Das Erzbistum war schon seit fünf Jahren seines Erzbischofs, seit zwei des zum Koadjutor bestimmten Bischofs von Chiemsee beraubt; der zum Erzbischof ernannte Graf Firmian aber war noch nicht konsekriert und konnte nicht funktionieren. Die Verhandlungen mit Rom in der Sache Firmian, auf deren Beschleunigung Metternich zu dringen versprach, zogen sich in die Länge. Seit zwei Jahren war die Priesterweihe unterblieben. 16 Alumnen waren auf sie vorbereitet, ohne zum Ziel zu gelangen. Und doch waren zwölf „selbständige Seelsorgplätze unbesetzt und zu Provisoren derselben im Drange der Not Leute angestellt worden, denen man sonst nie eine selbständige Seelsorge anvertraut haben würde. Sollten sich noch einige Erledigungen ergeben, so würden ganze Gemeinden ohne Gottesdienst, Religions- und Schulunterricht sein, da in diesem Gebirgslande sich die Seelsorger gegenseitig nicht unterstützen können". Mit diesen Worten war das Kreisamt von Salzburg bei der vereinigten Kanzlei vorstellig geworden, die darüber am 16. Oktober 1817 Vortrag hielt.[2])

[1]) K. u. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv. 3980.
[2]) Ebend. 8239.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:07 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die tiefere Bedeutung in Grabbes Luſtſpiel: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung.

Ein Beitrag zum Verſtändnis Chriſtian Grabbes.

Von Heinr. Joſ. Radermacher.

Goedeke ſchließt ſeine Beſprechung dieſes Produktes Grabbeſcher Poeſie mit der Behauptung: „Alles, was der Titel ſagt, bietet das Stück, wenn man die tiefere Bedeutung ausnimmt, und von der entſchiedenen Weltanſicht, die dem Stücke zugrunde liegen ſoll, iſt auch nichts zu entdecken, wenn es nicht die ſein ſoll, daß die Welt ein mittelmäßiges Luſtſpiel ſei. — Für Grabbe," fährt er dann fort, „war ſie wenigſtens ein weinerliches Trauerſpiel oder ein katzenjämmerliches Melodrama."

Wenn aber Grabbe im Vorwort auf die nihiliſtiſche Weltanſchauung hinweiſt, die dem ganzen Luſtſpiel zugrunde liegen ſoll, und in der Halliſchen Literaturzeitung ſelbſt die Verzweiflung erwähnt, die man in dieſem Luſtſpiel aus dem Lachen heraushöre, ſo müſſen wir zunächſt im Vertrauen auf ſeine Äußerung annehmen, daß dem Luſtſpiel wirklich eine tiefere Bedeutung innewohnt. Denn ſoweit das Luſtſpiel ſich ſieghaft gegen das Krankhafte und Verkehrte der damaligen Literatur richtet, wirkt ſeine Komik erheiternd und befreiend. Das Lachen der Verzweiflung hat einen anderen Urſprung. Seine Quelle liegt tiefer, auf einem ganz anderen Gebiete. Das Rauſchen und Toſen einer tragiſchen Unterſtrömung wird hörbar, wenn wir unſere Aufmerkſamkeit von der literar-ſatiriſchen Oberſtrömung abziehen, wenn wir ſie vom Dichter auf den Menſchen Grabbe konzentrieren

Freilich iſt es eine gewagte Sache, aus Grabbes Luſtſpiel die tiefere Bedeutung herauszuſchälen, und um ſo ſchwieriger, weil ſich in Grabbe der Dichter und der Menſch, wie mir wenigſtens ſcheint, bald unabhängig voneinander, bald als pſychiſche Einheit in Scherz und Ironie ergehen.

Die tiefere Bedeutung iſt ſelbſtredend den Partien des Luſtſpieles zuzuſprechen, in denen der Dichter Grabbe ſeinen Witz ausläßt gegen die krankhaften Erzeugniſſe der zeitgenöſſiſchen Literatur. Man darf gewiß dieſe launige Kritik an der Zeitliteratur höher einwerten, als es bei Goedeke geſchieht, der ſie als wohlfeile Späße über die Zeitliteratur charakteriſiert. Die Nachwelt hat das hier über die damalige Literatur gefällte Urteil zum großen Teil beſtätigen müſſen.

Die tiefſte Bedeutung aber hat unſer Luſtſpiel für Grabbe ſelber. Was er hier gezeichnet hat, kommt weniger auf eine launige Karikatur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Literatur ſeiner Zeit hinaus als vielmehr auf ein Zerrbild ſeiner Perſon oder, genauer geſagt, es kommt hinaus auf ein Bild ſeines ins Grotesk-Komiſche verzerrten Ichs.

In mehreren Charakterrollen hat Grabbe ſein Ich aus ſich hinausgeſtellt. Mollfels, der Schulmeiſter und der Teufel haben alle einen Bruchteil des Grabbeſchen Ichs. Aber ſie machen zuſammen doch nicht den ganzen Grabbe aus. Ihnen allen ſitzt im Nacken, um mich im Sinne E. T. A. Hoffmanns auszudrücken, ein Grabbe-Geſpenſt. Es iſt, als ob dieſe Perſonen ſich in das Nervenſyſtem des armen Grabbe geteilt hätten.

Ob Grabbe mit dieſer Aufteilung ſeines Ichs jene romantiſche Mode ſcherzend hat nachahmen wollen, nach welcher viele, beſonders Hoffmann, unbekannte Perſönlichkeiten in engſten und unbegreiflichſten Kontakt mit dem Innenleben ihrer Helden ſetzten, mag dahingeſtellt ſein. Überhaupt hat Grabbe als Menſch Ähnlichkeit mit den Romantikern, die er als Dichter dem Spotte preisgibt. Er iſt von der Art eines poetiſchen Faſelhans, wie ihn Eichendorff in der Novelle „Dichter und ihre Geſellen“ gezeichnet hat. Dieſer Typus eines ſprunghaften und unberechenbaren Dichters, der von tauſend Ideen erfüllt iſt, aber nicht die Willenskraft beſitzt, eine einzige davon in die Wirklichkeit umzuſetzen, dieſer Typus findet ſich wiederholt unter den Romantikern ſelbſt und noch häufiger unter ihren poetiſchen Gebilden.

Mollfels kehrt aus dem fernen Italien in die liebe Heimat zurück, um dort ſeinem Leben durch die Liebe zu Liddy den vollen Wert zu geben. In Mollfels haben wir das Edelmetall Grabbes. Mollfels iſt gebildet; von einem Stand oder Amt hören wir nichts; er verrät auch kein anders als ein literariſches Wiſſen, ſo ganz à la Grabbe im Winterſemeſter 1822. Wer ſich aber nicht an ſeinem entſetzlichen, unerträglichen Außern ſtößt, wer ſich liebevoll die Mühe gibt, in ſein Herz zu ſchauen, der findet in Mollfels einen edlen Menſchen, einen Mann, der, wie Liddy ſagt, einem Mädchen mehr gefallen könnte, als er ſelber denkt. Das adelige Fräulein wird in ſeinem adeligen Bräutigam von Werntal um den Männerwert betrogen, den es in ihm ſuchte; es findet ihn im bürgerlichen Mollfels, der ſich als Mann der Tat offenbart. Eine Intrige der adeligen Gegenpartei läßt ſeine edle Geſinnung in ein Licht treten, deſſen Strahlen ſich das geſunde Empfinden Liddys nicht weiter verſchließen kann. So überwindet Mollfels die Hemmungen, die in ſeinem verzerrten Außern ihre Wurzel hatten, und wir freuen uns mit ihm, daß er die Feuerwaffe beiſeite legt, um mit Liddy ſeines Lebens froh zu werden.

Dieſes Los verdiente auch Grabbe ſelber, und Mollfels ſcheint mir zu keinem andern Zwecke vom Dichter in die Szene geſchickt zu ſein, als um darzutun, daß der Chriſtian Grabbe doch im innerſten Kern ein herzensguter, ja aufrichtiger Kerl ſei, trotz der Zerriſſenheit und Zerfahrenheit ſeiner nach außen in die Erſcheinung tretenden Lebensbetätigung. Wie Blei liegt es Grabbe-Mollfels auf den Nerven,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß er nicht normal gestaltet ist. Könnte er doch los von dieser Mißgeburt, in der sein besseres Ich steckt! Es ist ein bitterer Humor, und darum eben kein Humor mehr, wenn Grabbe in Mollfels den bösen Genius karikiert, der der oberflächlich urteilenden Mitwelt seinen eigentlichen Manneswert verhüllt. Nur eine außerordentliche Gelegenheit — echt romantisch hat Grabbe sich oft nach einem Krieg gesehnt — würde diesen Wert offenbaren.

Mollfels bringt aus Italien, dem Lande der klassischen Bildung, den Casanova de Seingalt mit. Diesen Napoleon der Unzucht hat ihm ein Jude aufgedrängt, und er ist nun froh, ihn los zu werden; er kann ihn weiter nicht gebrauchen. Auch darin liegt ein Moment tieferer Bedeutung. Wie Mollfels den Casanova, so möchte auch Grabbe wohl den obszönen Einschlag seines Lebens und Dichtens von sich entfernen. Tatsächlich ist er literarisch nicht mehr in die trivialen Äußerungen des Gothland zurückgefallen.

Dem Schulmeister sitzt der Grabbesche Alkoholteufel im Nacken. Stellte Mollfels das gute Herz, den edlen Kern Grabbes vor, so personifiziert sich im Schulmeister seine Neigung zum Alkohol. Grabbe gibt diese Neigung dem Spotte preis, er peitscht sie hinauf ins Grotesk-Komische; aber diese Satire auf seine fatale Leidenschaft zerstört nicht das Verkehrte in ihm. Er muß aus dem Munde des Teufels hören, daß das Versoffene das Schlimmste ist und das Abscheuliche. Damit verglichen, sei das Zuchtlose (Casanova de Seingalt) die wahre Unschuld. „Alle Henker", ruft er ironisch, „mein Gewissen! Nun bin ich in einer sauberen Patsche. Daran dachte mein Herz nicht, daß ich schuldvoller wäre als die Memoiren des Jakob Casanova de Seingalt und Althings hinterlassene Schriften!" Und er kommt gerade in dem Moment, wo er Ulk mit einem anders gearteten Teufel treibt, in die größte Gefahr, durch das Versoffene ein Opfer des Teufels zu werden. Tragisch ragt hier in die komische Szene die schmerzliche Wirklichkeit des Lebens Grabbes hinein. An dem Saufgelage nimmt der edle Mollfels, der sonst durch nichts in den Verdacht alkoholischer Neigungen gekommen ist, mit zerrissenem Herzen teil. Seine Qual will er zur Folie der Freude andrer machen. Nicht anders ist die Qual, das bitterste Weh des wirklichen Grabbe die Folie dieses ganzen Lustspiels. Und dieses Verhältnis des Autors zu seinem Werk ist wohl der Grund, weswegen man seiner Komik, seiner Scherze und Witze nicht eigentlich froh werden kann. Denn mit einem Verzweifelnden kann man nicht mitlachen. Die Lust am Komischen hört da auf, wo unser Mitgefühl oder unser Gemeinschaftsgefühl verletzt wird. Grabbe ist ein genialer Mensch; das weiß er selbst. Er führt sich selbst gegen Schluß des Stückes als den kommenden Mann ein, von dem neues Licht ausgehen soll. Auch wir müssen ihn als ein Genie bezeichnen, von dem sehr viel zu erwarten stand. Er hat unsere Sympathie, und eben darum fühlen wir uns verletzt, ergriffen, wenn dieses Genie in komischer Laune mit tödlichen Wunden paradiert. Zwei dieser Gebrechen sind bereits in Mollfels und im Schulmeister dargestellt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Schulmeiſter nimmt Grabbe weiter ſatiriſch Stellung zu einem Zug ſeiner Zeit, in der viele der innerlich zerrütteten Romantiker den harmoniſchen Ausgleich in religiöſem Myſtizismus ſuchten und zum Teil auch fanden. Grabbe lehnt als Schulmeiſter dieſe Verſöhnung mit der Welt durch ein beſtimmtes Glaubensbekenntnis ab. Ich finde dieſe Ablehnung angedeutet, wenn das bezechte „Kollegium" Mollfels, Rattengift und Schulmeiſter in der erſten Szene des dritten Aktes in die Kirche gehen und auf der Orgel ſpielen will. Es ſcheint, daß ſie in der Kirche ihren Rauſch ausgeſchlafen haben. Der Schulmeiſter bringt von dorther das Stück eines zerbrochenen Kirchenſtuhles mit, das ihn am Vogelbauer vor dem Teufel bewahrt. Das iſt der Verſuch einer Perſiflage auf die Romantiker, die ſich mit Hilfe der Religion vor dem ſittlichen Untergang erretteten.

In dieſer Szene zeigt ſich überhaupt das Doppelſpiel des Grabbeſchen Witzes. Der Dichter ſpottet und der Menſch ſpottet. Dieſes überzeugt uns davon, daß in Grabbe Dichten und Leben nicht zwei parallele Linien ſind, deren Schnittpunkt in der Unendlichkeit liegt. Sie treffen ſich vielmehr in ſeinem Luſtſpiel. Freilich gilt auch das nur für den Grabbe von 1822. Denn die Briefe, die er fünf Jahre ſpäter an Kettenbeil ſchreibt, zeigen, daß er dieſem aus ihm geborenen Werke innerlich fremd gegenüberſteht; er handelt und feilſcht und renommiert damit wie ein pfiffiger Geſchäftsmann mit ſeiner Ware. So ſinnt auch der Schulmeiſter darauf, wie ihm die Wiſſenſchaft „ein volles Faß Schnaps, Speck und Erbſen einbringe", indes er ſein dummes Publikum Tobies und Gottliebchen mit Sophismen abſpeiſt.

Ein dritter Kontraſt iſt dargeſtellt in der Rolle des Teufels, reflektiert aber auch hie und da in der Rolle des Schulmeiſters. Wir ſahen eben ſchon, wie der Schulmeiſter und der Teufel vor dem Vogelbauer das Grabbeſche Ich hin und her zerrten. Dieſer Teufel iſt ein Problem. Er hat am meiſten vom Chriſtian Grabbe an ſich, nämlich den durchbohrenden Verſtand, dem kein irdiſches Wiſſen imponieren kann. Hinter dem Spiel des Teufels lauert die nihiliſtiſche Weltanſchauung des Dichters. In einem Luſtſpiel, das das ungeſunde Getue der jüngeren Romantik verſpotten ſollte, war der Teufel unentbehrlich. Der romantiſche Teufel ſollte eingefangen werden. Darin liegt die literar-ſatiriſche Abſicht des Dichters. Halten wir daneben die Tatſache, daß der Teufel als der Vertreter der höchſten Intelligenz erſcheint, vor deſſen Urteil alle Kritik Halt macht, ſo ergibt ſich zwanglos, daß Grabbe dem Teufel noch eine zweite Rolle zugedacht hat. Im andern Falle hätten wir einen inneren Widerſpruch. Dieſer Teufel hat demnach ein doppeltes Geſicht. Auf der einen Seite iſt er der gefoppte und vernichtungswürdige Teufel der Romantik, alſo bloß die Perſonifikation einer Zeitidee, auf der andern Seite aber der daſeinsberechtigte Vertreter einer Mittelwelt, in deren Lichtſchein ſich die Welt der Menſchen wie ein mittelmäßiges Luſtſpiel abhebt, welches „ein unbärtiger, gelbſchnabeliger Engel, der in der ordentlichen, dem Menſchen unbegreiflichen Welt lebt und noch in Prima ſitzt, während ſeiner Schul-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ferien zusammengeschmiert hat". Wenn diese Worte überhaupt einen Sinn haben, haben sie eine sehr tiefe Bedeutung. Betont ist in diesen Worten das Dasein und die Unbegreiflichkeit einer höheren Welt als Ursache dieser Welt, ferner die Unzulänglichkeit des grübelnden Menschenverstandes, den der Skeptizismus neckt mit der letzten großen Frage. Läßt Grabbe hier seinen Satyros Sprünge aufführen gegen die gerade in seinen Jahren von Schelling auferweckte mystische Philosophie Jakob Böhmes? Grabbe äußert sich hier über die philosophischen Richtungen seiner Zeit ebenso spöttisch wie der Teufel in den „Memoiren des Satan" von Hauff. Dort heißt es von einem der damals berühmten Kathederphilosophen, ohne Frage von Schelling: „Er aber machte sich groß, weil er aus seinen Schlüssen sich eine himmelshohe Jakobsleiter [Jakob Böhme] gezimmert und solche mit mystischem Firnis angepinselt hatte. Auf dieser kletterte er nun zum blauen Äther hinan, versprach aus seiner Sonnenhöhe herabzurufen, was er geschaut habe; er stieg und stieg, bis er den Kopf durch die Wolken stieß, blickte hinein in das reine Blau des Himmels, das sich auf dem grünen Grasboden noch viel hübscher ausnimmt als oben, und sah, wie Sancho Pansa, als er auf dem hölzernen Pferde zur Sonne ritt, unter sich die Erde so groß wie ein Senfkorn, und die Menschen wie Mücken, über sich — Nichts."

Grabbes Skeptizismus richtet sich mit aller Deutlichkeit gegen zwei andere große Systeme, gegen das des Aristoteles und des Kant. Ganz überraschend komisch ist es aber, wenn der Teufel zum Kriterium für den Wahrheitsgehalt dieser philosophischen Systeme die Tugend erhebt und zu dem Schlusse kommt, daß das Wesen der Tugend sich deutlicher offenbart im Leben pommerischer Bauern, deren Erkenntnis durch keine Philosophie getrübt sei.

„. . . So hatte neulich meine Großmutter," erzählt der Teufel, „als sie die sonderbare Grille bekam, das Wesen der Tugend einzusehen, sich die beiden Philosophen Kant und Aristoteles auf die Nase gesetzt; da es ihr aber dadurch nur immer dunkler vor den Augen wurde, so machte sie sich statt dessen eine Lorgnette von zwei pommerischen Bauern und konnte nun so deutlich sehen, als sie nur wollte." [2. Aufzug, 2. Szene.]

Dem romantisch-idealistischen Schwärmer Rattengift macht der Teufel den Unterschied zwischen Menschen, die von der Kultur noch nicht beleckt sind, und denen, die in den Zentren der Bildung wohnen, mit derber Realistik klar. Die Hölle sei vom Dorfe weit weg, aber von Berlin, Dresden, Leipzig und Paris aus könne man, auf vielfältig ausgebesserten Chausseen reitend, in fünf Minuten in den Tartarus gelangen. Auf dasselbe Ziel geht der Spott des Teufels, wenn der brutale Mordax, der im Begriffe steht, 13 Schneidergesellen umzubringen, versprechen muß, seinen ältesten Sohn Philosophie studieren zu lassen. Desgleichen ist es ein satirischer Ausfall gegen die Moralphilosophie Kants, wenn der Teufel dem Rattengift auf die Frage nach dem jenseitigen Los des „göttlichen Marquis Posa, des erhabenen Musters

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Freundſchaft", antwortet: „Sie meinen den, der im ‚Don Carlos' auftritt?" Rattengift: „Denſelben, den Malteſer." Teufel: „Da irren Sie, wenn Sie glauben, daß der im Himmel wäre, der ſitzt bei mir in der Hölle." — — Marquis Poſa „verwunderte ſich, daß er urplötzlich in der Hölle ſtand. Aber wir nahmen ihm ſein gewaltig ſchallendes Sprachrohr [— kategoriſcher Imperativ? —] ab und gaben ihm die Beſtimmung, zu welcher er die meiſten Talente beſaß. Er iſt Kuppler geworden und hat einen Bierſchank angelegt mit dem Schild ‚Zur Königin Eliſabeth'". [2. Aufzug, 2. Szene.]

Dieſer Skeptizismus gegenüber der Bildung im allgemeinen und gegenüber philoſophiſchen Syſtemen im beſonderen findet ein lebhaftes Echo im Schulmeiſter, der ſich zu der Gleichung verſteigt: Philoſophiſch = viele Strowiſch. Ihm iſt wiſſenſchaftliche Bildung, wie ſie nun einmal auf dieſen Planeten gehandhabt wird, überhaupt eine Farce. Er äußert ſich darüber angeſichts der Fluren ſeines Schulbezirks: „Wenn die Bauern ſo lange in die Schule gehen müßten, bis ſie etwas gelernt hätten, ſo müßten ſie am Weltende noch volle ſechs Wochen bei Waſſer und Brot nachſitzen. Ferner, was für eine Nutzanwendung wäre mit dem großen Eichwalde da drüben vorzunehmen? Wann werden die glücklichen Zeiten der Aufklärung erſcheinen, wo man ihn in lauter Schulbänke zerſchneidet, dieſe Schulbänke ſyſtematiſch geordnet auf den Gefilden umherſetzt, lernbegierige Knäblein und Junggeſellen hinzutreibt und mich zum Direktor des Ganzen kreiert?" Hier zeigt ſich mit erſchreckender Deutlichkeit das Ungeſunde, Krankhafte der Grabbeſchen Komik. Denn hinter den eben angeführten Witzen ſteht der Grabbe, der es als eine Dummheit bezeichnete, daß ſeine Eltern ihn aufs Gymnaſium ſchickten. Sein Genie und ſein Streben nach Bildung haben ihm die ſchönen Fluren zerſtört, in denen ſeine ungebildeten Vorfahren ein ruhiges, glückliches Daſein genießen konnten wie jene pommeriſchen Bauern. Grabbes Witz und Komik wird ſchief, unberechtigt und frivol, ſo oft der Menſch in ihm den Kontraſt ſeiner unüberwindbaren Affekte mit dem Geſetzmäßigen der Welt und des Weltganges gewahrt. Dann richtet ſich ſein Spott oft gegen berechtigte Inſtitutionen und wirkt dadurch abſtoßend und kränkend. Die Verkennung des Wertes philoſophiſcher und fachwiſſenſchaftlicher Bildung erſcheint uns bei Grabbe als etwas Krankhaftes. In ſeiner Seele nimmt jeder Gedanke eine groteske Form an. Was uns bei glücklicher veranlagten Dichternaturen berechtigt und geſund erſcheint, macht Grabbe durch ungezügelte Überſpannung zur Karikatur. Die Verehrer Walter Scotts, deſſen Werke 1815 in deutſcher Überſetzung erſchienen waren, erquickten ſich an den Bauernnovellen, ohne deshalb den Wert höherer Bildung geringzuſchätzen. Ebenſowenig verfielen die deutſchen Jünger von Dickens in dieſe Einſeitigkeit, als ſie um eben dieſe Zeit die gebildete Leſewelt für das Leben des gemeinen Mannes gefangennahmen. Die heitere Komik, die erlöſend und befreiend auf uns wirkt, bleibt auch dann aus, wenn Grabbe die Satire gegen ſeine eigenen Verkehrtheiten richtet, weil ſie ſich eben nicht gegen etwas Nebenſächliches oder Unbedeutendes richtet, ſondern

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen Innenzuſtände, in denen ein tragiſches Element vorwaltet. Danach iſt wohl die oft aufgeſtellte Behauptung einzuſchränken, Grabbe erſcheine als der ſpezifiſch verſtandesmäßig ſchaffende Dichter, für den ſein perſönliches Leben und ſein künſtleriſches Schaffen zwei getrennte Gebiete bedeuten.

Für ſeine Tragödien trifft es gewiß nicht zu. Grabbe hat es ſelbſt als einen Nachteil empfunden, daß ſich in ſeinen Tragödien das perſönliche Elend ſo ſtark abfärbt. Er ſchreibt darüber unter dem 16. Dezember 1822 an L. Tieck: „Wenn in meinen dramatiſchen Verſuchen hin und wieder der Ton der Verzweiflung hervorklingt, ſo tut mir das beſonders deswegen leid, weil es ausſehen möchte, als wenn ich auf Lord Byrons Manier mit meinem Schmerze renommieren wollte, und daran habe doch nicht gedacht; ich will mich von jetzt an bemühen, bloß heitere Sachen zu dichten, welche mir wahrſcheinlich auch beſſer gelingen werden, weil ſie mir ferner ſtehen."

Nach dem Bisherigen dürfen wir wohl behaupten, daß dieſe Hoffnung ihn betrogen hat. Die heiteren Sachen ſind ihm nicht beſſer gelungen. Leider ſind es gerade die negativen Züge des Menſchen, die wir im Luſtſpiel des Dichters wiederfinden. Die Halliſche „Literatur-Zeitung" hat Recht, wenn ſie in dieſem Luſtſpiel aus dem Lachen die Verzweiflung heraushört. Auf dieſem Wege waren keine Luſtſpiele möglich und darum hat Grabbe ihn endgültig verlaſſen.

Mit allem bis jetzt Geſagten iſt unſer Luſtſpiel nicht reſtlos erklärt. Es bleibt ein X übrig, nämlich der noch immer rätſelhafte ganze Chriſtian Grabbe, der am Schluſſe des Luſtſpieles erſcheint, um den Punſch mit auszutrinken und ſich den verkörperten Bruchteilen ſeines Ich gegenüberzuſtellen. Dabei muß er einen ganzen Hagel von derb-komiſchen Begrüßungen gerade vom Schulmeiſter über ſich ergehen laſſen. Was will Grabbe mit dieſer groteſk-komiſchen Konfrontierung? Durch Liddy iſt angedeutet, daß eine tiefere Bedeutung als eine bloß literariſche Anſpielung dahinter ſteckt. „Schulmeiſter," ſagt ſie, „wie erbittert ſind Sie gegen einen Mann, der Sie geſchrieben hat." Grabbe ſelbſt iſt komiſch erbittert. „O du verdammter Schulmeiſter, du unvergeßlicher Lügenbeutel!" ſchreit er ihm entgegen. Empfindet Grabbe, der hier zukunftsfroh mit der Laterne auftritt und das Myſterium ſeines Weſens aufdeckt, dieſen Schulmeiſter als eine Schlacke, die er aus ſich hinausgeworfen hat? Das Luſtſpiel nimmt unter dem Scheine heiterer Komik einen tragiſchen Abſchluß. Die Hölle iſt entſchwunden, alle romantiſche Verkehrtheit durch das Genie Grabbes glücklich vernichtet, aber er ſelber verblutet in grauſigem Humor an einer Wunde, die er nur im Luſtſpiel ſpottend und ironiſierend aus ſeinem Ich ausſcheiden konnte.

In dieſer Selbſtcharakteriſierung liegt „die tiefere Bedeutung" dieſes vielfach verkannten Grabbeſchen Luſtſpieles.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meine Wienerfahrt.

Von Pater **Gaudentius Koch**, Kapuziner.

II.

„Aber die belenkte Maschine, das Luftschiff, das sein Ziel zu preisen scheint und vor allem das Wunder in den unsichtbaren Strahlen, die hinausrollen von einem Ozeandampfer in die ganze Welt hinaus und sprechen lassen zwischen Erdteilen, vielleicht liegt dort der Triumph, vor dem der Triumph Christi erbleicht? Ich meine nicht, daß Eisberge unseren Luxus zerstören sollen, ich meine nicht, daß Blitze und Stürme unseren Stolz vom Himmel herunterholen und zerschmettern sollen. Nicht das ist der Triumph des Ewigen. Sein Triumph ist ein Triumph der Liebe."

Und wieder brauste der Beifall des Dankes durch das Haus.

„Sein Triumph ist unser Glück. Sein Triumph ist es, wenn wir mit unsichtbarer Kraft, aber bis ins Innerste hinein ergriffen mit ihm verbunden werden. Sein Triumph ist es, wenn von der heiligen Hostie auf unseren Altären unsichtbare und doch vorhandene Strahlen ausgehen, die alle Wunder des Radiums übertreffen und in unser Herz hineinleuchten, wenn wir unser Herz dieser Sonne eröffnen.

Im heiligsten Sakramente haben wir das Manna de coelo descendens, das Brot, vom Himmel gegeben, worin die ganze Natur erst gipfelt, das Brot, worin sich die Natur über ihre eigenen Grenzen erhebt: dieses allerheiligste Sakrament ist der Triumph der Natur, weil es das Triumphgeschenk Jesu Christi an uns arme, demütige Menschen ist, Brot und Wein sind Mark und Blut der Natur. Und sobald die Worte der Wandlung gefallen sind, ist nicht mehr ihr unsichtbares Wesen vorhanden, nur ihre äußerlichen Gestalten und unter diesen der verklärte Christus, sein Herzblut unter diesen einfachen und doch so vielsagenden Gestalten. Das Brot bedeutet jene Elemente, die zum Leben unerläßlich sind, der Wein führt über das Notwendigste hinaus. Ohne Brot kein Leben. Der Wein aber tötet das Bewußtsein der Not, weil er selbst Überfluß und Freude ist. Freude im Leben nach Gottes ewigem Willen. Das Blut der Traube reinigt sich selbst, und so erst soll es Freude bedeuten. Das fassen wir zusammen in den Worten: Mark und Blut der Natur. Und unter diesen armen Gestalten wollte der Heiland unter uns gegenwärtig sein, nicht im Blitz, der die größte Kraft hat, nicht im Diamant, der die größte Dauer hat, nicht im Tautropfen, der den Himmel widerspiegelt, nicht im Gold, das die Schätze der Erde verkörpert, nicht in der Rose, die die größte Schönheit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hat. Nur im Mark und Blut der Natur wollte sein Wesen sich darstellen, weil es selber Mark und Blut unserer Seele, unseres Glückes, unserer Freude, unserer Liebe ist.

Darum ist das übernatürlich geordnete Leben gewährleistet in der allerheiligsten Eucharistie, und darum ist sie die Sicherung der natürlichen Ordnung. Nicht nur bei den Heiden ist die Eucharistie heute der Anfang und das Zentrum der Glaubensverbreitung, sondern auch in unseren Herzen. Wie viele erkenntnistheoretische Probleme gruppieren sich um die allerheiligste Eucharistie und haben davon ihre Bestimmtheit und ihren inneren Ausdruck gefunden. Und haben wir nicht das Recht, dieses Himmelsbrot zugleich für die Sicherung vom irdischen Brot nicht nur des Arbeiters, sondern eines jeden Kindes Gottes zu halten?

Was verdankt die Kunst dem allerheiligsten Sakramente des Altars? Fragen wir Raffael vor seiner Disputa, fragen wir die Goldschmiede der ganzen Welt, was das allerheiligste Sakrament für sie, für ihre Kunst, ihre Tätigkeit, ihre Begeisterung Anlaß gegeben hat. Selbst entwicklungslos, tritt dieses Heilige als Ende und als Anfang für eine Fülle von Entwicklungen auf. Aber selbst steht es ohne Entwicklung da. Es ist das Manna de coelo. Die eucharistische Feier, schon der Urkirche, beruht ausschließlich auf der Anordnung durch Christus den Herrn. Nicht erst das Konzil von Trient hat die eucharistische Lehre formuliert, sondern schon der Apostel Johannes im sechsten Kapitel und der Heiland selbst in einer Verheißungsrede und in seiner Abschiedsrede, in seinem Testament. Man schlage die genannten Verheißungsworte in der heiligen Schrift nach und sehe ihre Erfüllung beim letzten Abendmahle, und selbst Blinde müssen es sehen, daß die Eucharistie das unverdiente, aber schon im Anfang vorhandene Triumphgeschenk ist."

Und mächtig brausend hallte der Jubel der Tausende wieder dahin. Und dann sprach der Redner ohne Bild von der Eucharistie als dem übernatürlichen Zentrum der Religion überhaupt: dies Zentrum gebe Ruhe und Bewegung zugleich. Der Besitz der Eucharistie ist der Beweis für die wahre Religion, der Beweis aller Beweise, Zeugnis für sich selbst. Und dann die erste religiöse Bewegung in der Kirche. Die Erneuerung des religiösen Lebens vom sechzehnten Jahrhundert in Österreich ging von der Aussetzungsmesse aus. Und der Redner ging auf die ganze Kirche über. Es hob ihn von Gedanke zu Gedanke. Die gesamte Kirche war ja da. Es war überwältigend, als er das eine Wort aussprach: „Wer kann diese Versammlung übertreffen?" Und noch schwungvoller ward die Rede und erreichte endlich den Schwung einer wahren Festpräfation: „Heilig, heilig, heilig bist du, Gott Sabaoth, im Himmel und hier auf Erden soll deine Herrlichkeit gelobt und gepriesen werden, jetzt und in Ewigkeit, im neuen und im ewigen Testament." So schloß der Redner, doch gewiß hat der Himmel diesen Lobgesang weitergeführt mit seinem Posaunenschall und dem Jubel aller neuen Chöre und aller seligen Heerscharen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und so war dann ein Tag schöner als der andere in der Rotunde. Ich habe keine Rede versäumt und pünktlich aufgemerkt. Einmal hatte ich wieder den Pfarrer aus Berlin neben mir. „Das ist wirklich etwas Gewaltiges," sagte er. „Ich bin hieher gekommen, mich selbst wieder einmal warmzusehen am katholischen Schauspiel, wieder Begeisterung für die große Sache zu holen. Unsereins gibt täglich aus und nimmt so wenig ein. Eine solche Versammlung, das hebt einen wieder." Und er ließ seinen Blick über die dreißigtausend Menschen hinausschweifen durch die weiten Kreise der Rundhalle.

Wir hatten aber auch mal eine komische Szene. Da war ein breiter Schweizerbauer neben mir. Wir hatten unsern Sitzplatz, und hinter uns auf der Sitzlehne saßen zwei Buben, katholische Buben aus einem Wiener Waisenhaus und ordentliche Jungen. Doch der Dicke von Zürich reizte sie zum Lachen. Wenn nämlich geklatscht wurde, so fuhr der „Züribieter" weit auseinander mit den Armen, so wie die Schweizerbauern klatschen. Also weit auseinander und dann ließ er die schweren, herben Hände in weitem Schwunge und beinahe hohl zusammenschlagen; das machte einen auffallenden Lärm und jedesmal nach dem Klatschen räusperte er sich merklich. Dann kicherten die Buben hinter dem Mann. Er merkte es wohl, doch sagte er fürs erstemal nichts. Da kam wieder eine Bravostelle. Und wieder fuhr er weit aus mit den Armen und ließ seine Tatzen in langsamem Tempo wuchtig zusammenklatschen. „Hihihi", die Buben konnten das Lachen nicht mehr verhalten. Da fuhr der Bauer aber herum: „Ihr Schlingel, ich will üch uuslache, wenn ihr nochamol lached, so nähm ich üü bi den Ohre!" Da wurden die beiden rot. Und bald machten sie sich herunter und gingen davon. „Dia Schlingel gönd de", sagte der Zürcher befriedigt.

Wenn die Festversammlung vorüber war, so hatte man wieder seine liebe Not, durch das Gewühl der Massen heil hindurchzukommen. Dazu war es schon dunkel. Durch die Dunkelheit sahen die Feueraugen der ungezählten Auto her und eine ausgeschriene Stimme brüllte aus der Ferne durch die hohlen Hände: „Achtundfünfzig Auto! Achtundfünfzig Auto!" Die andern alle waren jedenfalls schon bestellt. Dann wieder wehrten sich die Fiaker um die Durchfahrt und dazwischen drängten sich die Tausende. Denn weitaus die meisten gingen zu Fuß bis zur Tramstation im Prater, wo man wohl die Wagen von überall her zusammengezogen hatte. Dann stritt man sich um die Wagen. Und die Wagen waren dann so bepackt mit Menschen, daß die Leute sozusagen herunterhingen von der Plattform und vom Trittbrett herab. Man wird das begreifen, wenn man hört, daß von der Straßenbahn am Freitag allein 1,200.000 Karten ausgegeben worden sind.

Ein paar Tiroler Geistliche grüßten mich: „Auch in Wien? Wie gefällt es Ihnen in Böhmen?" „Ich bin zufrieden und glücklich, doch Böhmen ist nicht Tirol. Es gibt Gemeinden, wo kaum zwei, drei Dutzend von den Erwachsenen am Sonntag in die Kirche gehn. Und damit habe ich noch nicht die schlechtesten Orte genannt." „Wird nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sein?" „Es ist so." Da schwiegen die Priester und senkten das Haupt. „Doch wir arbeiten und hoffen auf Erfolg," sagte ich, „Petrus Kanisius hat bei seiner ersten Generalkommunion auch nur sechzehn Leute gehabt in Wien."

Man kam müde an in seinem Quartier und das jeden Abend gleich, und bald legte man sich zur Ruhe. „Nunc dimittis, nun entlaß, o Herr, deinen Knecht in Frieden."

Donnerstag Morgen. Die Geistlichen hatten mich aufmerksam gemacht auf den armenischen Gottesdienst. Und nach all der Verherrlichung der Eucharistie von uns galt es doch, auch am Glauben des Morgenlandes sich zu erbauen, auch seine Liturgie sich anzusehen. Also, zur Kirche Am Hof. Es war schwer, hinaufzukommen bis zu den Presbyteriumstufen. Und als das Gedränge das Presbyterium selber zu stürmen drohte, da kam von der Epistelseite ein alter Diakon heraus mit langem Bart; der wollte einen Gang frei haben für den Generalabt der Mechitaristen, der ja eben einziehen sollte. „Ums Himmels willen soviel Platz machen Sie doch!" bat er immer. Dann begann auf dem Chor der Kirche ein feierliches, wohlgeschultes Singen, Knabenchöre und Männerchöre gemischt. Es war, wie wenn dies Zusammensingen die tobenden Wellen der See beschwichtigen sollte.

Darauf vernahm man aus der Tiefe der Kirche das langgezogene, etwas näselnde Singen eines Priesters, doch war es eine reiche Melodie. Und dann sah ich über die Köpfe hin ein Kreuz heranziehen, darauf eine Mitra mit Stab, dann wieder zwei Stäbe, oben wie Sonnen geformt, danach ein Greisenhaupt mit einer goldenen Krone geschmückt. So zogen sie ins Presbyterium. Hineinsehen konnte ich nicht, denn die Menschenmenge stand vor mir auch auf den Stufen, die zum Presbyterium führten, viel höher als wir im Schiff, und so war alles umsonst. Dann hörte man wieder das Klirren eines Rauchfasses und hörte vom Altar wieder einen Gesang anstimmen, sonst hatte ich von allem nichts. Dafür sah ich das Herz Jesu über dem Altar mit Freuden an. Gewiß, Herr, dies Testament, es hat dich viel gekostet.

In jener Nacht, da ihn verraten
Ein Jünger hat um schnödes Geld,
Nahm er das Brot und sprach den Segen
Und gab als Speise sich der Welt.
Dein ganzes Herz erkenn ich dran,
Kein andrer hätte so getan.

Greiffenstein, Narzissen, S. 37.

Und nun erscholl das Gloria vom Generalabt, und in die Festfreude des Presbyteriums mischte schmelzend sich der Knabenjubel des Chors, die Himmelsseligkeit der Männer- und Frauenstimmen. Der Gesang der Priester hatte etwas Träumendes an sich, wie eine zum Himmel staunende Lotosblume; dafür lag im Chor wieder etwas so lieblich Schönes, daß man seinen Genuß daran hatte. Vor mir leuchtete einem Pilger die Schläfe grün und wieder violett: das kam von den Kronleuchtern, in deren Kristall die Sonne jetzt spielte. Doch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da wurde ich eben wieder gestoßen beim Schreiben, so eng war alles gepfercht. Sie sangen immer noch feierlich. Ich wollte mich mal umwenden zum Chor. Da staunte ich über die Menge der Girlanden, die strahlenförmig herabhingen von der Mitte des Gewölbes. Und wieder erscholl vom Frauenchor ein festlicher Jubel herab zum Graduale. Gewiß, das Weib darf sich glücklich fühlen im Christentum, vorab das Weib vom Morgenland: denn ohne das Christentum wäre es noch immer die Sklavin. Doch nun war es schon neun Uhr und sie standen im Presbyterium erst beim Evangelium. Und jetzt begann eine Predigt vom Altar aus in lateinischer Sprache. Nun, dieser Gruß vom Orient tat wohl. Der Diakon sprach gut, ja mit Ergriffenheit über das Glück der Eucharistie. Memoriam fecit mirabilium suorum, ein Denkmal seiner Wunder hat uns der Herr gesetzt. Doch der Mann hörte nimmer auf mit Predigen und sehen konnte ich ja doch nichts. So wagte ich um jeden Preis den Rückzug. Ich war zufällig an der Mauer, da gings vielleicht. Also ich bat und drängte, stieß und quälte mich an der Wandseite hinab bis zur Ecke, wo man ins Seitenschiff ausbiegen kann. Noch einen gewaltsamen Ruck und heraus war ich; hier hatte man doch wieder etwas Luft, und ich kam durch die Sakristei auf die Gasse. Gleich im Winkel an die Kirche gebaut ist ein Ausschank, da ging es lebhaft her. Ich drängte mich durch die enge Häuserschlucht und dem Stephansdom zu. Dort sollte jetzt das Pontifikalamt des Kardinals von Westminster sein. Wie ich an der Kirche Sankt Peter vorbeikam, erscholl ein wuchtiger Massengesang aus der Kirche, und vom Portal stand die Volksmenge weit heraus auf den Platz. Ich sah viele Fußgänger stillstehn und auf den Gesang lauschen. Es hieß, die Polen hätten hier jetzt ihren Gottesdienst. Jede Nation hatte nämlich ihre eigene Kirche. Die Engländer und Amerikaner die Dominikanerkirche, die Franzosen die Karlskirche, die Italiener die Minoritenkirche, die Slaven die Franziskanerkirche, die Tschechen drei Kirchen im dritten Bezirk, die Orientalen die Kirche Am Hof und so fort.

Und ich kam gegen den Stephansplatz zu. Schon in der Ferne grüßten mich aus dem Portal die Goldaugen der beleuchteten Butzenscheiben. Es brannten nämlich den ganzen Tag die Lichter im Dom. Und wie ich endlich hineingelangte, da sangen sie eben die Communio im Chore vor. Sie sangen im alten Choral, ohne Begleitung, doch genau und mit klarem Akzent: es war wie ein gottseliges Emporwallen des ganzen Gemütes zum Vater der Lichter.

Ich war zuhinterst in der Kirche, in der Nähe von einem Beichtstuhl. Da warteten viele auf das Bußsakrament. Und eben kam ein junger Geistlicher zu mir her und sagte: „Ich muß anderswohin gehen, wo nicht so viele stehen, damit ich zukomme.“ „Kommen Sie mit mir, sagte ich und stellte mich an den hintersten Kirchenstuhl hin. Er konnte sein Bekenntnis beginnen und empfing stehend das Sakrament. Dann sprach er von seinen Eindrücken. Er hatte eigens eine Reise in Italien unterbrochen, um doch zum Kongreß zu kommen. Ich wünschte ihm Glück, so etwas wäre ja sonst nirgends zu sehen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:08 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Später traf ich den Bischof von Gurk im Dom. Ich küßte ihm die Hand und sagte halbleise meinen Namen und meinen Wirkungskreis. „Wie gehts in Böhmen?" fragte er. Ich gab kurzen Bescheid, teilte jedoch mit, wie an manchen Orten von tausend Seelen außer den Schulkindern nicht fünfzig ihre Sonntagspflicht erfüllten. „Um Gottes willen?" gab der Bischof zurück, und aus seinem Auge sah der Schrecken. Ich habe seinen Blick nicht vergessen. Vom Chor herab jedoch wogte immer noch die Orgel.

Ich rückte dann vor im hohen Münster, während immer noch die Orgel spielte, und kam zum Leopoldialtar. Er steht unter einem schön geschnitzten Baldachin, und ein Geistlicher las eben so spät noch die Messe. Das gab nun ein trauliches Familienbild. Immer noch rauschten die Orgelweisen über uns her, von den Fenstern leuchteten alle Heiligen herein, alle Kronleuchter brannten. Und hier so einsam, so still dies fromme Bild. Als die Wandlung kam und sie alle knieten, die Menschen rings, wetterharte Gesichter, aus denen der Glaube sprach, buntgekleidete Frauen und Kinder, deren Trost ja nur das Gebet und das Opfer, der Jüngling, der wohl auch die Kämpfe des Lebens schon erfahren, flachshaarige Jungen wieder und daneben ein Greis vom Lande und endlich ich, der Bettelmönch, der selber das Glück hat, dies Opfer zu feiern: o welch ein Familienbild voll süßen, verlockenden Zaubers. Und über allen der heilige Leopold, der Vertreter hier vom Hause Habsburg, das ja heut auch alle Gruppen von Katholiken unter dem Schutze des Doppeladlers vereint und den Scharen die schöne Kaiserstadt zur frommen Herberge bot.

Und eben zog der Kardinal von Westminster wieder aus. Und dann war auch die Messe zu Ende. Et verbum caro factum est, o ja, das Wort ist wiederum Fleisch geworden nnd wir haben seine Herrlichkeit gesehn. Dem Himmel sei Dank dafür.

Darauf fanden in den verschiedenen Kirchen von Wien die Sektionssitzungen statt. Sie waren alle zu gleicher Zeit und man mußte wählen. Ich entschied also für die Großstadtseelsorge und die Jugenderziehung, und beeilte mich, wieder zurück in die Kirche Am Hof zu kommen. Es waren zwei lehrreiche Stunden. Recht schwer bekam ich wieder einen Platz. Zunächst galt es, das Presbyterium zu gewinnen, denn da sah ich am meisten Priester zusammengedrängt: dort konnten die Vorträge sein. Dann wieder hieß es, hiefür wäre die Tribüne beim Eingang ins Presbyterium. Und ich begab mich dorthin und eroberte eben noch ein schmales Sitzstreifchen auf einer hohen Schranke, die den Kanzelaufstieg schützt. Ich hatte aber einen Stuhl benützen müssen, mich hinaufzuschwingen. Und hier saß ich zwischen zwei bäuerlichen jungen Männern. Wir hatten uns zu sicher gefühlt. Denn als der erste Redner die Tribüne bestiegen hatte und hinabsprach ins Schiff, da ging ein vielstimmiges Rufen los in der Kirche unten, das ich zuerst gar nicht verstand. Der Redner wollte weiterfahren und sagte: „Es werden mich alle verstehen." Da wurde der Lärm lauter und entschiedener. „Nun also," rief der Redner hinab,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„werd ich auf die Kanzel gehn." O weh, nun ist unser guter Platz umsonst, denn die Kanzel steht unten im Schiff. Ich mußte hinabhüpfen von meiner Schranke und um die Ecke vom Presbyterium horchen. So ging es. Dr. Mayer besprach die Stellung der Kommuniondekrete für die schulpflichtige Jugend. Hiebei sollten folgende Grundsätze maßgebend sein: 1. Hauptziel der heiligen Kommunion ist nicht etwa die Verherrlichung Gottes, noch auch die Belohnung für tugendhaften Lebenswandel, sondern die Reinigung von täglichen Fehlern, die Bewahrung von schweren Sünden und die Bezähmung der bösen Gelüste. 2. Einziges Erfordernis für eine würdige Kommunion ist der Gnadenstand und die rechte Absicht. Als geziemende Vorbereitung für die Kommunion wird gefordert die Kenntnis der zur Seligkeit unbedingt notwendig zu wissenden Glaubensgeheimnisse und die Fähigkeit, die heilige Eucharistie von der gewöhnlichen Speise zu unterscheiden. 4. Mit der frühzeitigen und öfteren Kommunion wird auch jene andere religiöse und sittliche Betätigung vermehrt, die eben mit der Kommunion gewöhnlich verbunden ist und darum umsomehr erzieherisch wirkt, je öfter die Kommunion genossen wir: nämlich Messe, Gebet, Reue und Vorsatz. „Haben Sie es gehört?" fragte ich die zwei Jünglinge auf der Schranke. „O ja." „Woher sind Sie denn?" „Aus Westfalen." Und dann wurde gesprochen über den Sakramentsempfang der der Schule entwachsenen Jugend, über den Meßbesuch und Meßunterricht der Kinder und endlich über die Rekrutenseelsorge. Ich danke Gott, daß ich diese Vorträge gehört; ich habe manches mit mir heimgetragen nach Böhmen.

Am Nachmittag sollte mir eine ganz ungeahnte Freude zu teil werden. Schon lange hatte ich ja Verlangen gehabt nach einem Calderon-Auto. Nun sollte ich die Geheimnisse der heiligen Messe sehn, von Kralik für die deutsche Volksbühne bearbeitet. Pater Guardian Joseph Anton von Altötting, Pater Paul aus Preßburg und ich, wir wollten mitsammengehn. Das Theater an der Wien ist ein trefflicher Bau für so ein Volksstück. Eben glückte es uns noch, gute Karten zu gewinnen. Da spielte mir Pater Paul aber einen Streich. Er sagte: „Nu, geben Sie frisch den Betrag für Sie und für mich, es geht schneller". Ich tat es und darauf hat er nie eine Miene gemacht, das Gegebene zurückzuerstatten. Bruder Paul, meine Güte hast du ausgenützt. Die Halle ist würdig ausgeschmückt, die Bühne wohlausgestattet. „Jetzt, Hochwürden, ists schön in der Kaiserstadt," sagte die Dame neben mir, „so sollte Wien halt immer sein. Wir habens heut in der Früh gesagt: das hätten Sie sehn sollen Hochwürden, wie sie nach Hunderten in der Votivkirche gekniet sind, die höchsten Aristokraten wie der letzte Arbeiter von der Straße, alle sind sie gekniet auf dem nassen Kirchenpflaster und alle ganz glücklich, die Kommunion zu empfangen."

Nun, das war freilich, wie der Prolog sagte, eine Weltkommunion in diesen Tagen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ueber das Spiel ist wohl folgendes zu sagen. Wenn man im Schauspiel einen vollkommenen Begriff von der heiligen Messe geben kann, so ist es hier in einem solchen Auto. Die ganze Heilsgeschichte zieht im Rahmen der Messe vorüber. Und doch wie einfach alles gebaut ist, wie selbverständlich, ja wie naiv. In ernster, ja düsterer Landschaft mit violetten Himmelsgrund treten zwei Gestalten auf. Das arme Mädchen ist die Unwissenheit: sie wendet sich an die königliche Jungfrau vor ihr, die Weisheit.

Ach, sie hätte so viel Fragen zu stellen. Doch sie kommt eben aus der Kirche und so hat sie vorerst nur die eine Frage, was denn die Messe eigentlich alles bedeute. Und das möchte sie wissen, weil etliche Spötter in dieser Stadt sie darum verhöhnen und das, was sie erquickt, als Täuschung nur verachten. Da antwortet dann die Weisheit, sie kenne derlei Gerede.

Du hast mit dieser Frage recht den Kern
Von aller Weisheit dieser Welt getroffen.
Gelingt es mir, der Weisheit, und warum
Soll es mir nicht gelingen, dir das Wesen
Der Messe recht zu deuten, wird dir auch
Das Wesen, das Geheimnis dieser Welt
Erst offenbar, verständlich, klar und deutlich.
Denn wisse, dieses große, göttliche,
Dies unermeßlich wunderbare Werk,
Das wir stets in der heilgen Messe feiern,
Es ist nichts anders als das Spiegelbild
Der ganzen Allmachtfülle Gottes, ist
Der Inbegriff der Liebe zu den Menschen:
Es schließt die Hoheit seiner Größe ein.
Es ist der Auszug aller Weltgeschichte
Vom Tag der Schöpfung bis zum Weltgericht,
Die Lösung aller Rätsel der Natur,
Der Gipfel aller Handlungen und Taten.
Sie ist des Heilgen Geistes reinstes Kunstwerk,
Das alle Schönheit, alle Harmonie
Des Himmels und der Erden in sich faßt.
Sie ist das Band der Liebe, das die Menschen
Zum Liebesmahl vereinigt, sie zum Tisch
Der Engel mit der Gottheit selber ladet.
Die Messe ist, wie schon ihr Name deutet,
Die hold vertraute Botschaft, die Mission
Des Himmels an die Erde und hinwieder
Das Opfer, das allein wir senden dürfen
An Gott, denn Gottes Sohn ist selbst das Opfer.
Kein Wort und keine Handlung ist darum
Der Messe eigen, drin nicht ein Geheimnis
Voll von Bedeutung liegt.

Doch so feierlich diese Worte sind, die Unwissenheit erfaßt sie nicht: es ist ihr alles nur wie leuchtende Glorienwolken. Da findet die Weisheit guten Rat:

Wohlan, so will ich dir in Bildern zeigen,
Nicht alles, aber einen guten Teil davon.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ich öffne dir kraft meiner Himmelsmacht
Die Augen, so daß du die Sinnenschranken
Der Zeit, des Raums, des Stoffes fallen siehst
Und die Bedeutung dir erscheinen soll,
Leibhaftig, unverborgen, voll des Lichts.
O höre, hör die Glocken, die vom Dome
Die Treugemeinde hin zur Andacht laden.
Indes sich die Geheimnisse der Messe
Dort in Gestalt des heilgen Amtes zeigen,
Sollst du die Deutung der Geheimnisse
Hier schaun und hören. Sammle dich. Merk auf.

Und jetzt, die Unwissenheit erschrickt darob, tritt Adam auf, ein schöner Mann und malerisch in sein Fell gekleidet, und Engel begleiten ihn. Und die Weisheit erklärt das Warum. Das ist

Der Menschen erster, Adam, der da kommt.
Indes der Priester in der Kirche dort
Sich würdig zu der Messe vorbereitet,
Bereitet er die Weltgeschichte vor,
Indem er seine Sünden wohl erkennt,
Sie laut beklagt und sie zu büßen sucht.

Und die Engel, o diese Engel, diese ätherischen Gestalten, schimmernd weiß und die Goldfittige wagrecht hinausstehend. In der Mitte ist aus Steinblöcken ein Altar geschichtet. Und der Stammvater steht vor den Altar hin, etwas seitlich, während die Engel sich schön hinter dem Altar in der Höhe je zwei zur Rechten und zur Linken hinordnen und herabschauen mit gefalteten Händen. Und der erste Mensch beginnt seine Geschichte vom Paradies . . .

O wie süß war dort mein Leben,
Ich war König der Natur:
Alles war mir übergeben,
Untertan die weite Flur.
Blumen blühten mir im Haine,
Und die Vöglein sangen mir.
Freundlich war mir Luft und Himmel,
Freundlich, dienstbar jedes Tier.
Holde Seen und muntre Quellen
Boten Spiegel mir und Trank,
Steter Lenz schien mir zu lächeln:
Doch die Herrlichkeit versank.

So ergeht Adams Klage. Und die Weisheit erläutert das einzeln und begründet sein Beten am Felsen. Es ist

Ebenso, wie jetzt der Priester
Vor der frommen Beter Chor
An den Stufen des Altares
Betet das Konfiteor,
Und so wie die Ministranten
Ihm zur Seite dienend stehn,
Siehst du hier im heilgen Chore
Engel hin zum Altar gehn.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und Adams Gebet steigert sich von Strophe zu Strophe und wird zur glühenden Bitte:

Hilf mir, Herr! O helft mir alle
Heilgen Engel nah und fern.
Da ich hoffend, glaubend, betend
Strebe zum Altar des Herrn.

Und der Chor unterstützt jetzt seine Bitte und singt empor zu dem, der Adams Jugend einst erfreut. Und noch höher steigert sich das Gebet des Stammvaters. Und darauf schließt sich die Bitte an um den Erlöser und bald haben wir den Höhepunkt des Schuldbekenntnisses, dort, wo Adam das ganze Verderben seiner Nachkommenschaft schaut.

Meine Schuld, o meine Schuld nur,
Meine größte Schuld wirkt fort
Noch in meinen späten Enkeln.

Und nachdem der Chor ihm Trost gesungen, küßt Adam den Altar, zum Zeichen, daß Gott ihm Verzeihung hat angedeihen lassen. Und Adam geht ab.

Doch ein andrer setzt das Geheimnis fort; denn die Weltgeschichte zieht weiter ihren Gang und so das Weltenopfer. Moses tritt auf, eine ehrfurchtgebietende Gestalt. Und neue Engel folgen mit einem großen Buch und mit der Bundeslade. Und sie stellen die Lade über dem Altar auf und auf den Opferstein legen sie das Buch des Gesetzes. Und wie schön dies alles geschieht, echt liturgisch, ganz gottesdienstlich wie beim Hochamt. Die Weisheit erklärt dem schwachen Kinde alles.

Erkennst du nicht den Moses, dem der Herr
Auf Sinai die Zehn Gebote gab?
Dies ist die Bundeslade, Vorbedeutung
Größrer Geheimnisse. Die Bibel aber
Ist dieses Buch, von Moses selbst begonnen.
Die Engel legen es auf den Altar,
Auf dessen rechte Seite, da, wo auch
Der Priester den Introitus beginnt,
Nachdem er den Altar bestiegen. Höre,
Wie Moses nun der Weltgeschichte Messe
Da fortsetzt, wo sie Adam ließ.

Und Moses verkündet nun seine Offenbarung des Herrn im Dornbusch, in der Wüste und die Herabkunft des Ewigen auf Horeb. Dann spricht er vom Manna, als dem Vorbild des heiligsten Sakramentes. Und was Moses nun beginnt, ist der Introitus der Weltmesse: Exurge Domine.

O Herr, erhebe dich aus heiliger Ruh,
Vom Throne deines Himmels komm herzu.
Laß nicht die Völker glauben, daß du schliefest
Und diese Welt, die du ins Dasein riefest,
Sich selber übergabest. Zeige dich
Als allezeit Lebendgen sicherlich,
Als Vater deiner Kinder, die du nie
Verlassen trauern ließest. Rette sie.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und nun ruft er zu den Engeln, sie möchten beten mit ihm für die ganze Menschheit. Und gleich beginnen die Engel das Kyrie, und zwar sangen sie im alten Choral geradezu mystisch schön. Und in fernen Weiten nahmen andere die Bitten auf und pflanzten sie fort. Und wieder kams aus den Tiefen: das waren die Altväter in der Vorhölle. Und wieder Pausen und Moses fährt weiter: wir vernehmen all die schönen Adventbitten des Missales. Und solch eine Bitte muß die Himmel durchdringen. Denn horch, das Gloria erschallt aus den Lüften. Hinter den Kulissen sangen sie: Ehre sei Gott in der Höhe. Der Erlöser ist schon auf Erden, doch vorerst muß der Fleischgewordene den Menschen erst deutlich verkündet werden, und das tut der Vorläufer des Herrn. Er preist den Heiland als den König vom ewigen Thron, dem Allmächtigen, Gottes Sohn.

Er ist das reine Gotteslamm,
Das allen Menschen von Adams Stamm
Gesendet ward, die Sünden der Welt
Zu tragen als wahrer Friedensheld.

Und das Gloria ist noch nicht zu Ende, da erscheint der, dem all dieser Preisgesang von Himmel und Erde gilt, der Messias. Mit seinen Jüngern tritt er auf und stellt sich schön über dem Altar in die Höh. Und man weiß nicht wie: jetzt war der Hintergrund auf einmal anders geworden, ein opalfarbiger, morgenländischer Himmelsgrund leuchtete sanft hinter dem Heiland und seine Gestalt ragte unsagbar edel in den Himmel hinein. Und fernab in den Höhn lag sanftes Goldgewölk. Und abwärts von Christus gruppierten sich in glücklichen Linien die Apostel, mannigfaltig und doch wohlgeordnet.

Und jetzt singen die Engel und Menschen den Schluß vom Gloria. Alles singt, die Weisheit und die Unwissenheit, alles, alles singt mit.

Doch schon treten zwei neue Mächte auf, zwei Männer von gewichtigem Ansehn, der Heide und der Jude. Der Hohe Priester hat Saulus schon in der Nähe. Und Heidentum und Judentum verwahren sich gegen eine so neue Anbetung auf Erden. Da fiel sogleich die klangvolle Stimme des Heilands auf. Es war ein Genuß, diese volle und doch sanfte Stimme zu hören. Er sei nicht der, den sie wähnten, sondern mehr:

Ich bin das Licht der Welt.

Da erhob sich der Kampf des Judentums: Du zeugst von dir? Und so Rede und Gegenrede, ganz wie zwischen Christus und den Pharisäern. Nur alles ungemein treffend und kurz herausgehoben; auch dieser Stil ist wie Licht vom Lichte. Und das Zeugnis des Herrn triumphiert: Ich bin es, ja! Da nimmt das Judentum den Saulus zu Hilfe, die Wissenschaft, die Volksleidenschaft und die Staatsgewalt. Doch zugleich beruft Christus den Johannes zum Jünger, den ungelehrten, den sanften, den armen Fischer, den, der nichts bedeutet: ein Lamm wird gegen die Wölfe geschickt. Und mit welch schöner Stimme der Herr das tut:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Komm, mein Johannes, laß die Fischerwerke
Und fische Menschen. Voll der Gottesstärke
Verkünde du, von meinem Hauch beseelt,
Woher ich komme, ich, der dich erwählt.

Evangelist: Ich fühle mich entrückt, so hoch und hehr,
Als ob ich nicht mehr ich, Johannes, wär',
Kein Adler, dünkt mich, kann sich höher schwingen:
Dich, Gottes ew'ger Sohn, laß mich besingen.

Da erhebt sich Saulus:

Wie, Gottes Sohn wagst du den Mann zu nennen?
Von Zorn und Eifer muß mein Mut entbrennen.
Ich möchte dich und deine Rotte hie
Mit Feuer und mit Schwert vernichten. Flieh!

Christus: Das wirst du nicht, weil ich mit einem Wort
Dich niederschmettern werde allsofort.

Saulus: Mit einem Wort?

Christus: Mit einem, sicherlich!

Saulus: Mit welchem?

Und jetzt fällt ein furchtbares Blitzgeleucht jäh auf die Bühne und schlägt den Saulus zur Erde: Saulus, warum verfolgst du mich? Ein Schreckensruf entringt sich des Zerschmetterten Kehle und seine Arme strecken sich hilfesuchend empor. Aber das Licht war zum Heile. Wie Freude steigt es jetzt aus Saulus' Mund, und dieser Christusgruß, dies Wort von oben richtet ihn auf:

Und neues Leben gibt es, neues Licht,
Die Nebel fallen, Himmelsklarheit bricht
Auf mich herein. Ich sehe offen stehen
Die Himmel alle, Engelflügel wehen.

Judentum: Was ist dir, Saulus? Sag, was soll dein Tun?

Saulus: Ich bin nicht Saulus, ich bin Paulus nun.
Ich lebe nicht mir selber mehr. In mir
Lebt Christus nur. Ihm dien ich fürder hier
Und all mein Wissen, Tun, mein Schreiben soll
In Zukunft ihm nur dienen demutvoll.

Und die Weisheit tut der forschenden Unwissenheit kund, daß jetzt die Epistel folgt. Das alles sei eben die nötige Vorbereitung gewesen. Und wirklich liest Paulus so wie der Priester auf der Epistelseite, doch dem Volke zugekehrt, seinen Brief. Das Judentum aber verschließt ihm Aug' und Ohr und wendet sich ab.

Nachdem zu vielen Malen
Und in vielerlei Art
Sich Gott Propheten und Vätern
Längst hat geoffenbart,
Hat er in diesen Tagen
Zujüngst von seinem Thron
Selber zu uns gesprochen
Durch seinen ewigen Sohn.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und all die schönen Stellen vom Paulusbrief sind glücklich verflochten. Und die Unwissenheit sogar spricht das Deo gratias. Und weil das Judentum dagegen sich auflehnt:

Das wagst du, Paulus, mir, dem Judentum
Zu schreiben?

kommt Johannes seinem Freunde zu Hilfe:

Was Paulus spricht, kann ich Johannes klar
Beweisen, denn mir ward es offenbar
In heiliger Verzückung.

Das Judentum aber will den Beweis aus der Schrift geschöpft wissen:

Evangelist: Das will ich auch, drum, Bruder Paulus, reiche
Die Bibel mir, daß alles Dunkel weiche,
Das noch im Alten Bunde ruht auf ihr,
Des Neuen Bundes Licht soll sie allhier
Erleuchten, und dem ganzen Erdenrund
Mach' ich das hohe Evangelium kund.

Und schön überreicht der Subdiakon das Buch der Bücher dem Diakon. Und zum Ärgernis des Judentums und zur Verwunderung des Heidentums ergeht nun Pauli Wort:

Mein lieber Bruder, Gottes Diakon,
Ich will das Buch dir als Subdiakon
Getreulich halten, auf mein Herz gestützt.
Du lies das Wort.

Und so geschah es in zartester Weise, es war ganz rührend. und Christus gibt den Segen zur Lesung. Die Unwissenheit will nun wissen, warum das Volk aufsteht beim Evangelium. Und die Weisheit tut es kund:

Weil alles in der Welt vergeht, verweht,
Und nur des Evangeliums Wort besteht
Durch alle Zeiten bis zum Jüngsten Tag.

Und es folgt das Evangelium: Im Anfang war das Gotteswort, mit dem Schluß von der Herrlichkeit des Eingebornen, die wir alle geschaut. Bei der Stelle: Und das Wort ist Fleisch geworden, machten alle Kniebeugung, alle Engel und alle Heiligen, es war unsäglich schön. Und der Chor singt das Laus tibi Christe und dankt für das, was wir gehört und gesehen. Doch der Herr wendet sich an alle und sagt:

Ihr müßt nicht hören nur und schauen,
Ihr müßt es glauben, ihm vertrauen.

Und jetzt beten die zwei Apostel abwechselnd schön das Glaubensbekenntnis, das ganze Kredo. Sie sind dabei zum Volke gewandt. Es ist Gebet und Predigt zugleich, alles in künstlerischer Haltung und Gebärde und zugleich in der Tat fromm.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man kann sich den Zorn des Judentums denken, sogar an das Heidentum wendet es sich und verlangt, es möge helfen, diese Religion zu vernichten. Hier aber hat der todesmutige Glaube der Apostel ganz anders gewirkt. Ein unerwarteter Bescheid wird dem Judentum. Der Römer spricht:

O nein, mich zieht all meine Seele hin,
Dem neuen Gott zu huldigen. Mir leuchtet
Ein göttliches Gestirn mit hellen Strahlen
In mein Gemüt.

Und der Römer nimmt einem Engel das Rauchfaß ab und beugt sich gegen den Altar Christi und beräuchert ihn mit Erfurcht. Und darauf ergeht das Wort Christi.

Ich nehme gnädig an dein Weihrauchopfer,
O Heidentum. Du aber, Judentum,
Wirst meinen Weinberg, den ich dir vertraute,
Verlieren und an meine Kirche erben,
Die ich an deines Tempels Stelle pflanze.

Und auf den Zorn des Judentums spricht der Herr herab:

Auch du wirst mir einst glauben, Judentum.

Doch der Hohe Priester kann das nicht begreifen. Er fordert zuvor ein Zeichen, daß Gott und Mensch in einem Wesen sich vereinigen könne. Darauf sendet Christus seinen Vorläufer aus:

Täufer Johannes, bring mir allsogleich
Von Jordans Ufern Wasser her. Und du,
Mein Engel, bring mir Wein von Kanas Hochzeit,
Auch einen Kelch, daraus den Trank zu trinken.
Seht nun, der reine ungemischte Wein
Im Kelch hier ist die Gottheit, und nun nehm ich
Das Wasser, segne dieses, daß es also,
Ein Bild der Menschheit, würdig und geadelt
Zur Einverleibung hoher Gottheit werde.
Ich misch es diesem Weine bei: es nimmt
Des Weins Geruch und Farbe damit an.

Und dies Mischen des Wassers mit Wein im Pokal war schön. Der Pokal funkelte wie eine Sonne durch die ganze Schauspielhalle. Sie müssen wohl einen starken Lichtspiegel darauf gerichtet haben: es war ein überirdisches Glänzen. Nun, da hatten wir schon das Offertorium. Und wie der Heiland selber das Orate Fratres sprach und Paulus das Suszipiat, das war erquickend. Und wie das Judentum dies Gebet sieht, wird es selber auf einen Augenblick hingerissen zum Glauben.

. . . Des Propheten holde Demut
Bezwingt mich fast, ihm Ehre zu erweisen,
Den Mantel vor die Füße ihm zu breiten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und nun kommen sie von der Seite einher mit Palmzweigen und alles jubelt dem Heiland das Dreimalheilig. Der Chor aber begann das Sanktus.

Nach dem Gesang zieht der Chor der Engel ab und mit ihnen Christus und die Heiligen all, Palmen schwingend und Hosanna singend, Judentum und Heidentum, alles folgt nach. Doch nun folgt das höchste Geheimnis. Die Weisheit unterrichtet so:

Dem Jubelruf folgt in der Weltgeschichte
Die Passion, die Wandlung in der Messe.
Du hast bisher die Bilder selbst gesehen:
Es ziemt sich nun, das Heiligste verschleiert
Von frommem Grauen, weiter zu vernehmen.

Da folgt Donner und Blitz, dröhnend und furchtbar. Und in all dem Sturm stürzt das Judentum auf die Bühne, denn beim Tode Christi sah es das Weltall erschüttert. Wäre er wirklich Gottes Sohn? Doch wie kann denn Gott leiden? Und die Weisheit spricht, daß nur die Unwissenheit so frage. Dann folgt die Wechselrede zwischen der Weisheit und dem Judentum. Das Judentum erzählt die Passion, und die Weisheit erklärt alles und tut dar, wie die Einzelheiten der Passion in der Messe sich symbolisch wiederspiegeln und ihre mystische Verklärung finden. Jesu hat sich als Gottessohn erklärt.

Judentum: Ich ergriff als Gotteslästrer
Ihn im Garten beim Gebet.

Die Weisheit findet das dargestellt im Memento. Ohne Widerstand ergab sich der Herr. So wie die Hostie sich vom Priester in die Hand nehmen läßt.

Judentum: Seinen Hals legt ich in Bande.
Weisheit: Merk des Priesters Stola hier.
Judentum: Band die Hände ihm mit Stricken.
Weisheit: Im Manipel schau sie hier.

Und so Zug für Zug. Und wie der Heiland noch betete für die Menschen am Kreuz, so betet der Priester das Paternoster. Und die Begräbnis Jesu wird dargestellt in der Kommunion. Doch dem Grabe folgt ja die Auferstehung und der Kommunion ein ewiger Ostertag. Schon hört man Musik und Gesang. Es wird heller und heller, ja strahlender Morgen, und richtig: der Auferstandene erscheint in seiner Glorie, umgeben von seinen Engeln und Heiligen. So steht Christus ja täglich auf in der Messe.

Hier war es denn, wo meine Seele ein süßes Alleluja sang. O liebe heilige Messe, welch ein Glück bringst du dem Priester, und das mit jedem Tag!

Und jetzt erscheint Christus wie schwebend auf Wolken, und der Chor bekennt ihn als das Lamm Gottes zum Heile der Welt. Da betet das Heidentum an, und das Judentum klagt und weint ob

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seines Fluches. Doch der Erlöser gibt ihm Hoffnung, und Paulus spricht von der schönen Zeit, wo nur ein Hirt und eine Herde und wo das Evangelium leuchtet über die ganze Erde. Und der Evangelist führt das Wort weiter und spricht von der Fülle der Zeit, wo Christus kommen wird zum Gericht.

Die Natur erbebt, wenn wieder
Dann der Menschensohn erscheint,
Voll der Kraft und voll des Glanzes
Mit den Seinigen vereint.
Und die Lebenden und Toten
Richtet er in Herrlichkeit:
Letzten Segen ihnen spendend,
Letzten Fluch zu gleicher Zeit.

Und im Bild hoch oben erfüllt sich das. Christus ruft eben alle Gerechten zu sich und die Bösen stößt er von sich. Es ist ein Bild der Vollendung nun ohnegleichen: wie sie emporwallen zu ihm, wie sie einziehen in sein Reich unter Orgelklang und Posaunenschall und jauchzendem Hochgesang. Und wieder geht der Vorhang auf und jetzt haben wir das Bild der himmlischen Ruhe und der ewigen Seligkeit: Christus im Kranze seiner Heiligen. Und mit einer schönen Mahnung der Weisheit wird alle Welt auf dies Bild hingelenkt, und nun schließt alles ab mit dem Triumphgesang Lauda Sion, der von Himmel zu Himmel fortschallt in seligen Weisen.

Das ist Calderons Festspiel gewesen. Von den Spielern kann ich nur eines sagen: ich habe keinen Mangel bemerkt. Darum Ehre der hohen Calderongesellschaft von Berlin, Ehre und Dank von all den Tausenden der Kongreßpilger. Die Spieler haben eine Tat vollbracht, und es hätte etwas gefehlt am Kongreß ohne dies Spiel. Ich selber habe ein Doppeltes gelernt. Fürs erste hab ich gesehn, daß doch keine Poesie über die katholische Poesie gehen kann: die höchsten Ideale sind doch nur hier daheim. Und als mich daher am Schluß Pater Innerkofler von den Redemptoristen fragte: „Sagen Sie nun, haben wir vom Gral nicht recht?" Da konnte ich ihm nur gerührt die Hand drücken: „Wer Calderon gesehen, hat keinen Zweifel mehr." Gewiß, auch die rein katholische Kunstbetätigung kann das Größte leisten. Daß man das nur erst betonen muß? Und dann noch was. Ein Geistlicher vom Lande meinte, diese Personifizierung von Ideen wie der Weisheit sei doch sonderlich. Dem widersprach ich gleich. Ich hatte früher auch eine Abneigung gegen solche Allegorien und habe deshalb im Leben Christi von Kochem statt der Barmherzigkeit den Engel der Barmherzigkeit auftreten lassen. Auf der Bühne ist das anders: hier haben wir ja immer Menschen von Fleisch und Blut vor uns, also echtes, warmes Leben. Darum noch einmal, Ehre diesen Meistern des Spiels, und vor allem Ehre Calderon, dem gottgeweihten Priester auf der Bühne: nach der Festprozession am Sonntag bleibt mir das Ergreifendste Calderons eucharistisches Werk.

Ein Morgen brachte der Kaiserstadt, ja dem ganzen Reich und der ganzen Welt ein einziges Schauspiel. Seine Majestät der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

allverehrte Kaiser ging mit seinem ganzen Hause zur heiligen Kommunion. Mit allen Erzherzogen und allen Erzherzoginnen, mit Kind und Kindeskind kniete der Kaiser am Tische des Herrn. Wenn Schillers Graf von Habsburg einmal in die Kirche gehörte zum Gottesdienst, so wäre es hier gewesen. Da hätten alle Chöre des Reichs sich vereinigen können und an des Kaisers Ohr hätte das Lied erschallen sollen:

So mög auch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren Euch bringen hier und dort,
So wie Ihr jetzt ihn geehret.
Und mit sinnendem Haupt säß der Kaiser da,
Als dächt er vergangener Zeiten.

Und am Freitagmorgen war draußen im Schwarzenberggarten die allgemeine Kinderkommunion. Achttausend Kinder waren da in schönen Gruppen aufgestellt. Unter ihnen die ganz jungen Erzherzoge, die ganz jungen Erzherzoginnen. Doch auch die Unschuld sollte ihre Sühne bringen für die Welt. Es regnete ohne Unterlaß. Unter dem Regenschirme zelebrierte der päpstliche Legat die Messe und neben ihm noch zwei Kardinäle, doch die Feier verlief tadellos. Trotz des Regens blieben die Kinder andächtig und heiter. Fröhlich sangen die achttausend Silberstimmen dem Heiland ihre Lobgesänge. Und als sich dann die vielen Priester, jeder mit dem Ciborium, unter die Kinderscharen verteilten, da schollen neue Jubellieder zu den Wolken empor und an nicht wenigen Stellen zerteilte sich das Gewölk und es lachten blonde Cherubköpfe hernieder und blauäugige Seraphim hängten ihre Locken über die Wolkengesimse und konnten nur lachen und staunen und werden dem Vater danken, der im Himmel ist.

Ganz gewiß, für Wien kommt dieser Kongreß einer Volksmission gleich, ja er ist mehr als das. Wie könnte es die Kaiserstadt bei einer allgemeinen Bußzeit auf fünfmalhunderttausend Menschen bringen am Kommuniontisch? Und eine halbe Million hat man gezählt in dieser Woche. Und die Andacht schritt in diesen Tagen leibhaft durch alle Gassen dahin. Überall sah man sie, in jedem Palaste hielt sie Einkehr und in der letzten Hütte der Armen. Alle Spitäler heiterten sich auf bei ihrem Erscheinen, und es ging wie ein Leuchten des Glücks durch die verlassensten Vorstädte. Im Allgemeinen Krankenhaus empfingen zweitausend Insassen die Sakramente, also alle bis auf vier Sozialisten. Und ähnlich sind die Zahlen in allen Heilanstalten und Versorgungsheimen. Der liebe Reimmichl von Tirol wird recht haben, wenn er sagt: Ich glaube, daß es, seitdem die Kirche besteht, wohl keine Stadt und keine Festzeit gegeben hat, wo so viel Werke der Frömmigkeit geübt worden, wo so viel gebetet, so viel Sakramente empfangen worden, wie in diesen Tagen zu Wien.

Am Freitag Nachmittag besuchte ich sodann die Ausstellung für kirchliche Kunst. Alles mögliche war da zu sehen: Altäre und Beichtstühle, Wandgemälde und Farbenfenster, Altargefäße und Kultkleider jeder Gattung. Von den Meßgewändern gefielen zumeist die langen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gotischen Kaseln. Ich sah solche, die der Heilige Vater zum eigenen Gebrauch bereits entgegengenommen, rot und violett schillernde Kaseln aus ganz feinem Goldstoff, und sah Handstickereien der Nonnen von Sankt Gabriel in Prag, die jedenfalls zu den schönsten Werken aller Zeit gerechnet werden können; man hätte das Vergrößerungsglas nehmen müssen, um noch zu unterscheiden, ob diese Gesichter, diese Augen mit der Nadel oder mit dem Pinsel gemalt seien. Ich habe seinerzeit die Paramente von Emaus gesehen und auch dort stammt das Vornehmste alles von Sankt Gabriel. Wie ich dann in ihren unvergleichlichen altchristlichen Tempel eintrat, wie ich sie die Psalmen singen hörte, da verstand ich auch den ganzen Idealismus und die hohe Vollendung ihrer Kunst.

An der Wiener Ausstellung fiel sodann ein Heiliggeist-Altar auf durch seine einheitliche Durchführung. Die mächtige Taube erfüllt mit ihren weithinleuchtenden Schwingen, mit ihrem alles erfüllenden Licht die ganze Marmornische von romanischem Aufbau. Die Fassung bezieht sogar die Bodenplatten ein und den Teppich: alles ist in weiß und blau und gold.

Wohltuend, ja traulich müssen auch derartige Beichtstühle wirken, wie sie da standen. Für die Beichtenden ist in beiden Außennischen ein dunkelvioletter oder tiefgrüner Vorhang angebracht und zieht sich über die ganze Nische herab, nur unten gegen die Priesternische zu ist er etwas heraufgehängt. So kniet der Büßer im Verborgenen, ja in einem beruhigenden Halbdunkel und das tut dem schuldbewußten Gemüt so wohl, wenn es sich eben all seiner Vergehen anklagen soll. Es geht doch nichts über die Weisheit der Kirche: sie kennt das Menschenherz. Möge man nun von ihr lernen. In Nordböhmen, wo sowohl der Beichtvater als auch das Beichtkind, beide ganz offen aller Augen ausgesetzt sind, der Priester ohne Türchen und der Büßer ohne Vorhang, ist dies jedenfalls auch ein Grund, daß die Leute nicht zu den Sakramenten gehn wollen. Dafür hört man, daß manche nach Philippsdorf gehn zu den Redemptoristen, weil dort geschlossene Beichtstühle sind. Hier in Wien sah ich sodann im Hintergrund eines dieser Beichtstühle, nämlich in der Priesternische, den Guten Hirten mit dem wiedergefundenen Lamm. Er trägt es glücklich auf den Händen vor seiner Brust. Man sieht ihm an, er kennt es mit all seinen Schwächen und weiß, wie leicht es wieder untreu wird. Doch nun hat er es und freut sich an ihm, und mit ihm freuen sich alle Engel des Himmels, mehr als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

In der Ausstellung sah ich eben auch den Thronfolger mit Begleitung. Wir blickten mit Verehrung auf ihn. Er hatte ein Prinzchen bei sich, einen herzigen Knaben, der mich großäugig anschaute. Wahrscheinlich hätte er gerne ein Bildchen gehabt, doch durfte er nicht bitten und ich konnte die Herrschaften ja auch nicht ansprechen. Der Vater im Himmel segne dich, liebes Kind, und gebe dir eine glückliche Zukunft.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am Samstag Früh ging ich mit einem Schweizer Pater von der Votivkirche weg und schritt durch die Anlagen davor. Von da aus ragt die Front des reinen gotischen Münsters machtvoll in den Himmel hinein. Indessen war ja wieder Regenwetter. Da trafen wir in den Anlagen ein hübsches Bild. Ein Knabe fütterte die zahlreichen Tauben. Er bückte sich vom Pfad schön über den Rasen hinein und streute aus seiner Rocktasche die Brotkrumen. Eine Schar von sechzig Tauben drängte sich an ihn heran, alle lebhaft mit den Köpfen nickend, und dazwischen flatterten und hüpften wohl vierzig Sperlinge auf dem grünen Grund. „Tust du das öfters?" fragte ich den Jungen. „O ja, mir machts Freude." Uns beiden hatte es auch Freude gemacht.

Wir hatten in der Rotunde gewiß Großes und Schönes gehört in diesen Tagen, und voll war sie immer gewesen. Und wenn man hinübersah über das wogende Meer von Köpfen, da dankte man Gott, daß noch so viele aus allen Ländern an ihn glauben, auf ihn vertrauen und ihn lieben aus ganzem Herzen. Es hieß sogar, der Kaiser selbst käme zur Schlußversammlung. Und da eben ein Klatschen losging von den Eingangspforten her und eine ordengeschmückte Uniform auftauchte in der Tiefe, fragte man gespannt: „Ist Seine Majestät gekommen?" „Nein, der Thronfolger," hieß es. Und so ging immer und immer wieder das Klatschen los und immer wieder von neuem war man gespannt. Es waren stets Erzherzoge und Erzherzoginnen. „Schon eine Viertelstunde darüber", erklärte ein norddeutscher Pfarrer neben uns, „der deutsche Kaiser kommt immer auf die Minute." „Nun," meinte ein böhmischer Herr, „das ist der preußische Sekundendrill, der hat schon Schlachten geschlagen." „Unser Kaiser ist dreiundachtzig Jahre alt," beruhigte ich, „bei dem Wetter kann er nicht kommen."

Und die Versammlung wurde eröffnet durch den Bischof von Namur. Dann trug Pater Kolb die Resolutionen vor und nach ihm sprach Graf Somssich über die Eucharistie und die Zukunft der Kirche. Hier vernahmen wir auch die bedeutende Rede vom Schweizer Kapuziner Pater Magnus Künzle über die Mutter der schönen Liebe. In den Kämpfen des Jahres 1683 hätte das christliche Heer einen Adler und eine Taube als günstige Zeichen voranfliegen gesehen. So schwebe der Adler, der Gottmensch im Sakrament, als Schutz über dem Christenvolke. Aber auch der weißen Taube, der Mutter der schönen Liebe, wollen wir gedenken, die in den Türkenkriegen sich erwiesen hat als die Mutter der Christenheit.

„Wie auf Raphaels Sixtina nach der Idee des Künstlers die Vorhänge des Himmels zerreißen und die Himmelskönigin, mit dem Gottkönig auf den Armen, im Sturm niederschwebt zu dem hilfesuchenden Volk, so hat Maria dem ganzen Menschengeschlecht die sichtbare Gegenwart Gottes wiedergebracht, nachdem diese im Paradies verloren gegangen ist. Über all das ist sie sich klar wie kein Engel im Himmel und kein Theologe auf Erden. Sie willigt in die Mutterwürde ein und gibt damit allen Zeiten und Zonen den eucharistischen Gott. Mehr noch. O Maria, durch dich sind auf dem ganzen Erdenrund Kirchen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gebaut worden! So spricht der große Cyrillus von Alexandrien. Die Völker haben Mariens Sorgfalt um die würdige Bergung des Jesuskindes gesehn und diese Sorgfalt als Beispiel nachgeahmt: alle Kirchen sollen ja dem Heiland sein, was das Häuschen von Nazareth war, ein trautes, liebewarmes Heim. Ja Maria selbst war das erste, vom Heiligen Geist erbaute eucharistische Heiligtum. Seine Fundamente liegen auf den heiligen Bergen der höchsten Liebe Gottes, die Quadern und Pfeiler stammen aus der Hochwelt der Gnade. Seine Hallen und Kuppeln kann niemand ausmessen. Aber diese Hoheit und Schönheit mußte sein, weil Maria ein Tempel der ewigen Weisheit und göttlichen Schönheit sein sollte. Und Männer, die Gott mit seinem Geist erfüllt hatte, haben in der Stille religiöser Beschauung Gottes Herrlichkeit in diesem Mariendome erschaut: und da wurden in ihnen dann Lieder wach, da fügten sich ihnen Formen zu Formen, Farben zu Farben, und es erstehen allüberall eucharistische Heiligtümer im Aufblick zum Mariendom. Sie, die Mutter der ewigen Weisheit und der ewigen Kunst, ist auch zur Inspiratorin, zur Heimat und Mutter der christlichen Kunst geworden.

So weit wir in der Geschichte zurückgehen, finden wir Opfer, besonders, nach dem Bedürfnis der Menschen, Sühnopfer. Aber wie hätten alle Ströme vergossenen Opferblutes nur eine einzige schwere Sünde von einer einzigen Seele nehmen können? Da schwebt die verheißene Frau danieder und legt den Himmelssohn nicht bloß in die Tabernakel, sondern auch auf den Opferstein."

Und auf einmal wehte es wie Tannenduft durch die weiten Räume. Junge Männer gingen beständig mit ihren langen Ozonspritzen durch die Bankgänge hin, und jetzt stieg eben wieder eine Silberwolke von ihrem Gestäube in die Höh und gleich empfanden wir den Waldgeruch um uns. Und der Liebfrauenherold sprach weiter: „Fürs erste gibt uns die Mutter der schönen Liebe den Priester im eucharistischen Opfer. Sie hat der Menschheit aber auch das stellvertretende eucharistische Priestertum gegeben, sie ist die Mutter dieses Priestertums, dem vor allem das Wort gilt: Siehe, deine Mutter. Maria ist ferner die Mutter des Opferlammes. Die Opfergabe des neuen Bundes ist der Leib und das Blut Christi, die der Heilige Geist aus dem jungfräulichen Leibe Mariä genommen. Maria wußte, daß ihr Kind jenes Opferlamm sein werde, und doch sprach sie ihr Fiat. Zur eucharistischen Opfertat steht Maria gleichfalls in inniger Beziehung. Das Meßopfer ist nichts anderes als die Vergegenwärtigung und das Gedächtnis des blutigen Kreuzesopfers, also auch eine Verkündigung der Schmerzen Mariä. Allerdings ist Christus unser einziger Erlöser und Seligmacher, doch wie Eva mitschuldig war mit Adam an der einzigen entscheidenden Ursache unseres Falles, so steht Maria als Gegenbild Evas auch in inniger Beziehung zum Opfer Christi, dem Gegenbild Adams. Mariä Priestertum ist ein Priestertum des Herzens, wie wir ja alle im Geiste mit Christus opfern sollen als ein priesterliches Geschlecht. Aber das Priestertum Mariä ragt daraus bergehoch hervor: es ist ein offizielles

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Priestertum kraft ihrer Stellung als Braut des ewigen Wortes und Stellvertreterin der Menschheit, es ist ein universelles Priestertum für das ganze Geschlecht. Solange daher das heilige Meßopfer gefeiert wird, solange schwindet auch nicht das Andenken an die schmerzhafte Mutter Gottes. Das Opfer am Kreuz ist in ihren Augen nur Anfang, Fortsetzung und Abschluß ist das Meßopfer. Und alle weiteren Opfer hat Maria im voraus gebraucht, und auch im Himmel ist sie noch, wie Christus, von der vollkommensten Priester- und Opfergesinnung durchglüht. Auch als Segenspenderin steht Maria unter dem Kreuz an unseren Altären. Durch das Opfer am Altar bietet der Heiland den Zeiten und Völkern die am Kreuze erworbenen Verdienste des heiligen Kreuzopfers. Das heilige Meßopfer wendet uns somit die Verdienste Christi nicht zu, ohne daß Maria mittätig wäre. Damit dieser Segen nie aufhöre, sorgt Maria für die Fortpflanzung des eucharistischen Priestertums als Virgo Sacerdos. Als Virgo erfüllt sie die Jugend mit Begeisterung für die Jungfräulichkeit, diese notwendige priesterliche Tugend, als Sacerdos erfüllt sie mit Mut, die Opfer des Priesters mit heiliger Freude auf sich zu nehmen.

Ich bin das Brot des Lebens, hat der Sohn der Jungfrau gesagt. Die Jungfrau ruft zu diesem Mahle, sie rüstet die Kinder zum Mahle. Den Sündern gibt sie die Gnade der Belehrung und Vorbereitung: und allen bietet sie selbst das herrlichste Beispiel der würdigen Kommunion. Endlich spricht Maria den Segen über das Brot des Kindes. Ohne den Beistand Mariens gelangt man nicht zur Wirkung des Sakramentes. Darum danken wir der Mutter der schönen Liebe für ihr mütterliches Walten um die heilige Eucharistie. Jeder eucharistische Kongreß ist denn auch ein Marianischer Kongreß. Mit der Mutter kommt der Sohn und mit der Mutter zieht der Sohn: und wo Maria geehrt wird, da bleibt auch Christus in Ehren." Und mit der Sturmwolke des Beifalls stiegen wieder die Wolken von erquickender Waldesluft empor. Wir glaubten die Zedern des Libanons in der Nähe, die Baumzier von Kamel und Saron.

Ergreifend war es, als Kardinal Amette von Paris die Rednertribüne bestieg. Man sah in ihm den Vertreter der verfolgten Kirche Frankreichs. Heute müsse sein Land und Volk mit Freuden auch Österreich huldigen. „Das christliche Frankreich ist hier vertreten durch neun seiner Bischöfe, vierhundertfünfzig Priester und mehr als fünftausend Gläubige, und für die Millionen, die nicht persönlich unter uns weilen können, wage ich es zu sagen, daß sie alle mit dem Herzen und mit dem Geiste bei uns sind." Und der Kardinal sprach von den alten Beziehungen Frankreichs zu Österreich. Einst im Türkenkriege habe ganz Frankreich zum Himmel gefleht um die Befreiung Wiens. Und während Sobieski an der Spitze des Befreiungsheeres den Feinden entgegenrückte, machte seine königliche Gemahlin das Gelöbnis, in Warschau ein Kloster vom heiligsten Sakramente zu stiften. Und das Kloster ist errichtet worden durch Anna von Österreich. Frankreich ist also die katholische Schwester Österreichs. Und der Erzbischof von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paris sprach davon, daß sein Land und sein Volk sich auf diese Verwandschaft wieder mehr besinne und sich seines Namens wieder würdig mache. Und schön wars, als der Kardinal von seinen Eindrücken sprach. Wenn die Franzosen nach Hause kämen, so würden sie bekennen, sie hätten nicht nur eine große und schöne Stadt gesehen, sondern auch ein großes und starkes Volk, das den Herrn in der Eucharistie noch auf den Knieen verehrt. Und er danke darum im Namen Frankreichs dem österreichischen Kaiser und dem ganzen Hofe und allen Würdenträgern und dem ganzen Kongreß. „Es ist ein unvergleichlicher Triumph, dessen Zeugen wir alle sind. Ihr Gläubigen Österreichs und wir Gläubigen Frankreichs, wir wollen miteinander dem Herrn unsern Dank sagen, auch für die, die noch das Wort nicht ausrufen wollen: Herr, zu dir kommen wir. Und dies Wort und dies Beispiel kann nicht verloren sein, und wir werden endlich alle wieder sagen können: Christus siegt, Christus herrscht und Christus regiert." Und beim Herabsteigen von der Kanzel umarmten sich der Kardinal von Wien und der Kardinal von Paris. Es war feierlich, wie die beiden purpurbekleideten Gestalten herüberschimmerten im Lichte der Glühlampen.

Doch am meisten war alles gespannt auf den Kardinal van Rossum. Und seine Rede war denn auch wirklich etwas Erhabenes. Besonders begeisterte er die Versammlung durch den Hinweis auf den folgenden Tag.

Und der päpstliche Legat dankte nun für den Kongreß, dankte dem Kaiser, dankte der Regierung, dankte Wien, dankte dem Komitee, dankte den Tausenden allen. Und er schloß mit dem Worte: „So bleibe immer das allerheiligste Sakrament für alle österreichischen Länder die Sonne des Lichtes und des Lebens, des Glückes und der Freude, und es bewahrheite sich auf diese Weise, was so schön erklingt: „Gottes Sonne strahl' in Frieden auf ein glücklich Österreich!"

Und jetzt folgte ein Schauspiel. All die dreißigtausend Menschen sangen das Großer Gott wir loben dich. Und gleich darauf folgte das Kaiserlied. Und dann spendete der Legat den Segen. Es war großartig, als er das Adjutorium sang: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn". Und die Tausende antworteten: „Der Himmel und Erde gemacht hat." — „Herr, erhöre mein Gebet." — „Und laß mein Rufen zu dir kommen." — „Der Herr sei mit euch." — „Und mit deinem Geiste." — „So segne euch der allmächtige Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist." — „Amen," antworteten die Tausende. Und glücklich standen wir auf und gestärkt durch diesen Tag.

Und wieder das Gewoge vor der Rotunde draußen, die davonrasselnden Auto und die eilenden Einspänner und der Strom der Fußgänger bis zum Praterstern, wo die Reihen der Tramwagen erobert werden sollten von tausend Menschen zugleich.

Ich fuhr hinaus bis zur Waisenhausgasse. Da hatte Schriftmeister Schmidinger von Donauwörth mich hinbestellt. Es war jetzt das viertemal, daß ich vorsprechen wollte. In der Nähe der Waisenhausgasse war es, wo ich ein Stück alter Stadtmauer sah. Und so etwas hat für mich immer einen Reiz von Poesie: alte Zeiten, altes Leben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An der Pforte der Schulbrüder hieß es, der Schriftmeister müsse im Nebenhaus sein, Nummer 5. Ich fragte dort wieder an. Eine Stube voll Näherinnen war da, die flickten und nähten für die Waisenbuben nebenan. Es ging zu wie in einem Ameisenhaufen, wenn sie Vorräte schaffen für den Winter. Doch der Schriftmeister war auch nicht da. Er sei drüben im großen Gebäude zu sprechen. Und wieder ging ich ins große Gebäude. Da sprangen eben ein paar Jungen den Gang her: „Hochwürden, möchten Sie uns nicht beichthören helfen? Es sind unser viele." Nun, da gab es gleich wieder Arbeit. Sie brachten mir sofort eine Stola und führten mich in die Kapelle. Und der Reihe nach kamen sie, die lieben Jungen des Hauses. Der Herr sei mit euch auf eurem Lebensgang, bleibt immer so brav, wie ihr seid!

Nun galt es rasch wieder heimzukommen in die Donaustraße. Und wie es sich immer gut trifft, wo die Waisenhausstraße ausläuft in die breite Straße draußen, da stand ein Fiaker frei. „Bitt schön, wo komm ich denn schnellstens hinab zur Donaustraße?" „Na, ich nehm' Sie schon mit, Sie könn'n a Stückerl aufsitzen." Und ich setzte mich behaglich. Und wie ich drin war, zog er die Pferde an und bog sich herein vom Bock und mir zu: „Na, gebn S' mir halt a klans Trinkgöld." „Ganz gewiß." „Hü!" gings in munterem Trab. Zugleich aber hatte er jetzt seine Streckenuhr am Wagen gerichtet mit dem Tarifzeiger. „Wissen's, Hochwürden, 's ist nur, weil mei' Herr all's waß, was i verdien'." „Nun also," lachte ich, „fahren S' nur zu."

Es ist unterhaltend, vom Wagen aus die Typen des Volkes zu beobachten, zumal in solchen Tagen. Da ging eben eine Gruppe von vier Tirolern vorbei, kraftvolle Gestalten in braunem Lodenrock, mit Kniehosen und weißen Strümpfen, die hohe weiße Feder am Hut. Und wieder eilten französische Geistliche dahin mit ihren weißgefaßten Kollarbäffchen. Dann wieder Handwerker und Zeitungsjungen und Bürgerfrauen. Und jetzt Tschechinnen in bunten, kurzen Röcken. Dann ungarische Landleute in schweren Mänteln, Ruthenen in Schafwollpelzen, Polen in weißen Kitteln. Und wieder militärische Uniformen und nach der landläufigen Mode gekleidete Gäste jeder Art. Mein Fiaker wandte sich wieder zurück: „Morgen muß i a beichten gehn, 's ist Zeit, ich geh' mit der Genossenschaft." „Brav so," sagte ich, „machen Sie's gut." Dann schwenkte er zur Rechten und über die Augartenbrücke gings und dann hatten wir ja die Donaustraße.

„Herr Schupala, heute Abend oder morgen Früh müssen Sie nun auch beichten gehn," sagte ich zum Hausmeister. „Morgen in der Früh werde ich gehn," antwortete er.

Dieser Tage hatten wir viel gelernt. Nun sollte noch das Größte folgen, die Völkerprozession.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Grönlandreise.

Von **E. B—s.**

V.[1]) (Schluß.)

Dienstag, den 2. August.

Obwohl der Nebel, wenn auch etwas lichter, anhält, verlassen wir um $^3/_4$3 Uhr den Ankerplatz und dampfen gegen Südwesten.

Anfangs war sehr wenig Eis zu sehen, dann aber kamen wir auf viel Bay-ice von der Gael-Hamke-Bai, das hinausgedriftet hatte, und mußten einen großen Umweg machen nach Osten, bis wir wieder unsere südwestliche Richtung einhalten konnten. Zuletzt begegneten wir größeren Eisfeldern, und da der Nebel noch immer anhielt, legten wir um $^1/_2$11 Uhr abends an einer großen Scholle an, auf welcher sich ein schön blauer, runder Süßwasserteich befand, aus dem wir unsern Wasservorrat ergänzen wollen.

Mittwoch, den 3. August.

Um 3 Uhr setzten wir unsere Fahrt fort, durch ziemlich viel gebrochenes Eis. Ein regnerischer Morgen brach an. Wir kommen nun schon zum dritten Mal knapp an das Kap Hold with hope. Alle guten Dinge sind drei! Auch dieser dritte Versuch, nach Franz-Josefsfjord zu kommen, ist mißlungen! Der Kapitän erklärt, es sei unmöglich, da die Mackenziebay bis Bontekoe-Insel noch immer mit Eis verlegt sei. Da gibt es jetzt nichts anderes als umkehren.

Wir müssen noch genügend Futter für unsere vier Kälber sammeln, bevor wir gegen Norden fahren, und werden versuchen, dies auf Clavering-Insel zu tun. Der Kapitän ist ganz mißmutig über diesen dritten Mißerfolg und uns ist es auch leid, diesen landschaftlich so großartigen Fjord nicht sehen zu können. Aber vielleicht ist es besser so!

Donnerstag, den 4. August.

Der gestrige Abend nach dem regnerischen Tage war unbeschreiblich schön mit seinen Lichteffekten aus den hie und da sich öffnenden Wolken. Dunkelrot, bronzefarben und in purem Golde glänzte es

[1]) Vergl. „Die Kultur" XIII, Heft 3 und 4, XIV, Heft 1 und 2.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herab, spiegelte sich in der glatten See und warf seine Reflexe auf Eisfelder und Schneeberge.

Da der Steuermann gestern von der Tonne aus beobachtet hatte, daß längs des Landes ziemlich freies Wasser sei, brauchten wir nicht den langen Umweg um die großen Eisfelder gegen Süden zu machen, sondern hielten uns knapp an der Jackson-Insel vorbei, die wir um 11 Uhr abends passierten. Um 3 Uhr nachts warfen wir unweit Kap Mary an der Südseite der Clavering-Insel Anker. Ich stand auf und ging auf die Brücke, um dieses Manöver zu beobachten und das Land mit dem Glase abzusuchen. Es scheint hier ziemlich viel grüne Flecke, also Futter für unsere Kälber, zu geben, ob aber Moschusochsen in erreichbarer Nähe sind, bleibt dahingestellt.

Lorenz ist jetzt auf eine kleine felsige Insel in der Nähe gefahren, um die dort nistenden Bürgermeistermöven zu bekriegen. — Unser Steward Alfred scheint wirklich recht krank zu sein und wir wissen nicht, ob sein zuletzt an den Tag gelegtes aufgeregtes, fremdartiges Benehmen dem Alkohol allein zuzuschreiben ist. Jedenfalls aber scheint letzterer die Hauptursache seiner Krankheit zu bilden.

Nach dem Lunch unternahmen Karli mit Richardsen und ich mit Erling und dem Zimmermann längere Pürschen. Ich fuhr mit meinen beiden Leuten ziemlich weit mit dem Boote fjordeinwärts und stieg dann schräge über Schutthaufen und Steine bergauf. Die Sonne brannte ordentlich herab, so daß es eher ein warmer Spaziergang war, aber der Tag war so wunderschön, die Aussicht auf den großen Gael Hamke-Fjord und die wilden, schneebedeckten Berge so klar, daß es eine Freude war, über Berg und Tal zu streifen. Hier gab es noch viel mehr Blümlein als drüben auf Wollaston-Vorland und manche Plätze glichen einem wilden Blumengarten und erquickten das Auge. Wir kamen auf so frische, flüchtige Fährten von drei Moschusochsen, daß ich nicht sicher war, ob die Tiere nicht durch uns flüchtig gemacht worden waren. Ich machte einen großen Umweg, um in den guten Wind zu kommen und dann, vorsichtig längs den schwarzen, hochabfallenden, säulenartigen Klippen hinabspähend, zurückzukehren. Ich hatte dadurch eine hübsche Pürsche, aber später stellte es sich heraus, daß es doch ein bis zwei Tage alte Fährten waren, was ich erkennen konnte, als sie ein Schneefeld passierten. Sie schienen in Karlis Direktion zu führen und er sah sie auch, fand aber keinen Moschusochsen. — Die Strecke des Tages sind zwei große Bürgermeistermöven, je eine von Karli und Lorenz auf der Felseninsel geschossen. Jetzt ist es 10 Uhr abends und wir eilen zum Mittagmahl.

Um halb 12 Uhr, vor dem Schlafengehen, bewunderte ich noch die Beleuchtung, die gegen Abend immer am schönsten ist. Diesmal war es eine Art Alpenglühen. Die Berge von Jackson-Insel und Hom-Vorland ragten aus dem auf dem Fjord lagernden Nebel hervor, nicht schwarz oder braun wie sonst, sondern von einem eigentümlich fahlen und rosaroten Lichte umflossen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Freitag, den 5. August.

Der Wind heult in allen Tönen der Aolsharfe und klatschender Regen fällt auf das Kajütendach. Einmal in der Früh hatten wir den Ankerplatz schon weiter gegen Kap Mary verlegt und nun verlassen wir auch diesen und Clavering-Insel, um nicht von dem aufkommenden Eise eingeschlossen zu werden. Wir müssen knapp längs den steilen Abfällen von Kap Mary entlang fahren und den Tiroler Fjord überqueren, um den Eisfeldern auszuweichen, welche inzwischen hereingekommen waren. Weiter draußen war aber wieder offenes Wasser, und da sich der Wind indessen fast gelegt hatte, nehmen wir den Kurs nordöstlich gegen das Kaiserin Augusta-Tal, wo wir, falls es die Eisverhältnisse gestatten, anlegen wollen, um noch Futter für unsere Kälber zu holen und vielleicht noch Moschusochsen zu finden.

Nach 7 Uhr warfen wir in der flachen Bucht vor dem Augusta-Tal Anker, und da Karli keine Lust hatte, einen langen, vielleicht vergeblichen Marsch zu machen, wurden einige Leute, darunter Richardsen und Erling, ausgeschickt, um mit Perspektiven Umschau nach Moschusochsen zu halten. — Es ist windstill geworden, ganz warm, und da der Himmel mit Wolken überzogen ist, ist es grau und düster. Sabinen-, Walroß- und Pendulum-Insel sind in Sicht. Der Kapitän fand am Strand einen im Sande halb vergrabenen angeschwemmten Walfisch.

Die Leute kehrten unverrichteter Sache zurück, das heißt ohne Fährten gefunden oder Moschusochsen gesehen zu haben, und die „Laura" verließ noch nachts die flache Bucht und dampfte zur Sabinen-Insel, wo sie angesichts des Germaniahafens, unweit der langgestreckten Walroß-Insel, vor Anker ging. Es ist derselbe Platz, an dem wir in der Nacht vom 21. auf den 22. Juli im starken Sturme bange Momente verlebten.

Samstag, den 6. August.

Heute war hier die See so glatt wie ein Spiegel. Dichter Nebel lag über dem Wasser, doch die Sonne verscheuchte ihn gegen Mittag, so daß wir ans Land fahren konnten. Während Lorenz mit dem Kapitän auf die Walroß-Insel fuhr und eine Bürgermeistermöve sowie zwei Seeschwalben erbeutete, ließen Karli und ich uns zum Germaniahafen rudern. Dieser kleine, halbrunde Hafen hat seinen Namen von dem deutschen Nordpolexpeditionsschiff erhalten, welches hier unter Kapitän Koldewey 1869—70 überwinterte. Von hier aus entdeckten die Nordpolfahrer, unter ihnen Julius Payer, auf Schlitten- und Bootreisen den Tiroler- und Franz-Josefs-Fjord. Es sind nun seitdem 40 Jahre vergangen, aber man sieht noch einige halbverfallene turmartige Steinhäuser, die zu Beobachtungszwecken dienten. — Den letzten Winter hat hier das kleine Fangschiff „7. Juni" überwintert, das wir am 20. Juli auf Kap Mary der Clavering-Insel getroffen haben. Wir sahen die Hütte, in welcher diese sechs Menschen die lange Nacht des Polarwinters zugebracht haben, die aber nicht alle von ihnen gesund wieder verließen. Einer starb, und sein einsames,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit einem einfachen Holzkreuze geschmücktes Grab steht dort am Strande und sieht hinaus gegen Norwegen, die Heimat des Verstorbenen. Zwei andere fanden wir damals schwer krank auf dem Schiffe. Die Hütte war halb in die Erde gegraben, aus Steinen errichtet, mit einem blechbeschlagenen Holzdache versehen, das Innere mit einem wasserdichten Tuche ausgeschlagen. Man sah den Platz, wo der kleine Ofen gestanden und wo die Schlafstellen gewesen, einige Patronen, leere Blechdosen 2c. lagen umher. Das Ganze machte den Eindruck eines Lagers, in dem die armen Menschen die lange Winternacht hindurch in Eis und Schnee lebendig begraben gewesen.

Ich bestieg einen höheren Berg, um die Eisverhältnisse gegen Pendulum-Insel und Baßrock, wohin wir verabredetermaßen noch fahren sollen, zu erkunden. Eine dunkelblaue Wasserstraße schien bis ans Ende der Pendulum-Insel zu führen, aber weiter hinaus war nichts zu sehen als Eis und wieder Eis, wenn dasselbe hie und da auch kleine, lichtblaue Wasserstreifen zeigte. Aber für den im Eise nicht Erfahrenen machte es den Eindruck, als ob man von der übrigen Welt ringsum abgeschlossen sei.

Sobald wir alle wieder an Bord der „Laura" waren, ließ der Kapitän sofort den Anker lichten und wir dampften gegen Pendulum-Insel. Nach vierstündiger Fahrt näherten wir uns dem am nördlichsten Punkte der Insel gelegenen Felsen im Meere, der den Namen Baßrock führt und auf dem die „Minerva" eine Flagge aufstecken sollte, im Falle es ihr gelungen wäre, die Schiffbrüchigen von Shannon-Insel zu retten. Alle Fernrohre waren auf das schwarze Felseneiland gerichtet und zwei Flaggenstöcke waren zu erkennen.

Wir fuhren alle drei mit dem Kapitän hinüber, begierig zu erfahren, welche Botschaft unserer harre. Es konnte ja sein, daß die „Minerva" damals kein offenes Wasser gefunden hatte und daher nicht imstande gewesen war, nach Shannon-Insel zu kommen, in welchem Falle wir es versuchen müßten. — Steil und schwarz erhob sich die felsige kleine Insel aus den Fluten — eine wahre Doré-Landschaft. Die Mitternachtssonne blitzte über die scharfgezackten Klippen herüber und übergoß die in der Nähe gestrandeten Eisberge mit goldenem Lichte. Wir mußten aufs Eis, das sich am Fuße der Insel aufgetürmt hatte, und so erreichten wir die wild übereinandergetürmten Felsblöcke, die unter den ragenden Felswänden lagen. An einer geschützten Stelle befand sich das von der amerikanischen Balduin-Expedition im Jahre 1902 errichtete Depot: zwei aus Brettern gezimmerte zeltartige Hütten, in denen zahllose Kisten aufgestapelt waren. Rings um die Hütte lag ein Wall halboffener und zerrissener Kohlensäcke und ein wahres Chaos von vollen und leeren und zerschlagenen Kisten, großen Blechbehältern, Fässern mit allem möglichen Inhalte, wie Kaffeebohnen, Eisenspänen 2c., die meisten zerschlagen und umgestürzt. Es sah aus, als ob Vandalen hier gehaust hätten. Jedenfalls haben vorüberfahrende Schiffer sich dieses Depot hie und da zunutze gemacht, aber es war schwer zu unterscheiden, was Menschenhänden, was dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fürwitz von Eisbären und Füchsen und was dem Sturme, der Kälte zuzuschreiben sei. — An einer der Türen war auf einem Papier auf norwegisch geschrieben, daß in der Hütte Briefe zu finden seien, und wir fanden deren drei:

a) einen Brief von der dänischen Alabama-Expedition, datiert vom 12. Juni d. J., folgenden Inhalts: Die Mitglieder der Alabama-Expedition befinden sich in der Nordenskjöld-Bai der Shannon-Insel (es liegt auch eine Zeichnung bei, wo der Überwinterungsplatz angegeben ist) ohne Schiff, da ihr Schiff im Winter gesunken ist, und bitten den Finder des Briefes, die beiliegende Post zu erheben und sie selbst womöglich abzuholen;

b) ein Brief des Fangschiffes „7. Juni", daß es am 27. Juli hier gelandet sei, die Post mitgenommen habe und versuchen wolle, falls das Eis es zuläßt, zu der Expedition auf Shannon-Insel zu fahren; sei das nicht möglich, so werde es direkt nach Norwegen segeln;

c) einen Brief von Magnus Gjaever, daß die „Minerva" am 1. August abends 6 Uhr Baßrock berührt habe, zuerst zum Depot auf der Shannon-Insel und, falls sie die Schiffbrüchigen dort nicht fände, zum Überwinterungsplatz fahren und die Leute aufnehmen werde. Wenn sie auf der Heimfahrt wieder bei Baßrock vorüberkäme, werde sie einen Brief hinterlegen.

Kapitän Oyen schrieb nun seinerseits einen Brief, worin er angab, daß die „Laura" am 6. August abends hier gewesen sei und jetzt ihren Weg östlich durch das Eis suchen werde, und legte diesen Brief zu den andern.

Zufrieden mit den günstigen Nachrichten, die wir gefunden, kehrten wir wieder zum Schiffe zurück, dessen Bug nun südöstlich dem Eise zu gerichtet wurde, durch welches wir hoffentlich den Weg in die Heimat zurückfinden werden.

Sonntag, den 7. August.

Der achte Sonntag in See!

Die ganze Küste von Kap Hold with hope bis zum Baßrock, an der wir so oft hin und her gekreuzt hatten, lag vor unseren Blicken ausgebreitet, als wir heute Morgen auf Deck kamen. Wir konnten deutlich bekannte Fjorde, Täler und Berge unterscheiden. Allmählich weicht die Küstenlinie zurück und wir richten unsere Blicke vorwärts dem Eise zu, in das wir bald hineinkommen, aber bis jetzt haben wir noch keine großen „floes" angetroffen, sondern nur zerteilte Eisschollen, durch welche die „Laura" leicht ihren Weg findet.

Wir waren eben mit dem Lunch fertig und besprachen Bärenchancen, als zwei Bären gemeldet wurden. Es war eine Bärin mit einem großen Jungen, die unweit des Schiffes schwammen. Da weder Karli noch ich uns berufen fühlten, auf diese Tiere zu schießen, baten wir Lorenz, es zu tun, und er erlegte beide mit je zwei Schüssen, während wir mit den Kodaks hantierten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bald darauf fiel Nebel ein und wir waren gezwungen, anzulegen. Am Abend wurde der Geburtstag von Lorenz' kleiner Tochter Liesl gefeiert, indem wir — um mit den deutschen Herren zu reden, die in früheren Jahren auf der „Laura" fuhren, — einer Flasche „Gießler" den Hals brachen. Eine zweite wurde dem Kapitän geschickt. — Während der verdichtete Nebel aufs Kajütendach tropfte, schliefen wir ein.

Montag, den 8. August.

Nachdem wir nachts und vormittags einige Male Platz gewechselt hatten, wich endlich der Nebel und wir fuhren mit Volldampf vorwärts, bis plötzlich eine gewaltige Eisbarriere uns gebieterisch Halt befahl. Zwei mächtige „floes" waren so ineinandergekeilt, daß es nicht möglich schien, hier durchzukommen, obwohl der Kapitän drüben offenes Wasser sah; es hieß also „Kehrt euch!" Wir sind sehr deprimiert, denn nun geht es wieder zur Küste zurück, die allmählich immer deutlicher vor uns auftaucht. Jedenfalls müssen wir einen ungeheuren Umweg machen, der viel teure Kohle kostet.

Der Kapitän entdeckte vom Mastkorbe aus weit im Norden die „Minerva" und glaubte später zu bemerken, daß sie eingeschlossen sei. Wir versuchen weiter südlich, auf der Höhe von Kap Borlase Warren, noch einmal einen Vorstoß ins Eis. Zu unserer Linken befindet sich ein unübersehbares „floe", und dann auch zu unserer Rechten. Wir kommen an einen Punkt, wo zwischen diesen beiden nur mehr eine ganz enge Passage frei ist, gerade so breit, daß unsere brave „Laura", auf beiden Seiten anstreifend, sich durchzwängen kann. Dann kommt offeneres Wasser und nun geht es zwischen kleinen Eisfeldern gut weiter.

Der Abend ist wieder ganz feenhaft schön und in dem spiegelglatten Wasser, das wie geschmolzenes Erz glänzt, sieht man hie und da die Köpfe der neugierigen Ringelrobben herausschauen und dann mit einem Plumser verschwinden. Dort, wo sie untergetaucht sind, zeigen sich zuerst kleinere und dann immer größere Kreise. Auch einige Bartrobben sah man auf dem Eise liegen, ließ sie aber unbehelligt, da jetzt nicht die Zeit zum Jagen ist, sondern unser Hauptziel die Flucht aus dem Eise bleibt.

Dienstag, den 9. August.

Loses, gebrochenes Eis! Blaues Wasser! Sonnenschein! Der Kapitän glaubt, wir seien aus dem schwersten Eise heraus, und wir sehen die Heimfahrt nun als etwas Greifbares vor uns. Wir richten den Kurs etwas gegen Nordosten, um vielleicht weiter nördlich größere Eisfelder und dadurch Eisbären zu Gesicht zu bekommen. — Eine Storrobbe, die vormittags von Karli und Lorenz angefahren wird, geht vorzeitig ins Wasser; die zweite, die Karli später angeht, entkommt angeschossen, trotz langer Verfolgung und weiteren Schüssen. Die dritte endlich, die auf einer ganz kleinen Scholle liegt, wird, obwohl die Harpune wieder losgeht, schließlich doch erbeutet. Auch eine Ringelrobbe schoß Karli am Vormittag.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir sitzen im warmen Sonnenschein auf Deck und sehen die blaue Küstenlinie Grönlands immer undeutlicher werden. Zuletzt erkennt man nur noch den Sattelberg auf Wollerston-Vorland.

Nachmittags kam die Reihe an Lorenz zur Jagd auf Bartrobben. Zuerst schoß er eine an, die sank; dann ging eine ins Wasser, bevor er hinkam. Während des Speisens sank wieder eine, die er getroffen hatte, und zuletzt erbeutete er, von Karli begleitet (denn man fährt die Bartrobben im kleinen Boote an), eine sehr große, fast schwarze. Ich verfolgte die ganze Vorstellung mit meinem Glase; es war sehr komisch zu beobachten, wie die beiden Matrosen, als die Robbe zappelnd dalag und durch Karlis Schuß zu noch größerer Beweglichkeit angespornt wurde, auf die Scholle sprangen, um zu verhindern, daß sie ins Wasser rolle, aber durch die spasmodischen Bewegungen der Schwanzflossen beinahe selbst ins Wasser geworfen wurden, während die Robbe in einer Spalte versank, wie sie dann mehrmals auftauchte, verfolgt, beschossen, harpuniert und endlich mit großer Anstrengung auf die Scholle gehißt wurde. Zuletzt kam ich daran und erbeutete, vom Kapitän in eigener Person gerudert, eine Robbe mit dem ersten Schusse, was zwar recht erfreulich, aber für die Zuseher vom Schiffe lange nicht so spannend war.

Mittwoch, den 10. August.

Wir kommen allmählich hinaus aus dem Banne des Eismeeres. Das blaue Wasser weitet sich. Große „floes" gibt es nicht mehr, nur hie und da lose zusammenhängende Felder. Die „Laura" wird an einer Scholle mit Süßwasser versehen, Kohlen werden in die Bunkers geladen und alles wird für die Ozeanreise hergerichtet. Man sieht nur fröhliche Gesichter und ich hörte einige Matrosen heute zum erstenmal hübsch im Chor singen.

Wenn dieses prächtige Sommerwetter noch anhält, wollen wir die Insel Jan Mayen auf unserer Rückfahrt anlaufen, von der sich Lorenz noch einige ornithologische Ausbeute verspricht.

Wir bekamen zuletzt noch eine Lehre, wie schnell das Eis driftet und wie leicht man eingeschlossen werden kann; wir waren hier in dem zerteilten Eise im Handumdrehen von einigen größeren Eisschollen umgeben, von denen eine das Steuerruder und den Propeller bedrohte, so daß die „Laura" nur mittels einiger ganz tüchtiger Rammstöße frei wurde.

Nun wurde der Kurs nach Süden gerichtet und es dauerte nicht lange, so waren wir, einer langen Zunge von Eisschollen entlangfahrend, ins offene, blaue Meer gekommen. Jetzt — um 10 Uhr abends — sieht man nichts als dunkelblaues Wasser und darüber die Wölbung des wolkenlosen Himmels. Heute, wo die Sonne in diesen Breiten zum erstenmal untergeht, verlassen wir also endgültig das Eismeer, dankbar, die Wunder der Polarwelt gesehen zu haben, aber froh, wieder in unser Heimatland mit seinen grünen Wäldern zurückkehren zu können.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Donnerstag, den 11. August.

Nachts hatte es angefangen, etwas zu rollen, aber in der Frühe wurde es wieder ganz ruhig. Als ich zur Luke hinausblickte, war ich nicht wenig erstaunt, ringsum wieder Eis zu sehen, wenn auch nur lose Schollen. Das erklärte auch, warum das Rollen des Schiffes aufgehört hatte. Der Kapitän sagte, daß er den Kurs südlich auf Jan Mayen zu genommen und so wieder ins Eis geraten sei, welches hier weiter hinabreiche. Jetzt — um 11 Uhr vormittags — sieht man nur mehr vereinzelte Schollen. Eine frische Brise aus Südwest weht und es ist etwas neblig.

Zu Mittag kamen wir in eine Menge Grönlandsrobben hinein, die auf Eisschollen lagen oder in kleinen Rudeln schwammen. Es war interessant, besonders die schwimmenden zu beobachten, die sich dabei ganz anders als die übrigen benahmen. Sie schießen bis zum halben Leib heraus und tauchen dann mit einem Kopfsprung unter, der oft so energisch ist, daß er einem Purzelbaum ähnlich sieht. Sie erinnern an schwimmende Delphine. Der Kapitän und Lorenz eröffneten auf die Tiere eine Fusillade, deren Resultat eine Robbe war, die mit dem Boote geholt wurde.

Nachmittags stärker bewegt, regnerisch, kalt, grau. Ein steifer Südwestwind weht. Alle Segel sind gesetzt und die „Laura" strebt munter vorwärts.

Freitag, den 12. August.

Als ich früh aus der Luke blicke, ist Jan Mayen in Sicht; dunkle, steile Abhänge mit vielen Schneeflecken und -streifen, der Beerenberg ist leider in Nebel gehüllt. Man sieht einige Gletscherzungen, davon zwei, die unmittelbar im Meer enden. Mit dem Glase kann man schon die Dächer der Überwinterungshäuser im Wilczek-Tal ausnehmen. Hier hat nämlich die von Wilczek ausgerüstete österreichische Polarexpedition unter Korvettenkapitän Wohlgemut 1882—83 überwintert, um zugleich mit anderen, an verschiedenen Punkten des Polargebietes überwinternden Expeditionen wissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Joszi Palffy begleitete die Expedition auf dem Dampfer „Pola", half die Überwinterungsstation bauen und machte einen Versuch, den 2545 Meter hohen Beerenberg zu besteigen. Im Winter 1906–07 wurden die Hütten der Expedition mit Erlaubnis des Grafen Wilczek von drei Fangleuten Herrn Gjaevers benützt, die hier hauptsächlich Polarfüchse erbeuteten. Die „Laura", die im Sommer 1907 einige deutsche Herren nach Grönland geführt hatte, sollte die drei Pelzjäger auf dem Rückwege abholen. Sie wurde aber vom Eise eingeschlossen und entkam nur wie durch ein Wunder dem völligen Besetztwerden. Erst am 1. Oktober konnte sie Jan Mayen anlaufen, fand aber die Hütten leer und einen Zettel des Inhalts, daß die „Frithjof" am 30. September, also vor wenigen Stunden, die drei Leute mitgenommen habe. Die „Frithjof", die ebenfalls Herrn Gjaever gehört, war, als die „Laura" nicht heimkehrte, ausgeschickt worden, um nach derselben an der Eis-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kante Grönlands zu suchen. Tragisch war das Schicksal dieser drei Leute und der ganzen Bemannung der „Frithjof", welche an der Küste Islands scheiterte. Nur ein Matrose konnte sich retten und Kunde von dem Untergang des Schiffes geben.

Um 12 Uhr ankerten wir unter den steil abfallenden Klippen am Ausgange des Wilczek-Tales und fuhren mit dem Kapitän und sieben Mann, die Futter für unsere Kälber sammeln sollten, ans Land. Am flachen Strande lagen viele Walfischknochen und eine Unmasse von Treibholz, darunter einige recht große Stämme. Die schwarzbraunen und roten Klippen waren hie und da mit Kresse und hellgrünem Moose bewachsen, und dort in den unzugänglichen Felsennischen saßen Tausende von jungen Vögeln, meist Eissturmvögel und Bürgermeistermöven, hie und da auch Papageientaucher, während die alten Vögel mit klagendem Gekreische in dichten, weißen Schwärmen die Zacken und Klippen umkreisten. — Wir besuchten die noch ganz gut erhaltenen Überwinterungshütten der österreichischen Expedition, welche außer den bereits erwähnten drei Pelzjägern auch noch im Winter 1908—09 einer andern Partie von Fangleuten als Quartier gedient hatte. Diese sowie die Mannschaft eines französischen Schiffes, welches die unwirtliche Insel besucht hatte, hatten sich auf Blechtafeln im Hauptraum der langgestreckten Hütten verewigt. Jetzt dienen die Hütten hauptsächlich Füchsen zum Aufenthalt; deren Fährten waren überall zu sehen und es gelang Karli auch, einen jungen Fuchs zu erlegen.

Wir bestiegen dann den Vogelberg, wo ich eine Bürgermeistermöve zu schießen hoffte, aber bloß einen Eissturmvogel erbeutete. Am Strande schoß ich einen Papageientaucher und Karli deren vier von den Klippen herab. Die Leute sammelten einige Säcke der frischgrünen Kresse für unsere Kälber, die sich daran hoffentlich nicht krank essen werden. Lorenz schoß einen Papageientaucher und drei Lummen, der Kapitän eine dreizehige Möve und vier Lummen.

Gegen 7 Uhr lichteten wir zum letztenmal den Anker und verließen Jan Mayen, das bis tief herab in Nebel gehüllt war, in der Richtung gegen Norwegen.

Heute abends wurde zum erstenmal die Lampe im Salon angezündet und in den Kabinen beim Schlafengehen eine Kerze, denn es ist um 11 Uhr schon recht dunkel.

Samstag, den 13. August.

Graugrüne, etwas bewegte See und schwacher Nordostwind. Die Kälber befinden sich wohl und spielen mit allen „Teerjacken"; der Eisbär scheint weniger zufrieden, klagt manchmal und ist reizbaren Charakters, besonders wenn an seine Futterlade gerührt wird. Er bekommt jetzt auch Bohnen, die ihm möglicherweise Blähungen verursachen.

Sonntag, den 14. August.

Auch heute wie gestern graugrüne See, wenig Bewegung und ein günstiger, wenn auch schwacher Nord-Nord-Westwind, der uns jedenfalls etwas hilft. Bis jetzt geht die Heimfahrt gut vonstatten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Etwas muß ich hier lobend erwähnen, nämlich den Umstand, daß wir jetzt, nach fast zwei Monaten, noch immer frische Butter und frische Eier haben! Die Butter steht in großen Holzfässern auf Deck und die Eier sind in Holzkisten, die mit Luftlöchern versehen sind, in bienenwabenartigen Kartons verpackt. Nur in dieser bakterienfreien Luft ist so etwas möglich.

Die Jagd ist abgeschlossen, die Gewehre sind verpackt. Wenn wir in den Franz-Josefs-Fjord hätten hinein können und nicht genötigt gewesen wären, wegen der auf Shannon-Insel gestrandeten Alabama-Expedition dreimal gegen Norden hinaufzufahren, wäre unsere Jagdbeute gewiß noch besser ausgefallen, aber ich am wenigsten kann mich beklagen, da ich alles bekommen habe, was ich erhofft hatte.

Montag, den 15. August.

Zwischen 12 und 4 Uhr nachts sollen wir vor einem frischen Winde 7½ Knoten die Stunde gelaufen sein, was für die „Laura" eine respektable Leistung ist. Als dann gegen Morgen die Maschine gestoppt wurde, weil sie geölt werden mußte, fing es recht ordentlich zu rollen an und man hörte viele Sachen rutschen und klopfen und Türen auf und zu schlagen.

Wir kommen mit dem Nordostwinde gut vorwärts, und wenn es so weiter geht, können wir morgen schon Land sehen. Es ist bedeutend wärmer geworden und Meer und Himmel nehmen schon die Farben der gemäßigten Zone an. — Mit dem Steward Alfred ist es heute wieder nicht ganz richtig: er schlingert mehr auf und ab und wirft mehr Messer und Gabeln zu Boden, als es eigentlich bei dieser Bewegung nötig wäre. Nachmittags war ziemlich starke Bewegung, doch zog sie weder Karli noch Lorenz in Mitleidenschaft. — Eingepackt und geordnet.

Dienstag, den 16. August.

Heute früh konnte man schon in weiter Ferne, halb in Wolken gehüllt, blaue, zackige Berge — die Küste Norwegens — erkennen. Anfangs glaubte der Kapitän, wir seien am Ausgange des Malangen-Fjords, doch es stellte sich heraus, daß wir weit hinab nach den Lofoten verschlagen worden seien, — so sehr hatten Strömung und Wind uns aus der Richtung gebracht. Nun hieß es, der Küste entlang wieder hinauffahren, und da nun die ziemlich großen Wellen von der Seite kamen, fing es immer stärker und stärker zu rollen an, so daß einige Gegenstände das Gleichgewicht verloren. Zum Glück war das bei uns nicht der Fall und Karli sowie Lorenz, die bei der Ausfahrt eine solche Bewegung sicher nicht gleichgültig hingenommen hätten, spielten sich als alte „Teerjacken" auf.

Schöner Sonnenuntergang mit rosaroter Färbung, aber doch so ganz anders als im hohen Norden. — Wir sind nun dem Grunde für das sonderbare Benehmen des Stewards Alfred auf die Spur gekommen; wir konnten uns bisher nicht erklären, woher er den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Alkohol zur Erzeugung seines Zustandes nehme, da wir doch den Schlüssel zur Vorratskammer besitzen: er trinkt den Spiritus, den Lorenz im Salon für seine Präparate stehen hat! Guten Appetit!

Mittwoch, den 17. August.

Nach einer recht bewegten Nacht laufen wir in der Früh endlich in den Malangen-Fjord ein, wo bald ein Lotse an Bord kommt, um die „Laura" nach Tromsoe zu bringen. Die Ruhe nach dem zuletzt schon recht lästigen Rollen ist köstlich und wir benützen sie, um alles zum Ausschiffen herzurichten.

Die Grönlandreise naht ihrem Ende! Es ist zwar die kürzeste überseeische Expedition, die ich gemacht habe, doch eine der inhaltsreichsten und interessantesten, da ich eine ganz neue Welt schauen durfte: die Polarregion mit ihrem geheimnisvollen Zauber.

Nach einigen Stunden ruhiger, angenehmer Fahrt durch die Fjorde zwischen den teilweise mit frischem Schnee bedeckten Bergen, den grünen Ufern und den Fischerbooten mit den roten Segeln werfen wir um 5 Uhr in Tromsoe Anker.

Die „Laura" liegt nahe an einem sehr langen, weißen deutschen Postdampfer, der in Begleitung eines größeren Dampfers und eines Fangschiffes den Prinzen Heinrich von Preußen und den Grafen Zeppelin nach Spitzbergen gebracht hatte, wo die Luftverhältnisse und Windströmungen studiert und ein passender Hafen als Ausgangspunkt einer künftigen Luftreise in die Polarregionen ausgesucht werden sollte. Wie wir später hörten, ist letzterer Zweck auch erreicht und in der Adventsbucht ein solcher Hafen gefunden worden.

Die nächsten zwei Tage, welche wir in Tromsoe vor unserer Abreise nach Süden zubrachten, vergingen in geschäftiger Arbeit mit Verpacken unserer Felle und sonstigen Trophäen in Fässer und Kisten, was durch fast ununterbrochenen Regen und Nebel nicht eben erleichtert wurde. Die „Thalia", ein Lloyddampfer aus Triest, sowie einige andere deutsche Schiffe brachten vorübergehend Aufregung in die kleine Hafenstadt, und man sah Touristen und Touristinnen, die von Spitzbergen zurückkamen, in oft abenteuerlichen Kostümen und in allen Sprachen redend, sogar böhmisch. Sie bummeln die paar Straßen auf und ab auf der Jagd nach „curiosities", wie der englisch sprechende Teil der Menschheit die verschiedenen nachgemachten Abscheulichkeiten nennt, welche den naiven Fremden um teures Geld angehängt werden. — Buntgekleidete und oft beschwipste Lappen trieben sich ebenfalls zum Zwecke der Ausbeutung der Passagiere in den Straßen herum.

Wir waren zweimal beim alten Herrn Gjaever zu Gaste, der eine herzige hölzerne Villa oberhalb Tromsoe besitzt.

Als ich am 20. August kurz vor unserer Abreise nach Drontheim auf dem Dampfer „Capella" bei Herrn Gjaever im Bureau war, traf gerade die telegraphische Nachricht ein, daß das Fangschiff

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„7. Juni" mit der Alabama-Expedition, die es auf Shannon-Insel aufgenommen, glücklich nach Aalesund zurückgekehrt sei; am 9. August hatte es noch die „Minerva" gesprochen, die vorhatte, auf Moschusochsen zu gehen. Das waren gute Nachrichten! Nun werden uch die Briefe, welche wir am 20. Juli auf Kap Mary (Clavering-Insel) dem „7. Juni" mitgegeben haben, bald in die Heimat gelangen. — Hoffentlich versäumt die „Minerva" nicht die rechtzeitige Rückkehr aus dem Eise und gelangt auch glücklich nach Tromsoe zurück.

*

Nachtrag.

Herr Magnus Gjaever, welchen ich bei Schluß der Jagdausstellung in Wien traf, erzählte mir von den weiteren Schicksalen der „Minerva".

Am 31. Juli abends hatten wir die „Minerva" vom Ausgange des Tiroler Fjordes aus gesichtet. Sie kam direkt aus dem Tiroler Fjord, wo die Herren am 30. und 31. zwei einzelne starke Moschusbullen erlegt hatten, den ersten ungefähr dort, wo wir aufgefahren waren, den zweiten etwas weiter drinnen, wo der Fjord sich verengt, am rechten Ufer.

Am 1. August hatte sie Baßrock angelaufen, wo wir den Brief vorfanden, und war dann weiter bis Shannon-Insel gedampft. Sie kam an die Südspitze bis angesichts der dortigen Depots, konnte aber nicht landen, da Eis vorgelagert war. Mittels des Fernrohres wurde aber konstatiert, daß sich niemand dort befinde. Die Versuche, die Nordostspitze und die im Nordenskjöldhafen befindlichen Schiffbrüchigen der Alabama-Expedition zu erreichen, blieben erfolglos.

Als wir die „Minerva" am 8. August im Norden im Eise stecken sahen, waren die Herren eben mit Eisbären beschäftigt. Sie liefen am 9. August noch einmal Baßrock an und begegneten hierbei dem „7. Juni", der bis in den Nordenskjöld-Hafen auf Shannon-Insel gedrungen war und die fünf dort befindlichen Schiffbrüchigen an Bord genommen hatte; die letzteren waren alle wohlauf bis auf den Schiffsleutnant, der einige Zehen erfroren hatte. Zwei Mitglieder der Expedition, darunter der Kommandant Mikkelsen, fehlten aber. Sie waren auf einer Inlandreise begriffen und hatten ihren Genossen die Weisung hinterlassen, bis zum 1. August auf sie zu warten, dann aber jede Gelegenheit zu benützen, um nach Dänemark zurückzukehren. Man glaubt, sie würden versuchen, nördlich um Grönland herumzukommen, doch ist ihr Schicksal ein sehr unsicheres.

Die zwei Skorbutkranken, welche wir auf Kap Mary mit Medizin, frischem Fleisch ꝛc. versehen hatten, waren auf dem Wege der Besserung.

Während der „7. Juni" nun nach Europa zurückkehrte (wo er, wie wir erfahren hatten, glücklich am 20. August in Aalesund landete), versuchte die „Minerva" noch ihr Glück auf Moschusochsen. Den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:09 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dritten Ochsen erbeuteten die Herren unweit von Kap Herrschell und den vierten, wieder einen einzelnen Bullen, auf der Clavering-Insel, beiläufig in der Gegend, wo ich gepürscht hatte. So hatte jeder der vier Herren einen Moschusochsen, ebenso gelang es einem jeden von ihnen, einen Eisbären zu schießen, und es herrschte allgemeine Zufriedenheit.

Zuguterletzt versuchte die „Minerva" noch einmal, bei Kap Hold with hope in die Mackenziebucht und den Franz-Josefs-Fjord zu gelangen, fand aber denselben nach wie vor durch das vorliegende Eis verschlossen. Wir hätten also auch wieder unverrichteter Dinge abziehen müssen, wenn wir unsern Plan, noch einmal die Einfahrt in den Franz-Josefs-Fjord zu versuchen, ausgeführt hätten.

Auf dem Heimwege segelte die „Minerva" noch weit nach Norden bis gegen den 76. Grad, um noch Bären aufzutreiben; aber obwohl auf einem Eisfelde deren mehrere gesichtet wurden, hatten die Jäger keinen Erfolg. — Am 22. August lief die „Minerva" in Tromsoe ein.

Die Nachfolge.

Von Ilse Franke-Oehl.

Komm, heiliger Geist, o komm in meine Seele!
Die Gottes niedre Magd ist, wartet Dein,
Daß sich der Himmel seiner Braut vermähle . . .
Die Liebe wird geboren, arm und klein.

Komm, heiliger Geist, o komm! In meinem Herzen
Kämpft eine Welt voll Güte, Angst und Not.
Die Liebe ringt, ein Opfer fremder Schmerzen,
Am rauhen Holz und stirbt den Kreuzestod.

Komm, heiliger Geist! Die Osterglocken klingen.
Die Liebe überwindet Grab und Nacht.
Da ist mit Flieder und mit Vogelsingen
Mir im Gemüt der Frühling aufgewacht.

Komm, heiliger Geist, in Feuerflammen nieder
Und bleib' bei mir bis an der Tage Ziel
Und wirk' in meinem Herzen immer wieder
Das traurig-süße, ewige Christusspiel!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von neuen Büchern.

Es ist Pastors beneidenswerte Aufgabe, die Weltgeschichte vom höchsten Standpunkt und bedeutsamsten Zentrum aus, vom päpstlichen Rom aus, schreiben zu dürfen.[1]) Alle Weltgeschichte nach Christus orientiert sich ja von der Kirchengeschichte aus, die politische wie die Kulturgeschichte. Der tiefste und gewaltigste Strom des Geistes der Menschheit geht an Rom, am Felsen Petri vorbei, zu Zeiten glanzvoll und rauschend, zu Zeiten mehr verborgen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts beginnt die Periode der Renaissance in die der katholischen Reformation überzugehen. Mit Reformmaßregeln beginnt Papst Julius III. Das Konzil zu Trient wird wieder eröffnet und nur durch die Rebellion des Kurfürsten Moriz von Sachsen 1552 wieder suspendiert. Der Jesuitenorden verbreitet sich mit staunenswerter Schnelligkeit. In Wien und für Österreich verfaßt Canisius den berühmten Katechismus. Dem Priestermangel in Deutschland wird durch Gründung des Collegium Germanicum in Rom abgeholfen. Die katholische Maria sucht England wieder der Kirche zuzuführen. Die Indianer in Mexiko werden christianisiert. Franz Xaver missioniert Ostindien und Japan. Der ganze Orient scheint reif zur Bekehrung. Die Humanisten erhoffen das Höchste vom Papsttum. Palestrina und Michelangelo blühen. Das mittelalterliche Rom beginnt sich umzuwandeln. Unter dem Einfluß der katholischen Reformation heben sich Gottesdienst und Caritas.

Die katholische Reformpartei setzt auch 1555 die Wahl Marcellus' II. durch; aber allzubald stirbt der gelehrte und reformeifrige Papst. Bekanntlich hat Palestrina seinem Andenken später die Marcellusmesse gewidmet.

Unter Papst Paul IV. ergibt sich leider der Konflikt mit Spanien, der mit Albas kriegerischer Demonstration gegen Rom und mit der Nachgiebigkeit des Papstes endet. Den politischen Mißerfolg tilgt der Papst durch doppelten Reformeifer. Die Klöster werden reformiert, die neuen Orden der Theatiner und Barnabiten gefördert. Dagegen haben die Jesuiten eine schwierigere Position. Mit Strenge geht die Inquisition vor gegen protestantische Agitatoren in Italien und Spanien, gegen Juden und Maranen. Auch in Polen und Frankreich nimmt der Protestantismus überhand. Er bleibt eine Zeit lang die schier unüberwindliche Geistesströmung die durch ganz Europa geht. Nun erst stellt ihr die katholische Reform einen

---

[1]) Ludwig von Pastor: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. Mit Benutzung des päpstlichen Geheimarchives und vieler anderer Archive. VI. Band: Geschichte der Päpste im Zeitalter der katholischen Reformation und Restauration. Julius III., Marcellus II. und Paul IV. (1550 bis 1559). 1. — 4. Auflage. Freiburg, Herder, 1913. Gr. 8° XL, 723 Seiten, geb. 13 Mk.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damm entgegen, nachdem man bisher fast ratlos und tatlos der Bewegung gegenüberstand. Man wird Papst Paul IV. nicht allzusehr tadeln dürfen, daß er, die Gefahr der Lage übersehend, im letzten Augenblick zu den schärfsten Mitteln griff, mochten auch im Eifer der Abwehr einige Unschuldige irrtümlich verdächtigt worden sein.

Uns interessiert vor allem die Stellung, die Paul IV. zu den Ereignissen in Deutschland und Österreich einnahm. Es kann nicht Wunder nehmen, daß ihn der sogenannte Augsburger Religionsfriede von 1555 höchlich befremdete. Er mußte darin mit Recht die Besiegelung der Glaubensspaltung im Deutschen Reich sehen, die Durchkreuzung seiner eigenen Absichten einer katholischen Reform. Ferdinand I. ist wohl zu entschuldigen, da ihn die Not seiner politischen Lage dazu zwang, jene Zugeständnisse zu machen. Aber damit entfiel nicht die Pflicht des Papstes, das für die Kirche Schädliche zu tadeln. Die beiden Brüder Karl V. und Ferdinand I. hatten sich allzusehr mit der Hoffnung getragen, der religiöse Zwiespalt sei noch durch Zugeständnisse zu beheben. So verzeihlich der Irrtum war im Angesicht der zweideutigen Haltung der Protestanten, er blieb doch ein Irrtum. Das wurde auch auf dem Konzil zu Trient entschieden. Und auch Ferdinand I. hat später seinen Irrtum ebenso eingesehen, wie ihn Karl V. einsah und durch seine Abdankung zugestand. Ferdinand I. gefiel sich noch 1558, unmittelbar nach dem Rücktritt seines Bruders, in der Hoffnung, durch den Humanismus die Einheit des christlichen Bekenntnisses herstellen zu können. Er erneuerte in diesem Jahr die humanistischen Bestrebungen seines Großvaters Maximilian I. und versuchte auf diese ideale Weise die konfessionellen Streitigkeiten zu überwinden. Eine ganze Reihe gleichartiger Schriften der Wiener Humanisten unter Leitung Georg Eders und Paul Fabricius' bekundet diese Tendenz. Wir sehen da zu gleichem irenischen Ziel die Lehrer und Schüler der Universität mit hohen Staatsmännern, Prälaten, vor allem auch mit dem jungen Maximilian und seinem geistlichen Ratgeber Pfauser vereinigt. Das Programm war eine gereinigte Lehrformel ohne Gehässigkeit gegen das Papsttum, und über allem nationale, patriotische, humanistische Ideale, neben deren Größe die konfessionellen Differenzen als unbedeutend erscheinen sollten. Ausführlicheres werde ich darüber in meiner Österreichischen Geschichte und in einer Studie über den Wiener Humanismus dieser Jahre geben.

Die Haltung Ferdinands I. ist deshalb so interessant, weil er, wenn auch mit größter Gefahr für seine Herrschaft und für die Kultur, Österreich zum Gebiet eines religionsgeschichtlichen Experimentes machte. In Österreich herrschte nämlich damals weitaus die größte Freiheit auf konfessionellem Gebiete. Ferdinand I. und nach ihm sein Sohn Maximilian II. gedachten die Gegensätze sich selber ausgleichen zu lassen, indem sie sie frei ihre Macht auswirken ließen. Das Ergebnis dieses Experiments war, daß der Protestantismus in dieser allzufreien Atmosphäre in sich zerfiel. Als der auswärtige Lutheraner Lucas Bacmeister 1580 Österreich visitierte, fand er die protestantischen Gemeinden längst in vollkommener Zersetzung durch innere dogmatische Streitigkeiten. Diese Unfähigkeit der protestantischen Konfession, aus sich selbst heraus, ohne staatlichen, absolutistischen Eingriff sich zu erhalten, zwang erst die österreichischen Regenten, den Standpunkt über den christlichen Konfessionen aufzugeben und sich allein auf die durch sich selber lebensfähige katholische Kirche zu stützen. Politische Rücksichten auf Spanien, den Papst und die deutschen Katholiken wirkten dann allerdings auch noch mit. Die Humanistenschule von 1558 zerfiel denn auch später

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

notwendigerweise in zwei konfessionell getrennte Parteien. Georg Eder wurde aus einem irenischen Vermittler auf allgemein christlicher und humanistischer Basis später mit logischer Konsequenz ein entschiedener Vorkämpfer des kirchlichen Katholizismus, ein Bekämpfer des in sich selber überwundenen Protestantismus. Nur mit großen Gefahren für das Reich konnte von Rudolf II. bis Ferdinand II. jenes verunglückte Experiment aufgegeben und die klare, eindeutige katholische Stellung zurückerobert werden.

Man versteht so die Erbitterung des Papstes Paul IV. gegen Ferdinand, den Unwillen gegen seine eigenmächtige Annahme der Kaiserwürde, das Mißtrauen gegen seinen Sohn. Ob das, was Ferdinand wollte, oder ob das, was der Papst wollte, logischer, möglicher, klüger und weiser war, das war wohl damals schwer zu entscheiden.

Pastors fesselnde und spannende, die ganze Zeit farbig und lebenatmend vergegenwärtigende Darstellung macht das auf jeder Seite lehrreiche Studium seines Werkes zum hohen Genuß. Ohne die Anschauungen des Tages auf ein vergangenes Jahrhundert anzuwenden, versteht er es, die Vergangenheit zu voller Aktualität zu erwecken. Wir leben sie mit und wir fühlen, daß hier von Dingen die Rede ist, deren richtige Auffassung für uns Moderne ebenso wichtig ist wie alles das, was die Telegramme der heutigen Zeitung bringen. Das großartige Werk ist keine Parteischrift. In untadeliger Weise vereinigt es die korrekteste katholische Haltung mit strengster Unparteilichkeit.

Richard Kralik.

*

Die Geschichte der Ägypter, Babylonier und anderer Völker reicht, von unseren heutigen Tagen gerechnet, auf viele Jahrtausende zurück. Mit dem Momente aber, in welchem wir geschichtliche Aufzeichnungen besitzen, wie in diesen Fällen, handelt es sich bereits um ansehnlich kultivierte Völker, deren Kindheitsstadium der Unkultur noch weit über jene Jahrtausende hinaus liegen muß. Sucht man dementsprechend über die Schwelle der Geschichte gegen die Epoche des ersten Auftretens des Menschen auf der Erde vorzudringen, so wird die Geschichte zur Naturwissenschaft: statt Inschriften sind es geologische Schichten, Reste ausgestorbener Tier- und Pflanzenformen und endlich auch Überreste von Menschen selbst und deren Werkzeuge, welche uns Kunde geben.

Unsere Kenntnis des vorgeschichtlichen Menschen ist sehr jungen Datums. Dies mag Verwunderung erregen, wenn man bedenkt, daß nach Suetonius bereits Kaiser Augustus in seiner Villa auf Kapri eine Sammlung von „Riesenknochen" besaß und daß Scheuchzer im Jahre 1731 das ganze Skelett eines „Homo diluvii testis" beschrieb. Diese Menschenreste hatten nur einen Fehler, eben keine Reste von Menschen zu sein, sondern die „Riesenknochen" stammten zweifellos von ausgestorbenen Elefanten und Scheuchzers „Betrübtes Beingerüst von einem alten Sünder" wurde von Cuvier als fossiler Riesensalamander erkannt.

Die größten Entdeckungen macht eine Wissenschaft zumeist zu Beginn ihres Aufkommens. So ist es auch in der Prähistorik. Es ist fast unglaublich, wieviel in den letzten Jahrzehnten von dem somatischen Baue, der Kultur und Betätigung des vorgeschichtlichen Menschen erforscht wurde, — aber nicht nur das, wir kennen nun auch die klimatischen Verhältnisse, unter welchen er lebte, seine Jagdtiere, seine Nahrungsmittel usw.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Resultate jener Forschung sind jedoch so sehr in verschiedenen Fachzeitschriften zerstreut, daß es dem Fernestehenden ganz unmöglich ist, sich von dem Stande unserer gegenwärtigen bezüglichen Kenntnisse ein Bild zu machen. Da ist es nun außerordentlich zu begrüßen, daß sich ein erster Fachmann, Dr. Hugo Obermaier, vormals Dozent für die menschliche Urgeschichte an der k. k. Universität Wien und gegenwärtig Professor für das gleiche Fach an dem vom Fürsten von Monaco neu errichteten Institut für die Urgeschichte des Menschen in Paris, der Mühe unterzogen hat, den Menschen der Vorzeit in ebenso sachlicher als fesselnder Darstellung zu zeichnen.[1])

Als älteste Dokumente vom Auftreten des Menschen kommen menschliche Skelettreste in Betracht, zu welchen sich unzweideutige Spuren industrieller Tätigkeit, Waffen, Werkzeuge und Wohnstätten mit Feuer- und Mahlzeitspuren gesellen. Man pflegt diese älteste Periode unter dem Sammelnamen der „älteren Steinzeit" oder „Paläolithikum" zu begreifen, die jedoch infolge ihrer langen Dauer wieder in zahlreiche Abschnitte und Stufen untergeteilt wird.

Die ältesten sicheren paläolithischen Funde in Europa scheinen uns zu den Ureinwohnern Tasmaniens zu versetzen, so primitiv sind deren Werkzeuge, so abweichend aber auch die begleitende Tierwelt und das herrschende Klima. Jener Urmensch stellte dem Wilde als nomadisierender Jäger nach und lebte, wie alle Naturvölker, in Hütten aus Buschwerk, die ihm bei dem warm-feuchten Klima genügend Schutz boten, als noch der kanarische Lorbeer im Norden Frankreichs üppig gedieh, dichte Wälder sich unermeßlich dehnten und der immergrüne Buchsbaum, die Feige, der Erdbeerbaum und die pontische Alpenrose bis in die Nordalpen vordrangen. Und was gab es damals an Wild! Ein Flußpferd, zwei Elefantenarten und ein Nashorn waren in Europa heimisch, wichtiger erschienen aber noch die in Rudeln auftretenden Pferde und Büffel sowie die zahlreichen Hirsche, während als gefährlicher Gegner aller dieser und ebenso des Menschen der Säbeltiger erwähnt werden muß. Diesem gegenüber gab es kein Wehren, denn als wichtigste Jagdart ist wohl der Fang in zweigbedeckten Fallgruben anzunehmen, da die Waffen und gröberen Werkzeuge jener Zeit, die zu Jagdzwecken Verwendung finden konnten, in nichts anderem als steinernen Faustkeilen bestanden. Es sind dies längliche Feuersteinknollen bis zu einem halben Kilogramm im Gewicht, welche an einem Ende durch rohen Schlag mit einem noch härteren Steine zugespitzt oder geschärft wurden. Dabei wurden meist scharfrandige Gesteinsscherben abgesplittert, die wieder als Kratzer oder primitive Messer Verwendung fanden. (Stufe von Chelles: Chelléen).

Das Klima in Mitteleuropa verschlechterte sich aber immer mehr und im Gefolge davon verschwinden die früher erwähnten tropischen Dickhäuter und ihr Platz wird durch das zottige Mammut und das sibirische Nashorn ausgefüllt, doch erhalten sich anfänglich noch die ausgedehnten Waldbestände mit vorwiegendem Laubholz; erst später treten die Wälder zurück und es machen sich Anzeichen des Steppenklimas bemerkbar.

---

[1]) Der Mensch aller Zeiten. Natur und Kultur der Völker der Erde von Prof. Dr. H. Obermaier, Prof. Dr. F. Birkner, PP. W. Schmidt, F. Hestermann und Th. Stratmann S. V. D. I. Band: Prof. Dr. H. Obermaier: Der Mensch der Vorzeit. Berlin-München-Wien, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H., 1912. 8°. 592 S. mit 39 Tafeln und 4 Kartenbeilagen, geb. Mk. 15.—.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— Der Mensch blieb nomadisierender Jäger, aber seine Faustkeile zeigen bereits regelmäßigere Form, feinere Überarbeitung und geringeres Gewicht. (Achenléen).

Die weiter anhaltende Temperaturabnahme läßt sich sehr schön verfolgen: der Urmensch, dessen Leben sich bisher ausschließlich im Freien abgespielt hat, wird nunmehr durch die Ungunst der Witterung in Höhlen abgedrängt, wo er wohl nicht nur während der rauheren Jahreszeit, sondern auch in Regenperioden Zuflucht suchte; er wird zum Troglodyten. Auch jetzt bleibt er noch nomadisierender Jäger und Fischer, wenn ihn wahrscheinlich auch die gewohnte Höhle etwas seßhafter gemacht haben dürfte. Seine wichtigsten Jagdtiere waren Wildpferd, Wildrind (Urstier und Bison) und das Renntier, während Moschusochse, Steinbock, Gemse und Hirsch ebenso wie Mammut und sibirisches Nashorn ihm nur seltener zum Opfer fielen. Jetzt war es auch nicht mehr ausschließlich die Fallgrube, welche ihm das Wild lieferte, sondern der Fortschritt in seiner Bewaffnung, besonders durch Verwendung des Schleudersteines und primitiver Steinspitzen, die wohl geschäftet wurden, ermöglichten es ihm, das Wild direkt anzugehen. Dadurch blieb er auch bereits im Kampfe gegen die großen Raubtiere: Höhlenbär und grauer Bär, Höhlenlöwe und Höhlenhyäne, oft Sieger. Aber auch im übrigen erkennt man die höhere Kultur des „Moustérien"-Menschen, denn seine feiner gearbeiteten Schaber und Kratzer lassen auf bessere Zubereitung und Verwendung der Tierfelle schließen und die zahlreichen aufgespaltenen tierischen Markknochen lassen der Phantasie freies Spiel, ob man daraus auf kulinarische Leckerbissen schließen will, wie bei den vorgefundenen geöffneten Schädeln, oder auf den Gebrauch von Tranlampen, oder endlich auf hygienische Vorkehrungen.

Mit dem „Moustérien" ist der ältere Abschnitt des Paläolithikums abgeschlossen, aber auch der Tiefstand der Temperatur in Mitteleuropa, die Eiszeit, überwunden. Das jüngere Paläolithikum fällt bereits in die „Postglazialzeit". Anfangs dürften in Mitteleuropa kontinentale Steppen und Tundren sich ausgedehnt haben wie heute in Sibirien, und nach langsamem Ansteigen der Temperaturkurve und vielfachen Rückfällen entwickelte sich daraus das gemäßigte Waldklima unserer Tage. — Die gleiche Wandlung erfährt die Tierwelt, welche anfangs noch die eiszeitlichen Typen des „Moustérien" enthält, aber allmählich erlöschen Höhlenlöwe und Höhlenbär dann auch Mammut und sibirisches Nashorn. Andere Tiergruppen folgen dem sich zurückziehenden Eise, die einen, wie Eisfuchs, Renntier, Moschusochse ꝛc. in die arktischen Regionen, andere, wie Gemse, Steinbock und Murmeltier, in die Nachbarschaft der Alpengletscher und eine dritte Gruppe endlich: Saiga-Antilope, der rötliche Ziesel, der Pferdespringer und das Wildpferd, blieben der Steppe treu und wanderten gen Osten. Am Schlusse der jungpaläolithischen Zeit kamen daher als Großwild nur noch Hirsch, Reh, Wolf, Bär, Wildschwein, Urstier, Bison und Elch in Betracht.

Der Mensch war auch in diesem Zeitalter ein nomadisierender Jäger, der vorwiegend in Höhlen lebte. Nach dem Kulturfortschritte läßt sich das Jungpaläolithikum in drei Stufen einteilen, das „Aurignacien", „Solutréen" und „Magdalénien", dessen letzter Ausläufer häufig noch als „Azylien" abgeschieden wird. Die primitiven Steintypen des Altpaläolithikums verschwinden vollständig und an ihre Stelle treten ausnahmslos einseitig bearbeitete Feintypen. Besonders charakteristisch unter diesen sind langschmale prismatische Klingen, die schon im „Aurignacien" beginnen. Das „Solutréen" bezeichnet dann den Höhepunkt der paläolithischen Steinindustrie, in welcher

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich die „Lorbeerblattspitzen", Lanzenblätter, die geschäftet wurden, durch besondere Schönheit auszeichnen. Eine neue und für das Jungpaläolithikum bezeichnende Erscheinung bildet aber die immer zunehmende Verarbeitung von Horn, Knochen und Elfenbein zu Werkzeugen und Waffen, aber auch bereits zu Schmuck. Eines der zierlichsten Geräte, das jedoch im „Solutréen" recht häufig angetroffen wird, ist die feine, sauber geglättete und mit einer zierlichen Öse versehene Nähnadel aus Knochen oder Geweih, die sich in vielen Fällen an Kleinheit und Zartheit unserer Nähnadel zur Seite stellen kann. — Das „Magdalénien" repräsentiert die höchste Kulturblüte des Eiszeitalters. Die Steingeräte treten im Vergleiche zur Industrie aus organischen Stoffen bereits etwas zurück, indem sie sich zum Hilfsinventar der Beinwerkzeuge spezialisieren. Wir finden da Pfriemen, große Nadeln und sogar Speerspitzen und mit Widerhaken versehene Harpunen aus Elfenbein, Knochen und Renngeweih geschnitzt. Was aber bei zahlreichen Stücken besonders auffällt, ist der Umstand, daß wir nicht einfache Gebrauchsformen vor uns sehen, sondern viele dieser Gegenstände sind kunstvoll verziert. Dies enthüllt uns eine ganz besondere Seite des jungpaläolithischen Menschen: seine künstlerische Veranlagung.

Die ersten Spuren diluvialer Kunst treten uns in dem Jungpaläolithikum entgegen. Damit ist nicht gesagt, daß nicht schon in vorangehender Zeit Holzgeräte künstlerische Behandlung erfuhren, die aber naturgemäß sich nicht bis auf unsere Tage erhalten konnten. Nun aber finden sich zahlreiche Skulpturen in Knochen, Horn und Elfenbein, die zum Teile ganz künstlerisch geformt erscheinen. Zu den ältesten auf uns gekommenen Kunstprodukten zählt auffallender Weise eine Anzahl menschlicher, meist weiblicher Statuetten, zu welchen sich aber auch in großer Zahl Tierdarstellungen gesellen. Umrißzeichnungen treten auch schon frühzeitig auf, erreichen aber ihren Höhepunkt im Magdalénien. Kleinere Gravierungen finden sich auf platten Knochen- und Hornstücken oder flachen Steinen. In dieser Kleinkunst sind uns Abbilder fast aller damals lebenden Tiere überliefert worden und oft genug muß man die feine Beobachtung und die künstlerische Fertigkeit jenes jungpaläolithischen Menschen bewundern, die es uns ermöglichen, nicht nur jedes der dargestellten Tiere sofort zu identifizieren, sondern überdies zum Beispiel zu entnehmen, daß es damals neben einem kleinen, struppigen Wildpferd auch eine hochgebaute, ungleich schlankere Art mit viel feinerem Kopfe gab. Seltener finden sich in der Kleinkunst Pflanzen und besonders der Mensch dargestellt. Hervorzuheben wäre noch, daß man auch Stilisierungen sowie Kreis- und Spiralmuster unter den Produkten der Kleinkunst antrifft. — Weitaus überraschender sind aber die Zeichnungen und Fresken, mit welchen der Diluvialmensch Decken und Wände seiner Höhlenwohnungen schmückte. In Frankreich und Spanien wurden bereits an dreißig solcher Höhlen erforscht und das Resultat ist die Kenntnis einer sehr großen Zahl von zum Teil polychromierten Tierdarstellungen von geradezu verblüffend künstlerischer und lebendiger Wiedergabe. Man muß die prächtigen Reproduktionen in Obermaiers Buch gesehen haben, um sich eine Vorstellung von jener ältesten Kunst machen zu können. — Auffallend ist es, daß vom Jungpaläolithmenschen nur selten etwas anderes reproduziert wurde als Tiere, doch gerade diese seltenen Bilder lassen uns einen Blick in die übrige Kultur jenes Jägervolkes werfen. So verraten uns ein paar Hüttenskizzen die Kenntnis einfachster Bauweise. Die große Anhäufung von Farberden in einzelnen Höhlen sowie der Umstand, daß solche Farben auch in Knochenbehältern gefunden wurden, lassen den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schluß zu, daß in jener Zeit Körperbemalung geübt wurde, und die Abbildung tanzender Menschen läßt auf die Kenntnis von Musik schließen, wobei zu Pfeifen und Flöten verarbeitete Vogelknochen verschiedener Größe, die man vorfand, verwendet worden zu sein scheinen.

Wie viel Zeit mag aber verflossen sein seit dem ersten Auftreten jenes künstlerisch veranlagten Magdalénienjägers? Es ist ungemein schwer, derartige Epochen in Zahlen zu fassen, doch ist es immerhin möglich, wenigstens eine Vorstellung von jenen Zeitphasen zu geben. So gelangt man zu dem Schlusse, daß jenes erste Auftreten zumindest 16.000 Jahre v. Chr. angesetzt werden muß. Der Beginn des Jungpaläolithikums wird mit wenigstens 26.000 v. Chr. eingeschätzt und das Alter des europäischen Paläolithmenschen überhaupt dürfte sich auf mindesten 50.000 Jahre belaufen, was 1500 Generationen entspräche.

Die unermüdliche Forschung auf dem Gebiete der Prähistorik hat uns allmählich auch eine große Reihe von Menschenresten kennen gelehrt, zumeist Schädel- und Kieferstücke, die sich auf ganz Mitteleuropa verteilen, und wir sind dadurch in den Stand gesetzt, uns ein ziemlich zutreffendes Bild von dem Aussehen und den somatischen Eigenschaften jener Menschen zu machen. Da begegnet uns zunächst in altpaläolithischer Zeit eine ältere Rasse des Homo primigenius. Es war dies ein mittelgroßer bis kleiner Menschenschlag von gedrungenem, kräftigem Körperbau mit relativ kurzen Vorderarmen und Unterschenkeln. Die Besonderheit dieser „Neandertalrasse" prägt sich jedoch am charakteristischesten in dem eigentlichen Baue des Schädels aus. Derselbe zeigt eine stark zurückweichende, fliehende Stirn und einen niederen Hirnschädel, außen am Schädel stark vorspringende Augenbrauenwülste, tiefe Schläfeneinschnürungen, starke Ausbildung des Gesichtsteiles mit den Kauwerkzeugen und Prognathie, d. h. schräg vorgeschobene Oberkiefer, und fast völlig kinnlosem Unterkiefer.

Scharf davon unterschieden ist der Bau des jungpaläolithischen Menschen, der sich in keinem wesentlichen Punkte von dem modernen europäischen Menschen unterscheidet. Diese Cro-Magnon-Rasse besaß ausgesprochene Langschädel mit voller, wohlgebildeter Stirne und hochgewölbtem Hirnschädel. Die Augenbrauenbogen treten nur mäßig hervor und das Kinn springt kräftig vor. Einzelne Individuen waren geradezu Hünengestalten, die eine Höhe von zwei Meter erreichten.

Zwischen den beiden Rassen klafft jedoch keine unüberbrückbare Kluft, da man in einer Grotte bei Mentone Skelette fand, welche eine gute Mittelstellung einnehmen und an den Anfang des Jungpaläolithikums zu datieren sind.

Von ganz besonderem Interesse erscheinen die Ausführungen Obermaiers über die Psychologie des paläolithischen Menschen. Diesbezüglich ist zunächst festzustellen, daß bereits der altpaläolithische Mensch kulturell und daher auch psychisch ein höheres Niveau einnahm als manche der heute noch lebenden Naturvölker, wie die Pygmäenvölker, die Tasmanier oder Australier. Es zeigt sich dies in dem reichlichen Gebrauche zweckmäßig zugerichteter Steinwerkzeuge und in dem Besitze des Feuers, endlich auch durch den bereits mit dem Spätacheuléen beginnenden Totenkult. In weitaus höherer Entwicklung und Vervollkommnung tritt uns sodann die Kultur des Jungpaläolithikers entgegen, die uns gleichzeitig auf eine bedeutend differenzierte Psyche schließen läßt. So geht aus den Bestattungen die hohe Achtung vor der Frau und ebenso die liebevolle Behandlung der Kinder hervor. Es scheint eine Art Ahnenkult geherrscht zu haben, da man

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Verstorbenen die bisherige Wohnstätte als Begräbnisplatz überließ. Auf den Glauben an ein Weiterexistieren nach dem Tode deuten sowohl die Beigabe von Waffen und Schmuck als anderseits die Bestattung in „Hockerstellung", welche eine Wiederkehr der Verstorbenen verhindern sollte. Die mitunter festgestellten Teilbestattungen, wobei nur die Schädel ein Begräbnis erfahren, scheinen ebenso wie die aufgefundenen Schädelberge auf einen Schädelkult hinzudeuten, während manche in Höhlen zur Darstellung gelangte Tanzfiguren wohl mit Recht mit magischen Tänzen in Zusammenhang gebracht werden. — So verrät noch eine ganze Reihe von Funden seelische und kulturelle Äußerungen, welche in Gebräuchen heutiger Naturvölker ihr Gegenstück besitzen.

Mit dem Jahre 10.000 v. Chr. etwa dürfte der Beginn der jüngeren Steinzeit Europas, des „Neolithikums", anzusetzen sein. Es ist bedeutend schwieriger, über diese Periode in den wenigen Zeilen eines Essays einen annähernden Überblick zu geben, da sich nun bereits mehrere scharf voneinander getrennte Kulturkreise entwickelt haben. So gleich in der frühneolithischen Zeit, in welche noch die nacheiszeitlichen Klimaschwankungen hineinspielen, so daß wir dieselbe in deren klassischem Gebiete von Finnland-Skandinavien mit Kieferwaldungen und Elchen beginnen sehen, die sodann von Eichenwäldern mit Hirschen und Rehen verdrängt werden, um schließlich Buchen und Fichten den Platz zu räumen.

Das Frühneolithikum Fennoskandiens zerfällt in zwei Stufen: die Maglemose- und die Kökkenmöddingerstufe. Die Zeitgenossen der ersteren scheinen auf rohen Flößen große Seen bewohnt zu haben. Es waren Fischer, deren Geräte, vorwiegend aus Horn und Knochen gefertigt, noch einzelne eingeritzte Zeichnungen trugen, die an vergangene Kunst erinnern. Feuersteinartefakte erscheinen in der Minderzahl. — Kökkenmöddinger sind Muschelhaufen, die Abfallplätze länger bewohnter Fischerlager, die zu ihrem Fange auf das Meer auszogen. Auch sie benutzten Stein, Tierknochen und Hirschhorn, doch tragen diese Werkzeuge keine Spur künstlerischen Schmuckes mehr. Sehr wichtig ist es dagegen, daß wir in jener Zeit zum erstenmale Tongefäße kennen lernen, die aus grobem Lehm mit freier Hand gefertigt wurden. — Der westeuropäische Zeitgenosse der nordischen Kökkenmöddingerstufe war dagegen bereits primitiver Viehzüchter und Ackerbauer (Campignienstufe). Pferd, Rind und Hund waren seine Haustiere und seine Gerste zerkleinerte er auf abgeschliffenen Mahlsteinen.

Um das Jahr 6000 v. Chr. ist der Beginn der Vollneolithzeit anzusetzen, die mit ihrem Ausläufer, der Spätneolithzeit, bis etwa 2000 v. Chr. gedauert haben mag. Mit dem Beginne dieser Periode überstürzen sich förmlich die Ereignisse, so schnell schreiten die Kulturerrungenschaften vor, die allerdings größtenteils nicht in Mitteleuropa antochthon erscheinen, sondern aus dem Oriente einwandern, und zwar meistens auf dem Umwege über Nordafrika und Spanien.

Der Vollneolithiker besaß vor allem bleibende Wohnstätten, und zwar über Gruben errichtet. Hütten für den Sommer und unterirdische Gelasse für den Winter, die sich auch stellenweise zu Gruppen vereinigten und im Kriegsfalle mit Erdwällen, Gräben und Palissaden zu „Wallburgen" ausgebaut wurden.

Die Feuersteingeräte jener Epoche zeichnen sich entweder durch besondere Zierlichkeit aus oder sie bestehen, was für sie charakteristisch ist, aus geschliffenem und poliertem Steine, wie alle Hämmer und Äxte, teilweise auch aus seltenem, prächtig grün gefärbtem und zähem Material,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Nephrit und Jadeit. Sehr reich bleibt daneben das Gerät aus Hirschhorn und Tierknochen, die auch vielfach zu Schmuck verarbeitet werden, der nun sehr beliebt wurde. Man findet da auch vielfach Schmuck aus Muscheln, Bernstein, Marmor, Serpentin und Goldspiralen. Großen Fortschritt weist die Töpferei auf, nicht nur durch die mannigfaltigen Formen der Gefäße, sondern auch durch deren Verzierung, von welcher zwei Typen, die Band- und die Schnur-Ornamentik, unterschieden werden.

Die Begräbnisbräuche waren sehr mannigfaltig. Zahlreich sind Einzel- oder Reihengräber auf freiem Felde, charakteristisch sind die Steinkistengräber und die riesigen Leichenurnen (Tonsärge), daneben kommen aber auch Teilbestattungen vor, und sogar auf Leichenverbrennung scheinen gewisse Anzeichen zu deuten.

Die Spätneolithzeit bringt wieder einschneidende Kulturneuerungen mit sich, unter welchen als die auffälligste die Verwendung des Kupfers zum Gusse von Äxten und Beilen hervorgehoben sei. Das Erz wurde an nicht wenigen Orten bergmännisch gewonnen, doch sind dies nicht die ältesten Bergbaue, denn bereits im Vollneolithikum wurden die Feuersteine stellenweise ebenso abgebaut. — Der Spätneolithzeit gehören auch die ältesten Pfahlbauten an, die dann noch weit in die Bronzezeit hineinreichen und durch deren Zerstörung uns in den Seen der damalige Besitzstand bis in Einzelheiten erhalten blieb. Wir lernen da Proben der Korbflechterei kennen ebenso wie die verschiedenartigen Gewebe der Pfahlbauer, ihre Taue, Boote (Einbäume) usw., aber auch die immer noch verfeinerten Steinwerkzeuge, die in ihrer Form zum Teile die Kupfergeräte nachahmten, zum anderen Teile aber lange, kunstvolle, an der Schneide gezahnte Speer- und Dolchblätter aufweisen.

Ganz besonders auffallend und daher schon seit langem bekannt sind jedoch die „megalithischen Bauten", die gigantischen Totenstätten jener Epoche, welche uns Nachgeborene durch die kolossale in Bewegung gesetzte Masse sowie durch die Großzügigkeit der Architektur in Erstaunen und Bewunderung versetzen. Seien es die Riesentische der Dolmen die, zur Begräbnisstätte einer Sippe ausgebaut, zu monumentalen Ganggräbern wurden, seien es die himmelragenden Menhirs oder die kreisförmigen Cromlechs oder endlich die weltbekannnten Stonehenge. Überdies kennen wir jedoch auch die figurelle Plastik jener Zeit, die uns besonders in Form von Kleinidolen und verzierten Töpfen überkommen ist.

Während wir aber in der Neolithzeit Mitteleuropas noch in dunkelster Vorgeschichte umhertappen, stehen wir im Orient, wo sich die Geschichte der Sumerer ebenso wie jene der Aegypter bis etwa zum Jahre 4000 v. Chr. zurückverfolgen läßt, bereits auf historischem Boden. Aus Osten kam, wie schon erwähnt, die Kultur nach Europa und daher sind auch dort die einzelnen Kulturepochen viel früher anzutreffen. War doch um das genannte Jahr nicht nur das Kupfer im Orient schon lange im Gebrauch, sondern es bedeutet dies auch bereits den Zeitpunkt der Erfindung der Bronze, während für Mitteleuropa der Beginn der Bronzezeit, die etwa tausend Jahre währt, erst um zwei Jahrtausende später anzusetzen ist. Die Beile, Schwerter, Dolche, Sicheln, Gewandfibeln und Ohrgehänge aus Bronze sind bekannte Schmuckstücke unserer Museen ebenso wie die Töpferwaren usw., wodurch jene Epoche unserem Vorstellungskreise bedeutend näher steht.

Das Eisen endlich kam auch aus dem Osten nach Mitteleuropa, und zwar um das Jahr 1000, nachdem es im Oriente gleichfalls bereits rund

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein halbes Jahrtausend in Verwendung gestanden hatte. Die Übergangszeit zwischen beiden Epochen, die uns die Waffen aus Eisen, die Gebrauchsgegenstände noch aus Bronze zeigt, hat sich in unseren Gegenden zu einem so charakteristischen Kulturkreise entwickelt, daß jene Periode nach dem wichtigsten Fundorte, Hallstatt im Salzkammergute, als Hallstattperiode bezeichnet wird. Diese wurde von der Volleisenzeit der La Tène-Periode abgelöst, deren Beginn etwa 500 v. Chr. anzusetzen ist und während welcher bereits Etrusker, Gallier, Kelten und Germanen Mitteleuropa bewohnten. Dann verschwindet die vorgeschichtliche Zeit Europas unter dem Vordringen der römischen Legionen.

Es ist ganz unmöglich, in dem beschränkten Raume eines Essays auch nur andeutungsweise den Inhalt von Obermaiers Buch zu erschöpfen. Konnte doch das vorhistorische Dunkel, das über Mitteleuropa lagert, in dem Gesagten nur mit wenigen Streiflichtern ein wenig aufgehellt werden, der ganze Orient aber, Afrika und Amerika, das auch bereits in den Kreis prähistorischer Forschung getreten ist, mußten hier ganz außer acht gelassen werden, ebenso wie die geistvollen Ausführungen des Verfassers über Lebensweise, Medizin, Krankheiten, Psychologie und religiöse Vorstellungen des vorzeitlichen Menschen. Und all diese glänzend geschriebenen Kapitel, die sich trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit wie ein Roman aus den Kindheitstagen der Menschheit lesen, werden von geradezu mustergültigen Illustrationen, auch in Mehrfarbendruck, dem Verständnisse um so näher gebracht. Alles in allem liegt hier ein Buch vor uns, das Verfasser und Verleger in gleichem Maße ehrt und für ein bisher wenig populärisiertes Wissensgebiet ein standard work bedeutet.

Dr. L. Waagen.

Der Säemann.

Von A. Attenhofer.

Starken Schrittes nur grad durch die Welt!
Wirf deine Körner ins furchige Feld!
Sonnenschein, Regen und Wind
Sind des Höchsten Gesind.
Auch des Gewitters Zorn
Schafft Gedeihen dem Korn.
In der Ernte rege die fleißigen Hände!
Heut' wirf die Saat und vertraue dem Herrn,
Daß er Wachstum der Arbeit sende.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umschau.

Aus Zeitschriften. — „Konstantins des Großen Verdienste um das Christentum" würdigt A. Feder S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach" (1913, Heft 1), indem er auf Grund der alten maßgebenden Quellen die Bedeutung Konstantins als Befreier und als weltlicher Schirmherr der christlichen Kirche hervorhebt. Nach kurzer Schilderung der Zustände unter Diokletian, der am Anfang seiner Regierung der christlichen Kirche nicht abgeneigt war, dann aber zum wütenden Christenverfolger wurde, erzählt Feder von dem Siege Konstantins über Maxentius und der Verkündigung des bekannten Mailänder Religionsediktes, durch welches den Christen „freie und unbeschränkte Vollmacht, nach ihrer Religion zu leben", eingeräumt ward. „Manche Geschichtsforscher der neueren Zeit, wie Burckhardt, Brieger, Keim, Marquardt, Dahn, Duruy u. a., haben im Gegensatz zur allgemeinen Auffassung die Veröffentlichung des Mailänder Ediktes durch Konstantin auf rein politische Staatsklugheit zurückzuführen versucht und dem Kaiser eine persönliche christliche Überzeugung abgesprochen. Konstantin habe das Dekret nicht aus religiösen Motiven, sondern einzig wegen der klaren Voraussicht des endlichen Sieges des Christentums als Weltreligion und des nicht mehr aufzuhaltenden Zusammenbruches des heidnischen Imperiums erlassen. Gegen diese Interpretation der Geistesstimmung Konstantins sprechen aber die durchschlagendsten Gründe. Zunächst hat das ganze christliche Altertum, sowohl das zeitgenössische wie das nachkonstantinische, den Erlaß einer persönlichen religiösen Sinnesänderung Konstantins zugeschrieben, ja es wird auf einen plötzlichen, durch göttliches Eingreifen bewirkten Umschwung hingewiesen. Der Biograph Konstantins, der Bischof Eusebius von Cäsarea, erzählt uns in seiner Schrift über das Leben des Kaisers die Einzelheiten des Vorganges und beruft sich für die Richtigkeit seiner Darstellung auf die eidliche Aussage des Herrschers selbst." Wer die bekannte Erzählung des Eusebius von der Kreuzeserscheinung in Zweifel ziehe, müsse entweder den bischöflichen Geschichtschreiber oder den Kaiser einer groben Entstellung der Wahrheit zeihen. „Im Mailänder Dekret selbst stellt Konstantin dessen Abfassung als einen Beweis der dankbaren Gesinnung für die göttliche Gunst hin, die er bei so großen Ereignissen erfahren habe. Als dem Kaiser bei seinem Siegeseinzuge in Rom Ende 312 eine eherne Bildsäule errichtet wurde, ließ er derselben ein Kreuz in die rechte Hand geben, um gleichsam dem ganzen Erdkreis zu künden, wem er die Ehre des Sieges

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuschreibe; außerdem ließ er am Sockel eine Inschrift anbringen des Inhalts: ‚Mit diesem heilbringenden Zeichen, dem echten Symbol der Tapferkeit, habe ich Eure Stadt vom Joche des Tyrannen befreit und dem römischen Senat und Volk den alten Glanz und die frühere Würde wiedergegeben'. Auch das ganze spätere Verhalten Konstantins setzt eine religiöse Sinnesänderung voraus." „Freilich kann nicht geleugnet werden, daß Konstantin in den ersten Jahren der neuen Ara sich noch in einem Zustand leichter religiöser Gärung befand, in dem er nicht gleich alle heidnischen Vorurteile zu überwinden vermochte. So gestatten einige kaiserliche Dekrete gewisse abergläubische Beobachtungen, ja fordern direkt dazu auf . . . Weniger schwer wiegen jene Einwürfe gegen die christliche Gesinnung des Kaisers, die man aus den Tatsachen herleitet, daß im Anfang der christlichen Periode die in den kaiserlichen Münzämtern geprägten Münzen noch manche heidnische Embleme tragen und daß der Kaiser den heidnischen Sakraltitel Pontifex maximus weiterführt. In den heidnischen Emblemen der Münzen müssen wir nämlich Reminiszenzen des Heidentums erblicken, die dem Kaiser als solche nicht bewußt waren . . . oder die er nur mit Rücksicht auf die Mehrzahl seiner Untertanen stillschweigend duldete. Was im besondern die öfter mit dem Bilde der Sonne auftretenden Münzen betrifft, so steht ihr symbolischer Sinn außer Zweifel: sie versinnbilden die neue, mit Konstantin angebrochene Epoche des wahren Lichtes. . . . Der Titel Pontifex maximus hatte mit den veränderten Verhältnissen den ursprünglichen sakralen Charakter gänzlich verloren und besaß nur mehr den Wert eines politischen Titels, der in der Folge auch von andern christlichen Herrschern getragen wurde. Einer ziemlich verbreiteten Unsitte der damaligen Zeit folgend, verschob Konstantin die Taufe noch volle 24 Jahre bis an sein Lebensende, — wie er stets vorgab, um das Sakrament der Wiedergeburt in den Wassern des Jordan zu empfangen. Die angebliche Taufe Konstantins zu Rom durch Papst Silvester gegen das Jahr 317 ist eine Legende. Tatsächlich spendete ihm kurz vor seinem Tode das Sakrament der Bischof Eusebius von Nikomedien am 22. Mai 337, dem Pfingstfeste, in Ancyrona, einer Vorstadt Nikomediens." — Konstantin verschaffte der Kirche nicht nur die endliche offizielle Anerkennung im römischen Staate, er wurde auch ihr weltlicher Schirmherr. Er bemühte sich besonders seit dem Beginne seiner Alleinherrschaft (323), nicht nur das bürgerliche Leben, sondern auch das gesamte Geistesleben des römischen Volkes mit christlicher Gesinnung zu durchtränken. Zunächst sicherte er der Kirche ihre äußere Unabhängigkeit und die notwendige Bewegungsfreiheit in der Ausübung ihrer hohen Aufgaben. „Deshalb verlieh er bereits im Beginn der neuen Ara den Priestern Immunität von den öffentlichen Dienstleistungen und dehnte dieselbe bald auf die niederen Kleriker aus, damit sie ohne Belästigung sich ganz ihrem Berufe hingeben könnten, woraus dem Staate selbst ein überaus großer Vorteil erwachse. Er befreite sodann später die christlichen Güter von der Steuerpflicht und wies der Kirche und dem Klerus aus den Staatseinkünften bestimmte Beiträge zu. Ferner verlieh er der ‚heiligen katholischen Kirche' das Recht, Vermächtnisse anzunehmen, ein Recht, das nach der römischen Verfassung der Kirche nicht schon an und für sich als juristischer Persönlichkeit zukam, sondern das ihr durch einen besondern Gesetzesakt erst übertragen werden mußte (321). Diese Maßnahme bezweckte vor allem, das materielle Leben des Klerus sicherzustellen. Den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bischöfen gestand Konstantin durch ein Gesetz von 333 auch in Zivilsachen eine staatliche Gerichtsbarkeit zu und bestimmte, daß ihr Urteil bindend und eine Appellation an den Kaiser nichtig sei. Durch dieses Gesetz, das an die vom Apostel Paulus eingeführte Sitte der Christen, ihre Streitigkeiten nicht vor das Forum der heidnischen Richter zu bringen, anknüpfte, wurde der Kirche ein neuer großer Gewinn zuteil: die offizielle Anerkennung des bischöflichen Amtes und seiner geistlichen Macht durch die Staatsgewalt. Der christliche Stand der Jungfräulichkeit wurde durch ein Gesetz geehrt, das die alte 300jährige Lex Julia et Papia Poppaea, welche im Interesse der Staatserhaltung die Erwerbsfähigkeit der unverheirateten und kinderlosen Personen in mehrfacher Hinsicht beschränkt hatte, gänzlich aufhob (320). Das Ansehen der Kirche mußte in den Augen der großen Menge noch bedeutend dadurch gesteigert werden, daß ihr das dem Volke so sympathische Asylrecht der Tempel verliehen wurde. Die Freiheit, welche die Kirche unter dem Schutze des Kaisers genoß, und das durch dieselbe geförderte Anwachsen der einzelnen Gemeinden in den politischen Zentren sowie die Zunahme der Christen in den kleineren Orten brachten von selbst eine natürliche Weiterentwicklung der hierarchischen Abstufungen innerhalb des Episkopates mit sich: die Bischöfe der kleineren Provinzialstädte schlossen sich enger an den Bischof der Hauptstadt, den Metropoliten, an, und es begann sich auch bereits die Institution der Patriarchate, welche eine noch größere Einheitlichkeit der kirchlichen Organisation und Verwaltung bezweckte und die erst in der folgenden Periode zur vollen Ausbildung kam, anzubahnen. Ohne es freilich zu ahnen, hat Konstantin durch eine seiner Maßregeln, nämlich durch Verlegung der politischen Residenz von Rom nach dem alten Byzanz, jetzt Neurom und bald Konstantinopel geheißen, auch zur praktischen Anerkennung des Primates des römischen Bischofs ungemein viel beigetragen. Durch diese Maßregel wurde das Papsttum der Gefahr einer ständigen Einmischung der weltlichen Macht weiter entrückt, und es konnte darum in der Folge seine geistlichen Rechte im Imperium leichter zur Geltung bringen." — Ein Dekret Konstantins machte den Sonntag zu einem religiösen Ruhetage für das ganze bürgerliche Leben (321): die Reinheit und die Unauflöslichkeit der Ehe wurden durch Gesetze geschützt; der väterlichen Gewalt, die früher vielfach über Schicksal und Leben der Neugeborenen entschied, entzog der Kaiser das Recht, Kinder zu verkaufen oder zu töten; die Freilassung von Sklaven wurde sehr erleichtert: die in Gegenwart des Bischofs erfolgte Freigabe galt ebensoviel wie die nach den gesetzlichen Formalitäten vollzogene, ja wenn ein Kleriker seinen Sklaven freilassen wollte, so konnte er das durch eigenen Spruch tun. Die Strafgesetze erfuhren eine bedeutende Milderung und die Kreuzesstrafe schaffte der Kaiser aus Verehrung für den Kreuzestod Christi ganz ab. Die Mißhandlung der Sklaven wurde verboten und die Verurteilung zu Gladiatorenkämpfen wurde in die Verurteilung zu Bergwerksarbeit umgewandelt. Auch an der äußeren Ausbreitung des Christentums nahm Konstantin regen Anteil. Er verfaßte für die Bewohner des ganzen Reiches eine Abhandlung über das Wesen des Götzendienstes und forderte alle seine Untertanen auf, einzutreten in das „stattliche Haus der Wahrheit". „Dem König der Iberer sandte er auf dessen Bitte einen Bischof als Verkünder des christlichen Glaubens. Den Perserkönig Schapur, in dessen Reich die Christen hart bedrängt wurden, bat er schriftlich, sich der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verfolgten anzunehmen. Einigen Gefahren, die der Religion Christi von seiten des Judentums drohten, begegnete er dadurch, daß er durch mehrere Gesetze (315, 335, 336) den Übertritt vom Judentum zum Christentum erleichterte, hingegen den Abfall vom Christentum zum Judentum unter Strafe stellte, und daß er ebenso durch mehrere Verordnungen (315 [?] 335, 336, 339) den Juden untersagte, christliche Sklaven zu kaufen und zu beschneiden." Den heidnischen Untertanen bewies Konstantin zwar weitgehende Duldung, doch läßt sich aus allen seinen Verordnungen erkennen, daß er die feste Absicht hatte, auf den Trümmern des alten heidnischen Staatswesens ein neues, ganz christliches zu errichten. Es zeigt sich das am deutlichsten in den Dekreten über die Einschränkung und schließliche Aufhebung des heidnischen Opferwesens, das den innersten Kern der römischen Staatsreligion bildete. Als ein wichtiges Mittel zur Ausbreitung des Christentums betrachtete der Kaiser den Bau zahlreicher prächtiger Gotteshäuser; er selbst gab dabei Weisungen über Stil, Größe und Baumaterial und sorgte für die Ausstattung der Kirchen und die Beschaffung der kirchlichen Geräte. Aber auch in seinem Privatleben bekundete er echt christlichen Sinn, dem er in Andachtsübungen und Fasten Ausdruck gab. „Seine Söhne ließ er streng im christlichen Glauben erziehen. Ihren ganzen Hofstaat und ihre gesamte Umgebung bildete er aus Christen, wie er seit seiner Alleinherrschaft auch die Stellen seiner eigenen Umgebung fast ausschließlich Christen anvertraute. In das innere Seelenleben Konstantins gestatten uns seine Briefe und Verordnungen einen tieferen Einblick und benehmen auch den letzten Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner christlichen Gesinnung." Der Kaiser half der Kirche auch in den großen inneren Schwierigkeiten, die sie damals im Kampfe mit Schisma und Häresie zu überwinden hatte. Feder schließt seine interessanten Ausführungen: „So ragt denn an einem der bedeutsamsten Wendepunkte der Geschichte der Kirche und an der Grenze zweier ganz verschiedener Weltepochen die Gestalt des Kaisers Konstantin mächtig empor, und die folgenden Jahrhunderte schauen bewundernd zu ihm auf. Ja die griechische Kirche hat ihn der Ehre ihrer Altäre gewürdigt und sein Haupt mit dem Glorienschein der Heiligen geschmückt. Nicht so tat die römische Kirche; denn vom Ideal der christlichen Vollkommenheit ist Konstantin noch weit entfernt; auf seinem Andenken lagern einige Schatten, die zum Lichte christlicher Heiligkeit in zu großem Kontraste stehen. Es sei nur erinnert an den Einschlag alter heidnischer Vorurteile in sein erstes christliches Leben, an den Aufschub der Taufe bis an sein Lebensende, an die Bevormundung der Kirche, die er in gewisser Hinsicht für sich und die Staatsgewalt in Anspruch nahm, an die Makel der Hinrichtung von verschiedenen Verwandten, die, wenn auch vielleicht aus Gründen der Staatsnotwendigkeit und als Folge fremder, irreführender Ränkesucht teilweise entschuldbar, doch kaum völlig zu rechtfertigen ist. Gleichwohl bleibt Konstantin für alle Zeit das Verdienst ungeschmälert, der christlichen Kirche als erster auf dem römischen Kaiserthron die staatliche Anerkennung als der von Gott gestifteten Kirche gezollt und ihrer Ausbreitung und Entfaltung als weltlicher Schirmherr seinen tätigen Schutz geliehen zu haben. Konstantin der Große steht mit Recht nicht nur der Zeit, sondern auch der Bedeutung nach an der Spitze der christlichen Herrscher."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 12. Dezember 1910 hob Staatssekretär v. Lindequist im deutschen Reichstag die Bedeutung und den Segen der Missionen für die deutschen Kolonien lobend hervor und nannte die Glaubensboten bedeutsame Faktoren zur kulturellen Hebung der schwarzen Rasse. Dieses Wort der Anerkennung gegenüber so manchen wegwerfenden und verletzenden Äußerungen von Regierungsbeamten nnd Kolonisten wurde als der Ausdruck eines lebendigen Gerechtigkeitsgefühles freudig begrüßt und auch von den katholischen Missionären mit Dank hingenommen. Zum Glück lebt dieses Gefühl in noch vielen Herzen, und selbst die religionfeindlichsten Regierungen können sich nicht ganz des Eindruckes erwehren, den die katholischen Glaubensboten durch ihre Tatkraft und Selbstlosigkeit in ihnen wecken. Es gäbe ein schönes Ruhmesblatt, wollte man all die Lobeserhebungen und Ehrungen, die ihrem Wirken auf dem weiten Arbeitsfelde zuteil wurden, zusammenstellen. Aus einer solchen Auslese der letzten drei Jahre entnehmen wir den „Katholischen Missionen" (Herder, Freiburg, März 1913) die folgende sympathische „Anerkennung katholischer Missionsarbeit", die der Protestant Richelmann, Oberstleutnant z. D., dem P. Stephan Baur aus der Genossenschaft der Väter vom Heiligen Geist, der als Père Etienne allen alten deutschen Afrikanern bekannt ist, zollt. Geboren am 23. April 1835 zu Katzental im Oberelsaß, betrat der jugendliche Apostel am Weihnachtsfeste 1862 den Boden von Ostafrika. Volle 50 Jahre hat er nun auf dem schweren Posten zugebracht. Mit Begeisterung schildert Richelmann die Verdienste dieses Missionärs in der „Deutschen Kolonialzeitung" (1912, S. 827 bis 829) unter dem Titel: „Ein 50jähriges ostafrikanisches Jubiläum". Der Schreiber erinnert daran, wie P. Baur voll Mut ins Innere der meist noch unbekannten Gebiete vordrang, als erster von Land und Leuten Kunde gab und den großen Afrikareisenden Cameron, Stanley und Peters treffliche Hilfe leistete. Er weist darauf hin, wie der Missionär zur Zeit des Araberaufstandes es erreichte, daß die fanatisierten Feinde sein Missionsgebiet schonten, ja als neutral erklärten, und so der Kolonie die größten Vorteile verschaffte. Er berichtet, wie der Pater wiederholt drohende Gefahren von den Schutztruppen abwendete und es sogar wagte, das arabische Lager aufzusuchen, um die Freilassung eines englischen Gefangenen zu erwirken. Dann fährt Oberstleutnant Richelmann fort: „Nachdem das Arabertum durch eine Reihe schwerer Schläge mürbe gemacht worden war, kam es vor allem darauf an, das Land zu beruhigen, Handel und Wandel wieder in Fluß zu bringen. Die Vollführung dieses Werkes war fast noch schwerer als die Niederwerfung des Feindes; denn grollend und dabei doch ängstlich und mißtrauisch hielten sich nicht nur die Besiegten, sondern alle Volksschichten von uns fern, und der damals wichtigste Handelsplatz Bagamoyo war völlig verödet. Bei diesem Friedenswerk, das Wißmann als klarblickender Kolonisator eifrigst in Angriff nahm, wurde Père Etienne zu einem Helfer, dem wir Deutschen zu lebhaftem Danke verpflichtet sind. Er, dem Araber wie Neger geradezu blindlings vertrauten, hatte es verstanden, mit diesen Leuten auch in der schwersten Zeit Fühlung zu halten; er beruhigte dieselben, klärte sie über uns und unsere Ziele auf und half so die trennende Kluft überbrücken. Ich selbst, damals Stationschef des menschenleeren, in Trümmern liegenden Bagamoyo, sah den Ort überraschend schnell wieder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufblühen; aber neidlos und freudig bekenne ich es: das dankte man vorwiegend dem Einfluß dieses in jeder Beziehung ausgezeichneten Mannes. . . . Noch ungezählte andere Dienste erwies jener Missionär unserer kolonialen Sache. . . . Politik war nicht seines Amtes, aber das Herz, das unter dem schwarzen Ordensgewand schlug und hoffentlich noch lange schlägt, war deutsch in seinem warmherzigen Empfinden. . . . Begabt nicht allein mit klarem Verstande, sondern auch mit großem organisatorischen Talent, verstand es dieser Mann schon zu einer Zeit, in der nur selten ein Forscher auf einsamer Karawanenstraße diese Länder durchzog, eine ganze Zahl von Missionsstationen ins Leben zu rufen. Und wie waren diese Stationen — ohne jeden fachmännischen Beirat — gebaut, eingerichtet und geleitet! Da wurde nicht nur bekehrt und gelehrt, nein, da wurde auch praktisch gearbeitet, und diese Stationen wurden zu Pflanzstätten der Kultur. . . . Geistig und leiblich mußten die Eingeborenen gefördert werden, um sie auf eine höhere Stufe des Menschentums zu heben, welche die Halbwilden erst zum richtigen Begreifen befähigte. Aber das alles erfolgte nicht aufdringlich, sondern ruhig und wohlüberlegt, unterstützt von reiner Menschenliebe, echt christlicher Duldsamkeit. Jeder, der hilfesuchend nahte, wurde unterstützt mit Rat und Tat, ob er Bekehrung heischt oder nicht, welcher Abstammung, welchen Glaubens er war, das machte keinen Unterschied aus. Aber jeder von diesen Leuten trug etwas wieder mit nach Hause. Vielleicht Erleichterung eines körperlichen Leidens oder Trost im Herzen Auf jeden Fall aber Vertrauen zu dem Manne, der dieses Missionswerk leitete. Die meisten von uns Deutschen waren gleich mir evangelisch, aber es gab keinen unter uns, der nicht des Lobes und der Bewunderung voll gewesen wäre, ja ich habe sogar Freigeister gesehen und gehört, deren Sarkasmus gegenüber der Macht der Tatsachen verstummte. Mancher, der diese Zeilen liest — und hoffentlich lesen sie recht viele —, der wird vielleich denken: Wie ist es möglich, daß man von einem solchen Manne nicht schon gehört hat? Sehr einfach: Père Etienne ist von einer Bescheidenheit sondergleichen; die eigene Person gilt ihm gar nichts, seinen Mitmenschen zu dienen und zu helfen, das ist sein Ehrgeiz gewesen. Jedes rühmende Hervorheben seiner Person hätte ihn nur gestört, und sein Wunsch, ihn im stillen wirken zu lassen, wurde von allen geachtet. Jetzt aber, wo er, 77 Jahre alt, das einzigartige Fest einer 50jährigen ununterbrochenen Tätigkeit im tropischen Ostafrika feiert, denn nach Europa ist er nur selten zu ganz kurzem Urlaub gekommen, da kann ich doch nicht umhin das Bild eines Mannes zu zeichnen, der dort draußen dem deutschen Namen soviel Ehre gemacht, im echt christlichen Sinne so edel gehandelt und dem Gedeihen unserer so herrlichen Kolonie so erfolgreich und uneigennützig gedient hat." Solche Zeugnisse und Ehrungen zeigen unsere Missionäre als treffliche Pioniere, die neben der eigentlichen Seelsorgetätigkeit das materielle Wohl der Bekehrten und die Verbreitung echter Kultur mit Eifer betreiben. Nicht minder gehören sie zu den Förderern der Wissenschaft. — Heft 6 der „Katholischen Missionen" beleuchtet in einem größeren Artikel die Dienste, die die Missionäre direkt und indirekt der Wissenschaft leisten, und bringt eine Zusammenstellung zahlreicher Anerkennungen, die ihnen von vielen hohen Stellen zuteil geworden sind. Heft 7 beleuchtet eingehend die caritative Tätigkeit unserer Glaubensboten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In den „Historisch-Politischen Blättern“ (151. Band, 7. Heft) bespricht Max Roloff „Das Bildungswesen in Bulgarien“ in einem längeren Artikel, in welchem er ausführt, daß die Anfänge des bulgarischen Schulwesens noch in die Türkenzeit fallen. Ganz ohne Schulen ist das Land seit dem Mittelalter nie gewesen, aber die älteste Form derselben fand man nur bei wenigen Kirchen und Klöstern und sie diente ausschließlich zur Vorbereitung für den geistlichen Stand. Die erste rein bulgarische Schule nach modernem Muster wurde 1835 von einigen bulgarischen Kaufleuten in Gabrowo unter der Leitung des Mönches Neofyt gegründet, die Schulbücher wurden aus dem Griechischen und Römischen übersetzt und zumeist in Serbien gedruckt. Nach dem Krimkriege wurden die ersten Dorfschulen errichtet, und zwar besonders in der Umgebung der Handelsstädte, während der gebirgige Westen und die Donauebene weit zurückblieben. Die türkische Regierung, die diese Anstalten nicht gerade mit Wohlwollen betrachtete, gewährte keinerlei Unterstützung. Als die besten der bulgarischen Schulen galten die sechsklassigen Realschulen in Gabrowo und Philippopel. Nach der Befreiung Bulgariens wurde ein Ministerium für Volksaufklärung geschaffen und der Elementarunterricht wurde für obligatorisch erklärt, unter Androhung von Geldstrafen für Eltern, Vormünder und Gemeindevorsteher. „Die Elementarschule hat vier Jahrgänge, der Unterricht (25 Stunden wöchentlich) umfaßt Religion, bulgarische Sprache mit Lesen und Schreiben, Anfänge der Naturwissenschaften, vaterländische Geographie und Geschichte, Rechnen, Zeichnen, Turnen und Gesang. Die Schule wird von der Gemeinde unterhalten, aus Vermächtnissen, meistens testamentarisch gewidmeten Häusern, Kaufläden, Ackergründen und Geldern, aus einem Teil der Kircheneinkünfte und durch Zuschläge zu den Steuern; der Staat hilft mit Subsidien aus. Die Verwaltung der Schule im Namen der Gemeinde leitet der Bürgermeister und einige Gemeinderäte.“ Die Schulhäuser bestanden früher oft nur aus Lehmhütten oder Holzbuden, nach der Befreiung aber wurden viele Millionen zum Bau von Schulhäusern verwendet, und heutzutage findet man in den meisten Dörfern ein stattliches, weißgetünchtes Schulgebäude. Die öffentliche Prüfung der Schüler am Ende des Schuljahres ist ein Fest für das ganze Dorf. 1879 gab es in Bulgarien 1068 Volksschulen (darunter 61 für Mädchen) mit 1247 Lehrern und 132 Lehrerinnen; zwei Jahre darauf waren bereits 1277 neue Schulen dazugekommen und während des Schuljahres 1910/11 gab es im ganzen Lande 3482 Volksschulen und 1237 Privatelementarschulen mit 453.592 Kindern, d. h. 76% aller schulpflichtigen Kinder. „Schwierig war die Bildung des Lehrerpersonals für die rasch wachsende Zahl der Schulen. Vor der Befreiung gab es einige Hundert erfahrener und gut vorbereiteter Lehrer, aber den besten Teil dieses alten Personals absorbierte die neue Staatsverwaltung. Man mußte zur jüngsten Generation greifen, dem Knabenalter kaum entwachsene Jünglinge; diese wurden in achtwöchentlichen Ferienkursen rasch ausgebildet und bei jeder Gelegenheit zu neuen Übungen versammelt. Noch im Jahre 1882 waren kaum 12% der Lehrer älter als 30 Jahre. Allmählich wurden diese ungenügend vorbereiteten Lehrer durch solche ersetzt, welche ein Lehrerseminar oder ein Gymnasium absolviert haben, sodaß jetzt alle Volksschullehrer in Bulgarien denselben Bildungsgrad besitzen wie ihre Kollegen im Auslande. Seit dem Jahre 1892 sind übrigens die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kandidaten verpflichtet, ein besonderes Staatsexamen abzulegen. Jetzt gibt es in Bulgarien neun Lehrerseminare: fünf für Knaben und vier für Mädchen." Der Staat spart nicht mit Unterstützungen für das Schulwesen: im Jahre 1910/11 gab er für Schulzwecke 16½ Millionen Franken aus, 1904 wurde auf Anregung des Unterrichtsministeriums eine Anleihe von 6 Millionen und 1911 eine solche von 20 Millionen Franken aufgenommen, und alle diese Summen wurden ausschließlich zum Neubau von hygienisch einwandfreien Schulhäusern verwendet. Im letzten Jahrzehnt sind überdies Schulen für taubstumme und blinde Kinder eröffnet und besondere Anstalten oder Kurse für schwachbegabte und stotternde Kinder eingerichtet worden. Die Gymnasien befinden sich auf beneidenswerter Höhe; es gibt deren in Bulgarien derzeit 18 für Knaben und 13 für Mädchen mit vollständig gleichem Lehrplan. Zu Ende des vorigen Schuljahres waren diese Anstalten besucht von 9660 Schülern und 5176 Schülerinnen, dazu kamen in den pädagogischen Lehranstalten 1923 Schüler und 1883 Schülerinnen. „Auffallend ist es, mit welcher Energie talentvolle Schüler und Schülerinnen von armen Eltern vorausstreben; können die Eltern das Schulgeld, das Geld für Bücher usw. nicht erschwingen, so arbeiten Gymnasiasten und Gymnasiastinnen nachmittags in einer Fabrik und verdienen auf diese Weise die für das Studium erforderlichen Mittel. In den ersten Jahren nach den Befreiungskriegen füllten oft die oberen Klassen junge, überreife Männer bis zu 26 Jahren, manchmal mit Medaillen aus dem Freiwilligenkorps; sie waren ernst, diszipliniert, mit rascher Auffassung und zäher Ausdauer, aber es fehlten ihnen die ersten Elemente. Nur langsam kamen die Altersstufen mehr ins Gleichgewicht. Die Schüler der Gymnasien stammen aus allen Klassen der Bevölkerung; die Jungens sind lebhaft, die Neuheit des ganzen höheren Schulwesens steigert deren Wißbegier. Ein Fehler der bulgarischen Schulen ist es, daß sie wenig erziehen; das haben die Bulgaren dem Auslande noch nicht abgelernt, man merkt aber auch hierin Verbesserungen." Neben den Gymnasien besteht eine Reihe von Fachschulen: das theologische Seminar, drei Handelsschulen, drei Landwirtschaftsschulen, ein Technikum, eine Kunstgewerbe- und eine Musikschule. Seit 1904 hat Bulgarien auch eine eigene Universität (in Sofia), die im Sommersemester 1912 bereits 2116 Studierende, 21 Professoren, 24 Dozenten, 8 Lektoren und 17 Assistenten zählte. Sie hat zwar noch kein eigenes Heim, doch sind die Baupläne fertiggestellt und es steht zu hoffen, daß bald mit dem Bau des Universitätsgebäudes begonnen werden wird. „Alle höheren Unterrichtsanstalten stehen unter der strengen Kontrolle des Staates; dies und der Umstand, daß die daran wirkenden Lehrer akademisch gebildet sind, hat viel dazu beigetragen, das höhere Schulwesen auf eine würdige Höhe zu bringen." Schließlich besitzt das Land noch eine Akademie der Wissenschaften, die 1869 in Sofia als literarischer Verein begründet wurde, ein Nationaltheater, ein Nationalmuseum, das ethnographische Museum und das Schulmuseum in Sofia, bedeutende Nationalbibliotheken in Sofia und Philippopel, Volksbibliotheken, verbunden mit öffentlichen Lesehallen, in allen Städten und den meisten größeren Dörfern. „Alles dies sind Institute, die nicht nur dem Studium weniger Gebildeter dienen, sondern es überrascht geradezu den Fremden, wenn er sieht, wie fleißig diese Einrichtungen auch von der Volksklasse besucht werden und wie stolz man darauf ist. Und dennoch hört man die Bulgaren niemals sich selbst loben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder mit ihren Fortschritten sich brüsten; sie bilden sich nicht ein, das höchste Ziel schon erreicht zu haben und daß ihnen nun nichts mehr zu tun übrig bliebe, als auf den errungenen Lorberen auszuruhen. Nein! Unaufhörlich arbeiten sie an der Vervollkommnung und dem inneren Ausbau des von ihnen geschaffenen Bildungswesens weiter. Das gerade ist es, wodurch die Bulgaren den Türken weit überlegen sind; die Jungtürken haben die Ausgestaltung des Bildungswesens im Lande niemals ernstlich in Angriff genommen; wenn sie auch wenig Zeit hatten, einen Anfang hätten sie immer machen können!" Ein großes Verdienst um den Aufschwung des bulgarischen Bildungswesens hat Zar Ferdinand sich erworben und ihm zur Seite stand seine Mutter, die Prinzessin Klementine, eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit, die noch heute im Volke „die Mutter Bulgariens" genannt wird.

*

„Das Geheimnis der Perlen" enthüllt Dr. Friedrich Knauer im „Türmer" (April 1913); den interessanten Ausführungen ist folgendes zu entnehmen: „Wie bei den Edelsteinen nicht die Größe allein den Wert bedingt, hängt auch der Wert einer Perle neben der Größe vor allem von der Farbe und dem Glanz, der Gestalt, der Glätte, dem Gewichte ab. Es gibt sandkorngroße, sogenannte Perlsamen, bis haselnuß- und taubeneigroße grüne, gelbliche, rote, violette, hellblaue, silberweiße und wieder pechschwarze Perlen. Das Perlenideal ist eine völlig runde, silberig milchweiße, charakteristisch glänzende, etwas durchscheinende Perle ohne den Farbenschiller der Perlmutter. Der unbeschreiblich milde Glanz solcher Perlen rührt davon her, daß die Perle das durchgehende Licht derart zerstreut und zurückwirft, daß dieses wieder austritt und sich mit dem direkt von der obersten Schichte zurückgeworfenen Lichte mischt. Je dünner, durchscheinender und farbloser die Perlenschichten sind, um so herrlicher ist solcher Perlenglanz. Gelingt es, zu einer solchen tadellosen Perle gleichgroße Perlen von ebenbürtiger Schönheit zu finden, dann hat jede der Perlen erhöhten Wert. So ist erklärlicherweise der Wert der Perlen ein sehr verschiedener. Man hat für eine einzige Perle Hunderttausende Mark bezahlt. Die Perle, welche Kleopatra bei einem Antonius zu Ehren veranstalteten Prunkmahle in Essig aufgelöst getrunken haben soll, wurde mit 1½ Millionen Mark bewertet. Julius Cäsar schenkte der Mutter des Brutus eine Perle, welche über 900.000 Mark gekostet hatte. Die berühmte Perle „Peregrina", welche Diego de Temes im Jahre 1579 an den Hof Philipps II. gebracht hatte, wurde vom Hofjuwelier auf 100.000 Dukaten geschätzt. Eine der herrlichsten Perlen aus neuerer Zeit befindet sich in der Raritätensammlung der Gebrüder Zosima in Moskau. An 28 Karat schwer, völlig rund und undurchbohrt, von schönstem Silberglanz, gleitet sie auf einem feinen Batisttuche wie eine große Quecksilberkugel hin und her. Die reichsten Perlenbänke der Welt befinden sich bei Ceylon, an der Westküste der Insel und den Küsten des gegenüberliegenden Festlandes, im Persischen Golf, im Roten Meere, an den Inseln des Großen Ozeans, an der kalifornischen Küste und im Meerbusen von Mexiko und Panama. Die schönsten Perlen kommen von Ceylon. Es hört sich wie eine Schilderung aus dem Goldwäscherleben an, wenn man über die Perlfischerei an dem ungesunden, sonnendurchglühten Gestade Ceylons liest. Von allen Gegenden kommen auf den Ruf der Regierung die Taucherboote

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

herbei. Tausende und Tausende Menschen strömen zusammen. Im Nu erheben sich die Zelte und Buden all der Händler und Verkäufer. Abenteurer, Gaukler Diebe treibt die Aussicht auf Gewinn herbei. Ein Kriegsfahrzeug zu Wasser, Soldaten auf dem Lande überwachen den Fang und die Ausladung der Muscheln. Reiche Inder auf prächtigen Tragsesseln unter kostbaren Sonnenschirmen sehen dem bunten Treiben zu. Die in kleine Haufen verteilten Muscheln werden öffentlich versteigert. Nach Maßgabe der Mittel steigert alles mit, auch die Soldaten. Um ein paar Groschen ersteht der eine ein halbes Dutzend Muscheln und findet dann vielleicht eine kostbarste Perle; ein anderer opfert ein paar Pfund Sterling für einen großen Muschelhaufen und geht leer aus. Ein wahres Lotteriespiel. Um welche Summen es sich bei der Perlfischerei handelt, möge daraus hervorgehen, daß sich allein der Ertrag der Perlfischerei im Persischen Golf, der heute freilich kaum mehr den zehnten Teil ausmacht, auf 300 Millionen Pfund Sterling belief. Ganz verschwindend dagegen ist der Ertrag aus der Gewinnung der Perlen unserer Flußperlmuschel, deren Fischerei in Sachsen noch heute Regel ist, aber kaum die Betriebskosten deckt. Vom Mai bis zum September üben in Schottland die Fischer die Perlenfischerei aus. Es werden da alljährlich für etwa 60.000 Mark Perlen gefunden."

*

„Die vorgeschichtliche, und zwar speziell die eiszeitliche Kunst ist bis zur Stunde noch das Stiefkind selbst unserer besten Handbücher der Kunstgeschichte, vielleicht, weil weite Kreise noch im Banne einer gewissen Zweifelsucht gegenüber den überraschenden Resultaten der Urgeschichtsforschung stehen, oder noch eher, weil es sich größtenteils um ganz neue Entdeckungen handelt, die noch zu jung sind, um bereits Gemeingut der gebildeten Welt geworden zu sein," schreibt Professor Dr. Hugo Obermaier im „Hochland" (Märzheft 1913: „Eiszeitkunst"). „Es ist heute unbestreitbare Tatsache, daß die ältesten sicheren Spuren der Menschheit ungleich weiter in die Urzeit zurückreichen, als die Geschichts- und Sprachwissenschaft zu erhellen vermögen, und sich im fernen Dunkel des langen Eiszeitalters verlieren. Immerhin fallen die ersten wirklichen Kunstäußerungen, die wir derzeit kennen, erst in die Ausgangsphasen der letzten großen Vereisung oder des sogenannten Diluvium, da noch Kümmerwälder die geschütztesten Tiefenlagen Mitteleuropas bedeckten und arktisch-alpine Tiere sich ebenda zusammen mit völlig ausgestorbenen Kältetieren, wie dem Mammut, sibirischen Nashorn, Höhlenbären und Höhlenlöwen, tummelten." Damals war der Urmensch zwar ein „Wilder", muß aber die heutigen primitivsten Naturvölker in vielfacher Hinsicht weit überragt haben. An Kunstleistungen dieses Urmenschen sind uns Werke der Kleinkunst und Darstellungen an Felswänden überkommen, die oft geradezu staunenerregend sind. „Über ihre Echtheit braucht heute überhaupt nicht mehr diskutiert zu werden, und auch ihr hohes Alter steht zweifellos fest, zumal die große Mehrheit dieser Ausgrabungen unter der persönlichen Leitung geschulter Fachleute gemacht zu werden pflegte." Als Anfang der Werke diluvialer Kleinkunst finden sich menschliche Statuetten oder Steinreliefs, die in Frankreich, Belgien und Österreich zutage kamen (z. B. in Willendorf in Niederösterreich); jünger sind eine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Anzahl Skulpturen und Reliefs, die fast ausnahmslos Tiere darstellen; in der letzten „Renntierzeit" sind die Umrißzeichnungen am häufigsten, unter denen sich wahrhaft künstlerische Leistungen finden. „Sehr selten und durchwegs wenig gelungen sind Bilder des Menschen, um so zahlreicher und besser jene der Tierwelt, die weitaus im Vordergrunde des Interesses des quartären Jägers gestanden zu haben scheint. Er mag sie stundenlang in spannender Verfolgung oder auf geduldigem Anstand in allen Bewegungen und Stellungen belauscht haben, sonst hätte sich ihr Bild nimmermehr in solcher Lebensfrische dem Gedächtnis einprägen können, mit der es alsdann in den Mußestunden am Lagerfeuer zeichnerisch festgelegt wurde. Die Pflanzendarstellungen nehmen einen sehr untergeordneten Platz ein, wohl weil ihre Auffammlung vorab den Frauen und Kindern zufiel, die sich kaum künstlerisch betätigt haben dürften. Auf jeden Fall ist diese enddiluviale Kleinkunst schon durch ihr bloßes Dasein eine Erscheinung von höchster Bedeutung, die mehr als irgend eine jüngere vor- oder frühgeschichtliche Kunstübung des Orients oder Okzidents zeigt, welch bildliche Treue und welche Höhe des Stilgefühls die Urmenschheit bereits im unberührten Naturzustande bei den bescheidensten technischen Mitteln zu erreichen imstande war." Im Jahre 1910 entdeckte Dr. Lalanne in Frankreich unter dem Felsüberhang von Cap-Blanc eine Aushöhlung, deren 15 Meter lange Rückwand mit einem Skulpturenfries geschmückt ist, der in Hochrelief aus dem Kalkfels herausgeschabt, bezw. gemeißelt ist, ein Beweis dafür, daß die Künstler der Urzeit sich nicht mit der Kleinkunst allein begnügten, sondern auch wahre Monumentalwerke schufen. Derlei Beweise fanden sich in den letzten Jahren auch noch in anderen französischen Höhlen, außerdem entdeckte man mehrfach interessante Wandbilder, die entweder aus mit Steinsticheln ausgeführten Gravierungen oder aus mit Farbstiften gezeichneten oder mit Farbstoffen bemalten Bildern bestehen. Es scheint, daß diese diluviale Wandmalerei einen religiös-magischen Hintergrund besitze: „Oftmals sind die Darstellungen an beinahe unzugänglichen Stellen, an halsbrecherischen Vorsprüngen, in völlig versteckten Winkeln und unglaublich engen Nischen angebracht, daß sie hier überhaupt nicht figurieren konnten, um gesehen und bewundert zu werden. Es muß ein unüberwindlicher höherer Bann den Urmenschen in die Nacht und Gefahr der tiefsten Höhlenschlupfe getrieben haben: man gab sich hier wohl ‚Jagdzauber' hin, wie ihn in ähnlicher Weise heutige Naturkinder treiben, getragen von der Grundidee, daß der Jäger Gewalt über ein Tier bekomme, sobald er dessen Bild (‚Seele') sich nach bestimmtem Mysterienritus ‚unterworfen' habe. Dies läßt auch das auffallende Fehlen menschlicher Darstellungen begreifen und erklärt, warum im Bilderkataloge das nutzbare Jagdwild weitaus vorwiegt." — Professor Obermaier schildert sodann noch die diluvialen Kunstwerke in einigen spanischen Höhlen, die von besonderem kulturgeschichtlichen Werte sind, da sie auf Sitten und Trachten der Urmenschen Schlüsse ziehen lassen. Eine Reihe von Abbildungen macht den lesenswerten Artikel noch interessanter und anschaulicher.

•

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die denkenden Pferde“ in Elberfeld*) lassen den deutschen Blättern keine Ruhe. In der „Besonderen Beilage des Staatsanzeigers“ (Nr. 18 und 19) hat Pfarrer Fleischhauer von Darmsheim die rechnerischen Leistungen der Pferde des Herrn Krall für einen Betrug erklärt, an dem Herr Krall selbst gar nicht beteiligt zu sein brauche. Das Jännerheft der „Süddeutschen Monatshefte“ bringt einen Artikel von Auguste Supper, die sich auf Seite der „denkenden Pferde“ stellt und gegen Pfarrer Fleischhauer auftritt. Erwähnenswert ist die Tatsache, daß sie nach ihrem eigenen Geständnis die Elberfelder Wunderpferde ebensowenig beobachtet oder auch nur gesehen hat wie Fleischhauer. Sie glaubt aber, daß sie „tatsächlich über die äußerlich wahrnehmbaren Vorgänge zuverlässig unterrichtet“ sei. Sie schreibt: „Mir scheint das Daß bewiesen und ich bemühe mich, mit dem Wie fertig zu werden. Herr Pfarrer Fleischhauer ist mit dem Wie fertig, indem er mit ‚unmöglich‘ abgestimmt hat, und er möchte jetzt nur wünschen, daß dem Daß die Larve vom Gesicht gerissen würde, denn daß eine Larve da ist, ist seine Überzeugung. Aber die Daß haben in der Geschichte menschlichen Erkenntnisfortschrittes schon so oft bewiesen, daß das Unbegreifliche, Undurchdringliche, das uns an ihnen zuerst so larvenhaft angrinst, eben doch ihr wahres und nacktes Gesicht ist. Man hat sich dann damit abgefunden und ausgesöhnt und hat später nicht mehr begreifen können, daß man sich einmal feindlich einem solchen Daß entgegenstellte.“ Und warum glaubt Auguste Supper an die Elberfelder Vorgänge? „Nicht weil so und soviel und so und so berühmte Professoren die Elberfelder Protokolle aufgenommen oder unterzeichnet haben, auch nicht weil Herr Krall eines Ehrenmannes Ruf genießt und keine erdenkliche Veranlassung zum Betrug hätte“, sondern — weil sie selbst von jeher die Überzeugung gehabt hat, daß Pferde denken, „daß mit dem engen, dumpfen, niederen Bereich der sogenannten Triebe und Instinkte das Innere ihrer Welt nicht ausgeschöpft sei“. Sobald sie selbst denken konnte, habe sie in den Augen der Pferde gesehen, daß auch sie denken. Aus den Pferdeaugen leuchte ein seltsames Etwas, das sie oft bewegt, ja erschreckt habe. Nur vermochte sie nicht zu ergründen, „aus welchen Formen und Bildern, welchen Reizen oder Stimmungen das Pferdeseelenleben sich eigentlich zusammensetze“. Die Elberfelder Pferde scheinen ihr das Rätsel zu lösen, es wird ihr klar, „daß die Welt der Zahl eine Rolle in der Pferdeseele spielt. Nicht das Rechnen als eine aufgebaute und nur zu erarbeitende Wissenschaft. Nicht jenes Rechnen, von dem in dem Artikel des Herrn Pfarrers Fleischhauer immer wieder betont ist, daß der fleißigste Elementarschüler oder der genialste Mathematiker diese oder jene Stufe nicht in der und der Zeit erreichen könne. Nein, ein anderes, ein pferdemäßiges Rechnen, ein fertiges, bildhaftes Aufsteigen der Resultate, das auf einem von uns Menschen noch nicht begriffenen oder niemals begreifbaren Vorgange beruht, oder das, um mich im Ausdruck recht den Gepflogenheiten unserer Zeit anzuschmiegen, mittelst eines dem Pferde eigentümlichen Organes ausgeführt wird“. Nachdem Auguste Supper dann die naive Frage gestellt hat, ob diese ihre Erklärung „etwas Verzerrtes“ an sich habe, meint sie, das Rechnen der Pferde beruhe eben auf

*) Vgl. „Die Kultur“ XIX, Heft 2, S. 246.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer pferdlichen Eigentümlichkeit, über die wir uns ebensowenig wundern sollten wie darüber, daß ein junges Äffchen besser turnt und klettert als ein Trapezkünstler und die Nachtigall schmelzender singt als ein glänzender Caruso. Die Raschheit und Flüchtigkeit, mit der die Pferde ihre Aufgaben lösen, bestätigen ihre Theorie: „Mathematische Ungeheuerlichkeiten — menschlich gesprochen — sind offenbar in Pferdeseelen nur glatte Alltäglichkeiten, einfache Selbstverständlichkeiten. Sie werden weit leichter bewältigt und sind den Gäulen lange nicht so wichtig als das mühselig eingetrichterte Herausbuchstabieren des kleinen, aber für eine Pferdeseele strahlenumwobenen Wörtchens Brot." Der Unterricht, den Krall den Pferden erteilt hat, ist nach Frau Suppers Meinung nur der Anstoß, der Vorhandenes in Gang bringt, und habe die Tiere nur gelehrt, sich den Menschen mitzuteilen. Die Tatsache aber, daß gerade ein Pfarrer „sich in der Elberfelder Sache so scharf ins Zeug legt", läßt sie vermuten, „daß die Angelegenheit für eingreifend in Weltanschauungsfragen erachtet wird. Und sie wird es wohl sein. Es ist in Elberfeld wahrscheinlich ein ganz Großes auf Taubenfüßen in die Welt gekommen". — Die „denkenden Pferde" haben die Gedanken der schwäbischen Volksschriftstellerin jedenfalls zu einem Fluge ins lockende Land des Phantastischen veranlaßt!

*

Daß die Tiere mehr als nur „Instinkt" besitzen, sucht auch ein Artikel über „Heuchler unter den Tieren" im „Türmer" (Februarheft 1913) zu beweisen. Dort erzählt Fr. Hornig, daß die Tiere nach denselben Prinzipien wie der Mensch heucheln und lügen, teils um sich Vorteile zu verschaffen, teils um Nachteilen aus dem Wege zu gehen. Er zählt eine Reihe amüsanter Geschichtchen aus dem Leben der Tiere auf, u. a. die folgenden: „Vor Jahren besaß ich einen kleinen Hund von etwas schwer definierbarer Rasse, dessen Dichten und Trachten, gleich dem des menschlichen Herzens, böse von Jugend auf war. Dazu besaß er einen nie erlahmenden Tatendrang, dem besonders während meiner Abwesenheit die verschiedensten Gegenstände zum Opfer fielen. Selbstverständlich erteilte ich meinem ‚Jack' daraufhin etliche Lektionen über Hundeanstand, und ich hatte auch die Freude, meine pädagogischen Auseinandersetzungen begriffen zu sehen. Allein ich sollte bald genug die Entdeckung machen, daß Jack sich durchaus nicht in ein Hunde-Ideal verwandelt hatte — er befriedigte vielmehr seinen Tatendurst nun im Verborgenen, so daß oft erst nach Tagen die Spuren seines Wirkens aufgefunden wurden. Die kritische Beobachtung meines Hundes lehrte mich nach einiger Zeit physiognomische Resultate finden, — bekanntlich ist für den scharfen Beobachter auch ein Hundegesicht sehr ausdrucksfähig! Für gewöhnlich trug Jack eine äußerst frech-vergnügte Miene zur Schau, und meine Heimkehr pflegte er stets mit einer fast beleidigenden ‚Wurschtigkeit' aufzunehmen. Anders war's, wenn er ein böses Gewissen hatte. Da konnte er sich anscheinend vor Wiedersehensfreude gar nicht beruhigen und seine schmeichelnde Liebenswürdigkeit kannte keine Grenzen. Die ersten Male gelang es Jack ja auch, mich zu ‚belämmern', dann aber wußte ich, daß dies heuchlerische Gebaren mich nur von der Durchsuchung der Wohnung abhalten sollte. Interessant war dann die Wandlung in Jacks Benehmen, sobald er sah, daß

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:10 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seine Schmeicheleien nicht verfingen. Dann legte er sich gewöhnlich in seinen Korb, um zu schlafen. Natürlich schlief er den bekannten Schlaf des Gerechten nur zum Schein, und hinter den Vorderpfötchen hervor verfolgten seine argwöhnischen Augen jede meiner Bewegungen. Sobald er aber merkte, daß ich mich der Stätte seiner Missetat näherte, sprang er plötzlich auf und suchte nun schmeichelnd und unter Zeichen tiefster Reue das dräuende Strafgericht abzuwenden oder doch wenigstens zu mildern. Jack verfügte indessen noch über einen zweiten Trick. Er war ein Bummelgenie, und das hatte wenigstens insofern ein Gutes, als er sich dadurch schließlich an Stubenreinheit gewöhnte. Sehr bald benützte der Schlauhuber seine Bedürfnisse als Mittel zum Zweck; er heuchelte diese in so kurzen Fristen, daß man endlich stutzig wurde und Jacks Ausgänge fortan von ‚höherem' Ermessen abhängig machte. — Der Pinscher eines Freundes wandte übrigens einen ähnlichen Kniff an, um sich ‚Urlaub' zu verschaffen. Er pflegte plötzlich die Ohren zu spitzen, unter wütendem Gebell nach der Vorsaaltüre zu springen, um dadurch die Meinung zu erregen, daß sich draußen ‚was Verdächtiges' herumtreibe. Wurde dann die Türe geöffnet um die Ursache zu ergründen, so hatte der gerissene Pinscher seinen Zweck erreicht. Mit freudigem Kläffen entschlüpfte er durch den Türspalt, und bis er wiederkam, hatte es gute Weile. Von einem Verdachtserreger vor der Tür war natürlich niemals eine Spur! — Auch der Spitz meines Vaters, Fips, war ein Heuchler, und darunter hatte ich in meiner Kinderzeit manches zu leiden. Fips hielt sehr darauf, an unseren Ausflügen teilzunehmen, neigte aber zur Korpulenz und infolgedessen zur Bequemlichkeit. Darum empfand er den Heimweg stets als etwas sehr Unangenehmes, dem er sich jedoch auf eine höchst raffinierte Weise zu entziehen verstand. Er begann zu hinken. Wurde er dann teilnehmend gefragt: ‚Du hast wohl ein böses Pfötchen?' dann zog er ein klägliches Gesicht, begann steinerweichend zu winseln, und das Ende vom Liede war, daß ich Unglückswurm alsdann Fips nach Hause tragen mußte. Einst aber brachte der Zufall Fipsens böses Trugspiel ans Licht. Als wir eben die heimischen Penaten erreicht, setzte ich erschöpft den zehnpfündigen Patienten auf die Erde; da kam gerade Nachbars Männe daher, und mit einem Male hatte Fips sein ‚krankes Pfötchen' vergessen und tollte sogleich wie närrisch mit seinem Kumpan umher. — Seit jenem Tage ward Fipsens Hinken nicht mehr beachtet, und als er dies merkte, gab er's auch bald auf, den Kranken zu spielen".

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Naturalismus in der Moral.

Von Domkooperator J. Rauter, Salzburg.

Der Naturalismus ist kein bloßes Gedankengebilde; er ist eine Lebensauffassung. So vielgestaltig er uns auch auf allen Gebieten, in der Wissenschaft, in der Kunst, in der individuellen und in der sozialen Lebensführung entgegentritt, so beruht er doch auf einem einheitlichen Prinzip, das ihm allenthalben zugrunde liegt. Dieses Prinzip, soweit es in der Moral zur Geltung kommt, zu erforschen und es einer Kritik zu unterziehen, bildet den Zweck dieser Zeilen.

Wir können eigenes wie fremdes Handeln unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Eine Handlung mag uns zur Erreichung eines bestimmten Zweckes als geeignet oder als ungeeignet erscheinen, wir können an ihr die Exaktheit ihrer Ausführung bewundern, sie mag uns ob der Folgen, die sie nach sich zieht, begehrenswert sein oder nicht. Ganz und gar unabhängig von all dem, ja möglicherweise sogar im Widerspruche mit solch äußeren Kriterien wird sich ihre sittliche Beurteilung, aus der ihr innerer Wert oder Unwert hervorgeht, zu gestalten haben. So hat Hertling[1]) das Fundamentaldogma der religiös-sittlichen und namentlich der christlichen Lebensauffassung formuliert. Demgegenüber betont nun der Naturalismus, daß es für die Beurteilung menschlichen Tuns und Lassens keinen anderen Wertmaßstab als den des naturhaften Lebens, der naturhaften Lebensfähigkeit und Lebensentfaltung gebe. Leben ist nach Nietzsche,[2]) einem der ersten Wortführer des Naturalismus, Wille zur Macht. Es gehört, sagt Nietzsche, zum Begriffe des Lebendigen, daß es wachse, daß es seine Macht erweitere und folglich fremde Kräfte in sich aufnehme, — und ein anderes Mal spricht er sich dahin aus, daß es dem Menschen freistehen müsse, alles das zu tun, was ihm zur Förderung seiner Existenz geeignet erscheine. In diesem Sinne hat er auch die bekannten Worte niedergeschrieben: „Ich lehre das Nein zu allem, was schwach macht, was erschöpft. Ich lehre das Ja zu allem, was stärkt, was Kraft aufspeichert, was das Gefühl der Kraft rechtfertigt." Sobald nun irgendwelche sittliche

[1]) Recht, Staat und Gesellschaft. Kempten, 1907. S. 19.
[2]) Der Wille zur Macht. W. XV.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Faktoren, wie zum Beispiel Selbstbeherrschung, Geduld, Mitleid usw., der naturhaften Lebenskraft und Lebensfähigkeit hemmend entgegentreten, sind sie nach Nietzsche schlechthin, ohne Rücksicht auf ihren sittlichen Charakter, als schädlich zu betrachten und dementsprechend zu bekämpfen. Der Gegensatz, der zwischen der religiös-sittlichen Lebensauffassung und dem Naturalismus obwaltet, gründet sich also schließlich auf die Frage, ob das naturhafte Leben und die naturhafte Lebensfähigkeit als der einzig gültige Wertmaßstab zur Beurteilung des menschlichen Handelns anzusehen sei oder ob es darüber hinaus sittliche Werte gebe, die von der Entfaltung der naturhaften Lebenskraft unabhängig sind und mit dieser sogar in grundsätzlichem Widerspruch stehen können. Hatte einst Schiller in seiner „Braut von Messina" gesagt: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht," so ist der hier von Nietzsche eingenommene Standpunkt am einfachsten durch die Antithese auszudrücken: „Der Güter höchstes ist das Leben". So charakterisiert Külpe[1]) kurz und treffend diesen Gegensatz.

Die unbedingte Auswirkung der Natur im Menschen und in der menschlichen Lebensführung ist es also, was der Naturalismus fordert, ohne indessen zu bedenken, daß er selbst an dieser seiner Forderung scheitern muß. Denn die Natürlichkeit, die der Naturalismus proklamiert, steht in unlöslichem Widerspruche mit sich selbst, sie ist Unnatürlichkeit und Widernatürlichkeit. Die allererste Voraussetzung für eine natürliche Lebensführung ist ja die Anpassung an die von der Natur an den Menschen gestellten Lebensbedingungen. Und hier erblicken wir das freie Walten der triebhaften, blinden Natur im Menschen oftmals in einem fundamentalen Gegensatze zu den Forderungen seiner höher organisierten Daseinsweise. Der Mensch bedarf schon als physisches Wesen, innerhalb der Art, der er angehört, einer gewissen Selbständigkeit, welche die Grundlage für seine individuelle Entwicklung bildet. Moderne Naturforscher, unter anderen Huxley, haben indessen auf Grund eines umfangreichen Tatsachenmateriales aus der Biologie nachgewiesen, daß es der Natur letzten Endes immer nur um die Erhaltung der Art zu tun ist, während sie über das Individuum gleichgültig hinwegschreitet. Dort aber, wo die Interessen des Individuums mit denen der Art in Konflikt kommen, wird das Individuum brutal unterdrückt. Schopenhauer hat diese Beobachtung im besonderen auf die menschlichen Lebensverhältnisse übertragen. So weist er in seinen Ausführungen über die geschlechtliche Sittlichkeit nach, wie das gesamte sexuelle Triebleben im Menschen darauf angelegt ist, diesen den obbezeichneten Zwecken der Natur dienstbar zu machen. All den geschlechtlichen Trugbildern und Reizen ist es mehr oder minder darum zu tun, das Individuum in den Dienst der Arterhaltung zu locken. Freilich bilden sie einerseits ein notwendiges Gegengewicht

[1]) Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. 4. Leipzig, 1908. S. 59.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegen den Egoismus, kraft dessen sich das Individuum nur allzu leicht dieses seines Dienstes entschlagen würde. Die Ansprüche der Art treten aber anderseits an das Individuum mit einer Rücksichtslosigkeit heran, durch die eine Reihe seiner Daseinsbedingungen schlechthin ignoriert wird. Der Natur kommt es bei den sexuellen Lockungen stets nur um die Auslösung jener Triebe an, die sich auf die Erhaltung der Art richten. Welche Konsequenzen sich daraus im allgemeinen wie in einzelnen Fällen für das Individuum ergeben, ob dieses dadurch in seiner geistig-materiellen Entwicklung gefördert oder gehemmt, ja möglicherweise sogar der Vernichtung preisgegeben wird, ist der Natur völlig gleichgültig. Es ist nun klar, daß die freien, ungebundenen Triebe der Natur im Menschen letzten Endes zur völligen Aufhebung des individuellen Lebens führen müßten, wenn sie nicht einer umsichtigen Regelung — wie diese eben die Normen der Sittlichkeit bieten — unterworfen würden. Zu eben dieser Erkenntnis gelangen wir noch von einem anderen Gesichtspunkte aus. Eine immer mehr zur Geltung kommende Disziplin der modernen Medizin, die Psychotherapie, hat sehr interessante Forschungen darüber angestellt, in welcher Weise moralische Faktoren auf die physische und namentlich psychische Gesundheit im Menschen einwirken. Die Resultate, die sich dabei ergaben, sind geradezu überraschend. Der bekannte Lehrer der Nervenheilkunde an der Universität Bern, P. Dubois,[1]) hat sich hierüber in seiner Schrift über den Einfluß des Geistes auf den Körper eingehend geäußert. Im Lichte dieser wissenschaftlichen Forschungen zeigt sich die allseitig verheerende Wirkung eines ungeregelten Trieblebens, man sieht, wie dieses das Auswachsen pathologischer Keime fördert und begünstigt, und es läßt sich zweifellos feststellen, daß der menschliche Organismus dadurch notwendig zur wehrlosen Beute aller destruktiven Einflüsse wird. Die psychotherapeutischen Untersuchungen und Erfahrungen haben indessen auch die hygienische Bedeutung der ethischen Einwirkung — gerade auch bei pathologischen Zuständen — in ein ganz neues Licht gestellt. Man hat erkannt, wie sehr bei den feinen und komplizierten Beziehungen, die zwischen Seele und Leib bestehen, das Gesamtwohl des Menschen von beiden Faktoren abhängig ist, und hatte man bislang, dem klassischen Sprichworte „mens sana in corpore sano" gemäß, alles Heil für die Seele zuweilen allzusehr von einem gesunden Körper erwartet, so beginnt man nun die gesundheitliche Bedeutung der Seelenkultur für das Leibesleben mehr und mehr zu würdigen und zu werten. „Die Seele bedarf einer moralischen Grundanschauung ebenso notwendig, wie das Blut des Sauerstoffes bedarf." So formulierte ein moderner Psychiater sein Gutachten über die Bedeutung des moralischen Momentes für die physische und psychische Organisation des Menschen. Es zeigt sich also auch hier ein durch-

[1]) L'influence de l'esprit sur le corps. Bern, Schmid & Francke.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dringender Gegensatz zwischen den Bedürfnissen, die der menschlichen Natur in ihrem Bestande und in ihrer Entwicklung eigen sind, und den brutalen Trieben und Instinkten, die sich im Menschen geltend machen und diesen — falls ihm nicht eine sittlich geläuterte und geregelte Lebensführung einen wirksamen Schutz dagegen bietet — seiner Vernichtung und Auflösung entgegenführen.

Wir haben uns im Bisherigen nur mit der Unfähigkeit der freien, ungeordneten Naturhaftigkeit zur Anpassung an die materiellen Lebensbedingungen des Menschen beschäftigt. Damit sind wir aber dem menschlichen Wesen noch nicht in seinem vollen Umfange gerecht geworden. Im Leben des Menschen treten auch verschiedene Erscheinungen und Tätigkeiten zutage, die geistiger Art sind.[1]) Selbstverständlich beruhen auch diese auf bestimmten Lebensbedingungen, denen sich die menschliche Lebensführung anzupassen hat. Wenn wir das innerliche Werden im Menschen, das sich aus einander widerstreitenden Elementen herausgestaltende einheitliche Wesen, das Werden der Persönlichkeit betrachten, so kann es uns dabei nicht entgehen, wie Eucken[2]) so trefflich ausführt, daß es sich da um die Auswirkung eines selbständigen Geisteslebens handelt, das unabhängig von dem bloß naturhaften Triebleben ist und zu diesem in mannigfachem Gegensatze steht. Diese unsere Erkenntnis wird noch erhöht, wenn wir die individuelle Entwicklung der einzelnen Persönlichkeit und dann wieder deren organische Einordnung in das Lebensganze ins Auge fassen. Untersuchen wir endlich das geschichtliche Werden unserer gesamten Kultur, beschauen wir uns in etwas die Grundlagen, auf denen sie ruht, und analysieren wir die treibenden Kräfte ihres Entstehungs- und Fortbildungsprozesses, dann wird uns die Selbständigkeit des menschlichen Geisteslebens und zugleich dessen Interessengegensatz zu aller bloß instinktiven und impulsiven Lebensäußerung zur vollen Gewißheit werden. Weiters: Hat unser Leben einen Sinn oder hat es keinen? Ist es nur eine zufällige Naturtatsache, dann ist es inkonsequent, es mit Begriffen und Vorstellungen zu verknüpfen, die ihrem innersten Wesen nach nicht der sichtbaren und greifbaren Natur angehören, sondern aus dem Reiche geistiger Erkenntnis und geistigen Strebens stammen; es ist Torheit oder Täuschung, noch weiter von „Recht" und „Pflicht" zu sprechen. Sind wir indessen konsequent und räumen wir mit derartigen „leeren Worten" auf, so müssen wir dadurch, wie uns die Erfahrung lehrt, zu eigener wie zu fremder Zerstörung und Vernichtung gelangen. Unser Leben hat also einen Sinn, der über den bloßen Mechanismus natürlicher Reize und Triebe hinausragt.

---

[1]) Es ist hier zunächst ganz gleichgültig, welche Erklärungsweise man den geistigen Lebenserscheinungen zugrunde legt, — nur um die Feststellung ihrer Existenz handelt es sich in diesem Zusammenhange.

[2]) Der Kampf um einen geistigen Lebensinhalt. 2. 1907.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eben dieser Lebenssinn und die damit verbundenen Lebensinteressen fordern nun vom Menschen auch eine entsprechende Gestaltung seiner Lebensführung. Nur eine sittliche Lebensführung also und nicht ein naturhaftes Reiz- und Triebleben vermag im Menschen die notwendige Anpassung an die bestehenden Lebensbedingungen zu begründen. Eine mangelhafte Anpassung an die Totalität der Lebensbedingungen muß dagegen einen biologischen Rückgang des einzelnen Menschen wie der gesamten Menschheit herbeiführen.

Die Vertreter der naturalistischen Lebensauffassung lassen den Vorwurf der Unnatürlichkeit und Widernatürlichkeit der von ihnen geforderten „natürlichen" Lebensführung begreiflicherweise nicht gerne auf sich beruhen. Da nun die im vorigen festgestellten Tatsachen nicht in Abrede gestellt werden können, so versucht man ihnen eine entsprechende Erklärungsweise zu unterschieben.

Es ist zweifellos, sagt der Begründer der evolutionistischen Ethik, H. Spencer,[1]) daß nicht alle Triebe und Reize der Natur an und für sich schon den Daseinsbedingungen eines Lebewesens angepaßt sind, keineswegs sind sie insgesamt lebenserhaltend und lebensfördernd, nichtsdestoweniger aber werden sie durch gegenseitiges ausgleichendes und ergänzendes Ineinanderwirken zur vollgültigen Lebensnorm. Spencer sucht diese seine Anschauung durch einige Beispiele aus der Ethnographie, beziehungsweise aus der Psychologie zu erläutern und zu begründen. Ein Wilder des allerniedrigsten Typus verschlingt auf einmal alle seine Nahrung, die er sich bei einer Jagd erbeutet hat, er folgt einem elementaren Naturtriebe, dafür muß er nachher vielleicht tagelang die schrecklichsten Schmerzen des Hungers erleiden. Ein bereits auf einer höheren Stufe der Zivilisation stehender Wilder hingegen vergegenwärtigt sich schon im vorhinein die üble Lage, in die er geraten würde, wenn er auf solche Weise handelte. Wir sehen, wie sich hier ein doppelter Naturtrieb geltend macht: der erstere wirkt an und für sich auf das Leben hemmend, während der andere ausgleichend einwirkt, was als Resultat die Erhaltung und Förderung des Lebens zur Folge hat. Der gleiche Gesichtspunkt ergibt sich uns auch, wenn wir uns einerseits einen primitiven und anderseits einen etwas intelligenteren Menschen vor Augen stellen, welche beide zur Trägheit geneigt sind. Ersterer wird sich nicht rühren und bewegen, bis Unglück und Elend vor der Tür stehen, letzterer hingegen wird bereits durch den Gedanken an sein zukünftiges Wohl und Wehe zur Tätigkeit angestachelt werden. Die angeführten Beispiele sollen also zur Erläuterung und zugleich zur Begründung der Spencerschen Theorie von der im Reiche der Naturtriebe herrschenden Unter-, beziehungsweise Überordnung dienen und sollen dementsprechend deren Kompetenz als Norm für die menschliche Lebensführung dartun.

---

[1]) The Principles of Ethics. London, 1907. I, 106 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Den Ausführungen Spencers muß in mehrfacher Hinsicht widersprochen werden. Die Annahme, als ob sich aus dem gegenseitigen Ausgleiche oder aus der gegenseitigen Ergänzung verschiedener naturhafter Reize und Triebe eine einheitliche Lebensnorm ergeben würde, erscheint durchaus unzutreffend, wenn man bedenkt, daß es völlig von der Wirkungsweise der betreffenden Triebe in einem Individuum abhängig ist, inwiefern sich ein Trieb dem anderen berichtigend entgegenstellt. Nebst der Intensität der naturhaften Triebe und Reize kommen hier insbesondere die individuelle Veranlagung und das Obwalten äußerer Umstände in Betracht. So kann in einem Menschen das Gefühl der Trägheit, als das seiner Natur nach stärkere, entscheidend auf dessen Handlungsweise einwirken, während bei einem anderen der Gedanke an sein künftiges Geschick vorherrschend ist und sich dementsprechend sein Tun und Lassen gestalten wird. Man kann also keineswegs voraussetzen, daß in einem Individuum bei einem Widerstreite zweier Triebe der lebenserhaltende und lebensfördernde gegenüber dem lebenshemmenden und lebensvernichtenden unbedingt den Sieg davontragen werde oder daß sich ersterer unter allen Umständen dem letzteren berichtigend entgegenstelle. Die dargelegte Theorie von Spencer hätte im weiteren die völlige Entwertung der menschlichen Persönlichkeit wegen der Beraubung der freien Selbstbestimmung durch inneren und äußeren Zwang zur Folge. Jede persönliche Initiative bliebe dabei von vornherein ausgeschlossen. Der Mensch würde so handeln, wie er eben seiner Naturanlage oder seiner jeweiligen Verfassung entsprechend unter den gegebenen Umständen handeln müßte. Im übrigen würden sich aus dem ausgleichenden und ergänzenden Ineinanderwirken der bloß naturhaften Lebensäußerungen immer nur für die individuelle, niemals für die soziale Lebensführung vollgültige Normen ergeben. Je nach den Umständen und dem Naturell des einzelnen Menschen würde das Resultat hiebei verschieden ausfallen; aus verschiedenen, ganz und gar individuellen Anschauungen und Erlebnissen läßt sich aber keine für alle gültige Norm ableiten.

Ähnlich wie Spencer hat es W. Ostwald, einer der angesehensten Wortführer des Naturalismus in der Gegenwart, versucht, vollgültige Normen für die menschliche Lebensführung aus dem bloßen Naturgeschehen zu gewinnen. Auf dem internationalen Kongresse für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, welcher vom 18. bis 20. Mai 1910 in Berlin tagte, hat Ostwald das Recht als „die Technik des Ausgleichs kollidierender Interessen im Sinne des materiellen Energienausgleiches" definiert. Die Grundgesetze der materiellen Energie aber lauten nach Ostwald dahin, daß die Energie weder zu vermehren noch zu vermindern sei und daß niemand den stets gleichgerichteten Strom der materiellen Energie rückwärts zwingen könne. Demgemäß lautet der energetische Imperativ Ostwalds für das Recht: Handle so, daß die Energiemenge, über die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

du verfügst, mit dem besten Güteverhältnisse transformiert werde![1]) Diese Anschauung Ostwalds ist indessen von seiten der Kongreßteilnehmer nicht ohne Widerspruch geblieben. Zunächst hob Lasson[2]) gewisse physikalische, das Energiegesetz betreffende Schwierigkeiten hervor, welche sich aus den obgenannten Darlegungen ergeben müßten. In wirksamer Weise trat sodann Hompel[3]) mit Beweisen aus der Kulturgeschichte den Ausführungen Ostwalds entgegen. Er verwies unter anderem auf die Kulturblüte des klassischen Hellas trotz des damaligen Tiefstandes der technischen Zivilisation Griechenlands, dann auf den greifbaren Verfall aller Kulturwerte Roms trotz der technisch raffinierten Zivilisation unter Nero, ferner auf die Blütezeit der mittelalterlichen Kultur mit ihren herrlichen Kunstschöpfungen, trotz der technisch geringfügigen Zivilisation, und endlich hob er die technische Hochblüte der gegenwärtigen Zivilisation neben der kulturellen Unfruchtbarkeit unserer Zeit hervor. Die Theorie Ostwalds von der Möglichkeit, aus dem Naturmechanismus verbindliche Normen für die menschliche Lebensführung herzuleiten, erscheint angesichts derartiger Widersprüche mit dem wirklichen Leben in der Tat völlig haltlos.

Die Vertreter des Naturalismus können die Tatsache, daß ihre Anschauungen und die darauf gegründeten Forderungen einer natürlichen Lebensführung der Totalität der Lebensbedingungen des Menschen nicht entsprechen, keineswegs aus der Welt schaffen und alle ihre Erklärungs- und Deutungsversuche sind, weil sie vom Grunde aus im Gegensatze zur wissenschaftlichen Erkenntnis und zur praktischen Lebenserfahrung stehen, unannehmbar. Hat nun nicht doch das Christentum mit seiner Lebensauffassung recht? Allein demgegenüber kann man sich in naturalistischen Kreisen nicht genug damit tun, der christlichen Lebensauffassung die schwerwiegendsten Vorwürfe zu machen. Sie verkünde, so sagt man, immer und überall das „Bleichsuchtsideal", allenthalben strebe sie danach, „jedes Blut zum Leben auszutrinken", und sie sei dafür verantwortlich, daß tausenderlei „Glücksmöglichkeiten", die das Leben dem Menschen bietet, unerschöpft blieben. Wir wollen einige von den hauptsächlichsten Beschuldigungen dieser Art auf ihre Stichhaltigkeit untersuchen und uns über das Verhältnis der christlichen Lebensführung zu den menschlichen Lebensbedingungen Rechenschaft geben.

Vor etlichen Jahren hat ein Mediziner[4]) eine Studie über „Psychoneurose und Sexualität" veröffentlicht, worin er behauptet, daß gewisse funktionelle Störungen im Nervenleben mancher Menschen ohne Zweifel auf geschlechtliche Enthaltsamkeit zurückzuführen seien. Alsbald hat sich eine Reihe von Schriftstellern und

---

[1]) Hochland. VII, 10. Rundschau.
[2]) Ebenda.
[3]) Ebenda.
[4]) Freud in der Zeitschrift „Sexualethik". März 1908.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schriftstellerinnen dieser wissenschaftlichen Hypothese bemächtigt und die weitestgehenden Folgerungen für ihre Theorien und Postulate auf dem Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit daraus gezogen. Im blinden Leidenschaftstaumel hat man ganz außer acht gelassen, daß es neben einzelnen, von Zeit zu Zeit wieder vernehmbaren Stimmen aus ärztlichen Kreisen, welche aus der geschlechtlichen Enthaltsamkeit eine Schädigung für die Gesundheit befürchten, nicht wenige medizinische Fachautoritäten ersten Ranges gibt, welche die Keuschheit als einen Faktor betrachten, der nicht nur das physische Wohlbefinden des Menschen in keiner Weise schädigt, sondern selbst von unschätzbar hoher hygienischer Bedeutung ist. Der bekannte Psychiater v. Krafft-Ebing hat sich mehrfach veranlaßt gesehen, gegen gewisse Vorurteile bezüglich der Unmöglichkeit oder Schädlichkeit sexueller Triebbeherrschung Verwahrung einzulegen. „Unzählige normal konstituierte Menschen", so schrieb der verstorbene Gelehrte, „sind imstande, von der Befriedigung ihrer Triebe abzusehen, ohne durch diese erzwungene Abstinenz Schaden zu leiden." In demselben Sinne äußerte sich auch Eulenburg, Lehrer der Nervenheilkunde an der Universität Berlin. Er bezweifle es, so sagt er, daß irgend jemand bei sonst vernünftiger Lebensweise durch bloße geschlechtliche Abstinenz krank, speziell neurasthenisch geworden sei. „Ich halte", schreibt er, „diese immer wiederkehrende Behauptung für völlig leeres und nichtssagendes Gerede." „Statt auf die vermeintlichen Gefahren der geschlechtlichen Enthaltsamkeit aufmerksam zu machen," so meint er weiters, „sollte man lieber immer wieder hygienische Lebensordnung, namentlich auch die Bekämpfung schädlicher Reize unserer Jugend predigen, denn wer sich hierin verfehlt, erzieht sich selbst zum Neurastheniker." Sehr interessant sind endlich die diesbezüglichen Beobachtungen, die Ribbing[1]) während einer langjährigen ärztlichen Praxis namentlich unter jungen Leuten gemacht hat. Auf Grund eben dieser Erfahrung weist er die Vorwürfe, welche der Keuschheit in hygienischer Hinsicht gerne gemacht werden, entschieden zurück und hebt deren gesundheitliche Bedeutung energisch hervor. Die oberwähnten fachmännischen Aussagen sind nun gewiß geeignet, die Bedenken, wonach die geschlechtliche Triebbeherrschung mit körperlichen Nachteilen verbunden wäre, zu zerstreuen oder doch sehr herabzumindern. Der medizinische Standpunkt kann übrigens in der ganzen Frage nicht allein ausschlaggebend sein. Wir haben bereits im vorhergehenden gesehen, daß es eine elementare Voraussetzung für die menschliche Lebensführung ist, sich der Totalität der Lebensbedingungen anzupassen. Zur Totalität der Lebensbedingungen dürfen aber nicht nur jene gezählt werden, die materieller Natur sind, sondern auch die, welche geistiger Art sind, müssen dabei in Betracht gezogen werden. Dies trifft nun auch, wie F. W. Foerster

[1]) Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr gut hervorhebt, in unserem Falle zu. „Wir müssen uns daher", schreibt er,[1]) „von den physiologischen Argumenten unabhängig machen, und zwar dadurch, daß wir der Ansicht entgegentreten, als sei überhaupt die Gesundheit der oberste Zweck des Lebens. Wir haben vielmehr hervorzuheben, daß die Gesundheit nur dazu da ist, für andere, höhere Zwecke aufgebraucht und eingesetzt zu werden. Auch die Nachtwachen und Strapazen der Mutterliebe, der wissenschaftlichen Arbeit, der Krankenpflege und anderer aufopfernder Tätigkeiten bringen viele und schwere Gesundheitsschädigungen mit sich, — und doch hat noch niemand behauptet, daß um einer gesunden Verdauung, eines normalen Blutumlaufes und eines gesegneten Schlafes willen alle diese Leistungen eingestellt werden sollten. Also selbst wenn wirklich einmal festgestellt würde, daß die Enthaltsamkeit gesundheitsschädlich sei, so würde damit dem Menschen noch nicht das leiseste Recht gegeben sein, die Fernhaltung dieser Gesundheitsgefährdungen zum obersten Gesetze seines Handelns zu machen und alle die Gefühle und Gedanken, die das Leben überhaupt erst lebenswert machen, den betreffenden Erleichterungsmitteln zu opfern. Die Enthaltsamkeit würde dann nur in die Reihe der ‚aufopfernden Tätigkeiten' gerechnet werden, — aber niemals könnte ihre hygienische Bedenklichkeit den Ausschlag über ihren Lebenswert geben." Damit sind alle Anschuldigungen der Unnatürlichkeit und Widernatürlichkeit, welche man der christlichen Sittenlehre in Hinsicht auf ihre die Geschlechtlichkeit betreffenden Forderungen entgegenhält, ein für allemal abgetan.

Nicht ungern sucht man im weiteren die angebliche „Leidenssucht" der christlichen Moral in Widerspruch mit den menschlichen Lebensbedingungen zu bringen. Man hat insbesondere in der Askese einen fundamentalen Gegensatz zur Pflege der „gesunden Sinnlichkeit" erblickt. Das Kreuz mit dem „bleichen Galiläer", wie Ibsen sich in blasphemischer Weise ausdrückt, „der seine Freude hat am Wimmern zertretener Wonnen", betrachtet man als ein Symbol der „Lebensverneinung", als einen Fluch auf das Leben. „Gewiß," so bemerkt hiezu Bischof Keppler,[2]) „das Kreuz mit seinen scharfen, schroffen Linien, der kahle, entlaubte, entästete Baum mit den zwei abgehackten Armstümpfen ist auf den ersten Blick gar freudenlos und trostlos anzusehen; so recht ein Bild schroffsten Gegensatzes, ein Symbol herbsten Schmerzes. Und doch hat man selbst dem Kreuze eine gewisse Schönheit nicht abgesprochen und in seiner stämmigen, festgefügten, klardisponierten und wohlproportionierten Gestalt auch wieder ein Bild festen Haltes, aufstrebender Kraft, ein Bild der Überwindung der Gegensätze, der Lösung der Widersprüche gefunden. Der Anblick des am Kreuze hängenden Schmerzensmannes weckt ja freilich zunächst keine Freudengefühle.

[1]) Jugendlehre. Berlin, 1908. S. 628 ff.
[2]) Mehr Freude. Freiburg i. B., 1909. S. 67 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber doch ist ein Urquell und Grundquell der Freude der Glaube und die Glaubensgewißheit: der Gottesheld, der am Kreuze verblutet, stirbt kämpfend und siegt sterbend." Das Kreuz wird also zum Siegeszeichen und damit zum Freudenzeichen. Die Finsternis und Trostlosigkeit weicht von ihm; Auferstehungsglorie umwebt es. Ähnlich ist es nun auch mit dem Kreuze und der Kreuzigung im Leben des einzelnen Christen. Daß der Christ sein Kreuz täglich auf sich nehmen und es nicht nur tragen, sondern das Fleisch, den alten Menschen, ans Kreuz schlagen soll, wie der Apostel[1]) mahnt, sind anscheinend freilich keine freudenverheißenden, sondern sehr ernstgemeinte und strenge Forderungen. Und doch: der Kampf, zu welchem sie aufrufen, gilt nicht der Freude, sondern den grimmigsten Feinden der Freude. Er verpflichtet wohl zu einem Verzicht auf die Sündenfreuden, welche eben keine Freuden sind; aber er fordert durchaus nicht auch einen Verzicht auf die erlaubten Freuden, sofern sie nur mit Maß und Ziel genossen werden. Das fordert übrigens nicht nur die christliche Moral, das fordert auch die Vernunft, das fordert auch die Hygiene. Denn jedes Übermaß im Genuß schlägt früher oder später um in Verdruß. Das sogenannte „Sichausleben" vertieft und bereichert das Leben nicht und mehrt nicht seinen Freudengehalt, sondern überantwortet es einfach dem jämmerlichsten Schicksale, der Krankheit, dem Irrsinne und dem Selbstmorde, den „Gräbern der Begierlichkeit", an denen die heutige Welt so reich ist. Nein, die christliche Sittenlehre mit ihren asketischen Forderungen der Enthaltsamkeit, der Abtötung und der Selbstbeherrschung hat wahrlich nichts von jener vermeintlichen „Leidenssucht" an sich, sie vertritt vielmehr nur ein ganz elementares Lebensgesetz, über das auch unser verweichlichtes Jahrhundert mit all seinem Komfort nicht hinwegkommen kann. Wer sich diesem nun einmal bestehenden Lebensgesetze nicht anpassen will, über den schreitet das Leben rücksichtslos dahin. Selbst das Weltkind Goethe hat dies gefühlt und hat dem einen poetischen Ausdruck verliehen:

„Aber wenn du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Oder will man etwa die „Leidenssucht" der christlichen Moral aus dem bekannten „aut pati aut mori — leiden oder sterben" im Leben einzelner Heiliger herleiten? Da müßte man aber vorerst beweisen, daß man von dem Sinne, welcher diesem Ausspruche zugrunde liegt, ein volles Verständnis besitzt. Das Leiden und das Leidensproblem ist ja bekanntlich verschiedenartig aufgefaßt und ausgelegt worden. Auch das Christentum hat seine Deutung hiefür.

[1]) Gal. 5, 24.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für den Christen ist das Leiden, nach den Worten des Apostels,[1]) kein Hindernis und Hemmnis, sondern eine Förderung auf dem Wege des Heiles, es ist ihm ein Gnadenmittel und ein Geschenk der göttlichen Liebe zum Zwecke der Bewahrung und Bewährung. So verliert das Leiden und das Problem des Leidens seine starre Härte und sein grauenvolles Dunkel, es verliert den Schein der Unvernünftigkeit und der Widernatur. „Damit", sagt Keppler[2]) sehr tiefsinnig, „hat das Leiden seine innerste Natur verändert. Es hört auf, eine Störung, ein Hindernis, ein Übel und Unglück zu sein und als dies empfunden zu werden; es wird ein Faktor des ethischen Lebens von hervorragender Bedeutung.. Jede bloße Resignation ist überwunden durch aktivstes Eingehen ins Leiden, in welchem der christliche Lebens- und Liebesdrang seine Kraft aufs höchste spannt. Im Leben des Christen werden nicht mehr Perioden des Tuns und Strebens abgelöst und schmerzlich unterbrochen durch Perioden des Leidens, wechseln nicht Zustände der Aktivität und solche der Passivität miteinander ab, gibt es keinen trennenden Unterschied mehr zwischen Leiden und Wirken, — das Leiden selbst wird zu einem Wirken höherer Güte und höheren Wertes. Darum endet hier jeder törichte Versuch, das Leidensjoch abzuwerfen, sich durch Leichtsinn und spielende Lust, durch logische Räsonnements oder sinnliche Genüsse oder künstliche Gefühlsabstumpfung über dessen lastende Schwere hinwegzutäuschen. Man schlägt das Leiden nicht zu hoch und nicht zu niedrig an; man behandelt es nicht als Feind, welchen es mit Aufbietung aller Kraft zu bekämpfen, zu ignorieren, zu verdrängen gilt; man schätzt, ja man bewillkommt es als Freund, von welchem man nur lernen und gewinnen kann. Man weicht ihm nicht aus, man kehrt ihm nicht feig den Rücken; man gibt sich willig in seine Schule und Lehre und unterzieht sich seinem scharfen Messer, überzeugt, daß dasselbe, geführt von der Hand eines weisen und gütigen Arztes, zwar ins Lebendige und Grüne schneidet, aber doch nur zum Heile und zur Gesundung verwundet, den Lebensnerv nicht tötet, sondern freilegt, weckt und kräftigt." Diese Betrachtungsweise des Leidens, welche dem Christen eigen ist, das sichere Bewußtsein, daß durch dieses Leiden der Wert des Lebens nicht herabgemindert, sondern erhöht wird, macht mitunter die Leidensstimmung von den untersten Graden mühevoll abgerungener Ergebung emporsteigen bis zu den höchsten Stufen freudigen Dankes und Jubels über die Leiden. Wer demnach in der angeblichen „Leidenssucht" mancher Heiliger einen Widerspruch der christlichen Sittenlehre mit den menschlichen Lebensbedingungen erblickt, der möge wissen, daß eben diese Heiligen neben den Sorgen um das materielle Wohlbefinden auch die Sorge um das Heil ihrer Seele kannten; und diese Sorge um das Seelen-

[1]) 1. Petr. 2, 20. Hebr. 12, 5. Röm. 5, 3.
[2]) Das Problem des Leidens in der Moral. Freiburg, 1904. S. 20 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heil war für sie ebenso und noch mehr eine Lebensbedingung, als es die Pflege der „gesunden Sinnlichkeit“[1]) sein konnte. Damit ist auch der Standpunkt der christlichen Moral gegenüber allen Anschuldigungen von Unnatürlichkeit und Widernatürlichkeit gekennzeichnet.

Wir hätten im ferneren unser Augenmerk nun einem Vorwurfe zuzuwenden, welcher der christlichen Sittenlehre aus den Kreisen der Naturalisten schon zu mehreren Malen mit größerem oder geringerem Geschicke entgegengehalten wurde und der in der Gegenwart vornehmlich von dem bekannten „Biologen“ E. Haeckel vertreten wird. Man befürchtet nämlich, die absoluten Forderungen der christlichen Moral, die sich auf den „Schutz der Schwachen“ beziehen, könnten der „Rassenhygiene“ zu erheblichem Nachteile gereichen. Jener große Reinigungsprozeß der Natur, der überall das Nichtangepaßte ausscheidet und dadurch die Rasse in Einklang mit den Lebensbedingungen bringt, müsse, so sagt man, durch die Pflege und Fürsorge der körperlich Minderwertigen allmählich ins Stocken geraten. Die Natur opfere das Kleine dem Großen, das Christentum hingegen das Große dem Kleinen. Haeckel findet es nicht wenig bedauerlich, daß unsere moderne Gesetzgebung in dieser Hinsicht noch so sehr unter dem Einflusse der christlichen Sittenlehre steht, indem sie einerseits alles verpönt, was geeignet wäre, die „natürliche Zuchtwahl“ zu befördern, während sie anderseits zahlreiche Bestimmungen zum „Schutze der Schwachen“ trifft. „Die Tötung von neugeborenen verkrüppelten Kindern“, so schreibt Haeckel,[2]) „kann vernünftigerweise gar nicht unter den Begriff des ‚Mordes‘ fallen, wie es noch in unseren modernen Gesetzbüchern geschieht. Vielmehr müssen wir dieselbe als eine zweckmäßige, sowohl für die Beteiligten wie für die ganze Gesellschaft nützliche Maßregel billigen.“ Derartigen Anschauungen —wie sie besonders auch von Nietzsche, von Forel und vielen anderen propagiert wurden — muß man entgegenhalten, daß in der menschlichen Gesellschaft für die Anpassung an die Bedingungen des Lebens noch ganz andere Gesichtspunkte maßgebend sind, als sie die bloße biologische Betrachtungsweise darbietet. „Die Pflege der Schwachen,“ bemerkt F. W. Foerster[3]) sehr richtig, „ist das größte Erziehungsmittel für die soziale Kultur des Menschen, für die Überwindung der Selbstsucht, für die Übung in der Sorgfalt für fremdes Leben, kurz für alles, was Mitgefühl, Solidarität und Hilfe heißt. Im menschlichen Kulturleben ist der Starke der ‚Nichtangepaßte‘, wenn ihm diese Erziehung und Selbsterziehung versagt wurde. Und wenn heute von vielen Seiten die Pflege der Mißbildeten, Taubstummen,

---

[1]) Mit diesem Ausdrucke wird übrigens viel Mißbrauch getrieben. Es werden darunter häufig nicht nur die berechtigten Anforderungen der leiblichen Wohlfahrt verstanden, sondern auch Dinge benannt, die man beim rechten Namen nicht nennen will.

[2]) Lebenswunder. S. 10.

[3]) Lebensführung. S. 217 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blinden, Idioten usw. als zwecklose Sentimentalität verurteilt wird, so wird auch dabei völlig übersehen, daß die Sorgfalt und Entsagung, die diesen Unglücklichen gewidmet wird, eine Kraftquelle der Liebe für das ganze menschliche Zusammenleben ist und daß die Abstumpfung und Verrohung des Gefühles, die mit der Ausstoßung solcher Verbildeten verbunden wäre, auch die Gemeinschaft der Gesunden auf eine niedrigere Stufe der Menschlichkeit herabdrücken würde, — ganz abgesehen von all den Konsequenzen, die aus solchen Grundsätzen folgen müßten. Denn warum sollte man dann nicht auch moralisch Mißbildete rechtzeitig töten, die doch sich selbst und anderen noch unvergleichlich mehr zur Last fallen als physisch Verkrüppelte? Und wo wäre dann überhaupt die Grenze in der Ausstoßung und Beseitigung? Wer hätte den Maßstab aufzustellen für das, was gesund und was abnorm ist? Endlich wird auch ganz vergessen, daß alles, was wir hygienisch und pädagogisch für die Schwachen tun, auch den sogenannten Starken und Gesunden zugute kommt, da in Wirklichkeit jeder Starke und Gesunde an irgend einer Seite seines Wesens auch zu den Schwachen und Mißbildeten gehört. Aus der Fürsorge für die Schwindsüchtigen zum Beispiel ist eine ganz unschätzbare Erhöhung und Reinigung aller Lebensbedingungen auch für die Gesunden erwachsen und der pädagogischen Sorgfalt für die Schwachbegabten verdanken wir die wertvollsten Beiträge für die Vertiefung der ganzen Pädagogik." Diese Worte Foersters, welche eine herrliche Apologie der christlichen Barmherzigkeit bilden, enthalten ganz gewiß mehr konkrete Lebens- und Menschenkenntnis, als in den Ausführungen gewisser „Rassenhygieniker" zutage tritt.

Zum Schlusse möchten wir die christliche Sittenlehre noch gegen gewisse Anschuldigungen verteidigen, die vom nationalökonomischen Standpunkte gegen sie nicht selten erhoben werden. Ein großer Teil der Vertreter der modernen Volkswirtschaftslehre[1]) behauptet die absolute Autonomie der Volkswirtschaft und erblickt in allen Vorschriften ethischer Art eine ungebührliche Einschränkung der ersteren. Der christlichen Moral wird zudem ihr angeblich alles materielle Streben und Trachten behindernder „Jenseitscharakter" zum schweren Vorwurf gemacht. Wir werden noch Gelegenheit haben, die Bedeutung des sittlichen Momentes für das wirtschaftliche Leben in etwas eingehenderer Weise zu behandeln, hier handelt es sich nur darum, den Nachweis zu erbringen, daß die ethischen Normen vom volkswirtschaftlichen Standpunkte keineswegs eine „Fesselung der produktiven Kräfte" bedeuten. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, in welchem die meisten Vertreter der sogenannten klassischen Schule der Nationalökonomie befangen sind, wenn sie die gesamte wirtschaftliche

[1]) J. Beck: Volkswirtschaft und Sittengesetz. Freiburg i. Schw., 1908. S. 4 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwicklung von einem bestimmten isolierten Gesichtspunkte aus betrachten und danach ihre Forderungen stellen.[1]) Der eine basiert seine volkswirtschaftlichen Anschauungen lediglich auf das „Dogma vom menschlichen Eigennutz" (Menger), während der andere die gänzliche Zurückführung der Wirtschaftsordnung auf „die Natur des Menschen und der Dinge" ohne jedwede Beeinflussung durch „vorgefaßte ethische Urteile" (L. Brentano) fordert. Es ist nun leicht einzusehen, daß sich bei Beachtung eines einzelnen völlig isolierten Gesichtspunktes und bei Außerachtlassung aller übrigen maßgebenden Gesichtspunkte notwendig eine einseitige Auffassung des wirtschaftlichen Lebens und seiner Entwicklungsbedingungen ergeben muß. Wer einerseits den menschlichen Eigennutz als die einzige Triebfeder im Wirtschaftsleben betrachtet und anderseits das Ziel alles wirtschaftlichen Strebens und Trachtens in der Befriedigung eben dieses Eigennutzes erblickt, wird naturgemäß nur aus dem menschlichen Eigennutz und von nirgends anderswo das allein bestimmende Prinzip für die Gewinnung der wirtschaftlichen Gesetze herleiten. Analog wird derjenige verfahren, welcher die ausschließliche Zurückführung der Wirtschaftsordnung auf die Natur des Menschen und der Dinge zum obersten Grundsatze erhebt. Diese Einseitigkeit steht indessen nicht nur zu den tieferen Zusammenhängen des Lebens, denen sich die wirtschaftliche Tätigkeit als ein integrierender Teil einzuordnen hat, in schroffstem Widerspruche, nein, auch vom wissenschaftlichen und namentlich vom nationalökonomischen Standpunkte aus ist sie völlig unhaltbar. Der hochangesehene Nationalökonom G. Schmoller[2]) hat sich gegenüber „der Methode der Isolierung", wie selbe namentlich von Menger in die Volkswirtschaftslehre eingeführt wurde, sehr scharf ausgesprochen. „Es ist ganz schief," so bemerkt er, „die Isolierung der universalen Betrachtung aller (zur wirtschaftlichen Entwicklung) mitwirkenden Ursachen als unversöhnliche Gegensätze gegenüberzustellen. Ich verfolge heute eine Erscheinung, eine Ursache in möglichster Beschränkung und Isolierung, um morgen an einem gewissen Punkte der Untersuchung doch genötigt zu sein, den Zusammenhang mit anderen Erscheinungen und Ursachen mit in Rechnung zu ziehen. Es wird doch kein Vernünftiger verlangen, daß eine einmal mit Erfolg angewandte Isolierung für alle weiteren Untersuchungen in derselben Wissenschaft bindend sein soll. Ist das nicht dasselbe, als wenn man den Naturforscher, der einen bestimmten Stoff untersucht, für alle Folgezeit auf ein einziges Experiment verpflichten wollte? Die Isolierung, die heute vom Chemiker vorgenommen wurde, wird morgen beim nächsten Experiment verlassen, damit das

---

[1]) H. Pesch: Die Methoden der Volkswirtschaftslehre. Stimmen aus Maria-Laach. Bd. XLIX, S. 460.

[2]) Zur Literaturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften. Leipzig, 1888. S. 280 ff., angeführt in der zitierten Schrift von J. Beck S. 15.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Objekt nach einer anderen Seite untersucht werden könne. Und überdies: gewisse Isolierungen können absolut falsch sein. Der Chemiker darf wagen, von den physikalischen Eigenschaften eines chemischen Gegenstandes zu abstrahieren; aber wenn er die atmosphärische Luft untersuchte und nach dem Grundsatze der Mengerschen Isolierung sagte: Ich ziehe dabei nur den Stickstoff in Betracht, weil er vorherrscht, so würde man ihn sofort aus dem Laboratorium hinauswerfen." Das Resultat unserer Auseinandersetzung mit den Vertretern der „autonomen" Nationalökonomie bildet also die Erkenntnis, daß das Sittengesetz und im besonderen das christliche Sittengesetz wohl auf einzelne Faktoren des wirtschaftlichen Lebens (zum Beispiel auf den menschlichen Eigennutz) regulierend einwirkt und dabei allenfalls eine Hemmung derselben zur Folge hat, wogegen es aber keineswegs den wirtschaftlichen Fortschritt als solchen, insoferne dieser im Zusammenhange mit dem allgemeinen Ziele des menschlichen Lebens steht, hindert und zurückhält. Nur aus einer isolierten Betrachtungsweise heraus kann also gegen die christliche Moral der Vorwurf erhoben werden, daß sie eine „Fesselung der produktiven Kräfte" bewirke und daß sie demnach im Widerspruche zu einer fundamentalen Lebensbedingung des einzelnen Menschen wie der ganzen Menschheit stehe. Derartige Anschuldigungen entwerten sich von selbst im Lichte einer universalen Auffassungsweise.

Wir haben somit einige der hauptsächlichsten Einwürfe kennen gelernt, welche sich auf die angebliche Unnatürlichkeit und Widernatürlichkeit der christlichen Sittenlehre beziehen. Wie wir sahen, beruhen derartige Anklagen entweder auf falschen Voraussetzungen, oder sie gründen sich auf Trugschlüsse oder endlich gehen sie aus einer unrichtigen methodischen Behandlung des Gegenstandes hervor. In keinem Falle vermögen sie indessen einen zwischen den Grundsätzen der christlichen Lebensführung und den menschlichen Daseinsbedingungen obwaltenden Widerspruch darzutun. Je weniger dies aber dem Naturalismus gelingt, um so mehr tritt die Gegensätzlichkeit seiner eigenen Anschauungsweise gegenüber den fundamentalen Forderungen der höher organisierten Menschennatur und ihrer Lebensbedingungen zutage.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dichterkrönungen im humanistischen Wien.

Von **Richard Kralik.**

Kaiser Maximilian I. bewies seine Absicht, Wien zur Hauptstadt seines großen Reiches zu machen, am glänzendsten dadurch, daß er der Wiener Universität das Privilegium der Dichterkrönung gab. Er tat das in einem Dokument, das er zu Bozen am letzten Oktober 1501 ausstellte. Ich gebe hier die abgekürzte Übersetzung:

„Maximilianus, von Gottes Gnaden König der Römer, immer Augustus, König von Ungarn, Dalmatien, Kroatien ꝛc., Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Lothringen, Brabant, Steiermark, Kärnten, Krain, Limburg, Luxemburg, Geldern, Landgraf im Elsaß, Fürst von Schwaben, Pfalzgraf in Habsburg und Hanau, Fürst und Graf von Burgund, Flandern, Tyrol, Görz, Artois, Holland, Seeland, Pfirt, in Kiburg, Namur, Zutphen, Markgraf des heiligen römischen Reichs zu Enns und Burgau, Herr von Friesland, der slawonischen Mark, von Mecheln, Pordenone und Castellane; wir machen zum ewigen Gedächtnis der Sache hiemit allen dies bekannt: Nachdem wir durch göttliche Gunst den Titel der kaiserlichen Majestät angenommen, haben wir es vor allem für unser Amt gehalten, unsere Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was unserem Reich zum Schmuck und immerwährender Zier dienen könne, und auch unserer deutschen Nation und dem Haus Österreich, dem wir entstammt sind, zur größten Ehre bei allen Völkern und bei der Nachwelt zum Ruhme gereiche. Dazu schien die Sorge für die ewige Dauer der Literatur bei den Menschen am förderlichsten. Daher wollten wir unseren Völkern und Städten Gymnasien der römischen Literatur nach der löblichen römischen Art feststellen, aus denen so viele ausgezeichnete Staatsmänner hervorgingen, die, belehrt durch die Geschichte, den Nachkommen Lehren voll Erfahrung gaben. Nachdem wir daher an unserem Wiener Gymnasium Vorlesungen über das bürgerliche Recht angeordnet haben, und bisher daselbst die Pflege der Dicht- und Redekunst mangelte, haben wir zur Vervollkommnung dieser Universität ein Kollegium der Poeten nach der Sitte der alten Kaiser, unserer Vorgänger, errichtet, um die Eloquenz der alten Zeit wiederherzustellen. Um daher diese Sache einzuleiten, bestellen wir zwei Lehrer der Poetik und Rhetorik, sowie zwei Lehrer der mathematischen Disziplinen bei diesem Kollegium. Davon soll allzeit der Lektor der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Poetik den Vorrang haben, und wir machen diesen zum Superintendenten des ganzen Kollegiums. Damit aber dies Kollegium von uns mit noch reicheren Gunstbezeigungen und Privilegien ausgezeichnet werde und die Sache selber in glücklicher Weise nach Gebühren fortschreite, uns zur Ehre und zur höheren Würde der Wiener Universität, so zeichnen wir aus unserer kaiserlichen Autorität und aus eigenem Antrieb dieses Kollegium mit folgendem Privilegium und Prärogative aus, daß nämlich jeder, der in unserer Wiener Universität die Rhetorik und Poetik studiert und den Lorbeer erringen will, im Kollegium der Poeten examiniert werde, und wenn er für würdig erfunden wird, mit dem Lorbeerkranz gekrönt werde durch unseren verehrlichen, getreuen und lieben Konrad Celtes, den unser Vater Friedrich der Dritte seligen Angedenkens zum ersten Dichter unter den Deutschen gekrönt hat und der nun ordentlicher Lektor der Poetik und Rhetorik an unserer Wiener Universität ist; darnach sollen seine Nachfolger, die dem Kollegium vorstehen, das Recht der Krönung haben; und der also Gekrönte soll von allen als Poet gehalten und gerühmt werden und aller Privilegien und Insignien genießen, derer sich die anderen gekrönten Poeten erfreuen, sei es nach Gewohnheit oder nach Recht, geradeso, wie wenn er durch unsere Hände gekrönt worden sei. Doch mit Vorbehalt unseres eigenen Rechtes der Dichterkrönung. Wer sich gegen diese unsere Anordnung verfehlt, hat unsere schwerste Ungnade zu erwarten und eine Buße von 50 Mark reinen Goldes unnachsichtlich zu gewärtigen, die zur Hälfte unserem kaiserlichen Fiskus, zur anderen Hälfte dem genannten Kollegium zu leisten ist."

Konrad Pickel, latinisiert Celtes, empfing den Dichterlorbeer vom Kaiser Friedrich III. zu Nürnberg 1487 zugleich mit dem Doktorhut, der überhaupt mit dem Lorbeer gewöhnlich verbunden war. Ein Holzschnitt von Hans Burgkmair aus dem Jahr 1505 zeigt die „Insignien der Dichter", wie sie Maximilian I. 1501 dem Wiener Kollegium übergeben hat: 1. Das Szepter mit dem zweiköpfigen kaiserlichen Adler auf der Spitze, auf der Brust das österreichische Wappen, am Schaft die Wappen der sieben Kurfürsten. 2. Der Ring, dessen Siegelfläche unter dem Doppeladler Apollo und Merkur zeigt. 3. Das Barett oder der Doktorhut. 4. Der Lorbeerkranz, offenbar aus edlem Metall; Blätter und Früchte auf ein Band gereiht, vorne als überragender Abschluß ein Schmuckstück, oben im Halbkreis geschlossen, zwischen zwei Schildhaltern der Schild mit dem Doppeladler, überragt von einer Bügelkrone eigener Fasson. Die Schildhalter scheinen Apollo und Minerva darzustellen. Diese Insignien sind leider verschwunden, sie sind wahrscheinlich einmal zur Einschmelzung eingefordert worden. Aber die hölzerne Kiste mit Malereien nach Zeichnungen von Dürer ist noch erhalten und befindet sich in der Verwahrung der Wiener Universität.

Über die Geschichte der Dichterkrönungen in dieser ersten Periode erwähne ich nur das, was Georg Eder in seinem Katalog der Rektoren und berühmten Männer der Universität, des „Archi-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gymnasiums" (Wien, 1559) sagt. Er rühmt zum Jahr 1501, daß Maximilian I. durch sein damaliges Privileg gewissermaßen eine fünfte Fakultät geschaffen habe, das Collegium poeticum. Im Jahre 1502 wurde unter dem Rektor Wilhelm Puelinger von Wising, Doktor der Medizin, die erste Dichterkrönung nach dem maximilianischen Privileg an dem berühmten Mathematiker Johann Stabius vorgenommen. Es war die Blütezeit der Universität, ihr goldenes Zeitalter; sie galt als die erste in Deutschland und zählte 7000 Hörer, die sich durch Cingula, Kappen und andere Ornamente vom ungelehrten Volk auszeichneten. Auch die Professoren gingen wie Triumphatoren in prächtigem Aufzug in ihre Auditorien.

Als im Jahre 1505 Maximilian I. selber nach Wien kam, krönte er hier am 23. Mai den Johann Panetianus zum Poeten. Konrad Celtes starb am 4. Februar 1507 zu Wien; sein schönes Grabdenkmal befindet sich an der Außenseite des Stefansdoms am unvollendeten Turm. 1508 wird der Magister Thomas Resch aus Krems Rektor (Baccalaureus der Theologie), er war gekrönter Poet, von Maximilian eigenhändig gekrönt. Beim großen Fürstenkongreß zu Wien 1515 hatten die Wiener Gelehrten Gelegenheit, die hohen Gäste in kunstvollen lateinischen Reden zu bewillkommnen. Eder zählt 22 solcher Reden auf. Im folgenden Jahr übernahm das Rektorat der Magister Joachim Vadianus aus der Schweiz, gekrönter Poet und Professor der Poesie. Er wird aber erst in diesem Jahre Doktor. Der Poeta laureatus Georg Logus wird zum selben Jahre 1516 erwähnt.

Universitätsstreitigkeiten, die Türkennot und die Pest, wohl auch die Reformationswirren schufen der hohen Schule solchen Schaden, daß sie um 1530 ganz darniederlag. Erst 1533, nach dem zweiten Türkenkrieg (1532), versucht Ferdinand I. einen neuen Aufstieg anzubahnen und 1537 erläßt er am 17. September die Reformation der Universität, freilich nicht im protestantischen Sinne. Diese Reformation wird 1550 unter dem Rektorat des Sigismund Oeder erneut und wieder 1553 als zweite Reformation publiziert. Im selben Jahre wurde der berühmte Mathematiker Paulus Fabricius, Doktor der Medizin und Poet, an die Universität berufen. Das Beste zur Wiederaufnahme der Dichterkrönungen tat aber Georg Eder aus Freisingen, beider Rechte Doktor, Rat des Königs Ferdinand, Advokat des Fiskus von Niederösterreich; er war von 1557 bis 1559 Rektor. Als Ferdinand nach seines Bruders Karl V. Rücktritt zum römischen Kaiser proklamiert wurde (1558), war es eine seiner ersten Sorgen, jenes Privilegium Maximilians I. über das Recht der Dichterkrönung der Wiener Universität zu konfirmieren (10. September 1558). „Diesem Privileg gemäß wurde zuerst Heinrich Eckhard im Juli, dann am 15. September Elias Corvinus, Johannes Lauterbach und Veit Jacobäus durch Paul Fabricius, den kaiserlichen Mathematiker und Kollegen der poetischen Fakultät, in der Aula der Universität zu gekrönten Poeten ernannt mit solchen Feierlichkeiten, daß nach Menschengedenken kaum etwas Großartigeres geschaut wurde."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die ausführliche Beschreibung dieser Dichterkrönungen ist in zwei lateinischen Schriften erhalten. Die erste heißt: „Actus Poeticus im Wiener Gymnasium (d. h. Universität), wobei Paul Fabricius, Mathematiker des Kaisers und der Erzherzoge von Österreich, Doktor der Medizin, im Namen und in der Autorität des unbesiegtesten Kaisers Ferdinand, mit Zustimmung des Prinzen Maximilian (II), Königs der Böhmen, gemäß den Privilegien des poetischen Kollegiums, wie sie weiland Kaiser Maximilian (I) erteilt hat, dem Heinrich Ecard von Nürnberg die Lorbeerkrone aufgesetzt und ihn zum Poeten ernannt und verkündigt hat am 4. Tag vor den Nonen des Juli im Jahr 1558. Wien, gedruckt bei Raphael Hofhalter." Ich gebe hier eine auszügliche Übersetzung der höchst kuriosen Schrift.

Zuerst widmet der Promotor Fabricius das Büchlein dem ehrwürdigen Vater in Christus und Herrn Doktor Johannes Mirle, Abt von Lilienfeld. Die Poesie, die allein ewigen Ruhm gewährt, soll auch das Andenken des also Begrüßten verewigen. Die Zuschrift ist datiert von den Ideen des Juli 1558.

Der poetische Akt beginnt mit einer prunkvollen Ansprache des Fabricius an die versammelten hocherhabenen Männer. Sie ist in Hexametern mit klassischen Reminiszenzen. Er begrüßt den Rektor, ruft den Apollo an und erzählt die Entstehung des Lorbeers in Daphnes Verwandlung. Apoll und die Musen sind von türkischer Wut aus ihrem Heim am Olympus verjagt, sie kommen nach Germanien, zum geheiligten Haus der Austriaden. Dies Haus schützt ihre alten Rechte, es hütet auch den phöbäischen Lorbeer. Wer also hier nach höchstem Lohn begehrt, der trete vor. Gott, von dem alles voll ist, wird dich begeistern. Ferdinand, das Haupt der Welt, der Monarch der Quiriten, der Schmuck des Imperiums ruft dich zu seinen Geschenken, zum Lohn, würdig der Mühen; er hat deinem Haupt diese Lorbeeren bestimmt, umflochten mit Violen und Hyazinthen. Wer kann noch sagen, daß die Musen ohne Ehren bleiben, daß die Arbeit der Poeten umsonst sei? Und du, Ecard, der du hier diese Gaben anstrebst, laß dir das Haupt bekränzen mit Efeu und Lorbeer, vermischt mit Leukoien und purpurnem Amarant! Ich verleihe dir diese Ehren im Namen der kaiserlichen Majestät und der Erzherzoge von Österreich und auf Befehl des Rektor Magnifikus und des heiligen Senates der Wiener Schule, denen der Cäsar diese Gewalt verliehen hat. Phoebus, beleuchte dieses Fest mit deinen wolkenlosen Strahlen!

Darauf fährt der Promotor Fabricius also fort, in Prosa die eigentliche Kreationsformel auszusprechen: „Nun verlangt es die Zeit und die Sache, daß ich die nötigen feierlichen Zeremonien vollführe. Daher gebe ich dir gemäß der Bestimmung Kaiser Maximilians frommen Angedenkens den goldenen Ring und erinnere dich durch diese Zeremonie, daß du eingedenk seiest, wie die ganze Enzyklopädie dem guten Poeten eigen sein müsse. Zum zweiten lege ich dir das offene Buch vor, zur Mahnung, daß du dich dem Studium der Sprachen und der guten Künste sowie der Lesung guter Autoren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

widmen sollst, um die besten davon nachzuahmen. Auch sollst du die Historien und Dichtungen, die vor allem gute Sitten bilden können, wie einen Spiegel gebrauchen. Ich mahne dich auch, daß du die Bescheidenheit der Sitten, die dich bisher uns empfohlen hat, bewahrst und den schändlichen poetischen Furor fliehst. Denn es gibt solche, die sich Poeten dünken und jenen Grundsatz befolgen, man müsse Kerker und Bande wagen, um es zu etwas zu bringen. Sie schänden als unbescheidene Spaßmacher und betrunkene Schweine die Dichtkunst. Der poetische Furor ist ein Affekt gleich dem, womit zuchtlose Jünglinge gegen Jungfrauen wüten. Freilich ist die Poesie nicht nur eine Frucht mühevoller Studien, sondern ein Ergebnis geistiger Beweglichkeit und der Herzenswärme. Die Poeten werden geboren, nicht gemacht; darum ergibt sich nur selten eine günstige Disposition aus den Gestirnen und aus jenem himmlischen Geiste, wenn nicht Mars mit andern bezüglichen Konstellationen vorteilhaft steht; ebenso bei den Mathematikern und subtileren Mechanikern. Das könnte ich sowohl mit Beispielen wie mit vielen Vernunftgründen bekräftigen.

Aber ich kehre zurück zu dir, Ecard, und setze dir nun also die Lorbeerkrone auf, die von Kaiser Maximilian dazu bestimmt wurde, und ich ermahne dich damit, daß du Gegenstände wert der Unsterblichkeit behandelst. Endlich biete ich dir den Kuß des Friedens, wodurch ich dir befehle, der Eintracht und Pietät eingedenk zu sein. Wie es aber Sache des Verbrecherischen ist, Aufstände zu erregen, die Ruhe der Menschen zu stören, so halte es für die Art einer weibischen Seele und für ein Benehmen, der Gerechtigkeit und den frommen Gesetzen gänzlich zuwider, Injurien welcher Art von wem immer zu dulden; ich befehle dir vielmehr, sie rechtmäßigerweise abzuwehren.

Zum Abschluß dieser Handlung will ich im Namen, an Stelle und mit der Autorität des siegreichsten Kaisers Ferdinand, mit Zustimmung des Böhmenkönigs Maximilian, dich zum belorbeerten Poeten ernennen und im Namen der ungeteilten Dreifaltigkeit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes verkünden. Und ich übertrage dir alle Gaben und Privilegien in bezug auf die Poeten; ich gebe dir das Recht, in ehrbaren und erlaubten Materien Vorlesungen zu halten hier und überall im ganzen römischen Reich. Damit du aber verstehst, wie ich die Poesie auffasse, will ich dir und den Zuhörern diese kurze Elegie über die Insel der Poeten rezitieren."

Fabricius beschreibt nun in einem elegischen Gedicht, wie er von Wien zu Schiffe abfährt und zu einer Insel kommt. Er erfährt, es sei die heilige Insel der Poeten, wo die vertriebenen Musen und Danaus ihren Sitz haben. Er sieht Satyre und Nymphen, den Sylvanus, sieben Schwäne. Istricus, der Sohn des Danubius und der Nymphe Jole, zeigt dem Dichter die unsterblichen Namen der Götter, vor allem die lorbeergekrönte Göttin Poesis, die Herrin des Ortes, die allein von allen Göttinnen zugleich nützen und erfreuen kann. Um sie ist im Gras die Schar der Poeten gelagert, von der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Göttin belehrt, erhabene Dinge mit guten Worten zu sagen und selber ehrbar zu leben. Die andere Göttin Historia lehrt, die Taten der Helden der Nachwelt zu bewahren. Mathematica lehrt die Zeichen des Himmels, Geographia die Länder der Erde, Rhetorica die Redekunst, Dialectica die Wahrheit der Dinge. Der Tugend folgt der Neid. Die Physica lehrt die Ursachen der Dinge, die Medizin die Kräfte aller Wesen. Die Poesis ist von Pigmäen, ihren Dienern, umgeben, es sind Versmaße, der Daktylus, Pyrrhichius, Choriambus, Spondeus, Trochäus, Jambus und die Strophenformen, das Lied, die Fabel, der Mythos. Ein Knabe irrt umher, der Furor poeticus. Auf weitem rosenbewachsenen Feld thront Ethica im Kreis der Tugenden. Weiter sieht man die komische Nymphe und die Tragödie, und auf doppelt gegipfeltem Berg die heiligen Gesänge.

Nach diesem Beweis seines eigenen Könnens fordert Fabricius den neugekrönten Dichter auf, ein Gedicht, würdig des Lorbeers, würdig des Ortes vorzubringen. Und Heinrich Ecard beginnt diese „Oratiuncula“ in elegischen Versen: „Das erste Lob sei dem ewigen Vater, das zweite den Musen, da nun der oft von mir ersehnte Tag, der Lohn meiner Studien erschienen ist.“ Nach einer Erinnerung an seinen Geburtsort und seine Kindheit macht er sich die Sache leicht, indem er eine Umdichtung des 117. Psalmes gibt, da er in anderen Büchlein schon genug von Phöbus und den Musen gedichtet habe. Zum Schluß bittet er Gott, er möge die süßen Musen, jene keuschesten Gottheiten, beschützen, damit sein Lob auch von gelehrten Lippen ertöne. Er dankt dem Kaiser Ferdinand und seinem Sohne „Maximus Aemilianus“ (= Maximilian), sowie dem Rektor Eder, dem Doktor Pannoniens, dem Licht und Ruhm der Schule, und er verspricht, ihn und die Wiener Schule zu besingen, wenn er in seine Heimat zurückgekehrt sei. Weiters stellt er nach „alter Sitte“ an den Magister Nathanael Balsmann die Frage, warum dem Merkur der Stab zugeteilt ist. Der Gefragte antwortet (immer in Distichen), nachdem er den Promovierten und den Promotor sowie den Rektor geziemend gepriesen hat: „Der Stab des Merkur, womit er die himmlischen Befehle ausführt, die Winde besänftigt, die Seelen aus dem Orkus befreit oder zum Styx führt, ist die Kunst der Beredsamkeit, der gelehrten Rede, womit die Staaten regiert, die Menschen gelenkt werden.“

Nun rezitiert Georg Mitkreuch, Doktor sämtlicher Rechte, ein elegisches Carmen. Er beschreibt, wie unter den Göttern ein Streit darüber entsteht, daß der Lorbeer einem Dichter bei den Astriakern oder Austriakern erteilt wird, da er doch nach dem Gesetz der Verjährung dem Saturnus, dem Gott der Zeit, verfallen ist. Phöbus aber widerspricht, in solch heiligen Dingen gebe es keine Verjährung, der Wiener Dichter sei nach dem Urteil der Musen des Lorbeers würdig. Und Jupiter entscheidet den großen Streit in diesem Sinne.

Darauf rezitiert der Doktor beider Rechte Petrus a Rotis ein Carmen in phaläcischer Versart. Er preist die Rückkehr vergilianischer und ovidischer Zeit. Er preist den jungen König Maximilian, der, seinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:11 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kranken Vater, den Kaiser, vertretend, in Liebe zur Literatur diese Feierlichkeit angeordnet hat. Ein Knabe rezitiert einige Sapphische Strophen desselben Autors, darin die neue goldene Zeit gepriesen wird. Denn die römischen Kaiser erneuern den Kult der Musen; Patrone und Dichter bringt gemeinsam die Erde Austriens hervor; die Wiener Schule möge also die Literatur immer weiter verbreiten in gleicher Weise.

Nun kommen die jungen Freunde Ecards und rezitieren ihre Gratulationen in elegischem Versmaß. Zuerst Hieronymus Lauterbach; er gratuliert dem Ecard, daß er mit derselben Lorbeerkrone geschmückt wird wie einst Celtes. Vor allem aber soll der Rektor Eder ewigen Ruhmes würdig sein, weil er mit herkulischer Arbeit die Freiheit unserer Universität erstritten hat.

Elias Corvinus aus Joachimstal rezitiert ein Carmen zum Lob der hochberühmten Wiener Universität in Hexametern: O großes Wien, du blühst und wirst gedeihen, solange die Erde steht, solange der Olympus sich dreht. Der Ruhm deines Namens wird durch gelehrte Dichter gesteigert werden. O ehrwürdiger Namen und heiliges Studium des Dichters, schreite vorwärts! War doch einst das jetzige Priesteramt den Poeten anheimgegeben. Sie waren Propheten, wie David bei den Hebräern, wie Orpheus bei den Thraziern, wie Homerus und Hesiod, das Nützliche mit dem Süßen vermischend. In gleicher Weise blühe dein Lycäum, Vienna! Ich sehe es sich erheben unter dem glänzenden Vorsteher der Musen, Eder, der dich mit seinen Tugenden schmückt. — Derselbe Corvinus richtet auch ein elegisches Gratulationsgedicht an Ecard, da er des Celtes unsterblichen Schmuck erhalten. Er nimmt teil an beiden Gipfeln des Parnaß, an dem erhabeneren des Phöbus und an dem niedrigeren des Bacchus. Er wird mit Ovid und Tibull zugleich genannt werden. Ihm wird eine penelopeische Ehegattin gewünscht.

Auch Dionys Pucler aus Iglau rezitiert eine Gratulationselegie; er gratuliert den Austriazischen Küsten, den am Ister heimischen Musen; diese haben den getischen (türkischen) Tyrannen geflohen und sich hier in Germanien niedergelassen; die Heiligtümer des Parnaß haben die Musen aus Phokis hieher getragen. Hier ist Grăcia und Ausonien; Germanien triumphiert.

Veit Jakobäus aus Nürnberg rezitiert noch zum Schluß des Aktus Hexameter zum Lobe der hiesigen Republik, deren Magistrat und Senat die Künste pflegt; hat doch schon Eobanus Hessus die Stadt Wien mit gelehrten Versen berühmt gemacht.

Nach also absolviertem Aktus rezitiert Fabricius eine Danksagung in Distichen an den dreieinigen Gott mit der Bitte, die Gewalt des Türken zu brechen und den Kaiser Ferdinand zu verherrlichen. Wolfgang Lazius, der Medikus, kaiserliche Rat und Historikus, begrüßt noch nachträglich seinen Freund Ecard. Lazius rühmt Germanien, das an Geistern wie Rhabanus, Hermoldus, Lygur, Celtes selbst Italien längst übertrifft. Er ladet den Ecard mit Lauterbach und Fabricius auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesen Abend zum Mahl ein und bittet, man möge etwaige Fehler des Gedichts mit der Kürze der Zeit entschuldigen.

Fabricius bedankt sich noch in einem kurzen Gedicht an Philipp Gundel, beider Rechte Doktor, kaiserlichen Rat, für die Geschenke, die dieser sein Patron, ein ehrwürdiger Greis, dem neugekrönten Dichter geschickt hat. Mit einigen Distichen gratuliert Fabricius auch dem Alexander Libhard, Doktor des kaiserlichen Rechts, zu seiner Hochzeit, und er dankt dem Rektor Eder für seine Verdienste um die Freiheiten der Universität. Hieronymus Lauterbach richtet einige Verse an den kaiserlichen Rat und Doktor sowie Professor der Medizin Franz Emerich, seinen Lehrer, und dankt für dessen Geschenke an Ecard und Scherzreden beim gegenwärtigen Frühstück. Derselbe Lauterbach dankt auch dem Gelehrten Georg Musler für dessen väterliche Wohltaten an Ecard. In Hendekasyllaben bringt noch Dionys Pucler einen Spruch auf Johannes Dain, den Gesandten der Nürnberger Republik am Kaiserhof; auch dieser hat sich als Patron der Dichter verdient gemacht, wahrscheinlich seines Landsmannes Ecard wegen.

Das letzte Gedicht des Julius Paulus Fabricius an Nikolaus von Warnstorff, den Rat des böhmischen Königs Maximilian, seinen Landsmann und Mitschüler, ist ein Echospiel, offenbar in weinseliger Stimmung zum Schluß des Poetenfrühstücks vorgetragen. Es ist ein Dialog: Philaretus philosophiert über den Rausch, die Ruhmsucht, die Eitelkeit, und Thalia antwortet ihm als Echo.

Kurze Zeit darauf fand mit noch größerer Feierlichkeit eine dreifache Dichterkrönung statt, bei der wir wieder unsere bekannten Humanisten beisammen finden. Ausführlichen Bericht darüber gibt ein lateinisches Büchlein: „Laurea poetica. Der Dichterlorbeer, nach kaiserlichem Privilegium im berühmten Wiener Archigymnasium drei gelehrten Männern neulich erteilt, nämlich dem Elias Corvinus, Johannes Lauterbachius und Vitus Jacobäus, in Gegenwart einer großen Anzahl von verehrungswürdigen Fürsten, Grafen, Baronen, Edlen und gelehrten Männern. Veröffentlicht durch Paulus Fabricius, Mathematiker des Kaisers und der Erzherzoge von Österreich, Doktor der Medizin, zu Dank und Ehren dem erlauchten und großmütigen Herrn Sigismund Freiherrn in Herberstein, Neiperg und Guetenhag, dreier Kaiser Rat und Gesandten, einem völlig heroischen und um die literarischen Studien hochverdienten Manne. Wien in Österreich, gedruckt von Raphael Hofhalter. 1558." Nach einem schönen Herbersteinschen Wappen folgt die vom Rektor Georg Eder verfaßte Widmung an den Gönner. Das wahre Leben, führt er aus, ist nicht dies im Fleische, sondern das Leben in der Erinnerung, im Ruhm; der wahre Ruhm wird durch Studium, Tugend, ehrliche Arbeit im Dienst des Staates bereitet. Davon zeugen am besten Herbersteins, des Siebzigjährigen, Gesandtschaftsreisen nach Spanien, Polen, Dänemark, Rußland und zum türkischen Tyrannen unter den Kaisern Maximilian, Karl und Ferdinand, seine russische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschichte, die Heinrich Glarean mit Recht gerühmt hat. Nun, in seinem Alter, widmet sich Herberstein ganz den gelehrten und humanistischen Interessen. Wollte man ihm für jedes Verdienst in der literarischen Republik eine Statue setzen, so müßten alle Straßen von seinen Bildsäulen voll sein. Eder will wenigstens die Ehre der Widmung dieses Buches, die man ihm selber zugedacht hatte, dem großen Staatsmann zuwenden, der selber bei der beschriebenen Dichterkrönung anwesend war. Die Früchte dieser literarischen Studien werden nicht nur der dritten und vierten, sondern allen folgenden Generationen zugute kommen. Sie werden durch keine Gewalt unterdrückt werden. Sie sind edler als Stammbäume, Wappen, Waffen und Wunden, Gold und eitle Ehrsucht. Gelehrte Männer sind nur den Barbaren und ungebildeten Halbmenschen verhaßt. Mit Andeutungen der konfessionellen Wirren und der Wiederherstellung (Reformation) des alten Glanzes der Universität zum Heil der ganzen Kirche beschließt Eder die Zuschrift am 23. Oktober 1558.

Darauf begrüßt die „Wiener Akademie" in Distichen den Baron Herberstein; sie, die Mutter der Studien für die teutonische Jugend und die teutonische Erde, fordert den Baron auf, ihre Rechte zu schützen. Wolfgang Lazius richtet ein kurzes Xenion an den Rektor Eder, Veit Jakobäus ein längeres Epigramm an die Wiener Universität im Namen der Göttin Justitia, die der Hochschule Freiheiten schützen will. Fabricius preist in einem Widmungsgedicht Eders Verdienste um die Freiheiten der Universität. Damit ist das Einleitende erledigt. Fabricius wendet sich noch in einer kurzen Erklärung an den aufrichtigen Leser mit einem Seitenhieb auf die Sykophanten und sagt, um jeden Zweifel an die Rechtmäßigkeit der Dichterkrönung zu widerlegen, habe er bei dem folgenden Aktus das Privileg Maximilians und dessen Erneuerung durch Kaiser Ferdinand vorlesen lassen. Ein Abdruck davon befindet sich am Schluß des Buches.

Nun also beginnt der Aktus mit einer großen Rede des Fabricius in Hexametern. Er begrüßt den Rektor Eder als Instaurator der Universität und beginnt mit der Schöpfungsgeschichte und dem goldenen Zeitalter, das durch den Sündenfall endet und in Verderbnis übergeht. Darauf beginnt er den Akt, ruft die drei Kandidaten vor, gibt einem jeden einen besonderen Lorbeer, jedem ein Buch, jedem einen goldenen Ring und den Kuß. Die Dichtkunst bleibe ein heiliges Amt, nicht leichtfertige Reizung zur Sittenlosigkeit. Wer nicht treue Sitte übt und lobt, der ist kein Dichter und verdient statt des Lorbeers den Kerker. Dann werden den drei Knieenden drei Lorbeerkränze aufgesetzt; sie sollen sich des Schmuckes stets durch würdige Dichtungen würdig machen. Als Beispiel solcher Poesie gibt Fabricius die Geschichte vom heiligen Abraham, der seinen Sohn Isaak nach Gottes Befehl zu opfern bereit ist. Das Bedeutsame daran ist die Stellungnahme zur Hauptlehre des Luthertums, daß der Glaube allein ohne gute Werke genüge. Fabricius will beweisen, daß der wahre Glaube voll von guten Werken sei; der Christ soll sein Kreuz tragen, er soll ar-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beiten, das Gesetz zu erfüllen, wenn es ihm auch unmöglich scheint. Christus hilft dazu und verzeiht dem reuigen Sünder. Dem Bestreben der Zeit gemäß ist eine möglichst ausgleichende Formel versucht.

Nun rezitiert der neugekrönte Elias Corvinus sein Festgedicht. Er begrüßt die beiden Prinzen, Maximilian (II.) und Karl. Er vergleicht Maximilians Dichterliebe mit Alexanders des Großen Liebe zum Homer. Das gibt ihm den Übergang zum Türkenkrieg. Wenn die Griechen den Raub der Helena durch die Zerstörung Trojas rächten, so sollte der Raub Tausender von Seelen uns Christen zu gleicher Rache entflammen. Maximilian möge den Tag heraufführen, da Europa, Asien und Libyen nach Besiegung der Türken den Germanen gehöre, da die teutonischen Dichter in Sicherheit den grünen Helikon, die Joche des Parnassus besteigen, aus dem Quell der Aganippe trinken und alles das beschauen können, was sie aus den Werken der Alten kennen. Auch der junge Erzherzog Karl möge nach vollbrachten Studien ein neuer großer Karl werden; ihm als Anwesendem und dem Rektor Eder empfiehlt er sich zum Schluß.

Dann richtet er dem Herkommen gemäß die poetische Frage an Hieronymus Lauterbach, ob ein tieferer Sinn in den Erfindungen der alten Dichter sei und was insbesondere die Sage von den neun Töchtern des Pieros bedeute, die in Elstern verwandelt wurden. Magister Hieronymus Lauterbach, ein Verwandter des als Zweiter gekrönten Johannes Lauterbach, antwortet in einem vom humanistischen Schwulst auffallend freien Gedicht, die Aufgabe aller echten Poesie sei es, Samen der Tugenden auszusäen: so wirkte Orpheus und Hesiod. Auch die poetischen Figuren sind vom ehrwürdigen Altertum mit guter Absicht ausgebildet worden; sie haben immer etwas von verborgener Weisheitslehre. So bedeuten die neun Töchter des Pieros, die sich mit den neun Musen in einen Wettstreit einlassen und sich deren Namen anmaßen, jene falschen Poeten, die nur den Schein großer Geister anstreben durch Selbstlob, die hochmütig die besten Taten begeifern und mit neidischer Geschwätzigkeit die echten Dichter zu überschreien suchen. Aber ihre elsternhafte, nichtige Natur macht sich endlich selber offenbar.

Der zweitgekrönte junge Poet Johannes Lauterbach hat sich als Thema seiner festlichen Oration die österreichischen Cäsaren gewählt. Dabei ist nur das bemerkenswert, daß der Dichter mit Betonung einen so aktuellen Stoff anstatt eines antiken heranzieht. Im Zusammenhang damit stellt er dann die Frage, was das goldene Vließ der Sage bedeute. Dionysius Pucler berührt in seiner Antwort zuerst die historische Deutung, daß damit der Goldreichtum der Kaukasusländer gemeint sein könne oder gar, wie Suidas meint, ein Symbol der Alchimie; dann aber führt er bedeutsamer aus, es sei ein Bild und Sporn des Ruhmes; so habe es auch Philipp von Burgund aufgefaßt, als er den Orden vom goldenen Vließ gründete, damit dessen Mitglieder gleiche Ruhmestaten gegen die Türken leisteten wie die Argo-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nauten, als sie das goldene Vließ errangen. Diesen Ruhm möge auch Kaiser Ferdinand im Türkenkrieg erringen.

Nun rezitiert der dritte Neugekrönte, Jacobäus, ein Carmen zum Lob der Wiener Universität. Er erwähnt, daß ihn Taurellus, der Stolz des Elsasses, zum Musendienst erzogen. Nunmehr geht die Wiener Akademie allen anderen vor, da ihr allein die Hut des Lorbeers anvertraut ist. Nicht Worte sind da not, der gegenwärtige Akt bezeugt den Ruhm der Schola Austriaca. Sie allein kreiert heilige Poeten. Das ist das Verdienst des alten Celtes, der zuerst den Lorbeer nach Deutschland brachte, der zuerst hier den Musen sich weihte. Darum hast du, Caesar Maximus Aemilianus (Kaiser Maximilian I.) befohlen, die göttlichen Sänger mit dem Lorbeer zu schmücken, damit den Musen keine Ehre fehle. Ihr, den Ister bewohnende Musen, erfreut euch darob und bekränzt euer Haar mit Blüten; denn euer Lob steht für allezeit fest in deutschen Städten, so lange Danubius seine Wogen wälzt. Wien darf das tun, was sonst nur das Vorrecht der Cäsaren ist: die Dichterkrönung. Doktor Eder ist Vater des Vaterlandes geworden, da er dies Recht uns wieder gesichert hat. Des Celtes Dichterkrone ist vom Tode wieder auferstanden. Du, Ferdinand, Haupt der Welt, dreifach großer Cäsar, schütze diese dir anvertraute Schule! Wie ein Kleinod soll Wien sie bewahren vor der Barbarei der skythischen Hunde.

Nun stellt der Neugekrönte die Frage an den Magister Nathanael Balsmann, den Prior des erzherzoglichen Kollegiums an der Wiener Universität und ordentlichen Professor der Poesie: Und weil es so Sitte ist, so sage mir, bitte, Balsmann, gelehrter Professor der Musen, der du die Gottheiten des heiligen Quells liebst, warum flohen die Musen aus Furcht vor dem pyrenäischen Feind? Wenn du dies lösen kannst, so werden dir die der Musenkunst Beflissenen immer dankbar sein. — Leider ist die Antwort, auf die wir sehr neugierig wären, nicht mitgeteilt.

Der Promotor Fabricius wendet sich an die Versammlung und spricht: Wer nun von den anwesenden Gelehrten ein Gedicht vortragen will, der möge es jetzt tun. Beginne du, sehr gelehrter Lazius, und bringe den Musen erwünschte Gaben! Und Wolfgang Lazius, der Wiener Philosoph und Medikus, Rat und Historikus des Kaisers, rezitiert ein „ex tempore“ geschriebenes Glückwunschgedicht, darin er die Erinnerung an die poetischen Wettkämpfe der Griechen und Römer auffrischt, die nun also ihre Auferstehung erfahren. Darauf spricht Gaspar Stoltz aus Forchheim ein sapphisches Carmen ähnlichen Inhalts. Aus den Worten, die er an Elias Corvinus richtet, scheint hervorzugehen, daß dieser ein Schüler des Melanchthon war.

Nun aber ereignet sich etwas Außerordentliches, von Fabricius mit diesen Worten eingeleitet: Wer kommt? Wer brachte die anmutigen Jungfrauen hieher? Täusche ich mich? Nein, sicher nicht! Apollo selber kommt. Was will der Chor der Musen? Was die kriegerische Pallas?

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Phoebus, verkünde uns das, du der Musen Führer und Begleiter! — Und nun kommen, von Knaben dargestellt, die neun Musen, Merkur, Apollo und Pallas und sprechen ihre Gratulationen, Gedichte. von Johann Codicius. Nach einer Einleitung spricht zuerst Mercurius mit dem goldenen Stab. Er ist es, der Beredsamkeit verleiht. Er begrüßt die drei Poeten, er begrüßt das gelehrte Wien und weissagt ihm ewigen Ruhm. Allzeit werden die Lyren am tönereichen Ister erklingen, solange Eder Rektor der Musen sein wird.

Dann spricht Apollo, der die Herzen der Dichter mit göttlicher Begeisterung erfüllt. Er fordert die Musen auf, Blumengewinde zu flechten, mit denen er die drei Dichter schmücken will. Zugleich sollen sie freudige Gesänge anstimmen als Zeuginnen für ihre Pfleger.

Kalliope beginnt mit einem Triumph, der so groß sein soll, wie der der alten siegreichen Feldherren. Denn da die drei Dichter Helden und Heldentaten besingen, sollen sie so gefeiert werden, als ob sie selber fürs Vaterland gekämpft hätten; sind sie doch den Göttern selber verwandt.

Thalia rühmt den Lorbeer, den einst Nero durch seine Poesie anstrebte, mit dem Petrarca auf dem Kapitol gekrönt wurde, den Celtes zu den Deutschen brachte. Unsere drei Dichter sollen den Männern der Tat so zur Seite stehen, wie Ennius dem Scipio.

Melpomene, die tragische, stimmt heute freudigere Töne an; denn die Chariten freuen sich, Apollo freut sich über alles, was er in Österreich sieht, wert ewiger Denkmale. Glückliches Österreich, dein Wien steht nicht mehr der Burg des Quirinus nach, es erreicht an Ruhm das hohe Athen, es verdient der Sitz der Himmlischen zu sein. Dich macht Ederus berühmt, wie der weise Pythagoras sein Kroton, wie Aristoteles sein Stagira!

Die süße Euterpe möchte die Saiten der Leier bewegen, große Könige mögen ihre Worte hören (sie singt in sapphischen Strophen): Alles vergeht, Mauern, Erz, Gold, Gebäude, Edelsteine, Denkmäler, nur das Lob der Tugend verbleibt, von den Poeten besungen. Diesen gebührt der höchste Dank, wie er dem Homer durch Alexander ward, dem Pindar, dem Ennius durch Scipio, dem Virgil durch Augustus, dem Claudianus durch Stilico. Dänenland hat einst dem besten Besinger des toten Königs die Krone zum Lohne gegeben. Darum soll allzeit Kaiser Ferdinand gepriesen sein im Gesang der Dichter, die er zu schätzen gewußt hat.

Terpsichore erneuert die Erinnerung an Scipio, der den Triumph über Carthago mit seinem Freunde Ennius geteilt hat und ihn mit Lorbeer krönte zum Lohn seiner Dichtung, die er während des Krieges im Lager geschrieben. Auch euch ist heute unsterbliche Zier bereitet worden; so singt eures Cäsars Lob, wie Ennius das des Scipio. Darin wird euer Ruhm fortdauern. Ich aber will, um mit Melpomene gemeinsame Freude zu bezeugen, wenn der Abend kommt, die Nacht mit Tänzen hinbringen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch Polyhymnia gratuliert und wünscht den Tadlern die langen Eselsohren des Midas.

Urania freut sich, daß all dieser Ruhm durch Fabricius, ihren Schüler, den Astronomen, über Wien kommt.

Erato, die Muse des Liebesgedichts, hat einst den Celtes begeistert, der den Tibullus übertrifft; sie mahnt die neuen Dichter, das Andenken des Celtes der Nachwelt zu wahren.

Klio ihrerseits freut sich, den Lazius als immer denkwürdiges Licht der Geschichte hier zu sehen, der im Geiste sieht, was immer auf der Erde geschehen ist. Er übertrifft als Gelehrter und Staatsmann den Demetrius Phalereus, als Arzt den Machaon.

Zum Schluß kommt Pallas, die, seit Mars ihre kekropische Stadt verwüstete, umherirrte, da ihr der Befehl ward, neue Sitze zu suchen. Endlich nach vielen Irrfahrten hat ihr Germanien den erwünschten Hafen gewährt; dafür zum Dank ziert sie das neue Land mit Künsten. Mit den begleitenden Musen hat sie ihren Sitz in Österreich gefunden und ein geliebtes Dach im stark ummauerten Wien. Hier findet sie Trost und vergißt den alten Verlust. Dafür betet sie Heil herab auf die Stätte. Sie dankt dem glänzenden Rektor des palladischen Chores, Eder, dem dafür das Hauptverdienst zuerkannt werden muß. Sie begrüßt aber auch den anwesenden Musler, den Ruhm ihres Gefolges, den zweiten Amphion, der ihr solchen Weg bereitet hat. Er, der Gönner der Poeten, verbindet seinen Ruhm dem ihren und dem der Musen. So verehren wir also mit den Musen alle, unter deren Schutz Apollo nunmehr in Sicherheit singen kann. Alles zerstört die Zeit, nur der Ruhm im aonischen Liede bleibt.

Damit ist das Ende des dramatischen Akts erreicht. Es folgt nun noch ein Epilog des Dichters Lact. Johannes Codicius aus Schlucknau. Er wendet sich an Fabricius: Du hast mich beauftragt, diese Verse zu schreiben, die soeben durch zarte Knaben rezitiert wurden. Verzeih' die Fehler meiner Dichtung; ich mußte sie in winterlicher Nacht hinschreiben.

Nun spricht Doktor Paul Fabricius die Danksagung an die göttliche Dreieinigkeit; sie möge den Kaiser mit seinem Sohne Maximilian (Maxaemilius) und den andern bewahren und den türkischen Feind vernichten; die Schar der Literaturbeflissenen möge sie beschützen. „Zu euch kehrt die Rede zurück und dankt euch, hochansehnliche Männer; ich will euch nicht länger aufhalten, da ihr nun zur Kirche müßt. Auch dem Rektor sage ich schuldigen Dank im Namen des Kollegiums, dir bester Eder, dem Vater der Universität. Diximus."

Die nun folgenden Gedichte sind vielleicht wieder Trinksprüche beim Festmahl. Paul Fabricius feiert den Doktor Georg Musler, den Dekan des Kollegiums der freien Künste zu Wien. Veit Jakobäus feiert den Rektor Magnifikus im Namen der Wiener Akademie, den J. U. Dr. Georg Eder kaiserlichen Rat und Advokaten des Fiskus von Niederösterreich, den Verteidiger der Universitätsprivilegien. In einem zweiten Gedicht feiert er als Poeta laureatus das dritte Rektorat

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eders. Auch der Poeta laureatus Joh. Lauterbach widmet dem Rektor einen Spruch. Fabricius und Jakobäus preisen ein jeder in Gedichten den hochangesehenen Herrn Ludwig Peer (Bär) oder Ursinus, Rat und ersten Sekretär des Kaisers, den Patron der Musen, den Mäcenas und Pollio seiner Zeit, den großen Redner, den Verwandten der Orsini, den Freund der Universität, den Kenner der lateinischen Sprache. Sein Lob soll nicht vergehen, solange der Ister in seinen Ufern fließt. Endlich feiert Joh. Lauterbach den Wolfgang Lazius und nimmt von Wien Abschied, so traurig wie Ulysses von Alcinous schied; aber er will ihm oft mit Hilfe der Musen schreiben. Auf den letzten Seiten des Büchleins ist das Privilegium Maximilians I. über die Dichterkrönungen abgedruckt.

Das Wiener Poetenkollegium hat sich bald wieder zusammengetan zu einer großen Trauerfeier für den am 21. September 1558 verstorbenen Kaiser Karl V. Der Vorgang ist zusammengefaßt in einem Wiener Druck unter dem (lateinischen) Titel: „Luctus des Archigymnasiums von Wien bei der Totenfeier Karls des Fünften, römischen Kaisers, Vaters des Vaterlandes, herausgegeben zur Ehre der erhabenen Familie der Fürsten Österreichs, der Gründer dieses Archigymnasiums, durch Georg Eder U. J. D. kaiserlichen Rat und zurzeit Rektor. Wien in Österreich 1559. Aus der typographischen Offizin Raphael Hofhalters." Auf der Rückseite des Titels der kaiserliche Doppeladler in schön verziertem Kranz mit einem Epigramm des V. Jakobäus: „Jupiters Adler, das Heiligtum des Reiches, beherrscht den Erdkreis, indem er alles mit doppeltem Haupte sieht, als Hüter des kaiserlichen Diadems breitet er die Flügel aus und trägt des Cäsar Ferdinandus Wappen."

Eder widmet das Büchlein dem durchlauchtigsten Fürsten und Herrn Karl, Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Graf von Tirol ꝛc., jüngerem Sohne des erhabenen und siegreichen römischen Kaisers Ferdinand I., Pfleger der guten Literatur, seinem besten Mäzen und gnädigen Herrn. Die Widmung philosophiert über Leben, Tod und Unsterblichkeit im platonischen Sinne. Römische Kaiser werden dem Toten an die Seite gestellt. Die Universität veranstaltet diese Feier, da sie dem ganzen Haus Österreich zu Dank verpflichtet ist. So lange die Universität besteht, so lange wird es tüchtige Männer geben, die Religion zu erhalten, den Gehorsam der Untertanen zu wahren, die Taten der Fürsten mit unsterblichem Ruhm zu schmücken. Im andern Fall müßte sogar das Andenken an Fürst und Reich vergehen.

Es folgt eine Darstellung der beiden „herkulischen Säulen", die Karl V. sich zum Wahrzeichen erwählt hat; die eine von der Kaiserkrone, die andere von einer Königskrone bekrönt mit den Aufschriften „Plus ultra". Zwischen den Säulen die Verse des V. Jakobäus, Poeta laureatus: „Herkules hat nach vielen Arbeiten und Fahrten durch die ganze Welt, dort in Spanien, wo er das Ende der Erde

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wähnte, diese Grenzsäulen aufgestellt (als „Non plus ultra"). Karl V. aber, der einen neuen Erdteil erobert hat (Amerika), hat also Herkules überstiegt und die Bedeutung der Säulen verändert." (Diese Säulen hat dann Karl VI. vor der Karlskirche zu Wien aufgestellt; er hatte ja auch im spanischen Erbfolgekrieg als spanischer König in jenem Land gekämpft.) Ein Epigramm eines Ungenannten rühmt Karl V., daß er alles verließ, um dem einen Christus zu folgen, mit dem er in der Burg des Vaters lebt.

Nun beginnt die große Trauerrede, die Eder gehalten hat. Sie ist an die „P(atres) C(onscripti)" gerichtet. Er entschuldigt sich, nur ein Demosthenes oder Cicero könne einen so großen Gegenstand würdig behandeln; auch bringe ihn der Anblick der Trauernden aus der Fassung. Die ganze „christliche Republik" trauert. Nur die Pflicht der Religion, der Pietät stärkt ihn, vor so gelehrten Zuhörern zu sprechen. Wenn der Kaiser auch den Staat in Frieden zurückgelassen hat, so ist doch jeder Regierungswechsel etwas Gewaltiges und die Sorge Erregendes. So groß die Tugenden seines Nachfolgers Ferdinand sind, so furchtbar sind doch die Verbrechen dieses unreinen Jahrhunderts. Die Hoffnung des christlichen Gemeinwesens beruht auf wenigen sterblichen Männern. Groß war des Kaisers Glück. Er war der christlichen Welt von der Vorsehung gegeben, in mystischem Orakel ihr versprochen. Wenn man den Ursprung und den Fortgang des Hauses Österreich verfolgt, von Herkules und Priamus bis zur Gegegenwart, so kann kaum ein Glied desselben dem Kaiser Karl verglichen werden. Nach Aufzählung aller Verdienste wird auch betont, wie er „eure Republik" geschützt und verherrlicht hat, so daß Wien ihm allein Leben und Heil verdankt. Er übertraf den Numa an Religion, den Aeneas an Frömmigkeit, den Regulus an Treue, den Rhadamantus an Urteil, den Solon an Weisheit, den Lykurg an Rat, den Augustus an Billigkeit und Gerechtigkeit, den Cato an Gravität, den Hannibal an Kriegskunst, den Alexander an Großherzigkeit, den Cleantus an Arbeitskraft, den Apollonius an Mäßigung, den Trajan an Güte und alle an jedem Adel der Tugenden. Am höchsten ziert ihn die Milde: er hat nur gezwungen christliche Gegner bekriegt. Die Reformationswirren erwähnt der Redner gar nicht; er deutet nur die gefährliche Lage der Kirche an und er schließt: „Wir bitten Gott, er möge unsern Kaiser, die Könige und Fürsten zu seinem Ruhm und zum Heil der Kirche beschützen und auch uns dauernden Frieden bewahren. Dixi."

Es folgen nun Trauergedichte; zuerst eine Elegie des gekrönten Poeten Veit Jakobäus. Auch er erwähnt die Abstammung des Hauses Österreich von Herkules und Priamus und stellt Karls Taten mit denen des Herkules in vorteilhafte Parallele. Als die Trauerkunde nach Wien kam, dem „Caput Imperii", hielt Eder im Namen der Universität die Trauerrede und gab so den Arbeiten des Kaisers die Unsterblichkeit. Wolfgang Schranz, J. U. Doctor, dichtet ein Akrostichon auf „Carolus Caesar", den zweiten Herakles.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doktor Paul Fabricius, der Mathematiker, rühmt in einem längeren Gedicht, daß selbst das goldene Zeitalter nicht bessere Fürsten kannte als jetzt Österreich.

Magister Hieronymus Lauterbach, der Mathematikprofessor, betont in seinem Gedicht etwas schärfer als der katholische Eder des Kaisers Kriege gegen den rebellischen (Gallier und den) Papst.

Vitus Jakobäus, der gekrönte Poet, läßt den Kaiser Karl Abschiedsworte an seinen Bruder Ferdinand richten. Die Viktoria läßt er klagen, der Kaiser habe alle seine Siege in den Himmel mitgenommen und sie flügellos zurückgelassen. Karl sei an Verdiensten größer als der Erdkreis.

Wenzeslaus von Muglitz aus Mähren gibt ein langes Akrostichon über ein Distichon. Karl mahnt seinen Bruder Ferdinand, die Hunnen zu bekriegen, Buda zu erobern und Thrazien zu gewinnen.

Dionys Bucler aus Iglau führt in sinniger Weise aus, daß nun der glückliche Karl eines glücklicheren Lebens genießt in jenem Vaterland, um dessen willen er alles aufgab.

Matthäus Cervus aus Joachimstal erhebt des Kaisers Verdienste im Kampf um das Christentum.

Gaspar Stoltz aus Forchheim sagt, daß der Kaiser, der alles besiegte, auch den Tod besiegt hat.

Lact. Joh. Codicius läßt den Kaiser im Ruhme fortleben.

Martin Mylius aus Annaberg macht gleich andern Dichtern auf den Kometen aufmerksam, der den Tod des Kaisers vorbedeutete. Karl wollte das goldene Zeitalter wieder herbeiführen. Möge Christus den Völkern, die eines so treuen Kaisers beraubt wurden, seine Hilfe nicht entziehen.

Johannes Wischovinus aus Mähren beschließt den Reigen der Trauerdichter. Karl wird fortleben wie der Aeolide. Sein Ruhm wird blühen, solange edle Gesinnung dauert.

* * *

Einer der gekrönten Poeten, Elias Corvinus aus Joachimstal, greift auch mit kühnem Wagnis in die theologischen Streitigkeiten der Zeit ein, die sonst von den Humanisten Wiens, wie wir sahen, möglichst vermieden werden. Er widmet seinen Versuch dem Fürsten, von dem man wußte, daß er sich dem Protestantismus am meisten zuneige, dem Sohne Kaiser Ferdinands, „dem König der Böhmen Maximilian (II.), Erzherzog von Österreich, dem allerchristlichsten Fürsten, dem um die christliche Republik hochverdienten, dem mildesten Patron". Paulus Fabricius Laubensis ermuntert ihn dazu mit einem Xenion. Des Corvinus Gedicht führt den Titel: „Fundamentum der ganzen heiligen Schrift, auf welcher die Kirche Christi fest und sicher beruht." Der Dichter ruft Christus an, seiner Muse beizustehen. Mit klassischen Anklängen erzählt er die Schöpfung, den Sündenfall, die Gesetzgebung. Das Gesetz wird mit allem Nachdruck als feste Regel betont, die zu befolgen ist. Aber die einmal geschehene Übertretung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann nicht das Gesetz, nur die Gnade verzeihen; darum ist Christus gekommen. In all dem sucht der Dichter dem Geist der Zeit und der Absicht Maximilians gemäß die katholischen und protestantischen Lehren auf einer mittleren Linie zu vereinigen. Er trägt die lutherischen Ansichten so vor, daß sie sich nicht von den katholischen zu unterscheiden scheinen. Spezifisch katholische Unterscheidungslehren verschweigt er.

Dem entspricht auch ein Gedicht „Über die Hyäne als Bild des Teufels," das im Anschluß an das erstere Gedicht folgt und dem ehrwürdigen Herrn Doktor Johannes Sebastian Phauser (Pfauser), dem geistlichen Rat des Königs von Böhmen (Maximilian), dem bekannten Vorkämpfer lutherischer Ansichten, gewidmet ist. Es scheint, daß der Dichter mit dieser Allegorie die Jesuiten treffen will, die seit 1551 in Wien waren und seit der „Neuen Reformation" Ferdinands 1554 auch an der Universität lehrten. Pfauser wurde 1560, weil er allzu lutherisch erschien, aus Wien entfernt.

Corvinus widmet noch eine geistliche Ode in sapphischem Metrum „Über den heiligen Johannes Baptista" dem edlen Herrn Leonard Puchler von Weittenegg, Fiskalrat des Kaisers. Hier betont er ganz lutherisch „die verrückte Wut des Gesetzes" (Legis insanus furor) und hebt des Johannes Freimut vor dem Tyrannen hervor, kaum ohne Absicht.

Sonderbarerweise ist am Schluß noch ein Carmen angehängt, das Corvin damals rezitiert hat, als er zum Dichter gekrönt wurde. Da es aber von Fabricius nicht in die offizielle Festschrift aufgenommen wurde, so müssen wir vermuten, daß es die ästhetische Zensur nicht passiert hat, weshalb es nun der Dichter auf eigene Faust hier publiziert. Das Gedicht feiert das Lyzeum Wiens als die sicherste Freistadt der Musen in Deutschland seit Celtes. Alle Fakultäten sind hier vereinigt; alle Wissenschaften, alle Priestertümer haben aber mit der Poesie begonnen; diese ist nun wieder durch Eder eingeführt.

Dem Heft fehlt ein eigentliches Titelblatt und die Angabe des Druckers, des Ortes und Jahres, und zwar wie es scheint von Anfang an, wie die Bogenbezeichnung zeigt; das letzte Blatt ist ganz leer.

Eine Kuriosität unserer Wiener Dichtergesellschaft ist das „Carmen gegen die Poesie, geschrieben und rezitiert des Exercitiums wegen bei den Akademischen Disputationen des hochberühmten Wiener Archigymnasiums. Von Vitus Jakobäus, Poeta laureatus. Wien in Österreich. Gedruckt bei Raphael Hofhalter im Jahre 1559". Die kleine Schrift ist „dem ehrwürdigen Vater in Christus und Herrn D. Johannes Myrle, würdigsten Abt von Lilienfeld, seinem Maecenas gewidmet", dem der Poet als seinem Patron sehr viel zu verdanken hat, wie er sagt. Das Gedicht wendet sich gegen die geschminkte Poesie der alten Heiden, die man in die fernsten Fernen verjagen und von den Mauern einer ehrbaren Stadt fernhalten sollte. Das ist schon die Ansicht des weisesten Griechen, des Platon, in seinem Staatsideal ausgesprochen. Die Poesie hat zuerst Nichtigkeiten und Träume geschaffen, während der Schöpfer die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirklichkeit schuf. Die poetischen Fiktionen stammen aus dem Erebus, der Fürst der Hölle hat sie den ersten Menschen zum Sündenfall ausgesät. Die anderen Furien folgten der Schwester; so kamen Schuld und Verbrechen über die Welt, die Kinder der Mutter Poesie. Sie hat sich bewundern und wie eine Gottheit in kostbaren Theatern verehren lassen. Statt dem einen Gotte hat sie sich ähnliche Götzen geschaffen: die Musen und den Apollo, die in Wirklichkeit gar nichts sind. Ihre Lügen verdienen den ewigen Kerker. Davon sind Wahrsagereien und Zaubereien entstanden. Am ärgsten ist es, daß die Poeten mit heiligen Dingen spielen, daß sie dem Jupiter Liebschaften andichten, daß sie eine Unterwelt mit Purgatorien fabeln. (Vielleicht bezieht sich das auf den Vorwurf der Protestanten, die Katholiken hätten das Purgatorium von den Heiden entlehnt.) Die Dichter haben so den reinen Glauben verunreinigt, den Jünglingen zuchtlose Lehren in der Liebesleidenschaft gegeben, den Wein und die Trunkenheit besungen, den Eigendünkel und die Ehrsucht genährt. Aber es gibt auch eine wahre göttliche Muse, die Gottes Lob mit heiliger Kunst verbreitet, vom Himmel entstammt seit dem Anbeginn der Welt, das Amt der Engel zum Lobe des Schöpfers, das sie noch heute täglich vor dem Tribunal Gottes begehen. Das ist die Poesie, die Moses und seine Nachfolger begeisterte. Ihr wollen auch wir folgen zum Preise Gottes, indem wir gute Lehren geben, die Taten der Helden besingen und der Unsterblichkeit bewahren. Christus soll uns die Stelle Apolls einnehmen. Dies wollte ich von der Poesie der Alten sagen. Habe ich geirrt, so will ich es nur der Übung wegen gesagt haben.

Darauf antwortet ein anderer Poeta laureatus. Sein Gedicht ist in einem besonderen Schriftchen erhalten: „Elegia von der Dignität und Exzellenz der Poesie, öffentlich gesprochen bei den akademischen Disputationen, die gemeiniglich Leontinische genannt werden. (Und ein anderes Carmen, rezitiert beim hochberühmten Akt, als der Autor, Elias Corvinus von Joachimstal, im Namen und mit der Autorität Kaiser Ferdinands I. zum Poeta laureatus ernannt wurde.) Wien in Österreich. Gedruckt von Raphael Hofhalter im Jahre 1559." Das Heft ist „dem ehrwürdigen Vater in Christus und Herrn Herrn Bartholomäus a Cataneis, Rat des römischen Kaisers Ferdinand I., würdigstem Propst von Herzogenburg" gewidmet. Im Widmungsgedicht sagt Corvin: Zieh' deinen Geist nun von schweren Sorgen ab und erhole dich an meinen Versen. Die Muse, die früher sich schämte, vor dein Angesicht zu treten, kommt nun, durch deine bekannte Gunst bewogen. Nimm mit ruhigem Gemüt die ehrfurchtsvolle Nymphe auf; sie kommt dir zuliebe, sie freut sich deiner Liebe.

Das Gedicht „von der Dignität der Poesie" beginnt mit höchstem Schwung und stellt sich ganz auf den Standpunkt der griechischen Mythologie. Die Musenkunst bringt die ganze Welt und Weltordnung hervor nach Maß und Harmonie. Alles ist voll von Gott und voll von himmlischer Begeisterung. So können die Sibyllen schon prophezeiend

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

von Christus singen. Die Poeten singen von Verbrechen, um zur Tugend zu mahnen. Sie erfinden Bilder, um Wahrheit zu lehren und anschaulich zu machen. Alle großen Könige und Helden haben den Dichter geschätzt. Der echte Dichter verachtet im Bewußtsein seines Amtes alle Reichtümer. Das Ganze ist eine begeisterte Zusammenfassung alles dessen, was der antike Mythus und die antike Geschichte zum Preise der Poesie bietet, ein großartiges humanistisches Bekenntnis. Der Dichter schließt: Steh', Vater Phöbus, immer dem Wahrer deiner Heiligtümer bei! du bist mir Hoffnung, Liebe, du mir Sorge, Ruhe.

Als zweiten Teil dieser Publikation widmet Corvinus „dem ehrwürdigen Vater in Christus und Herrn Michael, Vorsteher von Melk, seinem Patron" ein Gedicht, das er bei seiner Dichterkrönung rezitierte und das auch in der offiziellen Festschrift im Erstdruck erschien. Es ist ein zweiter Druck mit unbedeutender Änderung; so wird hier Erzherzog Karls Begrüßung ausgelassen.

* * *

Wenn wir zur Abwechslung fragen, was denn der Promotor Doktor Paul Fabricius sonst als Dichter geleistet hat, so gibt darüber ein anderes Büchlein Aufschluß: „Tityrus. Idyllion über die Nativität unseres Heilands Jesus Christus. Von Doktor Paulus Fabricius, königlichem Professor der Mathematik." Mit einer „Rede (Oratiuncula) zur Verteidigung des christlichen Glaubens gegen Türken und Juden. Rezitiert von demselben am Fest der Geburt Christi Jesu, unseres Erhalters. Wien in Österreich. Druck von Raphael Hofhalter 1557." P. Fabricius, der Medikus und königliche Mathematikus, widmet diese Schrift dem großherzigen Herrn Adam von Dietrichstain, Freiherrn in Hallenburg, Rinckenstain und Tallenberg, Erbschenk in Kärnthen, Kämmerer des allerchristlichsten Königs der Böhmen Maximilian, seinem Patron. Er entschuldigt in der Zuschrift seine Arbeit damit, daß auch der heilige Lukas Arzt war und doch das Evangelium schreiben durfte. Die Widmung ist datiert vom Jahre 1557, dem fünften Tag vor den Kalenden des Januar.

Das Idyll schildert ein Gespräch zwischen den Hirten Tityrus, Daphnis und Palämon über die Lage des Landes, der Regierung, über den römischen Zensus, über die Botschaft der Engel. Die darauffolgende Rede ist an den Rektor Magnifikus und eine gelehrte Versammlung gerichtet; das Ganze ist also auch ein Teil eines Universitätsakts. Die christliche Religion wird gegen Heiden, Juden und Türken verteidigt. Die Rede schließt mit einem Gedicht und der Aufforderung: Bekehren wir uns also zum Sohne Gottes, dem wahren Gotte und Sohn der keuschesten Jungfrau. Dixi.

* * *

Ebenfalls auf religiösem Gebiet bewegt sich das „Carmen von der alten und neuen Pentekoste. Zu Dank und zur Ehre des magnifiken Mannes, Herr Georg Eder, J. U. Dr., Rat seiner

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kaiserlichen Majestät, wachsamsten Rektors des hochberühmten Wiener Archigymnasiums. Geschrieben und rezitiert in der vielbesuchten Aula derselben Universität von Vitus Jakobäus. Wien in Österreich. Druck von Raphael Hofhalter. Jahr 1558." Ein Einleitungsgedicht des Fabricius lobt den Poeten Jakobäus, daß er sich einen heiligen Stoff gewählt und daß er sein Werk dem verdienten Eder gewidmet, der so viele Kämpfe für die Freiheit der hohen Schule ausgestritten hat. Die Nachwelt wird ihm das gedenken. Auch des Jakobäus Einleitungsgedicht begrüßt den Eder, den als Vater die gegenwärtige Akademie verehrt. Offenbar war dies Carmen bei einer Pfingstfeier der Universität vorgetragen worden. Der Dichter stellt das alte Pfingsten, die Gesetzgebung auf Sinai in den stärksten Gegensatz zum neuen Pfingsten, zu den Gnaden des heiligen Geistes. Er kann nicht genug das Schreckliche des Gesetzes hervorheben; es sei ganz zum Unheil der Menschen gegeben; daher das furchtbarste Gewitter dabei, als ob Gott die Welt ins Chaos zurückstoßen wolle; dagegen das sanfte Gewitter bei der Herabkunft des heiligen Geistes, nicht schreckhaft, sondern erhebend. Man sieht den Dichter also wieder auf protestantischen Wegen gehen. Sein Gebet zum Schluß für die Universität geht in den Wunsch aus, wir möchten auch Schüler der ewigen Schule werden. Ein sapphisches Carmen über die Pentecoste beschließt das Heft. Es ist in denselben Gedanken gehalten.

Als letztes Heft in dieser Reihe erscheinen „Gratulatorische Carmina, von verschiedenen Autoren verfaßt, zu Ehren des Andreas Dadius Barlanus (aus Baarle oder Baerle in Belgien-Niederland), Priors des erzherzoglichen Kollegiums und öffentlichen Professors des Wiener Studiums, als er mit dem Doktorgrade ausgezeichnet wurde. Wien in Österreich. Druck von Raphael Hofhalter 1558."

Den Eingang bildet ein extemporiertes Carmen, das Petrus a Rotis J. U. Dr. dem neuen Doktor, seinem besten Freunde Dadius glückwünschend widmet. Er rühmt alle Tätigkeit, besonders die gelehrte des Theologen, Juristen, Philosophen, vor allem die des Mediziners; denn Dadius, die „Hoffnung und Zier des lateinischen Chores", hat sich diesem Studium ergeben zum Nutzen der Menschheit. Christus, der große Urheber des höchsten Heilmittels, wird der gerechte Lohn seiner Arbeit sein.

Als zweiter gratuliert Paul Fabricius, kaiserlicher Mathematikus und Doktor der Medizin. Er sagt: Es ist schändlich, die guten Künste zu vereinzelen, die doch einen in einander verwobenen Kranz bilden; aber es ist auch gut, sich auf ein Fach besonders zu verlegen. So hast du, Dadius, nach dem ehrwürdigen Studium der Mutter Sophia dich der Medizin zugewandt, wie dein Geist dir riet; darum gebührt deinem Haupt diese würdige Krone.

Dionysius Pucler widmet dem sehr berühmten Andreas Dadius, seinen „doktoralen Titel" zu ehren, eine Elegie. Er schildert, wie er, in blütenreichem Tale sitzend, erkennt, daß Gott allem Übel ein Gegenmittel bereitet hat. So hat ihn Dadius oft belehrt; er verdient dafür

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nun auch die Ehre des medizinischen Doktorats, da er sich mit rühmlichem Lob die phöbeische Krone verdient hat. Der Arzt ist sozusagen ein irdischer Gott. Die Corona seiner Schüler soll sich über die neue Ehre freuen und ihm applaudieren.

Ein gratulatorisches Carmen des Vitus Jakobäus beginnt: Dies ist die Zeit, da die Kirche die Erschaffung Adams feiert, da Christus Mensch wurde und da er starb, da Pharao in rotem Meer unterging. Auch die Akademie feiert zu dieser Zeit den Andreas Dadius, von berühmtem Vater zu Belgien geboren; sein ganzer Stamm ist den heiligen Musen ergeben, überall blüht die barlonienſische Ehre. Er wurde schon an der Universität zu Löwen Magister; als neuer Gast kam er hieher nach Pannonien, an die Donau, nach Wien. Hier hat er sieben Jahre lang durch seinen Fleiß hervorgeleuchtet, die Universität erneut und die Schule aus der Dunkelheit hervorgezogen. Als öffentlicher Professor hat er die Physik vorgetragen nach Aristoteles, dazwischen auch den Galenus studiert, so daß ihm nun die Akademie die Würde des Doktors verleiht, denn seine Ehre ist also mit der Ehre der Schule verbunden.

Schließlich widmet noch Cornelius Fuchs aus Amorfort ein Gratulationsgedicht seinem Lehrer Dadius, dem Doktor der Philosophie und Medizin. Apollo, Podalirius und Machaon bekrönen den Doktor mit Lorbeer. So wie Gott in den kleinsten Kräutern erkannt wird, so atmet hinwieder die Medizin Gottes Geist. Er gratuliert im Namen aller Schüler, sich bescheiden empfehlend.

* *
*

Diese hier besprochenen zehn Schriften befinden sich in einem Band zusammengebunden in der k. u. k. Familienfideikommiß-Bibliothek zu Wien. Auf dem ersten Blatt widmet G. Eder eigenhändig seinen Catalogus dem „Eruditione et virtute nobiliss. viro D. Andreae Dadio Medicinae Doctori, insigni philosopho, viro de Academia Vienen. optime merito, amico suo singularis". Alle zehn Schriften, die also durch den Namen Dadius verbunden sind, wurden bereits zusammengebunden „Bibliothecae Windhaagianae Catalogo inscriptum anno 1666", wie handschriftlich auf demselben Blatt vermerkt ist. Dieselbe Hand (oder eine ältere?) hat auf dem Vorsatzpapier den Inhalt verzeichnet: „Continentur in hoc volumine"; aus Versehen ist aber die achte Schrift, des Fabricius Tityrus, ausgelassen. Auf demselben Vorsatzblatt ist das Wappen des „Joachim Freiherrn in Windhag, Herrn in Reichenau ꝛc., kaiserlicher Rat und Regent 1662" (die letzte Ziffer undeutlich) eingeklebt. Der alte Einband wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts durch einen neuen ersetzt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Renaissancemenschen.

Von **H. Rleich.**

Seit Jakob Burckhardt, gestützt auf Michelet, vor einem halben Jahrhundert die These aufstellte, die Renaissance habe zuerst den ganzen, vollen Gehalt des Menschen entdeckt, ist dies Wort, mißverstanden, verallgemeinert, kritiklos aufgenommen, geradezu Dogma geworden. Vergessen ist die tiefgründige Psychologie St. Augustins, vergessen die Individualisierungskunst der Skalden des Nordens, der Poeten des Südens, vergessen wird, daß der größte Menschenforscher des Renaissancelandes, Dante, der alle Höhen und Tiefen der Seele durchmessen hatte, dem Mittelalter angehört.

„Renaissancemensch" — das ist heute ein Inbegriff von Kraft, brutaler, rücksichtslos sich durchsetzender Kraft, verbunden mit ästhetischer Kultur und Lebensfreude, die in raffiniertem Genusse des Schönen in allen Formen sich äußert.

Der menschenkundige Shakespeare sagt einmal treffend im Julius Cäsar: „The evil that men do lives after them, the good is oft interred with their bones."

Nur zu leicht übersieht die Weltgeschichte das stille, leise Walten der Tugend, geht achtlos vorbei an dem schlichten Heldentum des Alltagslebens, während sie das Auffallende, Ungewöhnliche verzeichnet, die blutigroten Lettern des Lasters einträgt in ihre Annalen. So kommt es, daß wir mehr wissen von jenen, die den Gesetzen, den Sitten, ins Gesicht schlugen, als von dem einfachen, gediegenen Bürgertum, mehr von Cäsar Borgia, dem Ungeheuer, als von der Mittelklasse, von der Macchiavelli nur summarisch angibt, sie sei „rechtgläubig und fromm". Und doch gingen gerade aus der Mittelklasse — viel zu wenig wird dies beachtet — zum größten Teil die Künstler, diese Hauptträger der Renaissancekultur hervor. Nicht den korrupten, den korrumpierenden Elementen entstammen sie, sondern dem gesunden „frommen" Volke.

Testamente, Privatbriefe, Tagebücher, Biographien geben manchen Aufschluß über die bürgerliche Welt der Renaissance und beweisen, daß sie viele untadelige, ja sogar vorbildliche Glieder zählte. Als ihr Typ mag der Gewürzkrämer Luca Landucci gelten, dessen Diario fiorentino eine der wichtigsten Quellen für die zweite Hälfte des Quattrocento ist, wichtig für die Zeitgeschichte wie für die Menschenanalyse.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lucas erste Notiz (vom 15. September 1450) schließt: „und ich lernte zum Lobe Gottes". Die Gesinnung, die sich darin ausprägt, zieht sich durch das ganze Buch. Auf ein reines, schönes Familienleben deutet das Lob, das er seiner Frau, die ihm zwölf Kinder schenkte, zollt: er nennt seine „liebe Gefährtin so gut und tugendhaft, daß sich ihresgleichen nicht fand" und fügt bei, in 48jähriger Ehe habe sie ihn nie erzürnt. Die Tagesereignisse registriert Landucci im allgemeinen kühl, objektiv, spricht aber doch hin und wieder Meinungen aus, die Rückschlüsse auf seinen Charakter zulassen. Er entrüstet sich über die „Schlechtigkeit" des Lazzarino del Mangano, der ein zwölfjähriges Mädchen mißbrauchte, über den Frevel eines jungen Bauern, der ein Muttergottesbild bestahl (wofür er am Campanile aufgehängt wurde), er zeigt sich mitleidig mit fremdem Leid und im eigenen fromm ergeben, gewohnt, alles unter dem Gesichtswinkel der Ewigkeit aufzufassen. Denn nicht nur das Mittelalter verlegte den Schwerpunkt der Lebensführung ins Jenseits, diese Gesinnung starb auch in der Renaissance nicht ganz aus, — erschloß sich doch im Quattrocento eine ihrer schönsten Blüten, Katharina von Genua.

Lorenzo de Medicis Tod regt Landucci zu einem Erguß an, der seine Denkungsart vorzüglich kennzeichnet: „Lorenzo war nach weltlichen Begriffen der glorreichste Mensch, den man nur finden konnte. . . . Jeder sagte, daß er Italien regiere . . . . jede seiner Unternehmungen ging ihm gut aus . . . . Und trotz alledem hat er sich nicht eine Stunde zulegen können, als das Ende kam. Und deshalb Mensch, o Mensch, was haben wir denn, um darauf stolz zu sein? Die wahrhaft dem Menschen ziemende Eigenschaft ist die wahre Demut . . . . Der Mensch soll alles Gott zuschreiben . . . welcher gepriesen sei von allen Geschöpfen wie es ihm zukommt. Er vergebe mir meine Sünden und vergebe sie dem obengenannten Toten und aller menschlichen Kreatur."

Verwandte tief religiöse Gesinnung verrät noch gar mancher Zeit- und Standesgenosse Landuccis; Feo Belcari zeichnete sich unter ihnen besonders aus. Reumont sagt von ihm, sein ganzes Leben und Schreiben — Belcari dichtete Lauden und Mysterienspiele — beweise, daß er zu den innerlichen Naturen gehörte, „wie deren das 15. Jahrhundert eine Menge hervorbrachte". Vespasiano da Bisticci, ein Florentiner Buchhändler, hat in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Männer mehr als eine skizziert. Eine der sympathischesten darunter ist Donato Acciaiuoli: „Niemand hörte ihn je fluchen noch schelten . . . Er liebte und fürchtete Gott über alles und ehrte die christliche Religion hoch . . . Den Studien war er so eifrig hingegeben, daß sein Lehrer ihn zurückhalten mußte . . . Sein Leben und seine Sitten konnten als Vorbild dienen. Kein Monat verstrich ohne Beichte, drei- oder viermal des Jahres kommunizierte er.[1]) Er fastete an allen

[1]) Die häufige Kommunion war damals in der Laienwelt nicht üblich. Savonarola, gewiß einer der eifrigsten Priester, rät in seiner Regola del ben vivere, häufig zu beichten und mindestens viermal im Jahre zu kommunizieren.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vigilien und die ganze Fastenzeit hindurch. In seiner Jugend trat er, um sich von schlechter Gesellschaft ferne zu halten, einer Vereinigung von Jünglingen bei, die äußerst gesittet lebten."

Die Geschichte der Bruderschaften auf sozialem und rein religiösem Gebiete ist überhaupt ein lichtes Blatt im Cinquecento, ein Ruhmesblatt für die Menschen jener Zeit. Das Gesamtbild des Bürgertums hat zweifellos freundliche, edle Züge, wenn auch dunkle Schattenseiten nicht fehlten. Es läßt tief blicken, daß in Rom allein 6000 Kurtisanen lebten, bis Leo X. sie alle der Stadt verwies. Fra Placido Cinozzi erwähnt — und ähnliches berichten auch andere gleichzeitige Autoren —, Ende des 15. Jahrhunderts hätten zahlreiche Männer und Frauen aller Stände in Florenz ein lasterhaftes Leben geführt und andere dazu verleitet. Hinwieder reckten Unglaube und Religionslästerung keck das Haupt. Krebsschäden des sozialen Lebens waren einerseits der Wucher, anderseits die Freude am Luxus, Spielwut, Hang zur Unwahrhaftigkeit, zum Betrug, zur rücksichtslosen Macht, zur Roheit.

So stehen sich denn in der bürgerlichen Welt Kontraste entgegen; nicht minder, nein, eigentlich noch mehr in den höheren Klassen, unter den offiziellen und nichtoffiziellen Regenten, den Staatsmännern, Priestern, Künstlern, Literaten. Die Schatten sind hier tiefer, schwärzer, aber es fehlt auch nicht an Licht. Zwei Glieder des Hauses Malatesta verkörpern diese Gegensätze: Galeotto Malatesta, Herrscher von Rimini, lebte wie ein Heiliger, ein Büßer, „ließ sich in den Franziskanerorden aufnehmen — ein Bild zeigt ihn in der Kutte vor einem Altare —, kasteite sich bis zum Selbstmord, dachte nur an sein Seelenheil und das jenseitige Reich, lebte mit seiner Gemahlin Margarete Este wie ein Bruder mit seiner Schwester und war allem Weltlichen derart abgewendet, daß der Papst ihn an seine Regentenpflichten und die Forderungen des Lebens erinnern mußte". Sein Bruder Sigismondo hingegen ist eine wahre Teufelsnatur, ein Verbrecher aus Freude am Verbrechen. Aber auch ein Ästhet, begabt und feinsinnig, voll Freude an Kunst und Wissenschaft, ein guter Regent und tapferer Feldherr, beliebt bei seinen Untertanen, deren Handel und Gewerbe er förderte, beliebt trotz seiner Strenge bei den Soldaten, mit denen er im Felde alle Mühen teilte, ein Wüstling, Mörder einer deutschen Edelfrau, deren Leiche er schändete, und doch ein zärtlicher Vater, ein pietätvoller Sohn. Er leugnete die Unsterblichkeit, leugnete die Existenz Gottes, betete trotzdem täglich den Psalm De profundis und empfahl in seiner Sterbestunde dem Allmächtigen Weib und Kinder. Zu Rimini ließ er einen ausgesprochen heidnischen Tempel errichten, den Mars, Venus, Jupiter, Saturn, Merkur zierten. Es gab kaum eine Untat, deren Sigismondo sich nicht schuldig machte, von den Ungeheuern auf Fürstenthronen war er das ruchloseste und überbot noch Ferrante von Neapel, Lodovico il Maro. Nur Cesar Borgia, Herzog der Romagna, kommt ihm fast gleich. Mögen vielleicht die gegen Cesare erhobenen Anklagen des Brudermords und des Inzests unberechtigt sein, so bleibt noch so viel Bewiesenes auf seinem Schuldkonto, daß er zu den düstersten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gestalten aller Zeiten zählt. Aut Caesar, aut nihil war sein Wahlspruch und zur Erreichung dieses Zieles war ihm kein Mittel zu schlecht, keine Gewalttat zu grausam. Mit gleicher Skrupellosigkeit bediente er sich der List wie des Mordstahls. Das wüste Leben, das er führte, drückte seinem einst schönen Gesichte entstellende Spuren auf, so daß er später eine Maske trug. Als er in einer Schlacht, erst 31 Jahre alt, fiel, atmete Italien auf; bei seinen Untertanen wurden aber auch vereinzelte Stimmen des Lobes laut und zweifellos war er ein fähiger Regent, ein kluger, wagemutiger Eroberer. Dieses eigentümliche Gemisch von Herrschertugenden und persönlicher Verworfenheit zeigt sich ebenfalls bei Ferrante I., König von Neapel, und Lodovico Sforza (genannt il Moro), Herzog von Mailand. Ferrante hat entschieden Verdienste um sein Land, um Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe, aber er war kalt, herzlos, gewissenlos, religionslos, satanisch grausam. Durch Verrat wußte er sich seiner Gegner zu bemächtigen, meist an der eigenen Tafel, und ließ sie entweder einsperren oder töten und einbalsamieren. Diese Mumien behielt er in einem eigenen Kabinett in seiner Nähe, — eine Vorstellung, die schaudern macht. Ferrante muß gute Nerven gehabt haben.

Il Moro ist nach Burckhardt „die vollendetste fürstliche Charakterfigur der Zeit". „Vollendet" will hier sagen: ausgeprägtester Machthabertyp, denn im ethischen Sinne vollendet war der Moro keineswegs. Durch Usurpation riß er Mailand an sich, durch Intrigen erhielt er es sich; „er konnte nicht ohne Ränke leben, nie war ein Bundesgenosse sicher vor ihm, und er wob mit der Zeit ein Netz über Italien und Europa". Voll unbändigen Hochmuts nannte er den Papst Alexander seinen Kaplan, den Kaiser Maximilian seinen Condottiere (Soldbandenführer), Venedig seinen Kämmerer und den König von Frankreich seinen Kurier. Philippe de Comines, der bekannte französische Chronist, zeichnet mit wenigen Worten sein Porträt: sehr klug, sehr furchtsam, äußerst geschmeidig, ohne Treu und Glauben. Mit anderen Worten: keine energische Gewaltnatur, sondern ein Mensch, gierig nach Macht, und gewohnt, sie sich auf Schleichwegen zu wahren. Dabei verwaltete er sein Mailand „gut und nützlich" und hatte — wie alle einigermaßen kultivierten Persönlichkeiten der Renaissance — Sinn für Künste und Wissenschaften, — war er es doch, der Leonardo da Vinci in seine Residenz berief.

Das waren Fürsten nach dem Herzen Machiavellis. Mit dem „Principe" schrieb er nachträglich die Theorie für sie und für das ungekrönte Haupt von Florenz, Lorenzo de Medici, il Magnifico. Machiavellis Fürst ist ein Tyrann, der rücksichtslos sein Gebiet zu vergrößern sucht, allerdings nicht sowohl aus Egoismus als um der Einheit des Landes willen, zum Besten des Landes. Doch erlaubte Machiavelli dem Fürsten zu seiner Sicherung unbedenklich auch Grausamkeit: „Eine wohl angebrachte Grausamkeit ist diejenige, welche ein einziges Mal zur eigenen Sicherheit angewendet wird. . . . Schlecht angebracht ist diejenige, die auch nachher noch fortfährt. Man

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

muß von Anfang an alle Grausamkeiten berechnen, welche notwendig sind, alle mit einem Male ausführen, nachher die Menschen sicher stellen, sonst muß man das Schwert beständig in der Hand halten." (Il principe, 8. Kap.) Als nüchterner Zweckmäßigkeitspolitiker rät Macchiavelli, diejenigen Laster zu fliehen, die den Fürsten der Herrschaft verlustig machen könnten, und die Tugenden zu heucheln, die ihm nottun: „Ich wage es zu behaupten, daß es sehr nachteilig ist, stets redlich zu sein: aber fromm, treu, menschlich, gottesfürchtig, redlich zu *scheinen* ist sehr nützlich.... Der Fürst muß oft, um sich zu behaupten, Treue, Menschenliebe, Menschlichkeit und Religion verletzen. Er muß ein Gemüt besitzen, das sich nach den Winden der wechselnden Glücksfälle richtet . . . den krummen Weg betritt, wenn es sein muß."

Mit Schauder wendet man sich ab von dieser Moral, man begreift, daß die katholische Kirche den „Principe" auf den Index der verbotenen Bücher setzte, obwohl sein Grundmotiv, Erhaltung und Einheit des Staates, ein achtenswertes ist.

Macchiavellis „Fürst" war jedoch nicht etwa der Renaissancefürst schlechthin. Seinem Ideal hat zu Beginn des 16. Jahrhunderts Graf Baldesar Castiglione im „Cortegiano" ein anderes, hohes entgegengesetzt: „Gott liebt und beschützt nicht diejenigen Fürsten, die mit seiner Allmacht wetteifern wollen und eine Art Anbetung von den Menschen heischen, sondern die, die sich bestreben, ihm an Güte und Weisheit ähnlich zu werden . . . und die als seine Diener die Güter und Geschenke, deren Geber er ist, zum Heile der Menschheit verteilen . . . Es sind die Völker von Gott der Obhut der Fürsten anvertraut, die, weil sie ihm Rechenschaft ablegen müssen, wie sie ein Vogt seinem Herrn ablegt, ihre Untertanen mit aller Kunst fördern und lieben sollen und alles, Heil oder Unheil, was diesen widerfährt, als der eigenen Person zugefügt betrachten müssen, da ihnen nichts höher stehen darf als die Wohlfahrt des Volkes. Der Fürst soll daher nicht nur selbst gut sein, sondern auch die anderen zu guten Menschen machen."

In dem Munde Castigliones sind diese Forderungen und die ihnen zugrunde liegende religiöse Gesinnung keine Lüge, keine Phrase, denn der Autor ist die edelste Erscheinung im Hofleben der Renaissance, „einer der besten Ritter der Welt", nach dem Zeugnisse des Kaisers Karl V., der ihn in diplomatischen Missionen kennen lernte. Treu, ehrlich, ein vortrefflicher, zärtlicher Gatte, hochgebildet, sittenrein — das ist seine geistige Physiognomie; die äußere Gestalt hat Raffael verewigt.

Castigliones Fürstenideal ist in Form von Abendunterhaltungen am Hofe zu Urbino in dem Buche vom vollendeten Hofmanne (Il Cortegiano) niedergelegt und ein Herrscher von Urbino, Herzog Federigo von Montefeltro, diente ihm vielleicht als Modell. Federigo ist einer der sympathischesten Regenten des Cinquecento, nicht fehlerlos zwar als Mensch (er hielt seine Liebesneigungen nicht ebenso gut im Zaume wie seine Untertanen), aber ein vorzüglicher Herrscher. Geschichtschreibung, Dichtkunst und Malerei haben ihn uns überliefert.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vespasiano da Bisticci entwarf ein ungemein gewinnendes Porträt von ihm in seinen Biographien berühmter Männer, Giovanni Santi, Raffaels Vater, nahm seine Taten zum Inhalt einer langen Reimchronik und Piero della Francesca hielt sein markantes, kühnes Profil mit dem Pinsel fest. Der berühmte Pädagoge Vittorino da Feltre legte den Grund zu seinen gelehrten Kenntnissen, seinem Kunstsinn, seiner Religiosität. Getreu der Tradition des Hauses Montefeltro widmete sich Federigo den Kriegswissenschaften, wurde ein gesuchter Condottiere und nahm teil an allen Kriegen seiner Epoche. Die großen Summen, die ihm seine militärische Tätigkeit eintrug, 25.000 Golddukaten jährlich in Friedenszeiten, 45.000 im Kriege, wandte er größtenteils für literarische und künstlerische Zwecke auf. Seine Bibliothek barg erlesene Schätze. Eine wahrhaft gütige Natur, sorgte er väterlich für seine Soldaten, trug alle Anstrengungen und Entbehrungen mit ihnen und erntete dafür ihre Anhänglichkeit und Dienstwilligkeit. In jener Epoche politischer Unzuverlässigkeit bewies er seltene Treue, er allein unter den Condottieri. Er allein konnte sich auch in dieser gärenden Epoche, wo Morde und Verschwörungen keine Seltenheiten waren, in seinem Lande so sicher fühlen, daß er unbewaffnet, ohne schützende Begleitung ausging und in offenem Saale speiste. Sein Land liebte ihn, denn er hob es mit allen Kräften und führte den Idealzustand herbei, daß es in Urbino keine Bettler gab. Mit seinen Untertanen verband ihn patriarchalische Familiarität, tatkräftige Teilnahme. „Er war", sagt Vespasiano, „äußerst mildtätig, gütig, barmherzig, sehr leicht zum Verzeihen bereit."

Barmherzig, aber nicht schwach; der Barmherzigkeit hielt die Gerechtigkeit die Wage. So groß war sein Rechtssinn, daß er sich selbst unter das Gesetz stellte. Eine Anekdote erzählt, er habe sofort sein Schwert abgegeben, als zu Urbino ein Edikt verlesen wurde, welches das Waffentragen verbot. „Unser Podestà muß wissen, weshalb er das anordnet", erklärte er dabei, „und da er das Amt hat, muß man ihm gehorchen", — eine kluge Tat, trefflich geeignet, auch die Untertanen zur Beobachtung der Gesetze anzuspornen.

Unerbittlich streng war Federigo nur, wenn jemand es wagte, Gott und die Heiligen zu lästern, denn er war ein frommer Christ. Allsonntäglich besuchte er mit seinen Edelleuten den Gottesdienst, beobachtete alle kirchlichen Vorschriften, fastete gewissenhaft und ließ an Fasttagen des Morgens eine fromme Lesung halten aus der Bibel oder einem der vielen theologischen Werke seiner Bücherei. Gegen Klosterleute, insbesondere gegen Bettelmönche, war er freigebig; Mißstände im Klerus wußte er abzustellen. „Leuchte Italiens" — Castiglione hat mit diesem hohen Lobe wohl nicht zu viel gesagt.

Neben Federigo nennt Vespasiano die Herren von Pesaro, Alessandro und Costanzo Sforza und den König von Neapel, Alfons I., als gute Regenten. Alessandro war wohl erfahren als Krieger, ein eifriger Freund und guter Kenner der Literatur (eine Eigenschaft, die der gute Buchhändler sichtlich besonders schätzte), sehr

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fromm und mildtätig. „Er gab in seinem Hause durch sein Leben und seine Sitten das beste Beispiel, denn all sein Tun zielte auf die Ehre Gottes und den Kult der göttlichen Religion ab." Ähnliches gilt von Gonstanzo Sforza. Alfons von Neapel, von Geburt ein Spanier aus dem Hause Aragon, paßte sich so vorzüglich dem italienischen Geiste an, daß er zu den typischen Renaissanceitalienern gezählt wird. Außer Vespasiano haben auch Bartolomeo Fazi und der Humanist Beccadelli seine Persönlichkeit und sein Leben aufgezeichnet und eine Reihe hübscher Anekdoten und Aussprüche von ihm gesammelt, philosophische und theologische Betrachtungen, Weisheitsworte, witzige Scherze: „Er hat sich oft gerühmt, als erster habe er den Herrschern das Gesetz gegeben, nicht über 1000 erschlagene, sondern besser über 1000 erhaltene Feinde zu triumphieren." „Der Könige Speise ist der Ruhm." „Ein einfaches Fürstenwort muß so viel gelten wie der Eid gewöhnlicher Menschen." Mit der Regentenklugheit, diesem berechtigten Standesbewußtsein verband Alfons das Pflichtgefühl, der Herrscher müsse zuerst sich selbst beherrschen.

Was Neapel zu seiner Zeit an Kultur besaß, dankte es Alfons, der eine Reihe von Gelehrten an seinen Hof berief. Nach Beccadellis Bericht hörte er täglich die heilige Messe und übte strenges Fasten. Die Sittengebote erfüllte er aber leider minder genau, ein Kontrast, den man des öfteren im Cinquecento beobachten kann. Schön ist die Antwort, die er einem Höfling auf die Frage gab, warum der menschliche Geist ins Unendliche schweife und so unersättlich sei: „Die Seele des Menschen, die von Gott ausgeht, ruht nicht früher, als bis sie zurückkehrt, wovon sie ausgegangen. Unsere Seele ist ohne Zweifel fähig, Gott und die Ewigkeit zu fassen; deshalb kann sie weder erfüllt noch gesättigt werden durch vergängliche Dinge. Gott selbst strebt sie zu erreichen als ihren natürlichen Ruhepunkt und als ihr höchstes Gut."

So blitzte denn auch in der sinnenfreudigen Renaissance, an einem Hofe, der im Vollglanze der Kultur stand, in der Seele eines Fürsten, der (nach Caraciolo) „nichts unterließ, was ihm Lob und Ruhm und dem Volke Vergnügen schaffen konnte", die Ahnung auf, daß das alte Augustinuswort tiefe ernste Wahrheit sei: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in Gott." Und auch in den Dichtungen des glänzendsten unter den Staatsmännern von Florenz, der glänzendsten Stadt der Frührenaissance, klingt dieses Ahnen durch:

„Müde, weh! auf Meereswellen
Trag ich mich und meine Schätze.
Bitteres und schweres Schicksal
Hat verschlungen Fracht und Fahrzeug.
Noch ein Brett hat in den Hafen
Den Schiffbrüchigen getragen.
Ich war rein, gesund und kräftig,
Da ward mir die Brust durchstochen,
Schweren Schmerz gab mir der Dolchstich
Und ich harrte schon zu sterben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Doch Du bester aller Ärzte
Hast geheilt mich von dem Stoße.
. . . Da aus Dir (Gott) die Seel' entsprossen,
Gibst nur Du ihr Ruh und Frieden,
Und nichts anderes kann trösten
Diese schwergeprüfte Seele:
Rastlos muß sie weiterstreben,
Bis sie Dich, o Gott, gefunden.
Dann im Hafen ruht mein Schifflein,
Wenn zu Dir, o Gott, ich kehre,
Alsdann heilt die Herzenswunde."
(Übersetzt von P. A. Baumgartner S. J.)

So sang in ernster Stunde der Mediceer Lorenzo il Magnifico, der Prunkliebende, Genußfrohe, Herrschsüchtige, der nichts sich versagte, keinem Moralgesetz sich beugte, der sein Haus füllte mit Gegenständen der Kunst und des Luxus, — der Poesie und Philosophie kannte und beherrschte und trotz alledem manchmal empfand, daß nichts auf Erden vollkommen sei und daß diejenigen, die nicht an ein jenseitiges Leben glauben, schon hienieden tot sind.

Freilich kamen ihm solche Gedanken nicht allzu oft. Seinem Leben war vielmehr ein anderer Reim aufgeprägt, auch ein selbstverfaßter, ein Karnevalslied:

„Schön ist jungen Lebens Freude,
Doch das Leben fliehet, eilet,
Drum genieße Du das Heute,
Weißt nicht, ob die Stunde weilet."

Jung war Lorenzo zur Macht gelangt. Ohne irgendwelche offiziellen Rechte hielt er die Fäden der Verwaltung, die Leitung der Republik in der Hand. „Die Signoria befahl, was er wollte", notierte Philippe de Comines in seinen Memoiren. Wie ein Staatsverbrechen wurde die Verschwörung der Pazzi gegen ihn bestraft. Seinetwegen führte Florenz 1478 Krieg mit dem Papste und mit Neapel. Nach einer schweren Niederlage durch die Neapolitaner hatte Lorenzo den achtenswerten Mut, sich allein zu Ferrante, diesem tückischen, mordbereiten Menschen, zu begeben. In Neapel trat er mit außerordentlicher Prachtentfaltung und außerordentlicher Klugheit auf und es gelang ihm, Ferrante nicht nur zum Frieden, sondern sogar zu einem Bündnis mit Florenz zu bestimmen. Kein Wunder, daß sein Ansehen wuchs. Man verzieh seine skandalösen Liebeshändel, seine tyrannische Einmischung in öffentliche und private Angelegenheiten, man verzieh selbst, daß er Staatsgelder entwendete, als infolge seiner großen Verschwendung und infolge von geschäftlichen Verlusten seine Kasse sich leerte. Lorenzo wußte eben das Volk zu behandeln, war ungemein leutselig gegen jedermann, bereit, allen mit Rat und Tat zu dienen, und befolgte Augustus' Herrscherweisheit: „Ein Volk, das sich belustigt, macht keine Aufstände." Er veranstaltete Karnevalsbelustigungen, dichtete selbst die Gesänge dazu, verfaßte auch Mysterienspiele, wie sie das Volk so sehr liebte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine Seite der öffentlichen Tätigkeit Lorenzos verdient Anerkennung: seine Friedenspolitik, die der Stadt zu großem Vorteile gereichte. Dagegen ist die von ihm veranlaßte Plünderung von Volterra nach abgeschlossenem Friedensvertrage ein Schmachfleck auf seinem Namen.

Die politischen Klugheitsregeln des Magnifico sind in einem seiner Briefe an seinen Sohn Giovanni (späterhin Papst Leo X.) enthalten: „Ihr seid um so gewisser, geliebt und geschätzt zu werden, je mehr Euer Wandel sich von dem (schlechten) anderer unterscheidet. Wie die Scylla und Charybdis müßt Ihr aber den Vorwurf der Gleißnerei ebenso fliehen wie den des bösen Leumunds. Ihr müsset Euch der Mäßigung befleißigen, so in Eurem Verhalten wie in Euren Reden alles vermeiden, was andere kränken kann, und nicht mit Sittenreinheit und Strenge prunken . . . Bemühet Euch, so zu sein, daß, wenn Euch die übrigen glichen, das allgemeine Beste daraus entspringen würde . . . Es wird Euch Gelegenheit nicht fehlen, dieser Stadt wie unserem Hause nützlich zu sein. Denn die Verbindung mit der Kirche gereicht der Stadt zum Vorteil. Ihr aber müßt das Band zwischen beiden bilden, während das Haus mit der Stadt geht . . . Es ist von Belang . . . abends zu überlegen, was Ihr am nächsten Tag zu tun habt, damit die Geschäfte Euch nicht unvorbereitet finden. . . . Eine Lebensregel empfehle ich Euch vor allen andern: Stehet am Morgen zeitig auf . . .“ Die weise, nüchterne Diplomatie dieser Zeilen spricht für sich selbst, bedarf keines Kommentars. Mit der letzten Lebensregel hat Lorenzo das Geheimnis seiner vielseitigen Leistungsfähigkeit verraten. Er hat den Rat, die Zeit zu nützen, zuerst selbst befolgt und sein Leben ausgefüllt, nicht nur mit politischer Tätigkeit, sondern auch mit philosophischen Studien, mit Pflege der Poesie und der bildenden Kunst.

Daß der Magnifico sich mit humanistischen Studien beschäftigte, entsprach der Familientradition ebenso wie sein Mäcenatentum, hatte doch sein Großvater Cosimo die platonische Akademie zu Florenz begründet. Marsilio Ficino führte ihn in die Kenntnis Platos ein, für den Lehrer wie Schüler sich um die Wette begeisterten. Lorenzos Haus bildete einen Sammelpunkt für die Humanisten von Florenz. Ficino schildert uns ein Bankett in der mediceischen Villa zu Carraggi. Dabei interpretierten die Geladenen die Reden von Platos Symposion und suchten damit übereinstimmende christliche Ideen. Für eine ganze Kategorie von Renaissancehumanisten ist dies äußerst charakteristisch; diese wollten kein Neuheidentum, wohl aber eine Verschmelzung platonischer und christlicher Gedanken.

Selbständig schöpferisch tätig war Lorenzo de Medici auf philosophischem Gebiete nicht, wie denn überhaupt die Denker des Quattrocento viel mehr reproduktiv als original waren.

Lorenzo der Mäcen, der Sammler, würde ein ganzes Kapitel ergeben, wollte man eingehend anführen, was er tat für die Maler und Bildhauer, die sich von allen Seiten an ihn wandten, welche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kleinodien an Büchern, Skulpturen, Gemälden, antiken Vasen und geschnittenen Steinen er aufhäufte. Vasari berichtet, er habe allen, die sich in der Kunst ausbilden wollten, Lebensunterhalt und Kleidung gewährt und denen, die sich auszeichneten, ein Geschenk noch obendrein. Benedetto da Majano, Botticelli, Signorelli, Filippino Lippi, Pollajuolo, Andrea della Robbia und andere erhielten von ihm Aufträge. Seine beste Tat war die Gründung einer Kunstschule in den Mediceischen Gärten bei San Marco, wo inmitten von antiken Statuen und Reliefs junge Bildhauer von einem einstigen Schüler Donatellos, Bertoldo, unterrichtet wurden. Unter den Skulptoren dieser Schule befand sich auch der größte von allen — damals freilich noch ein Knabe: Michelangelo.

Lorenzos Kunstkammer ist eine der frühesten der Renaissance und die bedeutendste der Zeit. (Vergleiche das Inventar bei Frey, Michelangelo.)

Immerhin ist es jedoch eine große Überschätzung, von einem Jahrhundert der Mediceer zu sprechen. Abgesehen davon, daß kein Mäcen ein Genie schaffen kann, sondern ihm nur die Wege ebnet, weist Florenz noch eine ganze Reihe von begüterten Freunden der Künste und Wissenschaften auf, die sie gleichfalls eifrig förderten. Der bedeutendste ist Lorenzo allerdings.

„Und trotz allem hat er sich nicht eine Stunde zulegen können, als das Ende kam", reflektierte Luca Landucci. Und das Ende kam früh! Mit 42 Jahren schon hatte der „Prachtliebende" seine Kräfte verbraucht. Es wird berichtet, daß Elementarereignisse seinen Tod voraus verkündeten, — man war damals trotz humanistischer Aufklärung reichlich abergläubisch.

An Lorenzos Sterbebett stand eine hagere kleine Gestalt im weißen Dominikanergewand, mit tiefliegenden feurigen Augen und kühner gebogener Nase, Fra Girolamo Savonarola, Prior von San Marco, Widersacher des Mediceers, den dieser in Todesnot zu sich rief. Ob das Gerücht wahr ist, daß der Mönch ihm die Absolution verweigerte, Rückerstattung unrecht gewonnenen Gutes und die Freiheit für Florenz von ihm forderte, läßt sich nicht nachweisen, nur eines steht fest, Lorenzo selbst verlangte nach dem Pater, der doch gewagt hatte, ihm den üblichen Antrittsbesuch, den die Priore von San Marco den Mediceern abzustatten pflegten, zu verweigern und der laut und leise gegen ihn auftrat. Mag sein, daß gerade dieser Mut, diese Charakterfestigkeit Lorenzo — wie es heißt — imponierte, mag sein, daß er in der Tat als Grund für sein Verlangen, Savonarola zu sehen, das Lobewort sprach: „Ich kenne keinen wahren Mönch außer diesem." Er war religiösen Regungen nicht unzugänglich; vielleicht wollte er in wirklicher Herzensreue Buße tun und deshalb sich an Savonarola als einen unbestechlichen Priester wenden.

Nie hatte Fra Girolamo den Mediceerpalast betreten. In der Todesstunde des Magnifico erst kam er zu ihm, gleichsam als sollte er seinen Vorgänger in der Herrschaft über Florenz, den er zu Lebzeiten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemieden, bei seinem Scheiden von der Welt aufsuchen, um sein Erbe zu übernehmen.

Savonarola ist eine der umstrittensten, interessantesten Persönlichkeiten der Geschichte. Die einen verehren ihn als Heiligen, die andern schmähen ihn als Ketzer, Fanatiker, Kunstbarbar. Goethe verachtete ihn. Mit Unrecht! Man muß Savonarolas eigene Schriften lesen, um ihn richtig beurteilen zu können, seine Briefe, Predigten, die Regola del ben vivere, die Psalmauslegungen und anderes mehr. Sie offenbaren eine heiß nach Reinheit, nach Gott ringende Seele, der trotz mancher Fehler achtunggebietende Züge eigen sind. Alle Menschen zu Gott führen, das war sein höchstes Ziel; seine politische Tätigkeit war ihm nur Mittel dazu. In seiner Jugend betrieb er mit großem Eifer das Studium der Philosophie. Er sollte Arzt werden wie sein Großvater, verließ aber 1475, 23 Jahre alt, heimlich das elterliche Haus und trat zu Bologna in den Dominikanerorden ein. Am Tage nach der Flucht schrieb er dem Vater, das Elend der Welt, die menschliche Lasterhaftigkeit, das größte Leiden, das es für ihn geben konnte, hätten ihn ins Kloster getrieben. Nicht kalt, nicht gleichgültig trennte er sich von den Eltern; er stahl sich fort, weil er sonst nicht die Kraft gehabt hätte, zu gehen: „Wisset, mein Schmerz beim Abschied von Euch wäre so groß gewesen, daß, hätte ich davon gesprochen, mir eher das Herz zersprungen wäre, als daß ich Euch verlassen hätte." Dies tiefe Empfinden einerseits und anderseits der Abscheu vor der Sünde ergeben in jenem Briefe aus der Jugendzeit schon wesentliche Elemente von Savonarolas Charakter.

Im Kloster wurde er bald mit dem Unterrichte der Novizen betraut und verfaßte zu diesem Zwecke mehrere philosophische Werke, Kompendien der Werke Platos und Aristoteles', denn auch die Klöster wollten nicht zurückstehen bei den humanistischen Studien der Zeit. 1484 sprach Fra Girolamo zum erstenmal drei Prophezeiungen aus, die das „Panier seines ganzen Lebens" wurden: „Die Kirche wird gezüchtigt und dann erneuert werden, und das wird bald sein." — „Ich bin mehr als je entschlossen, Seele und Leib und alles Wissen, das mir Gott geschenkt hat, aus Liebe zu ihm und für das Heil des Nächsten hinzugeben," lautet ein Brief an die Mutter. Bald eröffnete sich diesem Sehnen ein weites Wirkungsfeld. Pico della Mirandula bewog Lorenzo de Medici, Savonarolas Versetzung nach Florenz zu veranlassen (1490); nachdem Pico ihn einmal predigen hörte, schien es ihm, „als könne er nicht mehr ohne ihn leben". 1491 schon mußte man ihm die Domkanzel geben, weil San Marco die vielen Tausende nicht mehr fassen konnte, die da kamen, ihn zu hören. „Der Mensch soll mit dem Leibe auf Erden, mit der Seele aber im Himmel sein", ist der Inbegriff seiner Ermahnungen. Nicht fanatisch, nicht weltfremd war seine Frömmigkeit, er warnt sogar vor Übertreibungen (vergleiche Predigt vom 12. Mai 1496), duldete unschuldige Vergnügungen und bezweckte keineswegs, Florenz in ein Kloster umzuwandeln, wie man ihm später vorwarf, — schrieb er doch an die Mutter, seine Schwestern

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

könnten auch in der Welt Gott dienen. Ebenso unberechtigt ist der Vorwurf maßloser Strenge. Durch Liebe wollte er vielmehr die Menschen zu Gott ziehen, Gottes Liebe sie lehren. Sein Predigtzyklus über den ersten Johannesbrief ist ein Hohes Lied der Liebe zu Gott, gegründet auf die Heilige Schrift, mit der er außerordentlich vertraut war und deren Studium er eindringlich anriet. Savonarola betonte die Notwendigkeit wahren Glaubens, aber weit entfernt von der sola fides-Lehre fügt er bei, daß der Glaube ohne Werke ein toter, erlogener sei. Mehrmals gelang es ihm, die Florentiner zu reichen Almosenspenden zu bewegen; unter seinem Einflusse wurde die soziale Lage der Armen wesentlich gebessert, hauptsächlich durch Errichtung städtischer Leihanstalten. — Mit erschütternden Worten hielt der redegewaltige Mönch den Zuhörern ihre Sünden vor, nicht allzu oft, jedoch tief eindringlich. „Ich konnte vor Weinen nicht weiterfahren", heißt es wiederholt bei Nachschreibern seiner Predigten.

Man hat Savonarola den Vorreformatoren zugezählt. Er war in der Tat ein Reformator, aber ein Reformator der Sitten, nicht der Dogmen. Die zeitgenössischen Historiographen berichten einstimmig, daß sich in den Neunzigerjahren des 15. Jahrhunderts in Florenz eine mächtige Wendung zum Besseren vollzog. Strohfeuer bei vielen, aber doch echte, beharrliche Begeisterung bei anderen. Die Geschichte dieser inneren Umwälzung gibt einen Beleg zu der Behauptung Sismondis, einer der wichtigsten Schlüsse aus dem Geschichtsstudium sei der, daß die Regierung der Hauptfaktor ist, der „den Charakter, die Tugenden, die Laster eines Volkes bestimmt". Die Regierung von Florenz bekam damals einen ausgesprochen theokratischen Zug, der das Volksleben mächtig beeinflußte. Savonarolas Rolle dabei war jener der Richter des Alten Bundes verwandt. Das Volk achtete ihn hoch. „Wir alle halten ihn für einen Propheten und er leugnet es nicht", berichtet Landucci. In der Tat enthalten einige, jedoch verhältnismäßig wenige Predigten Prophezeiungen und Berichte von Visionen, jene nüchtern verstandesmäßiger Art, diese Allegorien im Sinne der Apokalypse. Das Prophetentum Fra Girolamos hat von jeher die Forschung lebhaft beschäftigt. Divinationsgabe (Döllinger), Autosuggestion (Kraus), Krankhaftigkeit (Lombroso), Anmaßung — so schwanken die Urteile. Vor allem muß man beachten, daß Savonarola die Gabe der Prophezeiung nicht als Bevorzugung empfand und daß er ausdrücklich einem Freunde schrieb, man dürfe seine Visionen nicht buchstäblich nehmen, sondern sie seien Gesichte der Einbildungskraft, Symbole also und nichts Außergewöhnliches in einem Lande, in dem Dantes große dichterische Vision noch lebendig war, keine Phantasterei, keine Autosuggestion, sondern Verstandesarbeit.

Naturgemäß gelang es Savonarola nicht, ganz Florenz zu gewinnen. Allmählich gewannen seine Gegner die Oberhand. Sie hatten leichtes Spiel, denn auf ihrer Seite stand Papst Alexander VI., dessen Lasterhaftigkeit der kühne Dominikaner zu geißeln wagte. Er verhängte die Exkommunikation über den Prior, aber dieser mißachtete sie.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Allerdings nicht unter Mißachtung der Autorität an sich. Er glaubte vielmehr, gestützt auf namhafte Theologen, in seinem speziellen Falle dazu berechtigt zu sein. Nie jedoch läßt sich der Trotz entschuldigen, mit dem er die Zensur herausforderte, noch das Ärgernis, das er gab.

Nach einem vereitelten Gottesurteil wurde er gefangen gesetzt, gefoltert und auf Grund von gefälschten Protokollen gehängt und verbrannt. Nichts spricht so sehr für die Reinheit des Strebens seiner trotz mancher Mängel großen Seele als der Umstand, daß er im Gefängnisse nichts zur Selbstverteidigung schrieb, sondern religiöse Betrachtungen und eine „Anleitung zu einem guten christlichen Lebenswandel". Wie viel größer ist er als sein Gegner auf dem Papstthrone! Durch Simonie hatte Alexander seine Würde erlangt, durch Laster befleckte er sie. Eigentümlich ist dabei, daß er nie das depositum fidei verletzte. „Trotz aller Mißstände (im Klerus) ging die Kirchenregierung im wesentlichen ungestört ihren Gang, was sich zum Teil nur durch die wunderbare Organisation der katholischen Kirche erklärt."

Unter den Renaissancepäpsten ragt der energische, kriegerische Julius II. hervor als einer der gewaltigsten, kunstsinnigsten. Sein Werk war es, daß die Hochrenaissance in Rom sich abspielte, nicht in Florenz, ihrer Wiege, denn er berief dorthin die bedeutendsten Künstler. Und dem Giganten unter ihnen, dem ihm „durch Wahlverwandtschaft verbundenen" (Pastor) Michelangelo stellte er Aufgaben, die seiner wert waren. Nicht nur der Michelangelo der Sybillen und Propheten, der Schöpfer des Moses und des schreckdurchbebten Jüngsten Gerichtes, auch Michelangelo der Mensch gehört zu den interessantesten Erscheinungen der Renaissance. Er war ein ernster Jüngling, die Pracht, die Leichtlebigkeit im Hause Medici berührten ihn nicht, wohl aber Savonarolas zündende Worte. Innerlich lange einsam, liebte er gleich die Menschen, lebte er in einer selbstgeschaffenen Welt. Sein Eros ist kein lächelndes Kind, sondern ein „grausamer Jäger", wie er ihn auch warnend in einem Sonette schilderte. Sein Empfinden war von intensiver Leidenschaftlichkeit. Wie litt er doch durch den Tod von Freunden! „Süßer wäre es mir gewesen, mit ihm zu sterben, um der Liebe willen, die sich zu ihm hegte", schrieb er beim Tode eines Gehilfen. Die Nachwelt hat es gewagt, seine Zuneigung für Tommaso Cavalieri in den Staub zu ziehen, klar und deutlich sprechen jedoch seine Gedichte, daß eine ideale Neigung ihn zu Tommaso zog:

„Nicht sterblich war, was meine Augen sah'n,
Als in der Deinen Glanz ich Frieden fand,
Dein Innres, allem Bösen abgewandt,
Schmiegt meiner Seele gleichgestimmt sich an."

An der Schwelle des Greisenalters wurde ihm ein schönes Herzenserlebnis zuteil: Vittoria Colonna, Marchesa von Pescara, die Zierde der Frauen des Cinquecento, schenkte ihm ihre Freundschaft. Erst rang er in heißer Liebe um sie. Allmählich klärte sich die Leidenschaft und er sah in Vittoria „einen großen Freund". „Ich bitte den Herrn, über den Ihr mir bei meinem Scheiden von Rom so glühenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und demütigen Herzens gesprochen habt, daß ich Euch bei meiner Rückkehr mit seinem Bilde in Eurer Seele wiederfinden möge", schrieb ihm einmal die Marchesa. In der Tat vertiefte sich seine Religiosität immer mehr. Gütig half er, wo er konnte, „aus Liebe zu Gott", und nicht nur mit kaltem Gelde, sondern mit persönlichen Dienstleistungen.

Michelangelos Leben war nicht leicht und er nahm es nicht leicht. Sogar in einträglichen Jahren lebte er „wie ein Armer", um seine Verwandten zu unterstützen. Manchmal pochte auch Frau Sorge an seiner Tür. Ohne Papst Pauls Hilfe wäre Michelangelo wohl ein trüber Lebensabend beschieden gewesen; jedoch er hätte ihn gewiß männlich ertragen, denn er erkannte den Läuterungswert des Leidens. Auf „Kreuz, Gnade und Leiden" baute er seine Seligkeitshoffnung, aber erst nachdem er schauernd und sehnend durch die Nacht des Zweifels geschritten war. Einem blinden Riesen verglich Michelangelo in einem Gedichte den Zweifel, einem Riesen, der bis zur Sonne sich reckt und alles in seinem Banne erbleichen macht. Auch er stand eine Weile unter diesem Banne, aber er rang sich los, zum Kreuz empor. Es kamen für ihn Tage, da seine Licht und Liebe suchende Seele „Meißeln nicht noch Malen mehr" ausfüllte, und dann flüchtete sie zu Gott, „der ihr vom Kreuz die offnen Arme beut".

Man sagt, die Romanen seien keine grüblerischen Faustnaturen. Wenn je ein Südländer faustisch empfand, war es Michelangelo. Auch ihn lockte der Liebe Lust, auch er empfand es schmerzlich, daß der Menschen Wissen Stückwerk ist, jedoch ergab er sich nicht dem Bösen, mochte er auch hin und wieder straucheln, und eine reinere, idealere Natur als Mephistopheles' gelehriger Schüler, fand er ohne die Irrgänge Fausts den Weg zu Gott.

Noch einer von den Größten neben ihm fesselt außerordentlich als Mensch: Leonardo da Vinci. Sie verstanden sich nicht, sie waren Gegensätze, heiß, leidenschaftlich der eine, ruhig, geklärt der andere. „Die Geduld macht es mit den Kränkungen wie mit Gewändern . . . erhöhe die Geduld, wie man bei größerer Kälte wärmere Kleidung wählt, und die Kränkungen werden Deinen Geist nicht verletzen können", lautet eine typische Notiz Leonardos. Er mag nicht zu oft Gelegenheit gehabt haben, diesen Satz selbst befolgen zu müssen, denn schön, liebenswürdig, ein guter Gesellschafter wie er, gewann er der Menschen Liebe. Schön war er noch im Alter. Sein Selbstporträt in Turin zeigt einen feinen Greisenkopf mit hoher Stirne, buschigen Brauen und ernsten Rätselaugen. Unwillkürlich frägt man sich, welche Gedanken wohl in dieser Stirne kreisen mochten, die so ganz zum Denken geschaffen scheint. 5000 Seiten Manuskript geben die Antwort darauf und offenbaren eine ganze weite Welt, eine Genialität, eine Vielseitigkeit sondergleichen. Eines dieser Manuskriptblätter sagt, „die guten Menschen streben naturgemäß nach Erkenntnis". Und ein anderes: „Nur beim Studium lernen wir den Schöpfer aller Herrlichkeiten wahrhaft erkennen und lieben. Denn die große Liebe entsteht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einzig und allein aus der Erkenntnis der Dinge. Ohne diese ist eine wahre Liebe unmöglich." Mit einer solch erhabenen religiösen Auffassung des Weisheitsstrebens nahte Leonardo den Geheimnissen der Natur und entrang ihr in unermüdlicher Ausdauer mehr als eines. Vor Bacon wandte er die induktive Methode an, vor Kopernikus erklärte er die Erde als Stern. Er machte Versuche, den Dampf als bewegende Kraft zu verwenden, zeichnete Maschinen, konstruierte Flugapparate und Musikinstrumente, machte sich anheischig, Gänge unterhalb von Flüssen anzulegen. Alles und jedes reizte seinen Forschersinn, aber er vollendete nichts oder nur weniges. Es ist eine eigenartige Tragik darin, daß jetzt das vollkommenste seiner Bilder, eigentlich das einzige unbezweifelte, die Monna Lisa, verschwunden ist. Alles andere sind Skizzen oder Bilder, deren Echtheit die Kritik anficht, oder auch Ruinen. Die Manuskripte enthalten kein abgeschlossenes Werk, sind nur Bruchstücke, aber Bruchstücke von einem unerhörten Reichtum, denn sein Leben war rastloses Forschen, unermüdliche Arbeit. Nicht ein Freund noch eine Frau hätten ihn ausfüllen können, seine ganze Liebe galt dem Wissen, dem künstlerischen Schaffen.

Nicht immer war sein Leben leicht, indes er trug es leicht, weil er ebenso bedürfnislos als geduldig war. „Nenne mich nicht arm," ruft er in seinen Aufzeichnungen aus, „arm ist, wer Bedürfnisse hat." Und die hatte er nicht. Die beträchtlichen Einnahmen, die Lodovico Sforza ihm zuerkannte, verschenkte er teils — denn er war eine altruistische Natur —, teils verwendete er sie für Versuche, Pferde, Dienerschaft. Zeitweise stand er als Ingenieur in Cesare Borgias Diensten. Daß Leonardo, dieser reine, hochgesinnte Mensch, Kreaturen wie Moro und Cesare sich anschloß, ist ein unfaßliches Rätsel, ein Schatten auf seinem Namen. Er, der das Leben für etwas Göttliches hielt und demjenigen das Recht auf Leben absprach, der es im Nebenmenschen zerstörte, diente Cesare, dem Mörder! Ja, es ist ein Schatten; aber der einzige. Strahlend ragt sein Geist. In ihm verkörperte, sammelte sich der ganze Wissensdrang der Zeit, unter den Vielseitigen — und deren hat die Renaissance mehr denn einen — war er der Vielseitigste. Leon Battista Alberti, Architekt, Mathematiker, Jurist, Philosoph, Pädagog, Komponist, Dichter, Maler und Verfasser kunsttheoretischer Werke, kommt ihm nahe, ohne seine Originalität zu besitzen, und auf rein wissenschaftlichem Gebiet etwa noch Giovanni Pico Graf della Mirandula, der trotz großer Jugend die griechischen und die mittelalterlichen Autoren kannte, selbst auch philosophisch, dichterisch und musikalisch tätig war. Ein Liebesabenteuer führte beim Entführungsversuch zur vorübergehenden Gefangennahme Picos. Zeitlebens hat er diese Verirrung als Schandfleck bereut. Sie stimmt schlecht zu dem frommen Leben, das er führte, zu den theologischen Studien, denen er sich widmete.

Fünfundzwanzig Jahre alt, stellte er mit der ganzen Kühnheit, die den Humanisten eigen war, zu Rom nicht weniger als 900 Thesen auf, zu deren Verteidigung er sich anheischig machte. Sie befaßten sich mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Phyſik und der Metaphyſik, der Moralphiloſophie, der Theologie, der Dialektik, der Mathematik, der Magie und der Kabbala, — ſein jugendlicher Ehrgeiz war ſichtlich bemüht, an Vielſeitigkeit alles zu übertrumpfen. Allein dieſer Ehrgeiz gereichte ihm zum Unheil. Dreizehn ſeiner Theſen wurden verurteilt. Zwar bemühte er ſich nachzuweiſen, daß man dieſelben falſch aufgefaßt hatte, da er keineswegs gegen ein Dogma verſtoßen wollte, allein Sätze wie: „Keine Wiſſenſchaft überzeugt uns mehr von der Gottheit Chriſti als die Magie und die Kabbala", laſſen ſich nun einmal nicht rechtfertigen. Als der Prozeß wegen Ketzerei über Pico verhängt wurde, floh er nach Frankreich, kehrte aber bald nach Florenz zurück und unterwarf ſich. Damit war es ihm zweifellos ernſt, denn ſeine Briefe atmen tiefe, echte Frömmigkeit und ein von ihm verfaßtes Gebet in Hexametern zeugt für ſeine Dogmengläubigkeit.

Gleich ihm vereinten noch eine ganze Anzahl Humaniſten klaſſiſche Bildung mit Religioſität, Ambrogio Traverſari, Giannozzo Manetti, Marſiglio Ficino, — aber die Zahl derer, die mit dem heidniſchen Wiſſen auch heidniſche Laſter ſich aneigneten, war wohl noch größer. Lorenzo Valla proklamierte offen Glück und Luſt als Lebensziel, Beccadelli, Poggio Bracciolini und andere „bereicherten" die Literatur mit Zoten. Unter den Renaiſſancemenſchen ſind eine gewiſſe Sorte von Humaniſten entſchieden die unſympathiſcheſten. In den Verbrechernaturen ſteckt wenigſtens Energie, machtvolles Wollen, Poggio und ſeine Geſinnungsgenoſſen aber waren nichts als gemeine, ſelbſtſüchtige Lüſtlinge ohne große Ziele, außer der Verherrlichung ihrer eigenen Perſon. Guarino von Verona hat das Milieu der Florentiner Humaniſten abſchreckend gezeichnet. Vielleicht übertrieb er, aber etwas Wahres iſt jedenfalls in ſeinen Worten: „Ich rufe Gott und die Heiligen an, daß ich während meines Aufenthaltes in Florenz keinen Tag erlebte, an dem ich nicht von Verdruß, Angriffen und Zänkereien gequält worden wäre. In dieſer abſcheulichen Geſellſchaft herrſcht eine ſolche Wut, ein ſolcher Geiz nach Ruhm . . . ., daß ſie, um ihn zu erhaſchen, jede Rückſicht auf die Ehre des Nächſten hintanſetzen."

Die Renaiſſance gilt als Neuheidentum, und Menſchen vom Schlage Beccadellis geben in der Tat Anlaß dazu. Aber man muß dabei bedenken, daß weder die Humaniſten noch die Verbrechernaturen, die Nietzſche glorifiziert als Zyklopen, als Wegebauer, die eigentlichen Repräſentanten ihrer Zeit ſind, weil dieſe ſie ignorierte und haßte, abgeſehen von denen, die perſönlichen Nutzen von ihnen zogen. Wie dürften aber Menſchen, die von ihrer Epoche wie Ungeheuer angeſehen wurden, als Verkörperung ihres Jahrhunderts gelten? Nein, nicht Valla und Poggio, nicht Ceſare Borgia, Ferrante, Sigismondo Malateſta ſind die Renaiſſancemenſchen. Aber die Großen, die Unſterblichen, die Schaffenden, in ihren Werken heute noch Lebendigen, die Hochſtrebenden, Wiſſensdurſtigen, die Vielſeitigen, das ſind die wahren Zeugen für die Blüte des Quattro- und Cinquecento. Immer noch ſind ſie wirkende Kulturelemente, während Ceſare tot iſt, tot Sigismondo. Tot ſind die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:12 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Humanisten, nur ihr bester, Graf Pico, wurde im letzten Jahrzehnt neu übersetzt. Dem Volke war der Humanismus stets fremd, während es — zumal in Florenz — lebhaftes Interesse für die Kunst zeigte.

Unsere Zeit mißt der Renaissance eine hohe Tat in der Geschichte der Menschheitsentwicklung zu: Vollendung des Individuums. Diese so oft gedankenlos nachgesprochene Behauptung bedarf der Einschränkung. Das Mittelalter, heißt es, war eine Zeit der Gemeinschaften. Gewiß, und das ist ein Geheimnis seiner Kulturblüte, seiner Dome, seines wachsenden materiellen Besitzes. Das Korporationswesen wirkte jedoch keineswegs nivellierend auf die Persönlichkeiten ein. Man studiere nur einmal die Köpfe mittelalterlicher Bilder und Skulpturen, — welch eine Fülle von ausgesprochenen Individualitäten! Nicht minder in der Geschichte des Geistes. Die mittelalterlichen Denker sind weit origineller, weit mannigfaltiger als jene der Renaissance. Es ist höchst charakteristisch, daß diese keine Häresie aufbrachte. Häretische Bestrebungen sind ja nicht etwas Wünschenswertes, doch immerhin interessant als Zeichen kühnen, selbständigen Forschens. Aber auch kein neues philosophisches System ersann die Renaissance. Sie hatte nur einen wahrhaft universalen schöpferischen Kopf, Leonardo da Vinci. Innerlich sind ihre Individuen kaum jenen des Mittelalters überlegen. Die Verdienste der Renaissance liegen auf einem anderen Gebiet: erstlich gab sie dem Menschen weitere, umfassendere Wirkungsmöglichkeiten; im Mittelalter herrschten Parteien, im Quattrocento Einzelmenschen. Und zweitens förderte sie eine harmonische Entfaltung aller menschlichen Kräfte. Das Mittelalter war zwar nicht so weltfremd, so unirdisch und einseitig, wie manchmal behauptet werden will. Seine besten Persönlichkeiten indes waren Jenseitsnaturen. Die Besten der Renaissance, die Leonardo, Michelangelo, Castiglione, wußten das Diesseits in seiner gottgeschaffenen Schönheit zu genießen, ohne den Blick von den ungemessenen Weiten des Himmels zu wenden, ohne das überweltliche Ziel des Menschen zu verlieren, sie wurden der Welt und dem Himmel gerecht.

Und diese Verdienste der Renaissance sind so groß, daß man ihr nicht zum Schmucke die Schminke unwahrer Vorzüge aufzulegen braucht. Nein, entdeckt hat sie den Menschen nicht, nur ausgestaltet — und das ist des Lobes genug.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Procopius von Templin.

Von **August Kober.**

III. (Schluß.)

Was wir aus Procops eigenen Werken über seinen ersten Wiener Aufenthalt erfahren, interessiert uns nicht. Er erzählt da von feierlichen Aufzügen, Einzügen und Einholungen. Selbstzeugnisse über das Werden oder Sein des eigenen Ich dürfen wir bei ihm nicht suchen. Lediglich chronologischen Wert haben jene Angaben für unsere Untersuchung. Mariale Festivale 563 erzählt Procop, er habe Ferdinand III. dreimal mit einer Braut in Wien einziehen sehen. Es war dies (nach Krones-Uhlirz) 1631, 1648 und 1651. Aus Mariale Dominicale 120, Encoeniale 472 erfahren wir, daß er der Leichenfeier für Leopolds I. Mutter beiwohnte. Es ist dies Ferdinands III. erste Gemahlin, die 1646 starb. Mariale Festivale 145 erinnert er seine Zuhörer an die Schreckenszeit der Jankauer Schlacht (6. März 1645). Schon diese Zahlen können keinen ununterbrochenen Aufenthalt in Wien darstellen. Denn in der Vorrede zu Mariae Hülff Lob-Gesang heißt es: „Anno 1642, da ich das heilige Predig-Ampt allhie zu Passau in der Pfarr bey S. Severin genannt/ . . . . verrichtete/ . . . . „Wann also verließ Procop Wien? Wohin ging er zuerst? Wann kommt er nach Wien zurück? Westermayer konstruiert mit Bestimmtheit, aber ohne Beweise oder auch Abwägungen der Wahrscheinlichkeit so: 1632 Priesterweihe; dann Priester in Mariazell; auf eigene Bitte Missionsprediger (nach Bernardus) um 1636; 1638 ungefähr in Prag; Anfang der Vierzigerjahre wieder nach Wien, dort Prediger einer Marienbruderschaft an der Schottenkirche. Nach einem 1656 zu Linz abgehaltenen Kapitel nach Passau, von dort 1664 nach Salzburg. Von hier kurz vor seinem Tode (1680) nach Linz. Procopius sagte einmal, er habe 24 Jahre gepredigt. (Die Stelle steht auch im Wunderhorn.) Westermayer legt diese Zeit des Predigens fest von 1634 bis 1660.

Von einem Aufenthalte in Mariazell spricht Procop Quadragesimale 113: „Vor Jahren[1]) war ich zu Maria-Zell." Die Verwendung der Präposition „zu" macht wahrscheinlich, daß hier ein

[1]) Vor Jahren bedeutet bei Procop immer, daß das angeführte Ereignis sehr weit zurückliegt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

längerer Aufenthalt gemeint ist. Dafür spricht auch die ganze Satzbildung. Handelt es sich um einen Reiseeindruck, so pflegt Procopius zu sagen: dies habe ich selbst gesehen zu Bononia; wie ich es sahe in der Capell zu Loretto; vor Jahren war ich in Graubündten, und ähnlich. Daß ein Prediger aus Wien nach Mariazell berufen wurde, ist nach den oben geschilderten Umständen ganz annehmbar; gingen doch von Wien unter Führung der Geistlichkeit jährlich die großen Prozessionen aus, sodaß ein festes Band die Hauptstadt mit dem Wallfahrtsorte verknüpfte. Daß Procop schon vom Anfange seiner geistlichen Laufbahn an ein Liebhaber Mariae war, geht aus folgender Äußerung hervor (Mariale Indifferentiale 113): „Ich gebe Gott die Ehre/ und bekenne von mir selbsten/ daß als bey meinen jungen Jahren in mir anfienge die Liebe/ die Andacht/ die Affection und Zuneigung zu Mariam der Mutter Gottes aufzugehen/ da fienge gleich der Lutheranismus an mir zu welken; Ich continuierte die Andacht/ und umb wie viel dieselbe von Tag zu Tag an mir zunomme/ umb so vil nam die Lutheraney ab/ warde hernach gar leicht und gar bald Catholisch/ denn Maria und Kätzerey mögen nit beysammen wohnen". Daß Procop Marienprozessionen geführt hat, sagt er Mariale Prozessionale, Lectori Benevolo: „Da ich noch was jünger und in Officio war/ traffe michs zu Wien und anderswo gar offt/ daß ich mußte Catholischem Brauch nach Processiones . . . über Land begleiten/ und das Predig-Ampt darbey verwalten." Procop war in officio als Missionar und als Ortspfarrer. Daß er als Missionsprediger „gar offt Processiones über Land begleitete", ist dem Ausdrucke nach nicht anzunehmen. Über Land begleiten bedeutet doch, von einem festen Standorte aus die Einwohner zu einem entfernter liegenden Gnadenorte führen. In Passau war Procop zweimal, das erste Mal an S. Severin, das zweite Mal am Gnadenorte Mariahülf selber. Von einem Geleiten der Prozessionen können also nur bei dem ersten Aufenthalte die Rede sein. Schlecht paßt auch hierzu der Zusatz „über Land". Daß Procop mit „anderswo" Passau und nur Passau meint, stimmt auch dazu nicht, daß er sonst den Namen seiner lieben Stadt bei jeder passenden Gelegenheit nennt. Das unbestimmte „anderswo" enthält erstens den Begriff einer Mehrzahl, zweitens den der Unwichtigkeit: anderswo, das heißt irgendwo, irgendwann einmal in meiner Jugend und Lehrzeit, als ich noch nicht in angesehenen Städten angesehener Redner war. Hierzu paßt im Tone jene oben zitierte Notiz über Mariazell ganz gut. Sogleich aber zeigt sich auch wieder die schon eben bemerkte Schwierigkeit: wenn Procop Prediger an einem Wallfahrtsorte ist, kann er keine „Processiones über Land begleiten". Aber diese Frage kann doch gelöst werden durch eine Bejahung. Es wird uns nämlich berichtet, daß die von Wien ausgehenden Prozessionen von der Wiener Priesterschaft nur ein Stück geleitet wurden, vielleicht bis zu einem Punkte, wo der von Mariazell kommende Priester den Zug weiter führte. Ebenso ist dann der Rückweg zu denken. So kann also

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Procops Angabe über die Prozessionsführung zusammenstimmen mit einer Tätigkeit in Mariazell. Dasselbe kann nun natürlich auch von dem Passauer Aufenthalte angenommen werden. Dionysius läßt dem theologischen Studium Procops noch eine Vorbereitungszeit vorangehen. Dem abgeschlossenen Studium folgt dann die Predigerlaufbahn, die deutlich in zwei Perioden zerfällt: 1. das Predigen in illustrioribus Germaniae Civitatibus, 2. die auf eigene Bitte aufgetragene Wirksamkeit als Missionär. Die erste Periode umfaßt mehrere Jahre und mehrere Orte. Über die Dauer der Missionstätigkeit wird nichts gesagt, ebensowenig über die darauffolgende Tätigkeit. Ortsnamen werden gar nicht genannt. Es ist also mit diesen Angaben nichts von Bedeutung gegeben.

Wenn wir in Erwägung ziehen, was Bernardus sagt, so können wir dessen Abhängigkeit von Dionysius nicht bezweifeln. Hinzugekommen ist nichts. Auch hier wieder die Einteilung der Predigttätigkeit im zweiten Abschnitte. Eine Unklarheit bringt Bernardus hinein dadurch, daß er aus der Angabe des Dionysius: per plures annos in illustrioribus Germaniae Civitatibus .... semen Evangelicum dispersit, macht: illustriores circuivit Germaniae Civitates concionando; hierdurch gewinnt auch der erste Abschnitt der Tätigkeit als Prediger den Charakter der Missionspredigt. Wenden wir uns wieder an Procop selbst. Er predigte, so wissen wir schon, 24 Jahre. (Vgl. Dominicale Paschale, Praefatio.) Ich setze als Dienstjahre Procops die Zeit von 1634 bis 1659 an und mache folgende Abschnitte: 1634 bis 1637 Mariazell, vielleicht auch noch anderswo; 1638 bis 1641 Mission; 1642 Passau an St. Severin; 1643 bis 1654 Wien; 1655 bis 1659 Passau an St. Paul und Mariahilf. Diese Aufstellung begründe ich folgendermaßen: Procop war 10 Jahre Mitglied der Passauer Bruderschaft (Aestivale, Lectori Benevolo). Aus Passau ging er 1666 nach Salzburg; aber schon 1663 war ihm die Erlaubnis dazu erteilt worden, seit dieser Zeit also kann er nicht mehr zur familia Passaviensis zählen (Mariale 17). Bis 1663 also war Procop 10 Jahre Mitglied der Passauer Kapuziner, und zwar verteilen sich diese 10 Jahre auf 2 Perioden: Procop war zweimal in Passau Prediger (Maria Hülff Lob-Gesang, Vorrede). Wir haben dafür verschiedene Anhaltspunkte. Ein Kapitel fand (nach Analecta Franciscana Quaracchi 1885 1, 70) 1655 statt. 1654 ist Procop (nach Mariale Festivale 14) noch in Wien. Er tritt sein Amt an St. Paul und Mariahilf also 1655 an. Nach Funerale 99 sind weitere Feststellungen möglich: „Mahnet mich gerad an den Wohl-Ehrwürdigen Hochgelehrten Herren Wolffgang Lehner seel. viertzigjährigen Pfarrern bey St. Paul zu Passau/ unter welchem ich fünff Jahr in seiner Pfarrkirchen/ wie auch zugleich bey Maria-Hülff auff dem Berg/ wie wohl unwürdig die Cantzeln und Praedicatur versehen ....." Procop predigt also an den genannten Stellen 1655 bis 1659. Da sein zweiter Aufenthalt in Passau (1655 bis 1663) neun Jahre umfaßt, bleibt für den ersten nur ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jahr übrig (1642), um das integrum decennium zu erfüllen. Procop kam 1655 nach Passau von Wien. Hier in Wien hatte er 10 Jahre als Prediger gewirkt (Patrocinale 774). Rechnen wir von 1654 10 Jahre zurück kommen wir auf 1645. Aber dieser Aufenthalt in Wien wird unterbrochen durch eine Reise nach Italien (1651). Rechnen wir dazu die Vorbereitungszeit, — denn der Orden schickt keinen Geistlichen einfach von der Kanzel weg in wichtigen Angelegenheiten nach Italien, — rechnen wir nach der Rückkehr noch Zeit zur Ausarbeitung und Berichterstattung über das Ergebnis, so müssen wir für die Reise zwei Jahre in Anschlag bringen. Der Wiener Aufenthalt erstreckt sich dann von 1643 bis 1654. — Es ist nun noch die Tätigkeit des Predigers von seinen Anfängen bis 1642 zu bestimmen. Festgelegt haben wir von den 24 Amtsjahren bis jetzt 16, u. zw. 5 in Passau 1655 bis 1659, 10 in Wien 1643 bis 1654 und ein in Passau 1642. Nun ist es fraglich, ob Procop bei seiner zweiten Passauer Amtsperiode länger als bis 1659 gepredigt hat, d. h. noch unter Lehners Nachfolger. Wird diese Frage bejaht, dann kommen zu den 5 Jahren noch 4 hinzu (—1663) und es bleiben noch 4 Jahre für die Anfangstätigkeit Mariazell, Mission; wird sie verneint, bleiben 8 Jahre. Im ersten Falle würde die Tätigkeit Procops als Prediger 1638 beginnen, also 4 Jahre nach Abschluß seiner Ausbildung. Das ist unmöglich. Wir müssen uns somit für die zweite Annahme entscheiden. Bis zu seiner ersten Berufung nach Passau hat Procop schon 8 Jahre gewirkt (1634 bis 1641). Die Angabe des Dionysius, dem theologischen Studium sei ein competens tempus vorangegangen, stützt meine Annahme, daß wir für Procops Ausbildung einen vollen Studiengang festsetzen müssen. Keinesfalls also hat er vor 1634 angefangen zu predigen. Da ich gar keinen Anhalt für ein anderes Arbeitsfeld Procops gefunden habe als die schon mehrmals genannten Orte, lasse ich ihn zuerst in Mariazell wirken, von 1634 ab 3 oder 4 Jahre, je nachdem man die übrige Zeit auf die Missionstätigkeit verteilt. Über seine Missionstätigkeit äußert Procop selber sich durchaus nicht so begeistert wie seine Biographen (Triennale 194): „Vor Jahren hab ich mich brauchen lassen in Missions- und Reformations-Geschäfften/ ich ließ bißweilen einen Eifer sehen/ der mich diese heutige Stunde noch reut/ wünschte ich wäre nicht darbei gewesen." (Diese wichtige Stelle kennt oder nennt Westermayer nicht, wie er ja auch jene Szene im Berliner Dom verschweigt.) An einer anderen Stelle (Decalogale, Discurs 2) findet sich gelegentlich der Erzählung dieser Vorgänge derselbe Ausdruck „brauchen lassen", der eine Mißstimmung enthält, die die Verantwortung für jenes Geschehene nicht tragen möchte. Epithalamium 24 erwähnt Procop ebenfalls seine Missionstätigkeit. Seit 1630 wird von Wien aus wieder fleißig reformiert. Dieses Jahr, das letzte Khlesls, bringt eine große Generalvisitation. Ihre Ergebnisse können nicht gerade glänzend gewesen sein, denn Khlesls Nachfolger Bischof Anton II. Wolfrath (1631 bis 1639) fordert schon 1633 wieder Geistliche „mit glimpflicher modo, gueter manier und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freundtlicher tractation" zur Mitwirkung am Reformationswerk auf. Sogar die Hauptstadt beherbergt noch immer große Scharen von Ketzern, wie eine 1636 veranstaltete Durchsuchung zeigt. Procop nun missionierte in Böhmen und Mähren. Von Böhmen, von Prag erzählt er manchmal — Westermayer zitiert lange Stellen —, Mähren erwähnt er beiläufig, z. B. Juventuale 167: „Wie denn in vilen Ländern der Brauch ist / daß man die todte Cörper offen trägt / wie ichs selber in Böhmen / Mähren / und anderswo gesehen hab." Daß es sich hier um eine Erinnerung aus der Zeit des Zuges mit Mansfeld handelt, ist kaum anzunehmen; vielmehr um die des Seelsorgers, der solchen Leichenzügen dienstlich folgte. In Böhmen waren die Kapuziner 1599 eingezogen. Nur langsam konnten sie sich anfangs von ihrer Hochburg Prag aus entwickeln. Bis 1622 hatten sie nur zwei Klöster gegründet: Budweis und Raudnitz. Als Prediger kommen sie nur in deutschsprachlichen Gegenden in Betracht. Mit der Einsetzung einer Reformkommission für Böhmen 1627 wächst ihre Bedeutung und ihr Einfluß. 1629 wird das bekannte Restitutionsedikt erlassen. 1631 verursachen die Siege der Schweden einen starken Rückschlag der katholischen Sache. Damals werden die Jesuiten aus Prag verwiesen. Indessen ist dies nur eine vorübergehende Erscheinung. Der Stern der Schweden sinkt bald wieder. Daß Procop auf seinen Missionsfahrten nicht nur Volksprediger war, sondern auch Fühlung hatte mit den Höchsten der Erde, geht hervor aus Conjugale 167: „Ich weiß mich wohl zu erinnern/ daß mirs eine Fürstinne in Böhmen vor Jahren steiff fürgeworffen/ und nicht wenig damit gepranget hatt/ womit sie durchauß zu behaupten gedachte/ die Weiber wären besser als die Mannen!" Die Tatsache, daß Procop hier in solchen Kreisen weilt, — das Ganze klingt doch wie eine lustige Neckerei bei der Tafel, — paßt schlecht zu dem demokratischen Charakter seiner Predigten. Man vergleiche die von Westermayer angeführten Stellen, wo er gegen die Tyrannen der Leibeigenen donnert. Vielleicht ist hier also doch nicht von einer Diskussion in aller Freundschaft geredet, sondern von einer wirklichen ernsthaften Disputation mit Mitgliedern eines protestantischen böhmischen Adelsgeschlechtes.

Den ersten Passauer Aufenthalt Procops kennt Westermayer nicht; er ist aber wichtig, weil Procop hier 1642 sein erstes Werk veröffentlicht: „Ehrenkrenzlein Mariae Hülff", eine kleine Sammlung von Marienliedern. Die Geschichten Passaus (Erhard, Geschichte der Stadt Passau, 2 Bände 1864. Schöller, Die Bischöfe von Passau, 1854. Karl Schrödl, Passavia sacra, 1879) wissen nichts von einem Procopius von Templin. Sieglers Geschichte und Beschreibung von Mariahilf (Passau 1862) ebensowenig. Seine Berühmtheit wird von Westermayer kräftig unterstrichen, Kuens Preis des durch alle Welten Berühmten hat ihn wohl hierzu veranlaßt. In Wirklichkeit erwähnt keine Geschichtsquelle weltlicher oder geistlicher Art Procopius von Templin. Bischof von Passau war damals, 1630 bis 1662, Leopold Wilhelm, Ferdinands II. Sohn. Nur sehr selten war er in Passau.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als tüchtiger Feldherr wurde er immerfort gegen die Schweden in Anspruch genommen. Seine Vorliebe für die Passauer Jesuiten ist bezeugt. Westermayer meint, Procop sei wohl auf Fürsprache Leopold Wilhelms, der ihn von Wien her vielleicht gekannt habe, nach Passau gekommen (womit Westermayer immer nur den zweiten Aufenthalt Procops von 1655 ab meint). Diese Annahme ist nicht von der Hand zu weisen, denn Leopold Wilhelm war allerdings von 1630 an einige Jahre zu Studienzwecken in Wien. Man könnte auch schon die Berufung nach Mariazell, dem Lieblingsaufenthalte des Kaisers, auf einen höheren Einfluß zurückführen. Erkennbar sind solche Beziehungen oft aus Widmungen. Procop hat nur vier seiner Bücher bestimmten Personen gewidmet: „Mariae Hülff ob Passau Gnaden Lust Garten" (1660) dem Administrator Johann Hector Schad, „Hertzen Freud" der Abtissin von Niderburg in Passau, „Maria Künigund, Catechismale" dem Erzbischof von Salzburg Maximilian Gandolph (diese Zueignung läßt sich einfach erklären: das gewidmete Buch war geschrieben auf Veranlassung des Erzbischofs), „Tugend-Spiegel" (1679) der Abtissin des Klosters Nunberg zu Salzburg Maria Johanna Francisca von Belingen. Persönliche Motive liegen sicherlich bei der Widmung der „Hertzen Freud" zu Grunde: „ . . . Viler Respect und Ursachen halben (die hie nicht zu melden) niemand andern hiezu erwöhlen wöllen/ als Eure Hochwürd und Gnaden sampt Ihrem gantzen unterhabenden Convent . . .". Leider habe ich über die Geschichte dieser Frau (nach Schöller war sie eine Hildebrand) noch nichts feststellen können.

Als Procop 1643 nach Wien zurückkam, war Ferdinand III. schon das siebente Jahr auf dem Throne seines Vaters. Er hatte dieselbe strenge Religiosität, dieselbe Liebe zu Maria wie jener. Er scheint die Kapuziner den Jesuiten vorgezogen zu haben. Daß des Prinzen bester Vertrauter der Kapuziner Quiroga war, ist bezeugt. Die nun beginnende Tätigkeit Procops bezeichnet den Höhepunkt seines Wirkens überhaupt. Er predigte an der Schottenkirche (Dominicale Aestivale 186. Sanctorale 322.) Wie aus Judicale 367 hervorgeht, wirkte er auch noch im Dienste einer Totenbruderschaft in der „Residenz-Capell." Diese Bruderschaft verdankte ihre Entstehung der Kaiserin Eleonora, der sie 1638 vom Papste bestätigt ward. Die Residenzkapelle befand sich in der Augustinerkirche. Daß Procop schon nach einjährigem Aufenthalte in Passau nach Wien zurückkehrt, ist vielleicht auf den Einfluß Leopold Wilhelms zurückzuführen. Nach der Niederlage bei Breitenfeld beschloß dieser nämlich, auf Kriegsruhm zu verzichten und nur noch seinem geistlichen Stande in Passau zu leben. So kam er Anfang 1643 nach seinem Bischoffitz. Sein kaiserlicher Bruder aber erkor ihn doch wieder zum Führer der Heere, und so mußte Leopold Wilhelm in demselben Jahre wieder zurück in den Kampf. Vielleicht hat er damals Procop mit sich nach Wien genommen. Da Procopus nur von „etlichen Jahren" spricht, die er an der Schottenkirche predigte, wird er zuerst wohl in seiner Kapuzinerkirche gewirkt haben. Hiermit war eine Anknüpfungsmöglichkeit mit dem Kaiserhause gegeben: bei den Kapu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zinern war nämlich Ferdinand II. bestattet, sein Sohn wünschte hier auch einmal begraben zu werden.

Nach der Ruhe der Jahre 1643 und 1644 — eine Ruhe nur in der Sprache der damals herrschenden Begriffe — folgte 1645 ein furchtbares Ereignis, das Wien in die stärkste Aufregung brachte: die Niederlage der Kaiserlichen bei Jankau. Am 6. März traf Graf Melchior Hatzfeld hier auf die Schweden unter Torstensson; er griff an und erlitt eine vollständige Niederlage. Damit war dem Feinde der Weg nach Wien geöffnet. Kein Heer konnte ihm entgegentreten, die Hauptstadt war nicht genügend gesichert. Von Süden und Osten her drohten die Ungarn. Ungeheurer Schrecken überkam die Wiener. Unterhandlungen, Zufälle, Uneinigkeit der Gegner und ähnliche Launen des Kriegsglückes ließen den Kaiser und die Seinen allmählich wieder sicherer auftreten. Noch vier Jahre später (Mariale Festivale 145) erinnert Procop seine Zuhörer an jenes Schreckensjahr 1645. Wer habe damals geholfen? Maria. 1646 stirbt des Kaisers (erste) Gemahlin Maria Anna von Spanien. Procop preist sie (Eucharistiale 22) als Muster der Ehrfurcht vor dem Sakramente des Altars: sie fiel vor ihm in den Staub. Er hat also jedenfalls die hohe Frau bei solchen Feierlichkeiten gesehen; wahrscheinlich in seiner Kirche, vielleicht bei seinen Feiern. Daß Maria die Helferin aus der Not der Jankauer Tage war, stand auch dem frommen Kaiser fest. 1647 spendet er ihr dafür den schuldigen Dank. Am 18. Mai wurde die von Ferdinand „in publico foro Viennae am Hoff genandt" aufgestellte Marienstatue feierlich geweiht. Ganz Wien war zugegen, der kaiserliche Hof, die Geistlichkeit — alle faßten hier noch einmal ihren Dank gegen ihre Retterin zusammen. Martinus Philippus de Convelt beschreibt das Ereignis in seinem Theatrum excellentiarum Sanctissimae Deiparae (Antwerpen, 1655, S. 656 ff.) In Verbindung mit diesem Feste hatte der Kaiser das Gelöbnis auf die Unbefleckte Empfängnis abgelegt. Damit war ein alter Streit zwischen Jesuiten und Dominikanern wieder auf die Tagesordnung gebracht worden. Schon am 17. Mai war (nach Kink) ein Reskript an die Universität gegangen, das zu diesem Dogma verpflichten sollte. In zarter Rücksicht hatte man die Dominikaner hiervon ausgeschlossen. Dies erregte nun vollends den ganzen Zorn der Jesuiten. Jahrelang währt der Kampf der beiden Parteien. Ferdinand steht sichtlich bei den Jesuiten. 1649 ergeht an die Universität wiederum die Aufforderung, die Verpflichtung zur Ablegung der professio immaculatae conceptionis festzuhalten. 1656 endlich ergeht eine Bestimmung, wonach Dekan nur werden kann, wer diese professio abgelegt hat. Die Wirkungen dieser Streitigkeiten haben auch bei Procop Spuren hinterlassen. War er doch Marienprediger! Wie leicht konnte er dabei nach irgend einer Seite hin Anstoß erregen. Im Mariale sichert er sich durch Anmerkungen.

Während die Geistlichkeit in Wien ihre Streitigkeiten ausfocht, bekam Deutschland 1648 den gewünschten Frieden. Die letzten Jahre des Krieges waren für den Kaiser nicht günstig gewesen; auch bedeutete

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Friedensschluß noch nicht den Abschluß aller Feindseligkeiten. So mag es sich erklären, daß damals von einem friedejauchzenden Wien eigentlich nicht geredet werden konnte. Die Geistlichkeit konnte mit dem Ergebnis des langen Krieges auch nicht ganz zufrieden sein. Mußten sich doch die Wiener Theologen, unter ihnen Quiroga und Caramuel von Lobkowitz, dazu verstehen, in Münster eine Instruktion zu befürworten, die die dauernde Abtretung der geistlichen Güter zugab. Procop erzählt vom Kriege nur wenig, vom Friedensschlusse gar nichts. Er erwähnt aus dem so wichtigen Jahre ein recht unwichtiges Ereignis: den Einzug Ferdinands mit seiner zweiten Gemahlin Maria Leopoldine von Tirol. (Sie starb schon im nächsten Jahre.) — Das Jahr 1649 bringt große Studentenkrawalle. Gewiß hat Procop damals jene Predigten gegen das „Raufen, Saufen, Händel suchen, Gassatengehen" usw. von seiner Kanzel gedonnert. Verbunden mit diesen Raufereien waren Judenhetzen. Unwillkürlich denkt man an solche Zustände, wenn man bei Procop Klagen liest über die Hofjuden, die frei in den fürstlichen Audienzzimmern ein- und ausgehen dürfen wie kein anderer Mensch.

Westermayer schildert in warmen Tönen Procops aufopfernde Tätigkeit inmitten der furchtbaren Pest in Wien im Jahre 1649. Aber damals war gar keine Pest. Alles, was Westermayer erzählt, paßt auf das furchtbare Jahr 1679. Die Daten 1649 und 1679 kann man bei flüchtigem Lesen ja auch leicht verwechseln. Die Predigt in Mariale Festivale 24 können wir auf 1649 festlegen, weil Procop von der vier Jahre zurückliegenden Jankauer Schlacht spricht; von der Pest spricht er hierin ebensowenig wie an anderen Stellen. Jene Predigt zeichnet sich aus durch eine frische, fröhliche Stimmung. Das Jahr 1651 entführt Procop aus Wien nach Rom. Westermayer meint, wegen seiner vorzüglichen Kenntnis der italienischen Sprache habe man Procop ausgewählt, in Italien Ordensangelegenheiten zu ordnen. Dies ist nicht zu erweisen. Procop zitiert in seinen Predigten manchmal Italienisches; übrigens wurde damals in Wien häufig italienisch gesprochen: es war die Verkehrssprache des Kaisers mit den Fremden an seinem Hofe. Die Orden hatten immer ein starkes italienisches Element. — Procop verließ Wien im Frühling oder Sommer des Jahres 1651. Denn er sah hier noch den Kaiser mit seiner dritten Gemahlin einziehen (30. April 1651). In welcher Angelegenheit mag Procop nach Italien gegangen sein? Daß damals der Orden der österreichischen Provinz besonders wichtige Geschäfte mit Rom hatte, ist aus den Quellen zur Kapuzinergeschichte nicht zu ersehen. Es wurde in jener Zeit an der Gestaltung der Klöster in Italien viel gearbeitet, wobei — wie es nach Bullarium 6 scheint — auswärtige Kleriker herangezogen wurden. Doch nützt uns diese Feststellung wenig. Ehe nicht die geistlichen Archive Österreichs ihre Schatzkammern öffnen, werden solche Fragen nicht beantwortet werden können. Auch Westermayer hat, so scheint es, in Wien hierüber nichts erfahren. Merkwürdig finde ich, daß ein einfacher Predigtbruder nach

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rom geschickt wird, um dort Ordensangelegenheiten zu ordnen. Er kann ja aber auch einen hohen Herrn seiner Gemeinschaft begleitet haben. Vielleicht nahm er schon damals an Kräften ab, sodaß er, eine Zeitlang seiner anstrengenden Tätigkeit in der Hauptstadt entbunden, sich durch eine Pilgerfahrt nach Rom zu neuen Taten stärkte. In eigener Angelegenheit, etwa der Drucklegung seiner Werke wegen, hat er die Reise wohl kaum unternommen. Dies würde er sicher in seinen Vorreden erwähnen. Den Papst (Innozenz X.) hat Procop gesehen (Encoeniale 214). Ob er von ihm in Audienz empfangen wurde, ob er den Stellvertreter Christi nur gelegentlich einmal sah? Procops Worten nach kann man eine Audienz nicht recht annehmen. Der so Geehrte würde davon doch wohl öfter und begeistert sprechen. — Auf der Reise nach Italien durchstreift Procop Steiermark, Kärnten, Krain. In der Steiermark konnte er seine helle Freude haben an der Ausbreitung und Beliebtheit seines Ordens. Den Höhepunkt der Reise bildet der Eintritt und Aufenthalt in Italien. Daß der Dichter in Procopius hier nicht erwachte, hören wir von seinem eigenen Munde: er wandelte ja 1659 einfach seine Conciones in Cantiones.

Italien (Loreto, Assisi, Rom) war für Procop die Verwirklichung, Versinnlichung, Verkörperung des katholischen Gedankens. Glich seine ganze Wanderung einem gleichmäßigen Aufstiege, so war er hier auf der Höhe angelangt.

Den Rückweg nahm Procop über Graubünden (Sankt. 41), der Kapuziner Hochburg. (Daß man ihm dorthin wichtige Aufträge mitgegeben hatte, kann Westermayer nicht beweisen.) Er ging dann nach Norden, sicher über Einsiedeln, vielleicht von hier nach Osten: etwa über Innsbruck, Salzburg, Mariazell; oder vielleicht über Einsiedeln hinaus und dann gerade nach Osten über München. Die ganze Reise hatte nur Gebiete durchlaufen, in denen der Katholizismus in höchster Blüte stand. In Wien finden wir Procop wieder an der Schottenkirche beschäftigt. Eine Angabe Procops hierüber hat Westermayer zu einem wichtigen Irrtum veranlaßt (Mar. Fest. 14): „Fui praesens, quando Imperator Ferdinandus III. personaliter huic oppinioni,[1]) suo et totius Austriae nomine, in publico foro Viennae, am Hoff genanndt, sub pedibus statuae D. V. Mariae, solemni voto se obstrinxit in hac ipsa die immaculatae Conceptionis 1654. horâ nonâ antemeridianâ: cuius etiam vigiliam cum jeiunio, ac festum ipsum quotannis solennissime celebrari jussit, annuentibus omnibus, nimirum Viennensi Episcopo, Clero, Religiosorum Ordinibus, ac Statibus; in Ecclesia Divae Virginis ad Scotos nuncupata agebam tunc indignum Concionatorem." Westermayer bemerkt hierzu: „Einen glänzenden Abschluß fand die Kanzeltätigkeit des Pater Procop in Wien am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariens 8. Dezember 1654. An diesem Tage beging man die

[1]) Unbefleckte Empfängnis.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erinnerungsfeier an die Errichtung des Marmorbildes der Immakulata, welches 1647 Ferdinand III. vor der Kirche Am Hof hatte aufstellen lassen, und unser redegewandter Kapuziner hielt bei diesem Anlasse in der Schottenkirche in Gegenwart des Kaisers und einer großartigen Versammlung die Festpredigt, wie er selbst in einer Anmerkung des Mariale (die eben von mir zitierte Stelle) uns bezeugt. Die hier vorgetragene Kanzelrede ist uns mit mehreren anderen Predigten auf dasselbe Fest noch aufbewahrt." Indessen ist hiervon gar nicht die Rede. Nach Convelt (Theatrum excellentiarum SS. Deiparae) hielt damals die Festpredigt ein Jesuit, Procop wird in dem ausführlichen Berichte nicht erwähnt. Möglich ist ja, daß er damals gelegentlich dieser Feier eine Festpredigt in der Schottenkirche hielt. Hätte dies aber im Rahmen des eigentlichen Festprogrammes stattgefunden, dann wäre es auch überliefert. Ich werde gleich noch einmal auf das Concionatorem agere zurückweisen, das keinen bestimmten Predigtakt meint, wie Westermayer denkt, sondern nur Predigttätigkeit überhaupt. Die Beziehungen, die Westermayer an seine Interpretation zwischen Procop und dem Herrscherhause herstellt, sind durchaus hinfällig. Daß ein Werk (Triennale) dem Kaiser gewidmet ist (Westermayer erwähnt dies nicht), beweist nichts; denn diese Widmung geht allein vom Verleger Mayr aus und ist ein Dank für das Privileg auf Procops Hauptwerke. Hätte Procop wirklich die von Westermayer angenommenen und immer wieder betonten Beziehungen zum Wiener Hofe gehabt, dann wäre wohl etwas ganz anderes aus ihm geworden. Aber man bedenke: kein zeitgenössischer Bericht kennt ihn, sein Biograph weiß nichts von fürstlicher Gunst, seine eigenen Werke reden nie davon, fast jeder Veröffentlichung geht eine langwierige Korrespondenz mit den Vorgesetzten voraus, Unterstützung ist nicht zu erlangen, dieselben Schwierigkeiten werden der Übersiedlung in eine benachbarte Provinz entgegengesetzt; von Wien kommt Procop nach Passau auf eine Stelle, die wegen ihrer Schwierigkeiten gefürchtet ist, zeitlebens bleibt er Priester und Prediger, — ich meine, kaiserliche Gunst hätte sich wahrlich anders bezeugt. Das eine ist an Westermayers Bemerkung richtig, daß ungefähr 1654 die Tätigkeit Procops in Wien ihr Ende fand. Wie ich schon bemerkte, wurde er nach dem Kapitel zu Linz nach Passau versetzt. Mit der Übersiedlung nach Passau beginnt das Finale von Procops Tätigkeit. Sicher ist, daß er seine Hauptwerke fertig nach Passau mitbrachte, das heißt die Predigten, die er als Missionär in Wien (auch in Passau während des ersten Aufenthaltes 1642) gehalten. Seine Tätigkeit an seinen Werken gestaltet sich in Passau demnach so: während der Zeit einer ersten Ruhe nach langem, aufreibendem Kanzeldienst hat die Reise nach Italien ihn auf sein Werk als ein vorliegendes Ganzes zurückschauen lassen. Der Gedanke, es weiteren Kreisen zum Lobe Gottes zugänglich zu machen, kommt ihm, der zum ersten Male außeramtlich die freie Wirkung der Literatur ins Volk erkennen kann. Er kommt nach Passau, in Gedanken an sein Werk.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er hält viele Predigten noch einmal, flicht neue ein (am Mariale zum Beispiele nachzuweisen), bessert und stilisiert, so daß hier, wo der Geistliche sich mehr mit sich selbst beschäftigen kann, fern vom nervenanstrengen Trubel der Großstadt, das Ganze zum Drucke heranreift. Passau hat für das Opus Procops nur noch eine sekundäre Bedeutung. Was Westermayer meint: „Seit seinem Aufenthalt zu Mariazell waren die Saiten der Dichtkunst in seiner Brust verstummt; auf dieser anderen begnadeten Höhe erklangen sie abermals in volleren und reicheren Tönen. Nicht weniger als 94 Mariengedichte entstanden hier innerhalb der ersten drei Jahre seines Wirkens", das ist ganz poetisch gedacht, aber in allen Punkten falsch. Wenn ich eben bemerkte: die Reise nach Italien als eine Zeit der Ruhe habe Procop vielleicht erst auf sein Werk hingewiesen, so beansprucht dies natürlich nicht den Charakter einer restlosen Erklärung. Hinzufügen will ich noch, daß seit etwa 1650 ein Steigen in dem Erscheinen von Erbauungsschriften zu bemerken ist. Einerseits mag das Ende des Krieges dabei wirksam sein (so plötzlich, wie Scherer will, machte sich der Friede nicht bemerkbar); vor allem aber läßt um diese Zeit die Ketzerpolemik nach, das Ende der Gegenreformation fällt ungefähr mit dem des großen Krieges zusammen. Der Marienstreit hatte eine Reihe von Schriften hervorgerufen, er lenkt die Aufmerksamkeit eine Zeitlang ganz auf Maria, und so kommen — was noch wichtiger als der Streit selber ist — allmählich auch wieder Erbauungsbücher über Maria heraus, die einen größeren Leserkreis suchen. Die Marienliebe Procops wird am besten erläutert durch ein Ereignis, das in die Zeit des Passauer Aufenthaltes fällt, durch eine Marienvision. (Astiv. Lectori Benevolo.) Der Vorgang ist dargestellt auf einem Stich zum Marivale. In der Ausgabe 1665 heißt es: „Von dem Emblemate oder Kupffertitul deß Buchs ist jetzt nicht Zeit zu reden/ ein andersmal kan der günstige Leser auch satisfaction haben."

Für den Druck seiner Gedichtbände hatte Procop die Hilfe vermögender Gönner gefunden, und zwar ist er deren Hilfe schon gewiß gewesen *vor* der Umdichtung des Ganzen, — denn auf gut Glück hin hätte er diese schwierige Arbeit nicht unternommen; entweder also ist er durch den Rat eines solchen Freundes zu der Umschrift angeregt worden oder er hat einige Proben vorgetragen, um damit zu werben. Man kann sehr wohl annehmen, daß der Gedanke, die Predigten in erbauliche Lieder umzuwandeln, von einer *Frau* ausging, die durch einige gehörte Proben begeistert worden war: von der Äbtissin des Klosters Niederburg in Passau, Maria Kunigunde. Ihre Unterstützung hatte entweder darin bestanden, daß sie ihre Beziehungen zu irgendwelchen reichen Leuten ausnützte, oder — was nach dem Wortlaute der Widmung noch wahrscheinlicher ist — daß sie selben mit ihrem Stifte die Druckkosten bestritt. Von den 1661 an erscheinender Predigtbänden trägt keiner mehr eine Widmung. Procop ist also niemand mehr verpflichtet. Die drei Liederbände hatten einen so glatten Absatz gefunden (was Procop auch in einigen Vorreden fest-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stellt), daß der Verleger auf seine Kosten kam und nun auch den Druck der Predigten wagte. 1661 bis 1663 erscheinen die Opuscula 1 bis 5 bei Höller in Passau; 1663 Opusculum 6 bei Joh. Bapt. Mayr in Salzburg, 1664 Opusculum 7 wieder bei Höller, 8 bei Mayr, 1665 9 bei Höller, 10 bei Mayr, 1665 Opuscula 1 bis 12 in drei Quartbänden bei Jäcklin in München. Für die in Salzburg erscheinenden Werke konnte der Autor keine Korrekturen lesen, da er nicht am Orte der Druckerei war. Das verursachte natürlich zahlreiche Fehler. Es gab da nur zwei Auswege: entweder Procop verzichtet auf Mayr und läßt wieder in Passau drucken oder er übersiedelt nach Salzburg. Im Sinne Procops ist natürlich nur das Letzte. Davon konnte er auch die Oberen überzeugen. Er ist nun 53 bis 54 Jahre alt, hat seinen festen Schatz an Predigten, also seiner Passauer Gemeinde nicht mehr viel Neues zu sagen. Viel aber kann er der Menschheit nützen durch die Verkündigung der Ehre Gottes durch seine Werke, deren Erfolg sich schon erwiesen hat. In Passau erscheinen sie gleichsam unter Ausschluß der Öffentlichkeit, von Salzburg aus dringt sein Ruf unendlich weiter. Wie lange überhaupt wird er noch das Wort verkünden können? Nimmt er doch ständig an Kräften ab. So scheint es also in der Tat das Beste, Procop Urlaub nach Salzburg zu gewähren. (Mar. 1667 [17].) Die Lizentia des österreichischen Provinzials traf erst 1665, die des bayrischen gar erst Jänner 1666 ein (Mar. 1667 [7]). 1666 übersiedelt Procop nach Salzburg, im Alter von 57 Jahren. Hier lebt er nun nur noch seinem Werke. Neuauflagen erscheinen, um den nun bekannten und gerühmten Schriftsteller drängen sich drei Verleger. Als erstes von Procop in Salzburg korrigiertes Werk erscheint 1667 in seiner Neuauflage das Mariale in Folio. Das gibt Procop den stolzen Gedanken ein, weitere Folioausgaben erscheinen zu lassen (Dom. Aestiv. Lectori Benevolo). Aber fast erschrickt er selber vor der Größe dieses Werkes, wenn er sein Leben überblickt und rechnet, wieviel ihm wohl noch blühe. 1668 erscheint ein zweiter Folioband, die zweite Auflage des Sanctorale. Dann wird die Reihe bis 1676 unterbrochen durch Quartausgaben. Das Dom. Pasch. wird 1669 neugedruckt. Bei der Arbeit daran wird Procop Zeuge eines entsetzlichen Unglückes: er sieht von seinem Arbeitszimmer aus einen Schiffsuntergang auf der Salza.

Vielleicht hatte Procop die Absicht, auch die zweite Auflage des Aestivale in Folio herauszubringen, und ist hiervon durch jenes Unglück abgekommen. Es war schon im Juli, ein neues Werk lag schon wieder im Manuskript vor; da hat er dann schnell inmitten der Aufregungen das Schmerzenskind ohne viele Änderungen und Zusätze (so liegt es tatsächlich vor) in die Druckerei gegeben. — Die Werke kommen von nun an spärlicher. Das liegt aber hauptsächlich daran, daß Procop jetzt noch ganz neu schafft. 1670/1671 erscheinen zwei Bände, die noch auf alten Predigten beruhen. 1674 bringt zwei Riesenwerke: das tausendseitige Patrociniale und das Catechismale, sechs Bände mit durchschnittlich 500 Seiten. Dieses Werk ist damals, etwa erst 1672

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bis 1674, entstanden, und zwar auf Wunsch des Erzbischofs von Salzburg. 64jährig unternimmt Procop, ein Werk für die Jugend zu schreiben. 1676 erscheint dann wieder ein Folioband von 1200 Seiten. Und sofort macht sich der Unermüdliche an ein neues Werk: 1678 erscheint in einem stattlichen Bande von ungefähr 1000 Quartseiten das Sacrum Epithalamium, geschrieben zu Ehren der Erzbruderschaft Adorationis Perpetuae, die am 27. Dezember 1674 gegründet war; also auch dies eine Schöpfung jener Siebzigerjahre. Da der Gründer der Bruderschaft ein Bayer war (Herzog Ferdinand), lag es für Procop nahe, das Werk seinem alten Münchener Verleger zu übergeben. Schon im nächsten Jahre erscheint ein neues Werk, ebenfalls damals erst geschrieben „Der Tugendt-Spiegel", ein Duodezbändchen von 400 Seiten, das in Form von Diskursen die heilige Ehrentrud verherrlicht. Die Vorrede verheißt ein Gegenstück dazu: einen heiligen Rupert.

1680 stirbt Procop in Linz. Sei es, daß er, sein Ende fühlend, in den Alterskonvent seiner Heimatprovinz eingekehrt war, sei es, daß man ihn zurückgerufen hatte. Denn erfüllt war, was sein Salzburger Aufenthalt bezwecken sollte: die Ausgabe seiner Werke. Sein Urlaub war abgelaufen.

Mir hat geträumt . . .

Von Richard Seyß-Inquart.

Mir hat geträumt: Ich lag im Grab,
Mein Tag war still verglommen,
Und was ich auf Erden gelitten hab',
War längst von mir genommen.

Die Sehnsucht schwieg, die mit heimlicher Macht
Meine einsamen Stunden umsponnen,
Und was mir wie Glück in mein Leben gelacht,
War längst verweht und zerronnen.

Da kam das Wunder. — Der Erde Schoß
Begann zu tönen und glühen,
Aus meinem Herzen löste sich los
Ein flammengewaltiges Blühen.

Und Rosen auf Rosen quollen hervor
Aus dunkel verborgenen Tiefen,
Dazwischen im wonnezitternden Chor
Begnadete Geister riefen:

„Und trägt dein Herz ein Dornenkleid
Im Leben, im sternenlosen, —
Die ewige Liebe wandelt dein Leid
In leuchtende Himmelsrosen . ."

So sang es und klang es, und meine Nacht
Ward erfüllt von dem hohen Liede,
Und als ich aus seligen Träumen erwacht,
Umfing mich ein sonniger Friede.

Da schien mir mein Leben trotz Bangnis und Qual
So reich und so trostdurchdrungen,
Da folgte mir segnend durch Berg und Tal
Das Lied, das die Engel gesungen:

„Und trägt dein Herz ein Dornenkleid
Im Leben im sternenlosen, —
Die ewige Liebe wandelt dein Leid
In leuchtende Himmelsrosen!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entwicklungsrichtungen in der Geschichte der Religion.

Von Dr. Fr. Neklapil.

Theismus, Animismus, Erlösungsidee bilden die Grundlagen des religiösen Lebens der Menschheit; aber diese drei Grundlagen gehen auf eine noch höhere Einheit zurück.

Der Gott „im Himmel" im Gegensatze zur Menschheit „auf Erden", so lautet die kindliche Urformel des Glaubens an eine transzendente Weltursache, ein Glaube, der allein gegenüber sonstigem Götterglauben über die ganze Welt verbreitet und selbst bei den primitivsten Völkern vorhanden ist. Aber auch dort, wo unser Empfinden von tiefen Stufen religiösen Lebens spricht, ist der Glaube an die Transzendenz des Göttlichen vorhanden. Nicht jeder Stein ist fähig, Gegenstand des Fetischkultes zu werden; nur der unter auffälligen Umständen gefundene oder der auffällig geformte gilt als von den Geistern bezeichnet und zu ihrer Wohnung erkoren; und nicht den Stein als solchen betet der Fetischdiener an, sondern den in ihm wohnend gedachten Geist. Derselbe Gedanke an eine transzendente, jenseitige Welt beherrscht den Animismus. Die Seelen der Verstorbenen gehen zur Sonne, zu den Vorfahren, zum Götterberg, in ein Totenreich, kurz dorthin, wo man das Göttliche anwesend denkt. Aber auch die irdischen Schicksale des Menschen werden durch die transzendente Weltursache gelenkt gedacht, die schließlich allein dem Menschen in seinen Nöten Hilfe und Erlösung spenden kann. Diesem Glauben entstammen Gebete und Opfer sowie jene Zeremonien, durch welche man Ratschläge und Hilfe bezüglich der Zukunft erlangen, ja erzwingen zu können hofft. Auch der Erlösungsgedanke wurzelt demnach in dem Glauben an eine transzendente Weltursache. Dieser Glaube der Menschheit ist daher die letzte Grundlage ihres religiösen Lebens. *Nach der religionsgeschichtlichen Erfahrung besteht also die Religion in der theozentrischen Orientierung des menschlichen Lebens.* Je weiter wir in der Religionsgeschichte zurückgehen, um so einfacher und kindlicher, aber auch um so reiner und allgemeiner tritt uns diese Grundlage religiösen Lebens entgegen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von dieser am Beginne der Religionsgeschichte feststellbaren Erscheinung führen zwei ganz entgegengesetzt laufende Entwicklungsreihen zeitabwärts. Wir hören die Naturvölker so häufig sagen, daß der Himmelsgott ihnen ferne sei, sich um sie nicht kümmere. Die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens, das unmittelbar in ihr Leben eingreift, gibt ihnen Anlaß, hier ihnen nähere Götter zu suchen. Aber noch wirkt in ihnen die Überzeugung von der Transzendenz des Göttlichen mächtig fort; daher ehren sie nicht die tote Naturkraft, sondern sie denken sich die Natur von zahllosen Geistern bewohnt, denen nunmehr ihre Verehrung gilt. Aber auch die Geister der Ahnen, die durch Familienbande mit ihnen verknüpft waren, erscheinen diesen Völkern näher als der transzendente „Himmelsgott". Die Ahnen- und Naturgeister erscheinen als Mittler zwischen ihm und den Menschen. Ihre Verehrung tritt in den Vordergrund, oft so stark, daß der „Himmelsgott" ganz vernachlässigt wird. Einfachere Völker, die keine tiefere Differenzierung der Naturkräfte beachten, benennen die einzelnen Naturgeister nicht oder nur auf Grund ihrer Phantasie, die naturgemäß für eine überwältigende Fülle von rasch sich ändernden Vorstellungen sorgt. Völker mit vertiefter Naturbetrachtung nennen die Geister nach den beobachteten Naturdingen und Naturkräften. Hier tritt die Mannigfaltigkeit der Subjektivität als götterbildende Macht auf. Die Kulte werden zeitlich, örtlich, volklich gefärbt und ziehen den Kult des „Himmelsgottes", wo er nicht gar zu sehr in den Hintergrund getreten, in Mitleidenschaft. Die Naturgeister werden durch Natursymbole, die Ahnengeister durch menschliche Symbole dargestellt, schließlich die Grenzen zwischen beiden verwischt. Die eine religiöse Weltidee bricht sich in zahllose Einzeldarstellungen und ist zersplittert. Doch noch näher zu sich zieht der Mensch das Göttliche. Die Beziehungen der Geister untereinander werden nach den menschlichen beurteilt, die Naturereignisse in menschlich-psychologischen Verknüpfungen der Geisterwelt begründet gedacht, — es entsteht die Mythologie. Immer mehr wird das Weltgeschehen in menschlicher Perspektive geschaut, der Mensch so sehr das Maß göttlicher Dinge, daß selbst seine Leidenschaften und Laster sowie seine politischen Schicksale in die Götterwelt projiziert werden. Von da ist nur ein Schritt zur direkten Apotheose des Menschen. Die theozentrische Orientierung des menschlichen Lebens ist umgestürzt, bis auf die Terminologie und geringe Überreste aufgelöst; die anthropozentrische Orientierung des Menschenlebens ist zur Geltung gelangt. Dieselbe Richtung nimmt die Entwicklung des Animismus. Das Diesseits wird für die Zielrichtung des menschlichen Lebens ausschlaggebend. Genau so wie beim Gottesbegriff wird auch hier die Transzendenz nicht einfach aufgegeben; ja das Mystische des Todes erhält den Glauben ans Jenseits ziemlich lange, noch länger die Jenseitsgebräuche im Totenkult. Allein die Diesseitsorientierung des Lebens wird unverkennbar. Der Tote wird über seinen Hingang zürnend gedacht;

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gewaltsam muß man seine Versuche der Rückkehr verhindern; mit stürmischer Leidenschaft beklagt man seinen Tod, um ihm den Beweis zu liefern, daß man keine Schadenfreude empfinde. Ein prunkvolles Begräbnis, auserlesene Gaben sollen ihn versöhnen, damit er nicht schade; man fürchtet sich vor ihm und wagt es nicht, seinen Namen zu nennen. So sehen wir im Animismus zwei entgegengesetzte Richtungen, oft bei einem Volke, unvermittelt nebeneinander: die Jenseitshoffnung und die Pietät vor den Ahnen — die Jenseitsscheu und die Ahnenfurcht. Erstere wurzelt in dem lebendigen Glauben an die Transzendenz des Lebenszieles, letztere im Diesseitsglauben. In der Entwicklung der Erlösungsidee zeigt sich dieselbe Tendenz; nicht die Sünde, sondern die physische Not allein wird Gegenstand der Erlösungshoffnung, nicht die Versöhnung der Gottheit, sondern das physische Wohlsein des Menschen ist ihr Inhalt; Gebet und Opferdienst treten zurück oder werden nunmehr von den offiziellen Personen ohne innere Anteilnahme des Volkes gewohnheitsgemäß verrichtet; Mantik, Magie überwuchern, oft mit Ausschluß jedes Gedankens an eine überweltliche Macht oder als Theurgie, die die Gottheit direkt zum Sklaven des menschlichen Willens herabsetzt. So erweist sich die anthropozentrische Orientierung des Menschenlebens auch auf diesen Gebieten als religionszerstörend. Dieses Streben des Menschen, das Göttliche in die menschliche Sphäre herabzuziehen, ist, psychologisch gewertet, das Produkt jener Eigenliebe, die wir ganz ähnlich in den viel geringeren Dimensionen des Alltags wirksam sehen; diese Willensrichtung schlägt die Vernunft in ihre Fesseln und stürzt sie in folgenschwere Irrtümer. Sie löst die Religion allmählich auf, sie führt zu krankhaften Auswüchsen des religiösen Lebens. Die durch sie verursachten religiösen Bildungen sind kein naturgemäßes Produkt des religiösen Lebens, die etwa, wie neuere Psychologen wollen, die krankhafte Wurzel der Religion verraten, sie sind dasselbe auf religiösem Gebiete, was pathologische Bildungen auf dem organischen sind.

Die anthropozentrische Weltauffassung ist, wie wir gesehen haben, in ihrem innersten Wesen antireligiös, sie ist die Grundlage dessen, was wir Heidentum nennen.

Nur auf einen verhältnismäßig engen Kreis beschränkt erscheint anfänglich jene Entwicklungsreihe, in der wir bei näherem Zusehen eine folgerichtige Weiterführung der theozentrischen Religionsideale der Menschheit erkennen. Die heiligen Urkunden des jüdischen Volkes zeigen deutlich eine aufwärtsführende religiöse Entwicklung, aber ebenso deutlich, daß sie selbst nicht das einfache Produkt der Volksentwicklung sind, sondern einem schweren Kampfe gegen die anthropozentrischen Neigungen auch dieses Volkes ihre Fortdauer verdanken. Diese in der Religionsgeschichte einzigartige Entwicklung wurde also keineswegs vom Volke getragen, weder

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unmittelbar noch mittelbar durch geistige Führer, die etwa eine im Volke schlummernde Idee mit geistigem Scharfblicke erkannt und zum Leben erweckt hätten, wie Kung-fu-tse, Zarathustra. Erst die Katastrophe des Jahres 586 hat breitere Massen des Volkes und seiner Führer zu den theozentrischen Religionsidealen ihrer heiligen Bücher in freundlichere und dauerndere Beziehungen gesetzt, und diese breiteren Massen repräsentierten doch nur einen geringen Bruchteil des ganzen israelitischen Volkes, die übergroße Mehrheit ging unter — im Heidentum; so hart war auch hier der Kampf gegen die anthropozentrischen Neigungen der menschlichen Natur. Und selbst bei dem treugewordenen Teile des Volkes sind diese Neigungen mit nichten vollständig besiegt. Der Gegensatz zu den heidnischen Besiegern hatte die Liebe zu dem Gesetze der Väter geweckt; an dieser erwachenden Liebe zum Gesetze hatte einen guten Anteil die Liebe zur eigenen Nationalität, deren Stolz empfindlich gedemütigt worden war; man erkannte in dem Gesetze die Überlegenheit, die es dem politisch unfreien Judenvolke über seine Bedrücker gab; nicht immer war es die reine Hingabe an Gott, die die Treue zum Gesetze schuf, sondern oft genug der gekränkte Stolz, der sich instinktiv dort anklammerte, wo er deutlich eine geistige Überlegenheit über den politischen Sieger fühlte: das Gesetz, das den Juden vom Heiden unterschied, wurde ein Heiligtum nationalen Empfindens, ein breiter Zaun wird um das Gesetz gelegt, der die Kluft zwischen Juden und Heiden noch größer gestalten soll. Und dieser „Zaun" des Gesetzes hob stärker den Buchstaben als den Geist des Gesetzes hervor, weil der Buchstabe sinnenfälliger, wenn auch nicht tiefer unterschied als der Geist. Wie sehr die nationale Eigenliebe über die Hingabe an Gott überwog, zeigte der gewaltige Einfluß, den sie auf die Erfassung der Erlösungsidee der heiligen Urkunden des Volkes geübt hat. Die gigantische Idee der Propheten: eine durch ein persönliches Opfer des Messias zu bewerkstelligende Versöhnung der Menschheit mit Gott, dessen Zeuge und Herold das jüdische Volk als Priestervolk des Messias zu sein berufen war, um den unerlösten Brüdern die frohe Kunde zu bringen, tritt ganz in den Hintergrund; man erwartet im Messias einen politischen Führer, der die Beherrscher des Volkes besiegen und die besiegten Heiden dem siegreichen Volke zu Füßen legen wird; statt der Ewigkeitsperspektive des Propheten die zeitliche Perspektive gekränkten Nationalstolzes. Der gebeugte politische Ehrgeiz des Volkes wird zum Maßstab, an dem der kommende Messias gemessen werden wird, eine neue Form der anthropozentrischen Richtung religiöser Entwicklung im Pharisäertum. Daneben tritt aber auch die gröbere Art dieser Richtung bei den Sadduzäern auf, die an der Jenseitshoffnung des Menschen irre zu werden beginnen. Und so sehen wir das jüdische Volk jenen Mann verwerfen, der unbestrittenermaßen der weltgeschichtliche Besieger des Heidentums auf religiösem Gebiete geworden ist, und Männern folgen, die sich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für den erwarteten politischen Messias ausgaben, die dem Maßstabe entsprachen, den das Pharisäertum an den Messias anzuwenden entschlossen war, — und die das Volk zu einer zweiten Katastrophe in seiner Geschichte führten. Man wußte, daß die von den Propheten angekündigte Zeit des Messias gekommen war, darum folgte man jenen Männern, die die politische Messiasidee des Pharisäertums in sich zu verkörpern erklärten; man übersah, nachdem diese politische Messiaserwartung durch die Katastrophe als falsch erwiesen war, daß man vor einem ernsten Dilemma stand: da der Messias um jene Zeit nach den Schriften der Propheten kommen mußte, konnte nach dem Zusammenbruch der politischen Messiasidee nur mehr die Person Jesu, die man mit Leidenschaft abgelehnt hatte, als der Messias in Betracht kommen, — oder aber man mußte an seinen eigenen Urkunden irre werden. Vor dieser ernsten Alternative steht das Judentum heute noch und es wäre sehr lohnend, zu untersuchen, wie es daran vorbeizukommen sucht, weil der Nationalstolz die Lösung dieser Alternative nicht gestattet. So mußte denn auch die mit Christus anhebende Fortentwicklung des theozentrischen Religionsgedankens im Gegensatz zum jüdischen Volke geschehen, wie dies bei Entstehung der ersten Urkundenreihe der Fall gewesen war. Es bedürfte einer zusammenhängenden, umfangreichen Darstellung, wieso das Christentum, religionsgeschichtlich betrachtet, den Höhepunkt der theozentrischen Religionsentwicklung bedeutet. Diese kann nicht in der gedrängten Kürze eines Artikels geboten werden. Nur zwei Momente seien hervorgehoben: die Religionsgeschichte lehrt, wie allmächtig in der Menschheit die anthropozentrische Richtung ist und wie unsagbar schwer sich die Menschheit zu jener geistigen Objektivität erhebt, die nicht mehr durch die engen Fesseln des eigenen Ich beschränkt wird. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint die Kirche Christi als ein geradezu notwendiges Institut, wenn die theozentrischen Ideale von der Subjektivität des Individuums oder einer Nation unberührt bleiben und ihre Leitung, ihr Schutz durch den göttlichen Intellekt, wie Christus verheißen hatte, ein unerläßliches Postulat, wenn die theozentrischen Religionsgedanken der Menschheit erhalten werden sollen, ein Postulat, gegen welches die anthropozentrische Neigung der Menschheit immer einen leidenschaftlichen Kampf führen wird. Mit einer wahren Verehrung aber liest der Religionshistoriker, der die Verheerungen der anthropozentrischen Neigungen der Menschheit einsehen gelernt hat, die Worte Christi, die eine übermenschlich tiefe Erkenntnis der menschlichen Natur verraten: „Wenn jemand mir nachkommen will, so verleugne er sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Denn wer sein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber um meinetwillen sein Leben verlieren wird, der wird es erhalten. Denn was nützte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, aber an seiner Seele Schaden litte?“ (Matth. 16, 24—26.) Und er begreift die Bedeutung des Ereignisses in Golgatha

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch in der volkserzieherischen Bedeutung, die die Worte Christi selbst andeuten. Hier liegt die Hauptforderung des Christentums. — Es ist aber auch auf Grund unserer Betrachtungen leicht einzusehen, daß die Geschichte des Christentums zum Unterschiede vom Heidentum Konflikte mit demjenigen Staatsgedanken meldet, der in dem Staatsgebilde den Gott auf Erden sieht, und warum jene Entwicklung, die im 16. Jahrhunderte die Subjektivität der menschlichen Vernunft zur alleinigen Richterin in religiösen Dingen erhob, das Christentum nicht weiterentwickelt hat, wie sie meinte, sondern in jenen Kreisen, wo diese Entwicklung herrschend wurde, zur Auflösung des Christentums führen mußte. Sie erscheint eben als Reaktion der anthropozentrischen Richtung des Heidentums. Es greift einem ans Herz, das schmerzliche Ringen bei so hochbegabten Seelen wie beispielsweise Eucken zu sehen, die bereits die ganze Armseligkeit des Individuums in der Religion fühlen und doch, von ihm geblendet, zurückgehalten werden, jenen Rettungsanker zu ergreifen, der allein den Menschen vor sich selber retten kann. Ruville hat ein feines Gefühl für die religiösen Ideen bekundet, als er die Demut als „das Zeichen des echten Ringes" erklärte.

Vielleicht wird der vorgelegte Gedankengang noch heller beleuchtet, wenn wir Parallelerscheinungen in der Geschichte menschlicher Wissenschaft ins Auge fassen. Die Grundlage jedes wissenschaftlichen Betriebes ist die Existenz einer absoluten Einheit im Ablaufe menschlichen Denkens, die wir Wahrheit, sowie der Einheit im Ablaufe des realen Geschehens, die wir Gesetz nennen. Zur Erkenntnis beider führt die objektiv richtige Methode. Wahrheit und Gesetz führen, folgerichtig durchdacht, zur Anerkennung einer höheren Einheit in dem persönlichen Gott. Ein Beispiel dieser wissenschaftlichen Entwicklung gibt bei den Griechen jene Entwicklungsreihe, die zu Aristoteles führt. Dieser Entwicklungsreihe tritt eine andere gegenüber, die, subjektiv vorgehend, den Menschen zum Maße jeglicher Wahrheit erklärt, seine Autonomie in der Richtung von Wahrheit und Gesetz proklamiert und, wenn sie dieses ihr Ziel in religiöse Worte kleidet, den Menschen zum Höhepunkt der Entwicklung des Absoluten, zum Gotte erklärt. Ein Beispiel dieser Entwicklungsreihe bieten in der Antike die Sophisten. Diese Richtung führt aber, wie die Geschichte der Wissenschaft zeigt, mit innerer Notwendigkeit zur Leugnung der absoluten Wahrheit, zur Leugnung des Naturgesetzes, zur Leugnung jeder Realität und damit zur Zerstörung jener Grundlage, auf der jede Wissenschaft ruht genau so, wie die anthropozentrische Richtung in der Religion die Grundlage der Religion auflöst und zur Entartung bringt.

So wird denn der Religionshistoriker bei genauer Sichtung seines Materials von selbst zu Christus als dem Höhepunkt der gesunden religiösen Entwicklung geführt. Und er sieht diese Entwicklung, nachdem sie in Christus einen intensiven Höhepunkt erreicht hat, nach extensiver Entwicklung ringen, nach Universalität, sowie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir sie am Beginne der religionsgeschichtlichen Entwicklung vorhanden sahen. Die theozentrische Orientierung des gesamten Lebens der gesamten Menschheit ist das ungeheure Ziel dieser extensiven Entwicklung. Der innere Reichtum der christlichen Gedankenwelt zeigt sich bereits in der bisherigen Geschichte dieser Entwicklung. Keine nationale Eigenart, keine noch so hohe Kulturstufe, kein noch so großes Genie vermag diesen Reichtum zu erschöpfen, das Christentum ist den höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes so überlegen, daß sie gleichsam an der Oberfläche zu liegen scheinen gegenüber den Ideen des Christentums, welche die Tiefen des menschlichen Herzens bewegen.

Und dabei gibt die theozentrische Orientierung des menschlichen Lebens der menschlichen Persönlichkeit eine eigentümliche Größe. Wir stehen vor einem merkwürdigen Paradoxon. Der Mensch, der in seinem Ich den Mittelpunkt des Weltgeschehens glaubt sehen zu dürfen, erkennt, sobald er diesen Grundsatz konsequent durchzuführen gestrebt hat, die ganze Armut und Blöße des eigenen Ich. „Wir befreiten den Menschen von aller Bevormundung draußen und drinnen, wir glaubten ihm damit eine ungeahnte Größe zu geben, aber die Befreiung wurde zu einer Ablösung von allen inneren Zusammenhängen der Wirklichkeit, und der auf sich selbst gestellte Mensch zeigte im Wachstum nach außen so viel innere Kleinheit, wir empfinden ein so schreiendes Mißverhältnis zwischen den gewaltigen Problemen der Zeit und dem Vermögen der Individuen, sie zu lösen, daß viele Gemüter ein starkes Verlangen nach einer inneren Erhöhung des Menschen ergreift."[1]) Umgekehrt empfindet der Mensch, der seine ganze Person in ehrlicher Liebe an Gott hingegeben, nach schwerem Kampfe vielleicht nur Gott im Auge zu behalten gelernt hat, eine eigenartige Erhöhung und Freiheit seiner Person. „Wir verstehen, wie gerade das christliche Leben imstande ist, Persönlichkeiten im höchsten Sinne des Wortes zu entfalten, in sich gefestigte, weltüberlegene, aber dabei von lebendiger Gegenwart einer Innenwelt getragene und daher vor stolzer Selbstüberhebung sicher behütete Persönlichkeiten"[2]), — eine bezeichnende Variante zu den tiefen Worten Christi: „Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren; wer aber um meinetwillen sein Leben verlieren wird, der wird es erhalten." (Matth. 24, 25.) Stellt uns aber das Leben nicht auch in weltlichen Dingen vor ähnliche Paradoxa? Der Anfänger in der Schreibkunst empfindet vielleicht bitter die unangenehme Einschränkung seiner Bewegungsfreiheit, die die Übung in der Schreibkunst ihm auferlegt; doch sind die Anfänge überwunden, ist die Fertigkeit da, empfindet der Mensch die kolossale Bereicherung seiner Geistesfreiheit, die er durch diese Kunst erfahren hat. So sind ja gewiß auch für den Tonkünstler die beengenden Anfangs-

[1]) Eucken: Hauptprobleme der Religionsphilosophie der Gegenwart. S. 116.

[2]) Ebd., S. 101.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

übungen der Jugend keine Einschränkungen der Freiheit gewesen, die zur Verkümmerung seines Ich geführt hätten, sondern die Eingangspforten in das ungeheure Reich künstlerischer Tätigkeit, Freiheit und künstlerischen Genusses. Die theozentrische Orientierung des menschlichen Lebens im Christentum wird allerdings recht oft als Einengung der persönlichen Freiheit empfunden. Sind wir jedoch über die Anfänge hinaus zur Fertigkeit gelangt, so empfinden wir die ganze innere Freiheit in Gott erhobener Persönlichkeiten. Dieser Anfang, diese Übungszeit aber schreckt viele ab und macht sie zu ungerechten Angreifern von Dingen, die sie nie verstehen gelernt. Schließlich und endlich können wir dieses Paradoxon teilweise auch begreifen. Die Person, die nach Vereinigung mit Gott strebt, strebt ja nicht nach etwas ihr Fremdem; in Gott sind ja die Wurzeln jedes Seins, also auch dessen, was wir Persönlichkeit nennen, nur in viel reinerem und unendlich höherem Seinsgrade. Die Vereinigung mit Gott muß daher bereichern, erhöhen, wenn es auch anfangs vielleicht wie ein Verzicht auf uns selbst erscheint; wir finden aber das, was wir scheinbar aufgegeben, in Gott größer und reiner wieder und müssen darum eine Erhöhung unserer Persönlichkeit erfahren. Die stolze Selbstgenügsamkeit aber, die wir anthropozentrische Richtung genannt, weist uns auf die nur allzu engen Grenzen unseres „Ich" zurück, eines Atoms im Universum, und verursacht jene geistige Verarmung, die tiefer denkende Zeitgenossen bereits bitter zu fühlen beginnen.

Im Korn.

Von Marie Jonghaus.

Aus brauner Scholle steigt es auf,
Ein Wunder ist geschehn!
Hast du den Wind im jungen Korn
Schon selig harfen sehn?
Dies grüne Meer! Woher es kam?
Aus dunkler Erde Schoß
Quoll es zum Licht, ein Heiligtum,
Wie Gottes Allmacht groß.

Des Bauers schwielenharte Hand
Vollendet sein: ich will!
Wo Distel, Dorn und Unkraut stand,
Ward's sonntagfeierstill.
Wo Silberbahnen zog der Pflug,
Schweiß, Mühe und Gebet
Das Samenkorn zum Werden trug,
Das wie ein Wall nun steht.

Du grüner Wall voll Herrlichkeit,
Aus dem es blüht und reift,
Der bald das grüngewobene Kleid
Vom gold'nen abgestreift, —
Wie Weihrauch steigt der Erdruch auf,
Ein Duft von braunem Brod,
Ein Tempel unterm Himmelsblau,
Der Mohn als Opfer loht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Psychologie des Reimgefühls.

Von Dr. Adolf Mayer.

Was hat es eigentlich mit dem Reime für eine Bewandtnis? — Warum lieben wir Gereimtes? — Manche sagen: es ist eine Verzierung der Rede, wie das Kleid für den Körper; als wenn die Bekleidung lediglich ein Zierrat des Körpers wäre!

Ist der Gleichklang oder vielmehr der Ähnlichklang schon an sich eine Verzierung? — Man könnte ebensogut sagen: der Wechsel des Klanges ergötzt. Das ist doch ein Reiz des Griechischen wie des Ungarischen und des Italienischen, wie die Häufung des e im Deutschen und zumal im Holländischen, zum Beispiel in: „Der Regen regnet jeglichen Tag" oder in „gereserveerd" (reserviert), geradezu ein Hemmnis ist für den poetischen Ausdruck, obwohl dadurch die durch ewige Bewölkung und vielen Regen erzeugte Stimmung des Mutterlandes sprechend wiedergegeben wird. Für den Gesang wenigstens flüchtet man gerne aus diesen Sprachen in das vielfarbige Italienisch, das auch klanglich den blauen Himmel, das Grün seiner nie sterbenden Vegetation, die violetten Fernsichten und die bunten Trachten der Bewohner seines Landes wiederspiegelt.

Daß der absolute Gleichklang keineswegs an und für sich eine Zierde ist, ergibt sich auch daraus, daß zwei ganz gleichklingende Wörter von verschiedener Bedeutung schlechte, ja unmögliche Reime sind. Kein Dichter würde reimen: „Auf einer grünen Weide — Ragt eine alte Weide." Und wenn hier das Mißbehagen, das durch solche Reimerei erzielt wird, noch zurückgeführt werden kann auf die Unsicherheit des Urteils, die immer entsteht, wenn für zwei ganz verschiedene Dinge derselbe lautliche Ausdruck gebraucht wird, so wird doch auch durch den Ästhetiker ein solcher Reim als falscher bezeichnet.

Suchen wir aber Rat bei den beiden andern wesentlichen Bestandteilen der gebundenen Rede, so gibt der Stabreim — von der Assonanz, die nur ein vokalischer Stabreim ist, zu schweigen — kein Licht: denn bei ihm ist nur der Kopf des Wortes identisch, wie im Endreim der Rumpf oder soll ich sagen, der Schweif. Warum die alten Germanen und jetzt noch die Bewahrer von deren einstigem Geschmacke, die Isländer, dem Stabreim den Vorzug geben, mag hierbei vorläufig unerörtert bleiben. Der Übergang vom Stabreim zum

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Endreim ist eine historische Änderung des Geschmacks wie viele andere, und auch die Galvanisierungsversuche W. Jordans und R. Wagners sind vergeblich geblieben, so sehr eine gelegentliche Alliteration neben Endreim auch für unser Ohr noch wirksam ist. Genug, beide sind Mittel der gebundenen Rede einer und derselben Art und das eine kann daher nicht für die Erklärung des andern herangezogen werden, da vielmehr beide einer und derselben Erklärung harren.

Dagegen ist das dritte Mittel der Poesie, — um wieder von der Assonanz, die gewissermaßen zwischen Stabreim und dem eigentlichen Reime steht, zu schweigen — der Rhythmus, der im sogenannten Blankvers selbst das einzige ist, wodurch die gebundene Rede sich von der Prosa unterscheidet, ganz anderer Natur, und in Bezug auf diese Form, die, wie allbekannt, von den alten Griechen und Römern beinahe ausschließlich[1]) angewandt wurde und jetzt noch von den Franzosen und den Italienern bevorzugt wird, gibt es bereits Erklärungsversuche, die (in richtiger Erwägung des rein Sinnlichen für alle Kunst) an die physiologische Rhythmik des Herzschlages, der Atmung und dergleichen anknüpfen, wobei wir unentschieden lassen wollen, inwieweit das gelungen ist. Der Rhythmus ist auch sicherlich das wichtigste Mittel der gebundenen Rede, das niemals fehlen darf und das auch in der verwandten Kunst (die ja auch eine Zeitkunst ist und sich des Ohres als Einganspforte in die menschliche Seele bedient), in der Musik, unentbehrlich ist. Ein holperiger Vers wirkt wie ein Mangel an Anstand, ein unreiner Reim nur wie ein Verstoß gegen die Etikette.

Also können wir auch hier nicht für die von uns gesuchte Erklärung anknüpfen, es sei denn auf dem Wege einer wenig vollkommenen Analogie, insofern wir von den versuchten Erklärungen der Bedeutung des Rhythmus aus dem Herzschlage lernen, in welchem Grade die körperlichen Vorgänge in uns auch ästhetische Bedeutung haben. Das rein körperliche Behagen, das durch die Übereinstimmung zweier Rhythmen erzeugt wird, wirkt auf uns

---

[1]) Obwohl es auch da nicht an Ansätzen zu Reim und Stabreim fehlt. Alliterationen kommen vielfach im Griechischen und Lateinischen vor. Man denke nur an die erste Strophe der Ilias:

Μῆνιν ἄειδε, θεά, Πηληιάδεω 'Αχιλῆος

oder an den bekannten Vers des Ovid:

Quamquam sunt sub aqua, sub aqua maledicere tentant,

in welch letzterem Fall die Alliteration noch den besonderen Zweck hat, das Gequacke der Frösche direkt nachzuahmen. Auch im Hebräischen scheint schon eine gewisse Neigung zu diesem poetischen Ausdrucksmittel bestanden zu haben.

Zum Reime aber sind in der Antike bloß einige Ansätze vorhanden, die vielleicht nicht einmal richtig gedeutet sind und auch auf Zufall beruhen können, wie zum Beispiel im 17. Buch der Aeneide:

Se causam clamat, crimenque caputque malorum,
Multaque per maestum demens effate furorem.

Auch bei den Orientalen ist bekanntlich später eine Evolution von Stabreim zur Assonanz und von dieser zum eigentlichen Reime vor sich gegangen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beruhigend und ist daher der Illusion einer durch die im übrigen abstrakte Rede hervorgebrachten Überzeugung in hohem Grade förderlich.

Demnach werden wir vielleicht auch bei der Erklärung der Wirkung des Reimes, gleichviel ob Stab- oder Endreim, bei dem Sinnlich-Körperlichen anzufragen haben. Und da fällt uns denn zur guten Stunde ein, daß es auch in der ungebundenen Rede schon etwas gibt, daß an eine solche Beziehung erinnert. Ich meine natürlich die Klasse von Wörtern, die gewöhnlich mit dem fürchterlichen Namen der „onomatopoetischen" benannt werden, die aber auch mit dem Ausdruck „klangnachahmend" oder „an die Natur anklingende, genügend bezeichnet sind. Trommeln, Schwirren, Knurren, Plätschern sind bekannte und passende Beispiele aus der sehr großen Zahl solcher Wörter. Natürlich werden sie auch in der Poesie verwendet: der Meistervers: „Und horch! da sprudelt es silberhell, Ganz nahe wie rieselndes Rauschen", gebraucht neben dem Rhythmus, dem Stabreim (s und r) und dem Endreim (da später „Lauschen" folgt) auch noch das Anklingen an die Natur selber (sprudeln, rieseln), und besonders die Gedichte von Storm, Mörike und Liliencron, die von allen deutschen lyrischen Dichtern nach Goethe das feinste Naturgehör besessen zu haben scheinen, sind voll von dergleichen. Wenn man deren Verse liest, so meint man schon rein sinnlich und oft halb träumend und jedenfalls ganz abgesehen von dem abstrakten Ausdruck der Sprache, deren prompte Übersetzung in die Empfindung manchmal erhebliche Schwierigkeiten bereitet, die Winde wehen, die Quellen rauschen, oder (bei Storm) die alten Möbel krachen zu hören. Dies aber beweist, daß der bloße Anklang bei der großen Bedeutung des Gehörlebens für unsere Psyche[1]) die Erinnerung an etwas, das zur Vorstellung gebracht werden soll, mit größerer Sicherheit auslöst, als das Wortzeichen, das nur rein konventionell die Sache bedeutet und so wenig zu unserem Gemüte spricht, wie die Nummer unseres Hauses oder meines Fahrrades.

Hier liegt aber auch der Anknüpfungspunkt für den Reim, für den Stabreim sowohl wie den Endreim. Diese klingen freilich nicht selbst an die Natur an, aber sie klingen an sich selber an, das heißt, der eine an den andern. Wie nun das Wort Rauschen an den Ton des bewegten Wassers anklingt und in meiner Vorstellung das rauschende Element sicherer hervorzaubert als das weniger charakteristische und schon mehr abstrakte Wort Wasser, so klingt an das Wort „Rauschen" in den vorhin als Beispiel benützten Versen aus Schillers Bürgschaft das Wort „Lauschen" an. Dadurch werden beide Wörter oder Satzteile in eine sinnliche Beziehung zueinandergebracht und dadurch entsteht die Illusion einer Naturnotwendigkeit, eines inneren Zusammenhanges des Gesagten, eine Bekräftigung weit über den logischen Inhalt desselben hinaus. Ein besseres Beispiel noch sind die gereimten Sprichwörter, wie zum Beispiel „Raten und Taten" oder „Jugend hat keine Tugend", wobei

[1]) Vergleiche meinen Essay in den Preuß. Jahrb. 1909. 137, S. 43.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch den Gleichklang suggeriert wird, daß das Tun etwas mit dem Rate, daß Jugend irgend etwas mit Tugend zu schaffen habe, im negativen oder im positiven Sinne, gleichviel.

Danach wäre die Wirkung des Reimes begründet in der Illusion eines klangnachahmenden Erinnerungsbildes.

Ist das so, dann muß der Ausgangspunkt, die Naturnachahmung in der Sprache, das historisch Älteste sein und der Reim sich erst später einstellen, zuerst der Stabreim, der in der Forderung des Platzes, den er im Verse zu beanspruchen hat, unbestimmt und in jeder Hinsicht der unvollkommenere ist, aber schon das mit dem Endreim gemein hat, daß er die beste Wirkung tut, wenn er logisch betonte Wörter trifft. Auf die betonten Wörter kommt es ja zur richtigen Erfassung des Sinnes vor allem an. Daher die Regel für bloße Reim- und Versschmiede, die dem geborenen Dichter aber im Blute liegt, die betonten Silben an das Ende des Verses (respektive des Halbverses) zu setzen, wo sie dem Reimzwang unterliegen.

Der Reim erfüllt ja auch die Aufgabe, die Verszeilen voneinander zu trennen. Er arbeitet gleichsam als ein Stanzapparat, der dem Metallstück in regelmäßigen Zeitabständen ein Gepräge aufdrückt[1]).

Auch die obenerwähnte Tatsache, daß man niemals völlig gleichklingende Wörter in ihrer verschiedenen Bedeutung (wie Stiel und Stil) aufeinander reimen läßt, obwohl sie ja technisch die allerbesten Reime liefern würden, findet nach der hier vorgeschlagenen Weise leicht ihre Erklärung. Solche Wörter erwecken zunächst immer den Zweifel, ob das eine oder andere gemeint sein könne; und diese Unsicherheit wirkt schon an sich unästhetisch, weil sie die Aufmerksamkeit verteilt. Um diesen Zweifel zu beseitigen, sind beigefügte Wörter nötig, auf die dann unwillkürlich die Betonung hinübergleitet, so daß dann Reim und Betonung auseinanderfallen, während doch gerade der Reim das betonte Wort treffen soll. Zugleich wird dadurch der Kürze des Ausdrucks geschadet, was zumal in der Poesie vom übel ist. Aber selbst in der ungebundenen Rede meidet man deshalb lieber den Gebrauch zweier gleichklingenden Wörter von verschiedener Bedeutung kurz nacheinander. So etwas ist gut für ein Vexierrätsel, aber nicht für eine deutliche und knappe Ausdrucksweise und am wenigsten für eine inhaltsreiche Kunst.

Unsere Theorie erinnert vielleicht manchen an die sprachliche Ableitung der Wörter ähnlicher Bedeutung aus gemeinsamen Wurzeln, worauf die ganze Etymologie beruht, und in der Tat liebt die chinesische Poesie Sätze wie: Der philosophische philadelphische Philanthrop. Aber, wie man sieht, ist die Übereinstimmung hier eine vorausgegebene, keine durch die psychologische Feinheit des Dichters gefundene. Es besteht hier also der gewaltige Unterschied: bei der Ableitung der Wortzeichen aus gemeinschaftlichen Sprachwurzeln herrscht die gemeine, jedermann zugängliche Logik, bei den Anklängen, die durch

[1]) Vergleiche Dessoir in seiner Ästhetik (S. 385).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den Reim betont werden, eine ungewöhnliche, springende und sich nach Bedarf auch wieder verflüchtigende Gedankenkombination, deren Besitz aber den Denker zum Dichter stempelt.

Ist unsere Erklärung richtig, dann dürfen auch Reime und Assonanzen nicht vorkommen in einer Sprache, in der es keine Onomatopöie gibt. Um nach dieser Seite hin eine Bestätigung zu finden, scheint nun freilich ein ganzes Studium notwendig zu sein; und doch bedarf es dessen wahrscheinlich nicht, da wir uns erinnern, wie gerade bei den allerkindlichsten Sprachen das Klangnachahmende besonders auffällig ist, wie zum Beispiel der Malage, der schon einen Namen für Wein hatte, nach Bekanntwerden mit dem Champagner dem alten Worte die Silbe „puff" hinzufügte, und das fehlende Wort war geprägt, oder wie der findige Gondoliere, der beim Hinausfahren auf den Lido dem des Italienischen unkundigen Fremden die Salutkanone mit den Worten „Questo fabum" bezeichnet, seine Sprache zu erleichtertem Verständnis wieder verkindlichend.

So wird es wohl also auch mit anderen Sprachen sein und nirgends der Anknüpfungspunkt fehlen, an den zunächst die Alliteration und Assonanz und später der die gebundene Rede auch sprachlich gliedernde Reim ansetzen kann. Das Wort ist eben mehr als ein bloßes Zeichen, es birgt auch akustische Erinnerungsbilder, ursprüngliche und übertragene, und die akustischen haften am treuesten im Gedächtnis.

Aber auch für den Gesichtssinn wäre eine ähnliche Verknüpfung denkbar, wenn auch in entsprechend verminderter Intensität. Denken wir uns in einer Gesellschaft von Taubstummen sichtbare Zeichen für Gegenstände oder Personen, zum Beispiel die Zahlen unseres arabischen Systems (die, obwohl aus den Anfangsbuchstaben indischer Zahlwörter entstanden und also ursprünglich wie alle Buchstaben nicht bloß Zeichen, sondern auch Bild gewesen sind, dieses Bildliche im Laufe der Geschichte ihrer Umformung längst eingebüßt haben), und zwar die Personen durch mechanisches Abzählen genummert, so würde mit solch einem Material jede künstlerische Anordnung unmöglich sein. Es wäre damit wie mit den Nummern von Sträflingen, bei deren Aufruf jedes poetische Gefühl unfehlbar erstickt.

Wie anders aber, wenn diese Nummern in Farbe oder Form sich an die Wirklichkeit anlehnten, so etwa, daß die mit roter Farbe das kräftige Inkarnat des Inhabers wiedergeben, oder die runden 6, 9 und 0 die beleibten, die spitzen 1 und 7 die mageren. Dann ließe sich ganz wohl eine sinnige Anordnung der Zeichen denken, die mehr leistete als die abstrakte Sprache in der verabredeten Bedeutung. Und diese sinnige Anordnung wäre auch schon mehr als die Stufe der onomatopoetischen Nachahmung, nämlich eine Übertragung der Ähnlichkeit von Zahl und Person auf die Zahlzeichen selber.

Der Vergleich ist vielleicht noch nicht ganz einleuchtend; aber was mich hiebei beruhigt, ist, daß er es kaum sein kann, da das bloß Optische naturnotwendig überhaupt so viel weniger tief in unsere Seele greift als das Akustische.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In jedem Fall ist aber wohl deutlich, daß, wenn Wörter mehr sind als bloße Zeichen, wenn sie wenigstens teilweise ein Bild geben dessen, wofür sie als Zeichen gesetzt wurden, die Phantasie einen Anhaltspunkt hat, von dem aus sie ihre Tätigkeit beginnt. Und da dies unbewußt geschieht, so wird sie sich kaum Rechenschaft ablegen, inwieweit das besondere Wort, mit dem sie ihr Spiel beginnt, auch bildlich etwas bedeutet. Kurz, der bloße Klingklang kommt zu Ehren und das Anklingen der Wörter aneinander weckt schließlich die Illusion, daß der Übereinstimmung des Klanges auch eine Übereinstimmung des Sinnes, den der Klang bedeutet, zu Grunde liegen müsse, und so dient jene zur Bestätigung der gemachten Behauptung oder wenigstens zur Veranschaulichung der beschriebenen Situation.

Damit steht natürlich auch in Beziehung, daß sich auch Gereimtes so leicht dem Gedächtnis einprägt. Es werden dadurch Assoziationen der Erinnerung ausgelöst. Und wir bedienen uns dieser Erfahrung, um auch trockene Sprachregeln und selbst das Einmaleins besser zu behalten. Aber wohlgemerkt: wir reimen da nicht das ganz abstrakte Zahlwort, bei dem (da es jetzt lediglich Zeichen ist und in keinem Stücke mehr Anklang an die Wirklichkeit) jeder onomatopoetische Anklang an die Wirklichkeit von vorneherein ausgeschlossen ist, auf Zahlwort, sondern dieses auf ein willkürlich beigefügtes des Textes:

Sechs mal sechs ist sechsunddreißig.
Ist der Mann auch noch so fleißig . . . .

Dies ist gewissermassen die Probe auf das Exempel. Wo der Begriff des Wortes reine Abstraktion ist und nichts weiter, versagt die Kunst völlig, nachdem sie schon in jenen gereimten Regeln zu einer überaus ärmlichen Künstlichkeit herabgesunken ist.

Warum endlich der Reim so spät allgemein wurde — Raymond setzt für seinen Gebrauch in England das 12. Jahrhundert[1]) — das mag wohl mit der Entwicklung des durch Töne erweckbaren Seelenlebens zusammenhängen; denn in dieser Zeit, im eigentlichen Mittelalter, setzt auch eine bemerkenswerte Evolution des Musikalischen ein im Gegensatz zu der bildenden Kunst, die schon im Altertume hochstand und erst im späteren Mittelalter und beim Beginne der Neuzeit ihre eigentliche Wiedergeburt erlebte. Vieles bleibt da noch aufzuklären, aber inzwischen erscheint der von uns der Aufmerksamkeit empfohlene Gesichtspunkt doch bemerkenswert.

[1]) A. a. O. S. 133.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berichte an die Wiener Hofstellen über den Priestermangel in einigen Diözesen am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Von Privatdozent Dr. Hubert Ballgen.

(Schluß.)

Das Domkapitel schlug bei der Lage, in der es sich befand, einen Ausweg vor: nach dem Konzil von Trient müsse der älteste Suffragan, also der Bischof von Brixen, die Administration in spiritualibus übernehmen. Allein nach der Meinung des Kreishauptmanns sei dazu wenig Hoffnung vorhanden, da das hohe Alter des Bischofs eine Reise nach Salzburg zu beschwerlich mache. Man könne auch der Kosten wegen die Ordonanden nicht nach Brixen schicken. Die Vollmacht einem andern zu übertragen, war dem Bischof bedenklich erschienen.

Darum kam das Konsistorium, respektive das Domkapitel auf seinen früheren Antrag zurück, sich unmittelbar vom päpstlichen Stuhl die Gewalt zur Bestimmung eines fremden Bischofs zur Ausspendung der heiligen Weihen in Salzburg erbitten zu dürfen. Es schlug dazu den Erzbischof von Mailand vor, Grafen Gaisruck. Er werde sich gewiß dazu herbeilassen, indem er auch unter bayrischer Regierung als Bischof von Derbe die Alumnen in Salzburg geweiht habe.

Diesem Gesuche, sich nach Rom zu wenden, stimmte die Regierung nicht bei. Sie verwies auf die Bestimmung des cap. 16 der sess. 34 des Konziles von Trient, wonach der Brixener Bischof selbst einen Generalvikar ernennen könne. Von diesem könne dann die Vollmacht zur Ausspendung der Weihen auf den Mailänder Erzbischof übertragen werden.

Was jene zwölf Pfarreien angehe, so könne: die Dom- und Stadtpfarre erst nach der Organisation des Domkapitels, die Pfarre Obertrum erst nach erfolgter Entscheidung über den Bestand des Stiftes Mattsee definitiv besetzt werden; über das Kollegiatstift Seekirchen seien noch Aufklärungen von der Finanzdirektion zu erwarten; ebenso stünden die Vakarien Seeham, Salbach, Thaurach, Anthering in Verhandlung wegen Gleichstellung mit Pfarreien; für die Pfarreien Unken, St. Nikolaus in Vest, Laufen, für die Kuratie im Salzburger Johannishospital seien die Besetzungsvorschläge schon eingesandt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Staatsrat Lorenz meinte: der angegebene Priestermangel sei zwar übertrieben, wo aber die Priesterweihe erteilt werden müsse und eine geordnete Jurisdiktion nötig sei, müsse der Generalvikar die bischöfliche Weihe haben. Nun behaupte zwar der Fürstbischof von Gurk, Kardinal Fürst Salm, von jeher sei der Gurker Bischof der vicarius generalis natus des Erzbistums Salzburg im Falle seiner Erledigung gewesen. Nach dem Konsistorium aber habe der Brixener dieses Recht; aber es sei zu bezweifeln, ob er es ohne Einwilligung Roms ausübe. Dann erinnere dasselbe Konsistorium an Gaisruck, ohne der Einwilligung Roms zu erwähnen; nur die Äußerung desselben betonend, daß er wiederum die Weihen erteilen werde, wie er es bereits getan habe. Das alles seien Widersprüche. Man solle abwarten, bis über die Präkonisierung Firmians Bericht erstattet werde. Reguliere man durch Rom jetzt schon die Jurisdiktion in Salzburg, so zögen sich die Verhandlungen über Firmian noch jahrelang hinaus.

Unterdessen waren aber von der ob der ennsischen Regierung bereits neue Vorstellungen an die Kanzlei gelangt;[1]) Die Diözese stünde in Gefahr, alle „Priesteramtskandidaten" zu verlieren. Das Konsistorium hatte der Regierung gegenüber die Befürchtung ausgesprochen, daß „die bereits absolvierten und zur Erhaltung der Priesterweihe geeigneten Theologen das Seminarium und die Diözese verlassen". Die Erzdiözese habe zudem wiederum mehrere brauchbare Männer verloren. Die gegenwärtige Aushilfe reiche nicht aus. „Nicht Gemächlichkeit, nicht Hang zur Ruhe, nicht alle Gewohnheit von der Zeit her, wo noch Überfluß an Geistlichen war, sind die Ursachen des größeren Bedarfes junger Hilfskräfte, — man muß der diesortigen Geistlichkeit hierin Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sich keiner vor der Zeit den Arbeiten seines Berufes ohne wichtige und vor seinem Gewissen bewährte Ursache entziehe, keiner einen Gehilfen verlange und auch nicht erhalte, so lange er ihn nicht wirklich notwendig hat, — sondern die Beschwerlichkeit der Seelsorgspflege vermöge der Ortslage und die von dem öftern schnellen Witterungswechsel, den schweren Arbeiten und der großenteils schlechten Nahrung der ärmeren und zahlreicheren Menschenklasse gewöhnlich entstehenden Krankheiten und zum Teile auch die vielen weltlichen Aufträge, womit die Seelsorger so sehr überladen werden." Auch nehme die Neigung zum geistlichen Stande ab. Der Seelsorger müsse das Volk in Glauben und Sitten unterrichten und vor dem Übel bewahren, das auf dem Zeitalter laste: „Irreligion" und Unsittlichkeit. „Wo Mangel an Lehrern ist, muß es notwendig an Belehrung fehlen, davon Unwissenheit, die Quelle alles Unheils, eine notwendige Folge ist. Hierin ist vielleicht auch die Ursache der Religionsschwärmereien aufzusuchen, die in unseren Tagen entstanden sind. Fanatische Menschen ohne kluge Leitung verfallen leicht auf irrige Meinungen und verlieren sich hierin so weit,

[1]) Ebend. 9330 v. Jahre 1817 und Archiv des Unterrichtsministeriums Wien, Salzburg 31. ex Jan. 1818.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß sie sich selbst Kirche und Priester sind, das heißt, daß sie weder des einen noch des anderen zu bedürfen wähnen."

Am selben Tage noch schickte das Konsistorium ein zweites Schreiben nach mit einer Mitteilung des Regens Sebastian Pichler, daß ein Alumnus, „ein ausgezeichneter junger Mann", trotz aller Mühe seiner Vorgesetzten sich nicht länger habe halten lassen und aus dem Seminar und der Diözese ausgetreten sei.

Der Kaiser verordnete nach dem Antrage von Lorenz daraufhin, beim Konsistorium in Salzburg und beim Linzer Bischof anzufragen, ob die jungen Theologen nicht an den Linzer Bischof mit einem angemessenen Reisegeld aus dem reichlichen Seminarfonds zur Aufnahme in die dortige Diözese anzuweisen wären, von wannen sie nach erhaltener Priesterweihe und geistlicher Jurisdiktion mit den — einstweilen bis zum Ausgang der Verhandlungen mit Rom bloß zeitlichen — Dimissorien versehen, wieder in ihr Vaterland zur Dienstleistung in der Seelsorge oder beim Lehramte zurückzuentlassen sein würden.

Der Bischof von Linz aber[1]) wies auf den ältesten Suffraganbischof, den Brixener, als den berechtigten Vikar. Das Konsistorium bestand auf seinem alten Gesuch, sich das Generalvikariat von Rom „mit landesfürstlicher Genehmigung zu erbitten".

Auf jeden Fall hatten diese erneuten Vorstellungen so viel erreicht, daß die vereinigte Kanzlei antrug, bis zur Präkonisierung Firmians möge ein Administrator für Salzburg aufgestellt werden. Darauf ging der Kaiser auch ein, besonders nachdem sie in neuen Vorträgen vom 2. und 16. April und 20. August 1818 wiederum auf den Mangel an Klerus zu sprechen kam und hinwies, daß die Administration der Diözese unabhängig von der Frage der Erhaltung der Vorrechte Salzburgs päpstlicherseits behandelt werden könne.[2])

Lorenz hatte dazu bemerkt: „Die Hauptursache des Seelsorgermangels in Salzburg wird nun bald schwinden, indem einer vorläufigen sicheren Nachricht zufolge Firmian als Administrator bestätigt werden soll."

Aber der Mangel hielt dennoch an.

Am 5. August und erneut am 28. Oktober 1820[3]) unterbreitete die Studienhofkommission dem Staatsrat einen Antrag der Regierung und des erzbischöflichen Administrators, des Grafen Firmian, „den fähigsten Schülern der Theologie zu gestatten, die theologischen Studien in drei Jahren zu vollenden".

Der Administrator hatte vorgestellt, daß „zahlreiche Gemeinden, die früher drei bis vier Priester hatten, sich mit einem Hilfspriester begnügen und alte Priester bei der gebirgischen Gegend ganz erschöpft erliegen müssen, wenn nicht bald Hilfe kommt". Die Einführung des vierjährigen Kursus sei schuld, daß Ende 1820 kein einziger Alumnus

[1]) Ebend. 1384 v. J. 1818. 3126. 3376 v. J. 1818.
[2]) Ebend. 6253 v. J. 1818.
[3]) Ebend. 5592 v. J. 1820.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgeweiht werden könne. Er wähle darum von den 16 Alumnen die acht besten aus, damit sie im nächsten Jahre nebst Dogmatik und Moral auch Pastoral hören könnten.

Die Studienhofkommission befürwortete dieses Gesuch, um den Mangel, der durch Auswanderung von Geistlichen und Alumnen, die bayrische Untertanen waren, herbeigeführt worden sei, abzuhelfen.

Staatsrat Stifft, der über die Studiensachen referierte, war aber dagegen. Seine Ausführungen sind zu charakteristisch, als daß sie nicht wörtlich wiedergegeben werden sollen:

„Ich kenne kein schlechteres Aushilfsmittel als das ist, wenn man, um nur die nötige Anzahl von Individuen für den Kuratklerus aufzubringen, alles zusammenklaubt, was sich darbietet, und mit halber Bildung sich begnügt. Das Uebel, welches hieraus hervorgeht, ist bleibend für die Lebensdauer solcher nicht geeigneter Seelsorger und wirkt auf ganze Gemeinden verderblich. Ja, in der herrlichsten Epoche der Kirche waren die wenigsten Geistlichen, aber diese waren fast durchaus, was sie sein sollten. Es ist besser, keinen Seelsorger zu haben als einen, der der Gemeinde Anstoß gibt oder den Weg selbst nicht kennt, auf dem er wandeln soll, um so weniger daher andere zu leiten vermag. Durch die angetragene Maßregel werden acht Seelsorger um ein Jahr früher gewonnen, denen für ihr ganzes Leben das entgeht, was sie noch durch ein Jahr an religiöser, sittlicher und wissenschaftlicher Bildung, ganz vorzüglich aber an Festigkeit des Charakters und praktischer Klugheit für die Verwaltung des Amtes eines Seelenhirten sich hätten beilegen sollen. Der hieraus hervorgehende nicht zu berechnende Nachteil ist zu groß, als er dadurch gerechtfertigt werden könnte, daß man ein Jahr früher acht Seelsorger mehr erhält. Gerade weil es acht fähigere Individuen betrifft, dürfen sie um so weniger als unreife Früchte hinausgeworfen werden, weil man sich hiedurch um all das vielseitige Gute bringt, welches aus ihnen, bis zur Reife gebracht, hervorgegangen sein würde."

Stifft setzte unter seine Bemerkungen kurz und bündig diesen Resolutionsentwurf: „Eine Abweichung von der bestehenden Vorschrift findet nicht statt."

Die Sache wurde im Staatsrat vorgetragen in der Sitzung vom 16. September 1820, wo Lorenz und Staatsrat von Milos „für diesen besonderen Fall und mit Beschränkung auf die acht vom Erzbischof auszuwählenden Zöglinge, für deren Vorzüge er verantwortlich bleibt, dem Antrage der Behörden beizustimmen" vorschlugen.

Allein der Referent Stifft und Staatsrat Freiherr von Schwitzen glaubten, daß man von den bestehenden Anordnungen nicht abweichen solle, und beharrten auf dem Antrag Stiffts. Stifft wurde noch mehr durch die Rücksicht auf die vollendete Ausbildung und Festigkeit des moralischen Charakters als des theologischen Studiums geleitet, eine Rücksicht, die beim angehenden Priester um so wichtiger sei, als derselbe, einmal in die Seelsorge eingesetzt, auch größtenteils sich selbst überlassen sei und anderen durch Wort und Beispiel zum nachahmenswerten Vorbild dienen solle, was aber von dem noch nicht gereiften jungen Manne, wenn er so frühzeitig die Weihung erhält, wohl kaum zu erwarten sei. Lorenz fügte hinzu: „Und dennoch entsprachen die dreijährigen Kurstheologen vom Jahre 1791 bis 1815 der Allerhöchsten Erwartung überhaupt, besonders in sittlicher Hinsicht, auch in den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drangvollen Zeiten 1797, 1800, 1805 und 1809 nicht minder, wenn nicht mehr als die modernen vierjährigen Theologen und der Erzbischof verbürget, daß er die für den dreijährigen Lehrkurs zu wählenden jungen Leute persönlich kenne und sich von dem, was sie zu leisten imstande sind, bei vielfältigen Prüfungen hinlänglich überzeugt habe. Nach meinem Begreifen von der göttlichen Einsetzung der Kirche und ihrer Hierarchie hat vorzüglich nur der Bischof für die hinlängliche wissenschaftliche und moralische Ausbildung des Klerus zu sorgen und zu haften; und ein gewissenhafter, um das Seelenheil seiner Herde wahrhaft besorgter Oberhirt würde wohl allemal das größte Bedenken tragen, einem unfähigen und eben deswegen schon allein unwürdigen geistlichen Kandidaten die Hände aufzulegen, um ihm sodann einen Teil seiner Schafe, für die er bei Gott verantwortlich ist, zu weiden, anzuvertrauen."

Infolge dieses Gutachtens von Lorenz genehmigte der Kaiser „ausnahmsweise" das Gesuch des Erzbischofs.

Natürlich war damit dem bestehenden Mangel nicht abgeholfen. Von der vereinigten Kanzlei wurden über dasselbe Thema am 21. September 1820[1]) und am 13. Dezember 1821[2]) Vorträge gehalten. Jener erstreckt sich auch über die Stifte des Landes ob der Enns, zu dem damals Salzburg gehörte, dieser, in einem Aktenstück von ganz respektablem Umfang, referiert speziell über den Notstand in der Linzer und Salzburger Diözese.

Die Landesbehörden behaupteten, von den Stiften des Landes ob der Enns werde nicht über Mangel geklagt. Nun bemerkten sie, und insbesondere der Prälat von St. Florian, daß die außerordentlichen Lasten, mit denen die Stifte über die eines jeden anderen Dominiums hinaus überbürdet waren, in der Folge es schwer machten, „für eine vollkommene Bildung so vieler junger Geistlichen zu sorgen, als sie für die ursprüngliche Obliegenheit und für die hinzugekommene Verbindlichkeit, Lehrer an öffentlichen Anstalten zu stellen, bedürfen".

Die beiden Benediktinerstifte St. Peter und Michaelbeuren in Salzburg, „die durch die Dispositionen der bayrischen Regierung in ihrem Personalstand geschwächt" worden waren, bemerkten, es werde zu einem schnelleren Nachwuchs beitragen, wenn bewilligt werde, daß

1. die Novizen auch im Noviziatjahre ihre Studien fortsetzten;
2. nach vollendetem Noviziat die Ordensprofeß ablegten;
3. mit dem Noviziat das vierte Jahr der Theologie verbänden.

Das Gubernium befürwortete dieses nicht, mit dem Bemerken, die andern Stifte litten auch keinen Mangel durch Beobachtung der Gesetze.

Das Konsistorium in Salzburg hatte als Ursachen der Priesternot angegeben:

1. die lange Verwaisung der Diözese;

---

[1]) 6457. [2]) 78.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. Der Verlust vieler teils vorbereiteter, teils wirklicher Seelsorger durch die Abtretung der vier Landgerichte bei der 1816 erfolgten Zurückstellung Salzburgs an Österreich;

3. die Verminderung der Einkünfte des Alumnats durch die dem Ordinariate vorenthaltene Verwaltung des Alumnatsfonds, durch die mehrjährige Entbehrung der von der Krone Bayerns zurückbehaltenen Hamerauchischen (?) Einkünfte, durch die Feuersbrunst von 1818;

4. die Einführung des vierjährigen theologischen Kursus, was zur Folge hatte, daß 1820 kein Theologe ausgeweiht wurde.

Der Vortrag kam zugleich auf die wiederholten Vorstellungen des erzbischöflichen Administrators zurück, der, um der Verlegenheit an Seelsorgern auszuweichen, gebeten hatte, den ausgezeichneten Theologen des zweiten Jahres im dritten zu gestatten, mit den Fächern des dritten auch die des vierten Lehrkurses zu verbinden.[1])

Die Regierung schlug vor, dem Konsistorium solle zugestanden werden, was bereits unter kurfürstlicher und vormals österreichischer Regierung verliehen wurde: daß „nach zurückgelegtem ersten philosophischen Kurse lediglich nur eine Aufnahmezusicherung jenen Individuen, die sich einer solchen durch eine besondere Auszeichnung würdig gemacht haben, erteilt und ihnen aus der Priesterkasse eine monatliche Unterstützung von einigen Gulden verabreicht werde". Von den Bestimmungen der Regierung über den vierjährigen Kurs könne nicht abgegangen werden, aber es könnten Theologen schon im vierten Jahre geweiht werden. Die andern Beschwerden waren gehoben: der Administrator war ernannt, das Vermögen wurde eben in die Verwaltung des Seminars zurückgegeben, mit Bayern wurde verhandelt. Die Zuteilung der Anteile der Freisinger und Chiemseer Diözese wurde als ein Ersatz für das Verlorene angesehen.

Auch das Linzer Ordinariat hatte mit den Beschwerden über Priestermangel Gegenmittel angegeben. Doch decken sie sich mit dem zweiten Vortrage, auf den wir nun kommen. Auf Vorschlag des Staatsrats Lorenz wurden den Theologen im zweiten Jahre Stipendien verabreicht. Alles andere blieb unerledigt und kam im Vortrag vom 13. Dezember 1821 wiederum zur Sprache.

Der Kaiser hatte nämlich am 23. August 1821 ein Kabinettschreiben an den Regierungspräsidenten in Linz erlassen mit dem Befehl, „den in den Diözesen Linz und Salzburg herrschenden Priestermangel in Verhandlung zu nehmen, und wenn Mangel wirklich vorhanden sein sollte, die Anträge zur Abhilfe desselben an die Hofstelle in weiterem gutächtlichen Vortrage zu erstatten".

Nach den angelangten Äußerungen, sagt die vereinigte Hofkanzlei, bestehe der Mangel wirklich.

Das Ordinariat von Linz gab an, es bedürfe 793 Priester, habe aber nur 603. Der jährliche Bedarf an Kandidaten sei 38.

[1]) 5592 v. J. 1820.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gewöhnlich seien bloß 60 bis 66 Alumnen da, wovon nur der vierte Teil jährlich ausgeweiht werde. So werde der Abgang immer fühlbarer.

Als Ursachen dieses Zustandes gab es an:

1. Der gegenwärtige Zeitgeist; es herrsche zu wenig religiöser Sinn; auch werde der geistliche Stand stets weniger geschätzt. Derselben Ansicht war das Salzburger Ordinariat, das allerdings die Hoffnung aussprach, der sehr drückende Priestermangel verschwinde wohl mit der eingetretenen Vermehrung der Schülerzahl an den Lehranstalten. Beide Ordinariate gaben als Gegenmittel an:

a) strenge Handhabung der diesfalls bestehenden Gesetze;

b) Wachsamkeit über die Privaterziehung und Hinleitung derselben zu einer besseren Richtung;

c) Entfernung der Jugend von den für ihr Alter gefährlichen Belustigungen;

d) ein anständiges Benehmen der Behörden gegen den geistlichen Stand.

2. Die Beschränktheit der Mittel zum Studium.

Darum schlug das Konsistorium die Aufhebung des Schulgeldes vor.

3. Die geringe Aussicht zur standesmäßigen Versorgung im geistlichen Stande.

„Bei Vergleichung des Militär- und Zivilstandes mit dem geistlichen erscheint dieser als der wenig begünstigte. Jeder andere als der Geistliche genießt im gebrechlichen Alter eine ehrenvolle Ruhe, nur der Seelsorger müsse so lange dienen, bis seine Kräfte erschöpft sind, und seine Aussicht besteht in einem Defizientengehalt von 200 Gulden. Weder der Zivilist noch der Militärist hat von dem, was er sich erspart, so lange er lebt, eine Erbsteuer zu zahlen, wogegen der Seelsorger von dem zu seinem Unterhalte bestimmten Einkommen schon die Erbsteuer bezahlen muß."

Beide Ordinariate hielten darum die Erhöhung der Kongrua von 300—400 Gulden und des Defizientengehaltes von 200 Gulden „für entsprechend, um junge Leute zum Antriebe des geistlichen Standes anzueifern". Das Salzburger Ordinariat bemerkte insbesondere, daß die Einkünfte des Priesterseminars sich sehr vermindert hätten, und ohne Beihilfe sei es unmöglich, die nötige Zahl Zöglinge für den Seelsorgestand zu beköstigen.

Zu diesen Punkten äußerte sich die Regierung:

1. der Mangel in Salzburg, noch mehr in Linz, sei wirklich vorhanden;

2. aber „bei der Hoffnung auf dauernden Friedensstand, der Wachsamkeit der Behörden auf die Handhabung der in bezug auf Religion und Moral bestehenden Gesetze, der Aufmerksamkeit auf alle Erziehungsanstalten läßt sich mit Grund hoffen, daß sich dieses Übel nach und nach verlieren wird";

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. bezüglich der Jugend wurden die Gesetze gehandhabt; aber „auch die Belehrung der Eltern und Seelsorger wird die Wirkung nicht verfehlen";

4. die Behörden bewiesen dem geistlichen Stande bei jeder Gelegenheit die gebührende Achtung; diese aber auch von anderen sich zu verschaffen, hänge hauptsächlich von dem Benehmen der Geistlichkeit selbst ab;

5. bei Verminderung der Lebensbedürfnisse und der stets zunehmenden Bevölkerung sei eine Vermehrung der Studien und damit des Klerus zu erwarten;

6. das Schulgeld soll nicht aufgehoben werden, da ärmere Jünglinge ohnehin davon befreit, mittellose und fähige aber Stipendien erhalten;

7. Kapläne, die außer freier Verpflegung wöchentlich 4 bis 5 Gulden beziehen, seien nicht so übel daran;

8. der Pfarrer dagegen, der auf seine Kongrua angewiesen sei und um 200 Gulden, die er aus dem Religionsfonds erhalte, den Kooperator ganz verpflegen soll, müsse sicherlich zusetzen;

9. daher sei eine Aufbesserung der Kongrua notwendig;

10. ebenso die des Defizientengehaltes;

11. das Alumnatikum könne nur dann aufgehoben werden, wenn Allerhöchst gestattet werde, daß der dadurch dem Priesterhause in Linz entgehende Betrag aus dem Religionsfonds oder bei dessen Unvermögen aus der Staatskasse gedeckt werde;

12. auf Aufhebung der Erbsteuer getraute sich die Regierung nicht anzutragen, „ungeachtet der dafür sprechenden Gründe".

Die Hofkanzlei hielt den Mangel für „nicht bedenklich".

Zum dritten Punkte bemerkte sie, daß der Seelsorger kein Staatsbeamter, sondern ein Beamter der Kirche im Staate sei; sie könne daher nicht dafür eintreten, ihn den Staatsbeamten gleichzusetzen. „Allein", fährt sie fort, „das Amt eines Seelsorgers ist für das Beste des Staates von ungemein großem Interesse und die Staatsverwaltung wirkt allerdings auf seine Amtsverrichtungen im Unterrichte und in pfarrlichen ein, daher die Seelsorger auch ihres Ortes der Begünstigung des Staates sich zu erfreuen haben dürften".

Sie war auch der Meinung, „daß das, was man den Geist der Zeit im argen Sinne des Wortes nennt, einen sehr schädlichen Einfluß am Klerus äußert. Diesem Übel zu steuern liegt nicht in der Kraft eines gesetzlichen Befehles, und was immer zur Bannung dieses verderblichen Zeitgeistes geschehen konnte, ist geschehen und im Werden, wozu die Geistlichkeit durch ihr Benehmen, ihre Lehre auf der Kanzel und im Beichtstuhl vorzüglich mitwirken kann."

Es seien drei Gymnasien und philosophische Lehranstalten zu Linz, Kremsmünster und Salzburg; also „keine sparsame Gelegenheit, sich für höhere Wissenschaft, als auch für Theologie sich vorzubereiten". In Kremsmünster sei ein Unterstützungsfonds für arme Studenten, für Philosophen sei in Salzburg ein besonderer Verein; vieles könnten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

auch die Seelsorger, Professoren und Direktoren tun. Der Klerus in St. Pölten habe bereits einen Stipendienfonds für arme Studenten. Das diene zur Nachahmung.

Der Klerus werde in Linz und Salzburg nicht übler wie sonst behandelt; von seiten der Staatsverwaltung geschehe, was geschehen könnte.

Die Kooperatoren seien kein „Gegenstand des Bedauerns". Die Kanzlei trug aber an, das Gehalt der Kooperatoren von 200 auf 250, der Lokalkapläne von 300 auf 350, der Pfarrer von 400 auf 600 Gulden zu erhöhen. Der Kaiser möge gestatten, daß sie darüber mit den Länderstellen und dem Finanzministerium Verhandlungen einleite. Sie sei bereits ermächtigt, „nach Umständen zu dem Defizientengehalt Zulagen von 50 bis 100 Gulden jährlich zu zahlen".

„Das Pensionsnormale für landesfürstliche Beamte ist auf geistliche Pfründner in keiner Hinsicht anwendbar, indem, dem Geist der Kirche entgegen, nie darauf angetragen werden kann, den Seelsorgern zu gestatten, nach einer festzusetzenden Zahl von Dienstjahren ihre Herde zu verlassen und sich in untätiger Ruhe vom Ertrage dieser verlassenen Herde gütlich zu tun."

Das Alumnatikum sei keine Auflage des Staates, sondern eine Verordnung des Konzils von Trient. Diese Anordnung, die auch auf dem Begriffe der katholischen Kirche als einer selbständigen Gesellschaft beruhe, könne, wohl überdacht, von keinem Bischof getadelt werden.

Der Erbsteuer unterliege alles Vermögen, wenn es nicht auf Blutsverwandte in auf- und absteigender Linie vererbt wird. „Es ist ein Erbsteueräquivalent und ein Akt der iustitia distributiva. „Allerdings, ob es billig, daß der Säkularklerus, welcher aus dem Titel seines Amtes kein Vermögen besitzt, der bloß trockenes Gehalt aus dem Religionsfonds, wie jeder andere Beamte aus seinem Fonds, bezieht, laut § 57 des Erbsteuerpatentes vom 15. Oktober 1810 von diesem Gehalte ein jährliches Erbsteueräquivalent entrichten und es doch wieder geschehen lassen muß, daß das von dem, was er sich von diesem Gehalt erspart und vererbt wird, der Erbsteuer unterzogen wird, scheint nicht über allen Zweifel erhaben und eine ausschließlich dem Klerus auferlegte Steuer zu sein."

Die Hofkanzlei trug an, der Kaiser möge „diesen Gegenstand den Hofbehörden zur Beratung geben".

Staatsrat Lorenz benützte die Gelegenheit, sich einmal recht gründlich auszusprechen. Nicht weniger als 19 halbe Spalten füllen ein Referat.

Den Mangel gibt er zu; aber daß der Seelsorger kein Staatsbeamter sein soll, scheint ihm geradezu „paradox".

„Die Kirche besitzt nichts, was sie nicht entweder von Jesus Christus oder vom Staate empfangen hätte; sie empfing von Jesus Christus die geistliche Macht oder die Schlüsselgewalt und vom Staate das, was sie an zeitlichen Gütern besitzt; sind diese bei eintretenden widrigen Zeitverhältnissen nicht mehr hinreichend, so ist der Staat auf den Wegen, die seinen weltlichen Beamten offenstehen, für die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Diener der Kirche nicht minder zu sorgen verpflichtet, als auch sie eben diese heilige Pflicht nicht selten traf, mit ihrem gestifteten Vermögen, gleich jedem anderen Untertan mit dem seinigen, den Staat zu unterstützen." Auch „geruhten Eure Majestät Allerhöchst Selbst bei mehreren Gelegenheiten auszusprechen, daß der Religionslehrer, was der Seelsorger im engsten Sinne allemal ist, gleich den weltlichen Lehrern, Staatsbeamter ist und als solcher nicht minder wie diese von demselben den ständigen Unterhalt ansprechen dürfte".

Über den Zeitgeist läßt er sich folgendermaßen aus:

„Der Säkular- und Regularkuratklerus oder der eigentliche Seelsorger war vor 50 Jahren — einem anderen damals noch bestandenen allmächtigen Regularinstitute gegenüber, das bloß sein Ich kannte und den anderen Klerus stets im Schatten zu erhalten bemüht war, — vom Volke sowohl als vorzüglich vom Adel und von Honoratioren weit weniger geschätzt als dermalen noch, — man hieß ihn gemeinweg Petriner und Mönch oder Pater und Frater.

„Der religiöse Sinn hatte mehr Mechanisches als Geistiges und die minder fehlerhafte Erziehung der Jugend, um ihr den Beruf zum Stande einzuflößen, hatte damals — so gegenwärtig der Fall freilich nicht mehr ist — hauptsächlich das voraus, daß die gemeinen Leute vom Bürger- und Bauernstande, die von jeher die meisten geistlichen Rekruten lieferten, einen geistlichen Sohn in ihrer Familie zu besitzen wünschten, um von ihm seiner Zeit mit Rat und Tat unterstützt und am Ende durch sein heiliges Meßopfer über die Leiter Jakobs in den Himmel hinaufgezogen zu werden.

„Der nämliche Zeitgeist, über den hier so schwer geklagt wird, begann und bestand zum Teil schon im ersten Dezennium des laufenden Jahrhunderts in Böhmen, Mähren, Österreich unter der Enns, wo es damals mit dem Mangel an Seelsorgern beinahe aufs höchste gekommen war, und dennoch verschwand derselbe in wenigen Jahren, nachdem jeder Bischof dort in Gemäßheit der Allerhöchsten Entscheidung vom 25. Februar 1802 sein Diözesanseminar und philosophisches Studium erhalten hatte. Auch Linz erhielt ein Diözesanseminar und in Kremsmünster wurde das philosophische Studium und das Konvikt wieder hergestellt. Der dortige Mangel möchte daher wohl mehr den öfteren feindlichen Invasionen und der zeitlichen Regierungsveränderung im Innviertel als dem Zeitgeist, dem man jetzt alle Sünden der Welt, wie ehemals dem leidigen Satan, aufbürden will, zuzuschreiben und sonach bloß vorübergehend sein."

Für die Erlassung des Schulgeldes trat auch Lorenz nicht ein, da die Kataloge der Gymnasien zeigten, „daß sie nie stärker besucht worden sind als seit einigen Jahren".

Über die Gehaltsfrage äußerte er noch: vor 50 Jahren, „wo und solange obberührtes Institut noch bestand, hatte der Säkular- und Regularklerus bei weitem nicht zur Wählung des geistlichen Standes höchst reizende Aussichten wie jetzt. Seitdem sind ihm all die glänzenden und einträglichen Stellen und Ämter gedachten Institutes,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die es bis auf sein, auf Anordnung des Kaisers erfolgtes moralisches Ableben, ausschließlich und per monopoliam bekleidete, zuteil geworden, sowie ihm die seither neugegründeten Ämter, Benefizien, Pfarrstellen, Dignitäten, Kanonikate 2c. täglich zuteil werden." Aber es sei nicht zu leugnen, daß eine bessere Dotation eintreten müsse.

Die von Lorenz entworfene Resolutio augustissima lautete zwar trocken: Der Vortrag dient mir zur Wissenschaft und erwarte ich das Operat über Gehaltserhöhung und die Erbschaftssteuer, — Erzherzog Ludwig unterschrieb sie am 2. Februar 1822; aber die Verhältnisse scheinen sich doch langsam gebessert zu haben.

Im Oktober 1823[1]) legte die Studienhofkommission eine von der Regierung unterstützte Bitte des Konsistoriums von Salzburg vor, vier Alumnen in Salzburg zu gestatten, im Schuljahre 1824 mit den Lehrgegenständen des dritten theologischen Kursus auch das Studium der Pastoral zu vereinen und nach beendetem Schuljahre geweiht und in der Seelsorge angestellt zu werden. Ohne diese Bewilligung könnten 1823 nur sechs und 1824 nur acht Alumnen zur Seelsorge verwendet werden. Das Konsistorium hatte noch einen Mangel von 27 Seelsorgern nachgewiesen. Aber, fügte die Kommission hinzu, „durch die Gewährung würde der augenblicklichen Verlegenheit abgeholfen, besonders da sich im heurigen Jahre mehr Kandidaten als bisher zur Aufnahme gemeldet haben".

Das Gesuch wurde anstandslos bewilligt. Die Kommission hatte nicht ermangelt zu bemerken, die Anhänglichkeit der Salzburger an ihren Landesfürsten entspringe der Religiosität, die nur durch genügende Seelsorgeranzahl aufrechterhalten werden könne.

[1]) 7525.

Spätherbst.

Von Lorenz Krapp.

Die bleichen Astern schwanken
Im Nebel fahl und dicht.
Mit Armen, sterbenskranken,
Ragen die weißen, schlanken
Birken in's müde Licht.

Vom Wald ein Jagdhornschallen,
Weit wie aus Träumen schwer.
Manchmal mit dumpfem Schallen
Verlorne Schüsse fallen.
Und Stille wird umher.

Durch Welken und Entfärben
Geht klagend, windverweht,
Es wie ein wehes Werben,
Es wie ein Sang vom Sterben,
Wie letztes Nachtgebet.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meine Wienerfahrt.

Von Pater **Gaudentius Koch**, Kapuziner.

III. (Schluß.)

Es kam der eigentliche Festmorgen. In aller Nebelfrühe vor 5 Uhr hinaus auf die Straße. Leider wieder starkes Geriesel. Die Festfahnen über dem Donaukanal drüben hatten sich schlaff und schwer über die Balkone gelegt und heute würden sie wohl auch nicht trocken werden. Also wieder mit dem Schirm den Kanal hinauf und der Brigittenau zu. Die Straße war wieder ruhig wie die letzten Tage. Nur ein Bäckerjunge sang bei der Augartenbrücke die Gasse herauf. Ich wollte beim nächsten Kaffeehause den Fiaker nehmen, doch stand der Wagen heute nicht da und ich mußte also zu Fuß die weite Straße hinaus. Ich kannte sie ja schon genau.

In den Anlagen kommen schon Arbeiter daher, die in die Fabrik gehen. Guten Morgen! grüße ich, und Guten Morgen! danken sie schön zurück. Sogleich kam ich zur Messe zu und stand wieder am Altar von Mariä Krönung. Vultum tuum deprecabuntur, um deine Gunst bemühen sich alle Großen des Volkes. Nach ihr ziehen die Jungfrauen all einher und werden entgegengeführt dem König: mit Freude und Frohlocken wallen sie einher. Hoch quillt mein Herz von süßer Rede. (Psalm 44.) Nach der Messe wollte ich wieder in der Seelsorge aushelfen, solange die Zeit noch reichte. Ich nahm die veilchenfarbige Stola mit aus der Sakristei und begab mich durch die Menge der Andächtigen hinab zum untersten Beichtstuhl auf der Männerseite. Gleich hatte ich wieder eine Schar von Leuten um mich, Leute jeden Alters und jeden Standes. Von den Knaben sagte einer nach der Beicht: „Hochwürden, ich möchte auch mit der Prozession, wo soll ich denn fragen?“ Da war guter Rat teuer: „Gehst halt zum Pfarrer hinüber und sagst es ihm, der weist dir einen Platz.“ Der Eifer des Kindes tat mir wohl: hier im Arbeiterviertel. Es ist doch wundersam, wie die Gnade Gottes in den Kindern wirkt und wie der Herr überall seine Seelen hat: der Geist weht, wo er will.

Ich hatte die Beichtenden möglichst rasch erledigt und doch sahen von beiden Seiten noch zwei, drei Dutzend von hilfesuchenden Augen auf mich herein in den Beichtstuhl, und doch sollte ich ja bald aufstehen, denn es hatte schon sieben Uhr geschlagen, ich war also schon mehr als zwei Stunden gesessen. Und ich sollte mich doch schon bald einreihen beim Kapuzinerkloster oder mit den Tertiaren am Franziskanerplatz. An den farbigen Fenstern gegenüber sah ich, wie es schon heller

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tag geworden. Doch wieder baten mich die hilfesuchenden Augen, und ich blieb. Und wieder läutete dann das Kommunionglöcklein vom Altar, ich wußte, daß viele reine Herzen wieder hinzutreten zum Brote des Lebens, und ich selber hatte ihnen das Glück vermitteln helfen. Wie es halb acht Uhr schlug, wollte ich doch aufstehen. „Hochwürden," drängte da ein Arbeiter heran, „Hochwürden," sagte er ganz laut, ohne Rücksicht auf die Umstehenden, „ich hab schon fünfzehn Jahr nicht mehr gebeichtet, hören Sie mich." „Von Herzen gern, doch muß ich bald gehen, ich muß zur Prozession; aber kommen Sie nur." O und wieder ist wohl ein neues Lied durch den Himmel gezogen, als der Mann heraustrat und hinaufging durch das Seitenschiff, dem Tische des Herrn entgegen. Und von dort oben leuchten die Lampen herab wie viele Engelaugen, Augen aus einer anderen Welt, Augen voll Freude und Jubel und unnennbarem Glück. Und dort schloß der Heiland den Arbeiter wieder in seine Arme.

Ein Kind drängte wieder her: ich konnte es doch nicht abweisen. Und noch eins, auch das mußte doch zukommen. Dann wollte ich mich aber doch erheben. „Bitt schön," sagte jetzt ein stattlicher Herr, „siebzehn Jahr ist's her." Da durfte ich freilich nicht aufstehen: „Kommen Sie nur." Es wollten mir doch die Augen naß werden bei dem Glück, daß der Herr so langgesuchte Lämmer in diesen Tagen wieder gefunden.

Dann drängte ich nicht mehr und blieb sitzen, solange es nur möglich wäre. Zum Pontifikalamt komme ich doch nimmer, zur Prozession wird es ja noch gehen. Und es schlug dreiviertel acht, und es schlug acht Uhr und neue Leute drängten herein, und über alle erging das große Wort: Ich spreche dich los von deinen Sünden. Da schlug es Viertel und jetzt durfte ich nimmer länger. Ich stand rasch auf: „Ich muß gehen, ich bitt' um Entschuldigung; ich werde Ihnen einen andern Priester herausrufen." Ach, es standen noch zwei lange Reihen und das tat mir selber weh. Ich eilte in die Sakristei und bat den nächsten Priester: „Möchten Sie nicht ein wenig noch Beichthören gehen?" „Ich kann nicht mehr, ich muß jetzt fort." Ich wandte mich an den zweiten. „Ich höre nicht gut," mußte dieser erklären. Einen dritten bat ich, der mußte erst zelebrieren. Da ging ich auf den Kirchendiener zu, er möchte sagen, daß doch jemand von den Geistlichen hinausginge zu den harrenden Leuten.

Und rasch die Donaustraße entlang, ein Sprung die Treppen hinauf. „Frau Plüschko, nur schnell, nur schnell das Frühstück, ich hab' höchste Zeit!"

Und über die Stephaniebrücke, die nächste Gasse hinauf gegen die Rotenturmstraße zu. Doch da war kein Vordringen mehr möglich. Alles mit Militär abgesperrt und überall die Schutzmannschaft. „Bitt' schön, Herr Schutzmann, ich sollte noch zum Kapuzinerkloster hinauf." „Hier ist's unmöglich, Sie müssen unten durch, dort hinüber." Und wieder bog ich zurück. Und überall dichtgedrängte Menschen und überall mit Militär abgesperrt; da trachtete ich nur mehr an den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ring hinabzukommen. Und auch das schien unmöglich, denn ich war jetzt in die Gasse gekommen, wo eben der breite Strom des Völkerzuges vorbeimarschierte. Ich mußte stillstehen, denn auf dem Bürgersteig schritt niemand mehr weiter: alles bewunderte nur die vorüberziehenden Zwölferreihen der Veteranen. Musik begleitete sie. Und neue Reihen und neue Musik: es wollte kein Ende nehmen. War noch an ein Vorwärtskommen zu denken oder nicht? Die Bürgersteige voll, die Straße vollständig eingenommen vom strömenden Menschenzug, und überall die Schutzmannschaft, die an den Straßenecken niemand mehr vorbeilassen wollte. Und dabei der heftige Regen.

Jetzt kam in die Prozession eine Stockung, und eben kamen vor mir fünf Geistliche zu stehen im Ornat, zwei nur im Chorrock, drei im Pluviale und Servitenkeidern. Sie hatten den Regenschirm offen und der mittlere im Pluviale hatte über den Ornat einen Regenmantel geworfen, während die beiden Serviten in ihren weißen Kleidern bei all dem Regen und Wind durch den Schirm nicht viel Schutz hatten. Die beiden Diakone waren an den Seitenteilen schon ganz grau und gelb. Sie standen still und ich grüßte sie und trat einen Schritt hinaus zu ihnen in die Gasse. „Zu welchem Zug gehören Sie?" fragte ich einen der Priester, unter dessen offenem Regenmantel nur der Chorrock heraussah. „Wir sind die Gemeinde Döbling und Nußdorf und gehören zum Völkerzug." „Wird dann keine Möglichkeit mehr sein, hinabzukommen an den Ring?" „Als Zuschauer wird's kaum mehr gehen." Nun wollte ich mich doch vorstellen: „Pater Gaudentius Koch, ein Tiroler Kapuziner, gegenwärtig zu Reichenberg in Böhmen." „Ach, Sie sind der Pater Gaudentius? wir kennen Sie aus dem Gral und aus dem Raphael und aus dem Sendboten. Ich bin der Kooperator von Nußdorf, da mein Kollega ist der Kaplan von Döbling und wir sind Konventualen von Klosterneuburg." Und wir waren schon Freunde geworden. Und eben drang ein alter geistlicher Herr vom Bürgersteig hervor zu uns und fragte, ob er sich nicht den Priestern anschließen könnte. „Freilich," sagten sie, „es hat sich schon einer uns angeschlossen weiter rückwärts, Sie gehen einfach mit Döbling und Nußdorf." „Und ich auch? darf ich nicht auch mit?" bat ich. „Natürlich." Da stellten wir uns in Reih' und Glied. Der mit dem Pluviale in die Mitte, die Leviten neben ihn und darauf die zwei mit Chorröcken und zu äußerst drüben der alte Pfarrherr und links zu äußerst ich selber.

Dann kam die Prozession wieder in Fluß und wir kamen ein ordentliches Stück weiter und bis an den Ring hinab. Und zu beiden Seiten der Straße ein dichtes Spalier und davor Militär. Dann hieß es wieder Halt. Die Häuser am Ring hatten überall farbige Fahnen, doch hingen sie naß herunter. Und die Kränze an den Häusern hatten in diesen Tagen gewiß nie zu trocken. Und jetzt begann es wieder heftiger zu klatschen auf unsere Schirme.

„Und ich bin so hungrig," sagte der Kooperator von Nußdorf, „hab' nicht einmal frühstücken können diesen Morgen." „Daß Sie das aber wagen, Herr Kooperator?" rügte ich. „Konnte nicht," erklärte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

er, „wir haben noch Kinderkommunion gehabt, und zwar siebenhundert Kinder heut' in der Früh. Es ist ein strenger Tag gewesen. Hab' an alle Kinder eigens schreiben müssen, also siebenhundert Briefe; doch alle sind gekommen zur Beicht, alle vollzählig, auch die Kinder der Sozialdemokraten. Und heut sind sie die ganze Kirche hinab gestanden im Spalier, hinab bis zur Kirchtür. Und ich hab' müssen mit dem höchsten Gut hinabgehen durch die Kirche bis zu unterst, und so stehend haben sie den Heiland empfangen. Sie haben mit hungrigen Augen zu mir aufgeschaut und die Schnäbelchen vorgestreckt wie junge Tauben, weit, weit, das Christkindlein zu bekommen. Es hat mich selber ganz glücklich gemacht. Und darnach haben ein paar Männer vor der Kirche zu mir gesagt: ‚So etwas Schönes haben wir noch nie gesehen in der Kirche.' Pater, es gibt Stunden für uns Priester, wo kein Glück dieser Welt dem unsrigen gleichkommen kann." Ich konnte nur nicken, denn wir verstanden uns zu gut.

„Aber ohne Frühstück geht es doch nicht," sagte ich nun. „Es wird wohl gut sein müssen." Doch daß er es keck wagen sollte, tat ich ihm meinen eigenen Hunger kund, und in der Nässe müßten wir auch stehen und stundenlang würde es sicher noch dauern. Und kühn schritt ich hinüber zur Straßenecke, wo im Gewühl ein Würstelsieder stand mit seinem Weib und sein „Heiße Würstel!" rief. Nicht laut, nur für die Umstehenden vernehmbar, denn der Tag war zu heilig. Da ging alles eilig und ein Dutzend Hände reckten sich dem Mann entgegen und hielten ihr Zwanzighellerstück in die Höhe. Und zugleich mußte man ja den Regenschirm halten und sein Börschen öffnen und sollte ja die Würstchen nicht fallen lassen, und richtig, ein Stück Brot gehörte doch auch dazu. „Pardon!" ich hatte mit dem Schirm zweien zugleich an den Kopf gestoßen. Und wie ich so zurückkehrte mit meiner Beute, da faßte der Kooperator doch auch seinen Mut. Ein Junge stand vor uns, der trug an der Stange unsere Tafel mit der Aufschrift: „Gemeinde Nußdorf". „Geh," wandte sich der Kooperator an diesen, „geh' du für mich." Und er öffnete sein Börschen und suchte darin: „Da, Junge, für dich ein Paarl und für mich eins," und er reichte ihm die Münze, „ich halte dir derweil die Tafel." Und der Knabe ging und kam wieder: „Dank schön, Hochwürden!" und er nahm seinen Teil und bekam seine Tafel wieder zurück. Und so ist's gut, denn auch die Leiblichkeit hat ihre Rechte.

Und wieder ging's ein Stück des Weges weiter. „So kommen wir schließlich noch bis zur Wollzeile," meinte der andere Kaplan, der von Döbling, „werden sehen." „Das geht gut." Und wieder standen wir. „Wo befinden wir uns denn eigentlich?" fragte ich. „Beim Kriegsministerium am Stubenring." Das Ministerium hatten wir hinter dem Rücken. Weit gegenüber erhob sich ein stolzer Palast mit vielen Balkonen und mit Steinvasen über dem Dachgesims. Blaugelbe Fahnen hingen hoch von den Mansarden heraus und hatten sich in den Steinvasen verfangen und sich dann schwer übers Dach gelegt. Es mußte wohl ein böhmischer Aristokratensitz sein. Und jetzt kam berittene

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schutzmannschaft: „Hier zieht der Hofzug vorbei," und sie schoben uns aus der Mitte der Straße an den Rand hinaus. Da sollten wir stehenbleiben. Und wie wir hinübersahen auf die gegenüberliegende Seite, war es dort auch so, auch dort in langen Reihen, soweit man sah, die Gruppen vom Völkerzug. „Nun werden wir schwerlich mehr weiterkommen," meinte ich zu dem Geistlichen. „Ist auch nicht nötig, wir sehen hier alles." Und der Kooperator von Nußdorf erklärte die ganze Einteilung der Prozession. Man ist schon um sieben Uhr ausgezogen vom Stephansdom. Und zwar nach den jugendlichen Heerscharen der Marianischen Kongregationen mit ihren Fahnen und nach dem strammen Zug der Hunderte von Tertiaren kam das Volk von Tirol. Voraus das riesiggroße Bachlechnersche Kreuz, von acht Männern in Nationaltracht getragen. Dann kamen sie in ihren buntfarbigen Kleidern, die Tiroler, so wie sie dazumal ausgerückt sind im Jahre neun, so wie man sie kämpfen gesehen für ihren Herrgott, für ihren Kaiser, Männer in allen Farben wie die Alpenblumen auf ihren Bergen, deren der ganze Himmel sich erfreut. Und so die anderen Länder, Schar um Schar, Volk um Volk, Nation um Nation und der Völkerzug. Und die ersten Tausend wurden aufgestellt am Heldenplatz zum schönsten Bild. Und weil die Prozession zu groß war und der Weg vom Stephansdom bis zum Heldenplatz zu klein für eine Volksmasse von hundertfünfzigtausend Männern, so nahm der zweite Zug, der Kleruszug, gleich einen anderen Weg vom Stephansdom aus. Der Kleruszug bewegte sich durch die Wollzeile hinab dem Heldenplatz zu. Es waren achttausend Priester mit ungezählten Fahnen und Standarten. Da sah man alle Ordenstrachten, die es gibt, und die Farben aller katholischen Kongregationen, und zweihundert Bischöfe zogen einher mit Inful und Stab, und all diese Priesterscharen sangen ein Kirchenlied zum heiligsten Sakrament. Da sah man ehrwürdige Greise, Männer, die schon jahrzehntelang die Mühe und Last ihres Volkes getragen, und sah den letzten Bergkaplan, der verzichten muß auf all die Annehmlichkeiten der gebildeten Stände, der drei Vierteljahr Winter hat in seinem Alpennest und dessen einzige Freude es ist, sein Volk die Zufriedenheit zu lehren und die Seelen für den Himmel zu erziehen.

Und als nun die ersten Tausende vom Völkerzug aufgestellt waren am Heldenplatz, da hieß es Halt für alle übrigen, alle übrigen mußten stillestehen auf dem Weg bis zum Stephansdom zurück und nun Spalier bilden, weil durch diese Straßen der Hofzug ja kommen sollte. Und so standen wir bereit.

Hinter uns am Bürgersteig hatte ich bereits die Soldaten bedauert. „Schauen Sie doch," sagte ich zum Kaplan von Nußdorf, „die armen Soldaten." Es wollte nicht aufhören zu regnen. Die Soldaten hatten keine Mäntel an, nur ihre einfache Montur. Der Infanterist hinter mir erhob wieder sein rechtes Bein und streckte es und stampfte fest damit auf das Pflaster, damit das Bein sich erwärme. Der Nebenmann streckte zuerst die linke, dann die rechte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:13 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hand vor sich hin, damit das Blut doch frischer ströme, und die Gesichter der Soldaten waren ganz blaurot vor Kälte. „Könnte man den Soldaten nicht einen Tropfen Wein geben?“ fragte ich die Geistlichen. Eben ging ein Mann unter der Menge herum, der Wein ausrief und auf seiner Holztablette sicher zwanzig volle Gläser des funkelnden Niederösterreichers vor sich hinschaukeln ließ. Der Kaplan von Nußdorf wandte sich schnell an einen Leutnant: „Dürften wir nicht den Soldaten a Tröpfl Wein geben?“ Der Leutnant sah auf die Uhr, dann nickte er freundlich. „Bravo,“ sagten wir alle, „so ist's recht.“ Und die Geistlichen zahlten den Wein und je zwei Mann erhielten ein Glas Wein miteinander. Da glänzten die Augen der ungarischen Burschen im Waffenrock uns dankbar zu. Und gleich lief jetzt der Kaplan hinüber auf die andere Seite der offenen Straße und ersuchte das Publikum, unserm Beispiel zu folgen. Dann kam er wieder zurück durch den plätschernden Regen: kräftig hielt er seine Soutane auf. „Sehen Sie,“ sagte er jetzt, „es wird schon gesammelt drüben von Kopf zu Kopf; alles hilft zusammen, daß die lieben Burschen eine Stärkung bekommen.“ Und jetzt wuchs der Eifer und das Mitleid bei uns nur noch mehr. Die Leute besorgten den Soldaten auch Würstchen mit Brot und von neuem mußte Wein gebracht werden. „Man wird aber doch vorsichtig sein müssen,“ meinte jetzt der Kaplan, „sonst bekommen sie noch ein Schwipschen.“ In dieser Stunde war es, wo ich die Wiener in tiefster Seele schätzen lernte: das war von Familiensinn und Bruderliebe ein Bild, wie es hoch droben im Norden von Deutschland nicht möglich gewesen wäre. Meine Achtung euch, ihr wackern Wiener, Dank euch, ihr braven Priester, die ihr eure Heller so brüderlich mit dem Volke teilt! „Hören Sie?“ fragte ich jetzt überrascht den Kaplan von Döbling. Und feierliche Musikweisen drangen aus der Ferne über die nasse Volksmenge her, wundersam kam es herüber: Großer Gott, wir loben Dich, Herr, wir preisen Deine Stärke. Nun muß der Herr wohl bald erscheinen auf seinem Siegeswagen. „Wer sind diese Posaunenbläser?“ „Es werden die Strebersdorfer Schüler sein,“ meinte ein Levit.

Vor dir neigt die Erde sich
Und bewundert deine Werke.

Wir sangen fröhlich mit. Der Kaplan von Nußdorf mit starker Stimme und ich mit hellem Bariton, so schön ich immer konnte.

Wie du warst vor aller Zeit,
So bleibst du in Ewigkeit.

Fern gegenüber am böhmischen Palast waren viele Menschen auf die Balkone getreten. Jetzt kam wieder ein stärkerer Regen. „Nicht wahr,“ meinte der Kaplan zu mir, „was der Herr doch für Opfer von uns verlangt?“ „In Gottes Namen, er macht's immer recht.“ Die Leute auf den Balkonen drüben waren richtig zurückgetreten unter ihren Türstock. Und mehr nach links sahen wir zuoberst an einem vor-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nehmen Haus aus einem großem Mansardenfenster sieben Klosterfrauen heruntergucken. Wahrscheinlich englische Fräulein oder Ursulinen, man sah ihre großen weißen Brusttücher: sie hatten wohl das ganze Fenster gemietet. Doch waren sie so fern und so hoch droben, daß man kein Gesicht unterscheiden konnte. An den untern Stockwerken ihres Hauses hingen die Menschen nur so heraus bei den Fenstern.

Jetzt kam neue berittene Schutzmannschaft und ritt genau an unserer Front dahin: „Bitte die hohe Geistlichkeit, noch etwas zurückzutreten." Wir taten es, doch konnte mein Kaplan die Bemerkung nicht zurückhalten: „Wir sind die niedere Geistlichkeit." Und die Schutzmannschaft ritt so die Reihen ab. Und wieder drang vom Bürgersteig herab ein würdevoller Geistlicher in unsere Gruppe, der Pfarrer vom Kahlenberg. „Hab noch Dienst gehabt in der Kirche," sagte er, „und konnte nicht früher kommen, so viel Beichtkinder und so viel Kommunikanten, doch Gott sei Dank. Und jetzt bin ich herab in voller Eile und möchte hier einstehn." „Bitte, bitte," luden unsere Geistlichen ein. Und noch ein Herr stellte sich als Beamter vor: „Mit Mühe hab ich noch in die Canisiuskirche laufen können, daß ich doch noch die Kommunion hab' empfangen. Und grad hab' ich's noch ermacht, wenigstens bis hierher, um mich anzuschließen, wird wohl gelten; wir sind doch alle in der Prozession zur Anbetung."

So standen wir und harrten des Kommenden. Und wieder sprengten Reiter vorüber, die für die Ordnung des ganzen Zuges zu sorgen hatten. „Das war Graf Thun," sagte der Geistliche im Pluviale, „die höchsten Aristokraten haben heut' alle Dienste übernommen."

Und der Regen fiel wieder stärker und wir standen nun schon anderthalb Stunden da, doch war es erst halb 11 Uhr geworden. Wir hielten den Schirm so gut wie nur möglich. Zum Glück hatte ich meinen Kapuzinermantel an und zog jetzt auch noch die Kapuze über, denn die Nachbarschirme tropften mir sonst in den Hals herein. Doch was halfen alle Schirme, Mäntel und Kapuzen gegen das Wasser am Boden. Ganze Lachen waren da und man war froh, einen hervorstehenden Pflasterstein zu finden, wo das Wasser nicht förmlich in Bächlein drüberlief. Wehe jenem armen italienischen Kapuziner, der in ursprünglicher Strenge nur mit bloßen Sandalen nach Wien gekommen war. Der Herr sende ihm seinen Engel zum Schutz!

„In Gottes Namen," nahm der Geistliche von Nußdorf wieder das Wort, „aber ich hab doch lächeln müssen über ein Kind in meiner Schule; das Mädchen hat heut Morgen zu mir über das Wetter gesprochen und hat gesagt: Der liebe Gott verpatzt sich alles selber." So werden manche gedacht haben. Man darf aber eine eucharistische Tagung nicht beurteilen nach dem Maßstab der Touristik, eines Turnerfestes oder Vergnügungstages. Nein, wir sind nach Wien gegangen, um dem Herrn im Sakrament eine Sühne zu bringen für all das Böse, das ihm je angetan worden. Und darauf hat der Herr

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu seinen Engeln gesagt: Wollen sie Sühne tun, so müssen sie ein Opfer auf sich nehmen. Und der ganze Himmel hat ja gesagt im Namen der streitenden Kirche. Und dann ist der Regen gekommen über Wien und ganz Österreich. Und es war gut so. Wäre es stets schön geblieben, so würden die Pilger wohl nach Hunderten ausgeflogen sein in die Vergnügungsorte, nach Schönbrunn, am Tivoli und auf den Kahlenberg. So aber kamen sie um so eifriger in die Kirchen, um so andächtiger zu den Sakramenten, um so zahlreicher zu den Festreden in die Rotunde. Man kann sagen, der Kongreß hat noch gewonnen durch diesen Regen; denn es zeigte sich da eine Opferwilligkeit, die jedes Herz rühren mußte.

Gewiß, zum Vergnügen sind diese Abertausende nicht da. Wer bei solchem Regen stundenlang auf der Straße ausharrt, der wartet auf einen großen Herrn.

Und abermals erschien vor unseren Reihen ein Herr in Zylinder und Frack. Er hielt in der Linken den Schirm und das offene Notizbuch und in der Rechten den Stift: „Bitte, welche Gemeinde?" fragte er. „Gemeinde Döbling und Nußdorf, siebenhundert Köpfe." „Danke," und fort war der Mann der Presse und hinüber auf die andere Seite.

Und wieder kam unser Kaplan auf seine Kinder zu sprechen. „Tadellos ist heut' alles verlaufen in meiner Kirche," sagte er, „auch die Kinder der Soziführer waren alle da und haben sich musterhaft benommen. Und heut' sind auch Menschen in die Kirche gekommen, die ich sonst jahrelang nicht mehr gesehn. Das hätten Sie sehen sollen, Pater, wie die Väter der Kinder, die ärgsten Sozi, alle da waren, wie sie rückwärts an der Kirchenwand lehnten und wie manches Männerauge feucht heraufglänzte zum Speiskelch in meiner Hand. Dr. Oehl ist auch dagewesen aus Freiburg und hat zu mir darnach gesagt: ‚Hochwürden, heut' zieht unser Herrgott durch ganz Wien'."

Wir freuten uns noch dieser Schilderung von Nußdorf, da scholl es herab über die Häuser wie ferne Glockenmelodie. Richtig, es begannen jetzt alle Glocken zu läuten von ganz Wien. Der Hofzug mußte ausgezogen sein von St. Stephan. Und schon hörte man ein Militärsignal und es zogen berittene Ulanen die Straße herab, eng an unserer Front vorbei. Und wieder eine andere stolze Gruppe zu Pferd. „Was sind das?" fragte ich. „Polizeihauptleute", hieß es. Und jetzt hörten wir Posaunen aus der Ferne: wie ein feierlicher Choral. Richtig, die Leibgarde des Kaisers reitet einher in reichster Uniform, mit enganliegenden weißen Lederhosen, der Leibrock schwarz und gold. Dazwischen rast wieder als Eilbote auf dem Rad ein feiner Jüngling über die Straße dahin. Und wieder Kavallerie, eine stattliche Gruppe.

Es war ein lautes Pferdegetrapp auf der Straße. Und jetzt trat ein Ordner zu uns. „Hochwürden," sagte der fremde Herr, „der Kleruszug ist schon gemeldet am Burgplatz. Alles sagt, so etwas habe man noch nie gesehen, eine solche Menge von Bischöfen und Prälaten."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und jetzt wollte der Himmel doch Gnade walten lassen? Der Regen hörte auf. Es wurde heller im fahrenden Gewölk und war, als ob da droben weiße Fahnen ausgebreitet würden, die Festbanner zum großen Tag des Herrn. Es regnete jetzt nicht mehr und wir konnten die Schirme schließen.

Und wieder ertönte ein Signal. Das sind die Hofvorreiter, herrliche Gestalten in Gold und Purpur. Dann kamen die Burggendarmen: ihre Schimmel hatten rote Decken. Und die Fanfarenbläser folgten mit ihren Posaunen. Die Edelknaben des Kaisers in Gold und Purpur und ein Pferd schöner als das andere, die Diener in goldenen Röcken; dann wieder Dragonerscharen, Ulanen im blauen Rock und roten Hosen. Und jetzt eine Gruppe von Kämmerern und Geheimen Räten in den vornehmsten Trachten und ungarische Magnaten in Weiß und Gold und Pelzgarnitur. Jetzt wieder kaiserliche Räte im Prunkwagen. „Ach," sagte ein Nebenmann von mir, und stellte sich vor als Journalist aus der Schweiz und schrieb beständig und konnte sich nicht sattsehen. Und in der Tat, da kamen achtzehn Galawagen, wie kein Trachtenfest sie je schauen wird. Farben, Wagenschilder und Beschläge, alles war bei jedem Wagen anders. Da ein Wagen in Blau und Gold, die Lakaien blau und weiß, dann wieder in Schwarz und Gold, die Diener rotgold, dann wieder blaugelbe Karossen, schwarzweiß, grünsilber, schwarzblau und gelb, schwarzrot und schwarzweiß, rotblau und gelb, rotsilber und weißgrün, tiefgrün und gold. Schöne Pagen standen rückwärts überall auf der Wagenbrücke und die Pferde hatten echtes Silbergeschirr. Das waren die Staats- und Krönungswagen des Kaisers. Seine Majestät hatte sie alle wieder eigens herrichten lassen zu solcher Feier. „Das war nur der Vortrab," sagte der Kaplan von Döbling, „jetzt werden Sie erst schauen." Und richtig, nochmals verschiedene Garden, Trabanten, und jetzt die erste goldstrahlende Bischofskarosse. Acht Schimmel zogen sie in Goldgeschirr und Reiter saßen auf den Pferden in Gold und Purpur; auch die Pferde hatten goldene Decken. Das war der Zug der Erzbischöfe und Kardinäle. Im Wagen saßen je vier Erzbischöfe. Auf der Wagenbrücke goldgewandete Dienerschaft, neben dem Wagen gingen auf beiden Seiten je zwei Kleriker im Chorrock, die trugen schön aufrecht die silbernen Hirtenstäbe. Und so die zweite achtspännige Karosse mit ihren vier Erzbischöfen und so die dritte, die vierte, nun wieder Dienerschaft und wieder Trabanten, weiters nach den Erzbischöfen die Kardinäle. Alles in Gold und Purpur und immer die Hirtenstäbe von Silber neben den Prunkkarossen. Dann kamen orientalische Diakone als Begleitung in Seide und Gold, wahrscheinlich fuhr der Kardinal von Lemberg jetzt vorüber. Und so Karosse um Karosse. Jetzt klang feierliches Posaunenblasen, doch war es noch wie aus weiter Ferne. „Jetzt muß bald Seine Majestät kommen," hieß es neben mir, „aber Hoch rufen darf man nicht, es gilt heute als unstatthaft. Wenn aber das höchste Gut kommt, mit dem Niederknien ist es heute nichts bei dem Boden und bei diesen Lachen. Man tät's ja gern."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Jetzt aber klang es die Straße herab wie Silbergeklingel; das war wohl der Triumphwagen des Herrn. Richtig, da kam's herangezogen, langsam und feierlich. Weihrauchwolken sah man steigen und das Klirren von Rauchfässern erscholl. Seine himmlische Majestät, Christus Jesus unser Herr und Heiland im süßen Sakrament. Das Prunkgespann kam langsam und feierlich, kostbare spanische Rappen; Wagenlenker zu beiden Seiten der Pferde, in Gold gekleidet. Die Pferde hatten Golddecken, der Wagen war Purpur und Gold. Ich zitterte vor Ergriffenheit. Jetzt war der Wagen da und aus der Ferne läuteten alle Glocken von Wien; die Posaunen bliesen so feierlich und deutlich sahen wir jetzt die hochheilige Hostie in ihrer kostbaren Monstranz und wie der pästliche Legat im Wagen davor kniete mit gefalteten Händen. „Knien wir doch nieder," sagte der Kaplan von Nußdorf; doch ich kniete bereits im Kot der Straße, das Notizbuch geschlossen und die Hände gefaltet: Herr, sei uns gegrüßt, segne uns alle deine treuen Diener, segne Wien, segne Österreich, segne die Welt!

Und so war der Triumphwagen des Herrn vorüber mit seinen Weihrauchwolken und seinem Altargeklingel und dem silbernen Rauchfaßgeklirr. Ein Kranz von Fackelträgern begleitete den Wagen und eine Ehrenwacht von Diakonen schritt gemessen hinter ihm her.

Und jetzt und jetzt kam es wieder glanzvoll und prächtig; acht herrliche Schimmel in Goldgeschirr trabten einher: der Kaiser und sein Thronfolger. Wir sahen Seine Majestät ganz deutlich, den schönen edlen Habsburgerkopf, so erhaben und doch so gütig, so ehrwürdig und doch so jugendlich. Sei gegrüßt, du lieber Vater deiner Völker, wir danken dir für dein katholisches Beispiel und für all deine väterliche Obhut, die du unseren Kongreß hast angedeihen lassen. Gottes Segen über dein Haupt, regiere uns noch lange, noch lange.

Gestern, also am 14. September, so wurde mir von Kralik gesagt, sei der Kaiser den ganzen Tag beim Barometer gestanden und habe geklöpfelt am Röhrchen, ob das Silber denn nicht steige, und dieser Kongreß sei des Kaisers größte Freude gewesen seit langem. Und als heute alles Angst hatte in der Früh, ob denn wirklich die Prozession stattfinden könne trotz solchen Unwetters, da hatte der Kaiser rasch entschieden: „Der Festzug wird gehalten, gehalten auf jeden Fall." Und als die Ärzte ihm abrieten, sprach er: „Nein, ich und mein Volk, wir sind eins." Und er mit seinen zweiundachtzig Jahren ließ sich nicht abhalten; er wollte seinem Herrgott die Ehre antun. Vergelt dir's Gott, lieber Kaiser, vergelt dir's Gott viel tausendmal!

Herrlich gekleidete Magnaten standen wieder auf der Brücke vom kaiserlichen Wagen und hielten stramm ihre Ehrenwacht. Und wieder farbige Trabanten und wieder neue Garden; jetzt folgten sechsspännig die Erzherzoge in goldstrahlenden Wagen, alles aus Weißgold und wieder Purpurgold. Wieder folgte eine Gruppe von Posaunenbläsern: Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Land. Und die Melodie vermischte sich mit den Kirchenhymnen Tantum ergo Sacramentum, das sie weit vorn im Zuge bliesen, und doch war die schönste Harmonie, alles nur ein Ton, derselbe Klang, nur eine einzige, wundersame, Erde und Himmel durchflutende Weise: Gott erhalte, Gott beschütze unsern Kaiser, unser Land.

Nun folgte Karosse um Karosse in Gold und Purpur. Und jetzt die ungarische Leibgarde, stolze Gestalten in Gold und Grün, die Decken der Pferde reines Gold, die Reiter selber hatten kostbare Pantherfelle umgeworfen. Dann die Dienerschaft wieder in Gold und Purpur. Und darnach ungarische Husaren und Schutzmannschaft in reicher Zahl, und damit war der Zug vorüber. Und immer noch läuteten alle Glocken von ganz Wien. Wahrhaft, wir hatten seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen aus dem Vater.

Dann lösten sich unsere Spaliere und die Völkerschaften wogten gegen den Heldenplatz hinauf, obwohl natürlich keine Aussicht war, dort noch einen Zugang zu finden. Und überall wieder Militär bei neuen Straßeneingängen. „Ach, Herr Definitor!" Wie schön traf sich das: der junge Mann, der sich mir im Kapuzinerkloster als Definitor der dortigen Tertiarengemeinde vorgestellt hatte, stand eben vor mir in Frack und Zylinder. „Nun werden Sie mich führen." „Gern," kam er mir entgegen. Und wir bogen mit Hunderten ein in den Stadtpark. Aus Büschen und Bäumen glänzte ein breites Wasser herauf; da waren weiße Schwäne und andere große Wasservögel. Und wieder stand am Abhang eine mächtige Weide, schön über den Teich geneigt, drüben zeichnete sich vom Himmelsgrund wieder eine schlanke Birke. Und die Menschenmassen zogen sich durch alle Wege. Und hoch über alle Häuser fern und sanft über den Park hin scholl immer noch das Läuten aller Glocken von ganz Wien: Hosanna dem Sohne Davids. Wie ein wundersames Singen zog es hin über das steinerne Meer. Mein Definitor hatte eine Träne im Auge. „Das war schön," sagte er, „dem Herrgott und dem Kaiser sei Dank."

Neue Menschenströme kamen hinter uns her. Wir langten zu einer Waldlichtung; neue, stärkere Tonwellen flossen herüber aus der Stadt und in den Höhen war's, als ob das Gewölk sich auseinanderschöbe und zum Kranze wölbte und in ihrer Mitte entstand eine weiße Glorienhelle und im Kern erschien die Sonne wie eine große mattschimmernde Hostie. Die runden Nebelgebilde wurden wie zu Cherubimköpfen, die traten hervor und schwanden wieder zurück, und andere traten hervor wie auf dem Bilde der Sixtina; wir wußten nicht, ob die Tonwellen von oben kamen oder aus der Tiefe: es war nicht zu erklären, Himmel und Erde sangen ihr Hosanna.

Schweigend gingen wir nebeneinander her, der junge Tertiarendefinitor und ich, der Tiroler Kapuziner. Wir kamen aus dem Park und wollten in die nächste Straße einbiegen. „Umsonst," versicherte uns ein Schutzmann, „noch darf niemand hier herein." Da wandten wir uns einer anderen Straße zu, aber auch hier schloß noch ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Militärring ab, bis endlich alles am Heldenplatze sich vollzogen haben würde.

Sie feierten jetzt wohl die Messe in der Hofburgkapelle, dann sollte die Einsetzung des höchsten Gutes geschehen durch den Kardinallegaten. Und darauf würden die Wagen abfahren und erst darnach wird das Militär zurückgezogen und alle Plätze und Straßen sind frei.

Jetzt aber, wie durch die Ringstraße hinüber bei diesem Wagenverkehr? Mein Kollega lächelte zwar über den Provinzler, der das eben nicht gewöhnt sei; doch bemerkte ich deutlich, wie er sich selber mit scharfen Späheraugen wohl umsah nach einem Gelegenheitlein, über die Straße zu kommen. Ein Auto am andern vorbei und gleich drei, vier Fiaker, die Tram von drei Seiten her, und zwar von allen drei Seiten doppelt. Und dabei ein Menschenschwarm von Tausenden auf dem breiteren Fußsteig, überall eine Möglichkeit erlauernd, daß ein Durchgang frei würde. „Schaun's, dort springen wieder drei, vier hinüber und richtig sind sie heil durchgekommen. Nun gewagt, eben ist grad kein Auto herum auf fünfzig Meter, und die Pferdewagen sind ja vernünftig, also rasch zur rettenden Insel auf der Straße hinüber, zum Schutzmann hin. Dort ist man sicher, bis sich eine Gelegenheit gibt, auf die andere Hälfte überzusetzen." Hups — und da ist man schon. „Herr Schutzmann, Grüß Gott." Er zieht uns mit den Armen an sich. Es ist ein Knurren und Schnurren, ein Schnarren und Knarren, ein Schwirren, Klirren und Flirren, daß man bessere Augen haben müßte als ich, um nichts zu übersehen. Doch nur einen Augenblick standen wir beim Wachmann. Denn er erhob seine weißbeschuhte Hand und ein Halt trat ein, zwei Auto mußten stehen, drei Fiaker und eine Equipage, und ein Trupp Menschen, wir zwei mit, eilten derweil rasch über die Straße auf den jenseitigen Bürgersteig. Wir sahen noch zurück: schon hatte sich der Strom wieder geschlossen. „So ist's doch nicht immer," sagte mein Begleiter, „doch bei dem Zusammenfluß von Menschen geht's nicht anders. Doch wissen Sie auch, was ein großes Wunder ist?" Ich sah ihn fragend an. „Daß beim ganzen Kongreß kein Unglück geschehen ist. Sonst werden immer ein paar Menschen niedergefahren; in diesen Tagen niemand. Schaun's, das ist das goldene Krauthappl, wie wir sagen," zeigte mein Definitor auf den Sezessionsbau, wo die Wiener Maler ihre Werke ausstellen. Nun, in diesen modernen Trubel paßt doch der Bau nicht herein: der paßt in die Einsamkeit ganz gut, auch an die Donau, auch in eine Parkumgebung, an den stillen Teich, unter Ulmen oder Birken, nur nicht hieher in den Lärm.

Im Kapuzinerkloster standen schon wieder Hunderte im Gang, die die Kaisergruft noch sehen wollten. Ich hatte sie die letzten Tage besucht. Ein ehemaliger Schüler von mir ist Gruftmeister und ich freute mich, ihn so stattlich und glücklich wiederzufinden. Man wird wehmütig gestimmt in dieser Totenhalle. Und wenn man erst am Sarkophag der Kaiserin Elisabeth verweilt oder daneben am Sarg des Kronprinzen Rudolf, da denkt man so gern an sein liebes, stilles

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kloster und man möchte nicht tauschen mit dem Kaiser und mit keinem Fürsten auf der ganzen Welt.

Das Mittagmahl im Kapuzinerkloster fand erst um halb 3 Uhr statt; man mußte doch auf all die heimkehrenden Gäste warten. Es war nur eine Stimme der Freude über den einzigschönen Zug. Sogar die Schweizer waren beinahe etwas österreichisch geworden: „Auch wir haben den Kaiser begrüßt," sagten sie kräftig, „er ist doch der irdische Friedensfürst in dieser schweren Zeit!"

Ein bayrischer Pater behauptete: „Das kann man halt nur in Österreich machen." Und ein Italiener ergänzte: „O quel Imperatore!" Unser Tiroler Definitor Angelus aber leuchtete vor Genugtuung: „Wir haben eine katholische Kundgebung erlebt, die uns unvergeßlich bleiben wird durchs Leben." Und so vernahmen wir erst hier die feierlichen Ausklänge des Morgens wie das letzte Verhallen, Verebben und Verfließen von Freude und Dank über eine große Weltgnade, die uns allen zuteil geworden.

Den späten Nachmittag wollte ich doch noch benützen, um unseren allverehrten Führer vom Gralbund zu begrüßen. Es war ja nicht möglich gewesen bis jetzt. Man hatte dem Kongreß angehören müssen, und der nahm uns alle ganz ein. Ich fuhr also hinaus in der Tram gegen die Lerchenfelderstraße, hinauf zur Türkenbastei, zu einer schönen Villa unter Bäumen und Blüten. Unser Altmeister Kralik empfing mich in seiner griechischen Halle. An den Wänden herum sind die neun Musen, von seiner eigenen Hand gemalt, an der Decke die sieben Töne der Musik als Genien. In der Veranda der Halle aber steht die Gestalt der Viktoria und durch die Fenster grüßten die herbstlichen Bäume. Ich dankte Kralik vor allem für das Werk Calderons, dessen Aufführung er uns Kongreßpilgern ja ermöglicht hatte. „Wir haben es vorbereitet," dankte Kralik, „doch als die Calderongesellschaft sich hier anmelden ließ und die Aufführung übernehmen wollte, da traten wir auch gern zurück und überließen diesen Fachleuten das Werk. Gott sei Dank, daß alles gut gelungen: es war die richtige Illustration zum Gedanken dieser Tagung."

Ich habe Kralik vor etwa zwölf Jahren einmal gesehen. Seit damals kam er mir sehr verändert vor. Eines freilich ist geblieben. Wenn mir je ein Kopf genial vorgekommen, so dieser Kopf: jede Linie im Gesicht ist vergeistigt. „Daß Sie nur so viel noch schaffen können?" fragte ich. Er war nämlich über die Tage des Kongresses krank gelegen und eben erst aufgestanden. „Ich wundere mich selber," erklärte er, „daß ich noch immer soviel arbeiten kann und daß ich stets gesund bin dabei. Und immer neue Pläne kommen mir."

„Das hat der heilige Geist Ihnen geschenkt für die Lieder, die Sie ihm gesungen." „Es werden viele für mich beten," sagte Kralik bescheiden, „ich fühle den Segen davon." Und er sprach von der Geschichte Österreichs, die er in Arbeit habe, und zeigte hinauf zu einem Handschriftenstoß an der Wand. Während wir sprachen, kam ein neuer Besuch, ein Kunstverleger aus München, der hatte nämlich Muster

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seiner neuen Kongreßansichtskarte von der Disputa eingesandt und wollte des Meisters Urteil: „Sind Sie zufrieden?" „Sehr", gab Kralik zur Antwort, „es ist die beste Karte, die es davon gibt", und mit einem Handkuß verabschiedete ich mich dann von unserem Meister und meine Ehrfurcht vor ihm ist nur noch gewachsen.

Am anderen Tag wollte ich noch die Altlerchenfelderkirche besuchen. Wie ich am Stephansplatz auf den Omnibus wartete, ergriff einer von rückwärts mir die Hand: „Ah, Herr Bachlechner, Grüß Gott!" „Muß einen Versandmeister herbitten, mein Kreuz heimzuschicken ins Navisertal." Und richtig, am Tor vom Stephansdom stand hinter dem Vorgitter das riesige Kreuzbild. In altem Ernst alles gehalten, im Gedanken ähnlich wie das Bild von Innichen. Christus am Kreuz als triumphierender König. Gewiß ist sein Leiden ersichtlich, doch er ist der, der sich freiwillig geopfert hat. Oblatus est, quia ipse voluit. Und nun gilt: Christus heri et hodie, Christus gestern, Christus heute und Christus in Ewigkeit.

Es war etwa neun Uhr vormittags, als ich in die Altlerchenfelderkirche eintrat. Das neuromanische Gotteshaus macht den Eindruck großer Andacht. Sie ist, möchte ich sagen, eine warmgebetete Kirche; o wie könnte es anders sein: sie ist ja Führichs Werk. Es waren viele Beter da und unter dem Ziborium des Hochaltares wurde die heilige Messe gefeiert. Ich sprach dem Herrn meine Anbetung und dann mußte ich in Eile meinen Rundgang machen. Ich sah die ganze Heilsgeschichte in großen Zügen hier vereinigt. Die zarte Verkündigung Mariä im Mittelschiff an der linken Wand fesselte mich lange. Und so Geheimnis um Geheimnis. Und vorn, hoch oben bei der Kuppel, haben wir den Triumph des Auferstandenen, wie ihn nur Führich hat erdenken können. Das Abendmahl sodann links vom Hochaltar spricht an wie ein Adorate, so eucharistisch fromm ist alles aufgefaßt. Und zum Glück brach die Sonne auf ein paar Augenblicke durch die farbigen Fenster: das wäre die richtige Stimmung, um bei dieser Farbenbibel länger zu bleiben.

Dann hatte ich eben noch Zeit, die kaiserliche Schatzkammer zu besichtigen. Trotz der vorausgegangenen Tage habe ich noch nie in meinem Leben ein solches Gedränge mitgemacht wie vor dem Schatzkammeramt in Wien. Man sagte, es wäre offen von 10 bis 1 Uhr. Zuerst wollte ich am Tor der geistlichen Schatzkammer anstehen, da kam ein Burgdiener und erklärte, hier sei kein Eingang, über dem Platz drüben sei der Eingang in die weltliche Schatzkammer. Und doch hatte man uns von dort ja hiehergeschickt. Nun also, zur Menschenmasse hingestanden. Bald schoben schon andere hinter einem her. Und schließlich war man in einem solchen Knäuel von Menschen drin, daß man den Arm nicht mehr emporheben konnte. Dann schob es sich wie ein festgeklebter Bienenschwarm nach rechts zu; dann wieder wie ein einziges zusammengeknetetes Stück Menschentum gegen die Pforte des Schatzkammeramtes. Und vom Tor scholl wieder die gebieterische Stimme eines Gewaltigen in schwarzgoldener Uniform mit drohender Pickel-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

haube: „Ruhe, oder es wird geschlossen." Und wieder ein Prall des ganzen Knäuels. „Ach", schrie eine Frauenstimme. „Wer hat geschrien? ich lasse Sie abführen," rief wieder die tonmächtige Stimme. Einen Augenblick war's ruhig, dann schob es wieder. Recht harmlos nahm sich ein Detektiv mitten in der Menge aus. Er ließ sich schieben und rauchte gemütlich seine Pfeife. Dabei trug er selbstverständlich die Kongreßmedaille an der Brust. „Sind sie ein Stoiker," sagten zwei, drei Studenten, die gegen ihn gedrängt standen, „Sie lassen sich Zeit." „I komm scho rei", gab er gleichgiltig zurück, seinen Augen aber entging nichts. Ich selber stand nicht mehr auf den Sohlen,sondern nur noch auf den Zehenspitzen, hilflos, ratlos. Ich war nur ein Opfer in dieser Wirrnis. Schon eine Stunde harrten wir so und nun wurden wieder zwanzig bis dreißig eingelassen. Doch endlich mußte man doch an die Reihe kommen. „Das nächstemal trifft's uns", stöhnte ich meinem Nachbarn zu. Doch bis zum nächsten Schub dauerte es wieder zwanzig Minuten. Und daß das Volk anständiger werde, machten sie am Tor erst recht langsam: die Pickelhaube bezeichnete die nächsten einzeln, bis man eingelassen wurde, dann stieg unsere Gruppe die kaiserlichen Treppen hinan. Das Warten lohnte sich freilich; wir schauten in Wahrheit den Reichtum und die Pracht der alten Kaiser vom heiligen römischen Reich.

Als ich sodann über den Burgplatz ging, begegnete mir ein Freund aus Innsbruck, Professor Hirn. „Wissen Sie schon," sprach er im eiligen Gang, „die Victoria regia blüht in Schönbrunn draußen, eben fahr' ich hinaus." „Das glaub' ich gern", ergänzte ich, „gewiß ist sie gestern aufgegangen bei der Prozession." Ich gab ihm Grüße auf nach Innsbruck und wir verabschiedeten uns.

Am späten Nachmittag mußte ich noch meinen Freund Arnulf in Währing draußen besuchen. Ich bin mit ihm im heiteren Poetenstädtchen an der Rienz bekannt geworden und wir sind uns seit dazumal treu geblieben. Er hat in Wien ein trauliches Stübchen, wie alte Junggesellen es lieben, da wollte ich noch etwas hören vom Wienerleben, von Sitte und Brauch der Kaiserstadt. Und richtig, das goldene Wienerherz kennen zu lernen, muß man mit meinem Arnulf sprechen. Vorerst mußte ich ihm meine Anerkennung ausdrücken für die aufrichtige Gastfreundlichkeit, die man in Wien überall fand. Da waren alle Stimmen einig: mit solcher Liebe wird man nirgends aufgenommen wie bei den Wienern. Man war daheim wie in seiner Familie.

Und so lauteten alle Nachklänge vom Kongreß. Da erzählt ein Landpfarrer in der „Reichspost" vom 29. September 1912, Seite 5, noch folgendes: „Durch Vermittlung eines jungen Theologiedoktors aus dem Frintaneum wurde ich im dritten Bezirk einquartiert. Als ich Freitag, den 13. September ankam, wurde ich von einem jungen Herrn und seiner alten Mutter aufs herzlichste empfangen. Da ich jedoch den Handkoffer bei einer Familie aus meiner Pfarrgemeinde zurückgelassen hatte, ließ der junge Herr es sich nicht nehmen und holte ihn eilig ab, obwohl ich es durchaus nicht zugeben wollte. Als ich am selben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tage des Abends infolge einer Versammlung nach der Sperrstunde erst heimkam, ersuchte mich der junge Herr, meine Kleider und Schuhe zur Reinigung in dem Vorzimmer hinterlegen zu wollen. Zu meinem nicht geringen Staunen bemerkte ich, wie die alte Mutter selbst meine Schuhe und Kleider reinigte. Am anderen Morgen begleitete mich mein Gastgeber bis in die Schottenkirche, trug mir die Klerik und wohnte meiner heiligen Messe bei. Am Sonntag trug er mir das Rochett bis zum Stephansdom. Als ich dann am Abend die Rechnung für Wohnung und Bedienung begleichen wollte, erklärten mir beide, Mutter und Sohn, daß sie durchaus nichts annähmen als Entschädigung. Als ich dagegen aufmerksam machte, ich könnte bei dem hohen Zins, den sie zahlen müßten, doch nicht verlangen, umsonst beherbergt und überdies so bedient zu werden, da antwortete der junge Herr, er hätte eine gute Beamtenstelle und das Haus wäre sein Eigentum. Man kann sich mein Entsetzen denken: ein Beamter und Hausherr erweist einem armen Gebirgspfarrer so viel Ehre: er und seine alte Mutter bedienen ihn und verlangen keine Entschädigung. Die alte Frau erklärte einfach: ‚Wir schätzen es uns zur Ehre, daß wir einen Priester haben beherbergen und bedienen dürfen'."

Dieselben Erfahrungen hab' auch ich gemacht. Ein öffentliches Lob verdienen vor allem die Schutzleute und die Bahnschaffner. Und wenn sie umstürmt waren von Fragestellern, nie hörte man ein barsches Wort, ja was sag ich, stets waren sie die Liebenswürdigkeit selbst. Jeder bekam Aufschluß, alles wurde einem gezeigt und überall wurde man geführt. Vergelt's Gott jedem: hoch klingt das Lied vom braven Mann.

„Arnulf," sagte ich darum zu meinem Freund, „wer in Wien leben kann, ist wohl glücklich zu preisen."

„Ich bin es," sagte er; „wer den Wiener kennt, der hat ihn gern."

Und mein Arnulf erzählte nun der schönen Züge eine ganze Reihe. Da hatte ein Soldat sich gegen Abend verspätet und in zehn Minuten mußte es neun Uhr schlagen und doch hatte er noch eine halbe Stunde bis zur Kaserne. Und zu allem Unglück stolperte er bei dem eiligen Marsch und stürzte. Nun war er seiner Strafe gewiß. Doch ein Fiaker sieht es: „Setz di' nur nei' in mei' Wagerl, ich führ' di' heim." Und richtig, vor dem Signalblasen traf der Soldat noch ein.

Sie sind dienstfertig, die Fiaker, ja wohltätig und barmherzig zu nennen. Da kam ein älterer Herr in eine Restauration und bestellte ein Paar Würstl und ein Glas Bier. Es wird nicht mehr tragen: der Überzieher des Herrn sieht ja auch schon abgetragen aus. „He, Wirt," ruft da ein Fiaker am Nebentisch, „bringen S' dem alten Krauterer no a bißl was z'essn, a Supp'n und a Schnitzerl mit Zuspeis, ich zahl's schon." Der alte Herr nahm alles dankbar an. Am zweiten Morgen aber stand vor der Wohnung des Kutschers ein nagelneues zweispänniges Gefährt. Und der Überbringer meldete, das sei vom Anatomen Professor Dr. Hyrtl. Der Professor lasse sagen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da schicke der alte Krauterer dem braven Fiaker fürs Essen ein neues Wagerl.

Von Währing fuhr ich wieder auf den Stephansplatz. Ich hatte noch ein gutes Ewiglichtglas zu besorgen bei Heindl für unsere Kirche daheim. Und wie ich herauskomme aus dem Geschäft und umbiege um die Gassenecke, welch bekanntes Gesicht sieht da hervor unter der Leutnantkappe? Die schwarzgelbe Uniform ist mir jedoch fremd, also weiter. Doch nochmals muß ich umsehen. Da sieht auch er um und ich hab' eine Ahnung und eile zurück und wir reichen uns die Hand. „Mein Paschal?" sagte ich; „Freilich", gab er zurück. Er ist Gymnasialstudent an einem Benediktinerkonvikt und ich hab' ihn in Tirol kennen lernen, denn er will selber auch ein Franziskussohn werden. Nun hab' ich ja wieder einen Führer. Ich sollte noch an den Ring hinab und mein junger Freund begleitete mich. Er trägt eine Uniform wie ein kaiserlicher Leutnant; es fehlt nur der Säbel. Und es war belustigend, wie sogar Offiziere salutierten vor meinem Freund. Er tat es natürlich ebenfalls und in schönster Form. „Wenn ich einen Offizier kommen sehe, schau' ich zwar auf die Seite, daß man nicht zu salutieren brauche, doch oft bemerk' ich's nicht. Und da halten sie mich alle für einen Leutnant."

Und mit meinem Paschal besuchte ich dann am Dienstag noch das Kunsthistorische Hofmuseum. Es wurde schwierig, in alle Säle hineinzukommen, weil sie in einem Saal eben noch anders ordneten; doch wohl auch wegen des Frevels mit der Mona Lisa in Paris. Nur durch eine Vorstellung beim Direktorium gelang es uns. Die Werke der Antike übergehe ich, man kann sie nachlesen in allen Katalogen; doch eines kann ich nicht übergehen. Ich sah die Madonna im Grünen von Raffael. Über dem Bild liegt eine solch paradiesische Heiterkeit, eine solch überirdische Freude, eine Himmelssüße, daß einem die Worte fehlen. Es war wohl zu spät an der Sommerzeit, sonst wären die Bienen vom Land hergeflogen, um Honig zu saugen aus jeder dieser drei Menschenblüten. Maria sitzt auf einem niedrigen Felsstück mitten in umbrischer Landschaft. Der Knabe Jesus steht vor ihr, etwa dreijährig, und vor ihm kniet der Knabe Johannes in kindlicher Huldigung. Wenn einmal ein Menschenkind mit Liebreiz gemalt worden, so ist es hier.

Ich sah auch Gemälde mit antiken Motiven. So bleiben die Jo von Giorgione, wie sie den Kuß Jupiters empfängt, und Correggios Ganymed doch Bilder von unsäglicher Zartheit: freilich ist alles nur irdisch schön an diesen Werken und es weht kein Hauch von drüben her. Dafür sah ich wieder die ganze Poesie der Liebfrauenminne bei der Kölnerschule und bei den Niederländern, sah Bilder von solcher Innigkeit und solcher Weihe, sah einen solch englischen Fleiß in jedem Haar und in jedem Fältchen vom Marienkleid, daß man nur sagen möchte: Hier ist gut sein, Herr, laß uns drei Hütten bauen.

Und vor dem Abschied noch einen Aufstieg zum Stephansturm. Es war gegen Mittag. Der Turmwart unten verlangte zwanzig

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Heller für den Kopf. Und mein Freund Paschal und ich, wir nahmen die rote Karte entgegen und stiegen hinein in den Wendelgang. Nun, die Treppe ist gediegen, aber bald finster. Andere Reisende stapften vor uns hinauf. Holla, da war ich angestoßen am Vordermann: „Pardon! „Bitte, bitte." Also etwas langsamer voran, denn der Herr vor mir schwitzt bedenklich. Und ich selber fange auch an, die Stirn zu wischen mit dem weißen Tüchel. Ei, ei, geht das steil hinauf. Doch endlich wurde es heller. Richtig, da kommt ein gotisches Fenster mit Butzenscheiben. Nun sehen wir ja schon auf die Dächer hinab. Ich muß mal einen Augenblick stillstehen und ausschnaufen. Der unter mir fühlt ein gleiches Bedürfnis und hält auch mal inne. Weiter. Und jetzt ein Standort. Also, und wir schauen hinaus: wie hoch wir schon sind und das Dach des Domes so tief unter uns. Und nochmals hieß es steigen und wir kamen zur Wohnung des Türmers von St. Stephan. Es waren zwei recht freundliche Stübchen da oben. Die beiden Türmer speisten gerade zu Mittag und es roch appetitlich von ihrem Tischchen her: sie hatten ein Schnittchen Rindfleisch und Kartoffeln. An der Wand sah ich das Bild von Dürer aus dem Totentanz, den alten Glöckner, wie der Tod ihm läutet. Das Bild paßt ungemein gut her. Dann sahen wir auf das steinerne Meer weit unter uns und weit um uns und weit hinaus. Dort war die Karlskirche, dort das Rathaus mit seinem zarten Turm, wieder St. Peter, dann St. Michael, dort die Hofburg, und weit draußen die Rotunde im Himmelsgrau, und ganz drüben die zwei Fingerchen, das sind die Türme der Votivkirche, und so ein Wogen von Dächern und fernen Kuppen und verschwindenden Türmchen. Und ich sprach meinen Segen über Wien: Gott sei mit dir, du schöne Kaiserstadt, und habe Dank von uns, daß du dem Herrn eine so schöne Feier bereitet! Und du, lieber Kaiser, habe Dank für dein christliches Beispiel. Und du, lieb Österreich, habe Dank: in dir lebt eben doch noch der alte Glaube und die alte Treue. Erhalt' dich Gott bis in die fernsten Tage!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von neuen Büchern.

Es darf die weitesten Kreise mit großer Befriedigung erfüllen, daß das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht in die Reihenfolge jener Werke, die das Schaffen hervorragender österreichischer Meister in musterhaften Wiedergaben und in monumentaler Weise zur Anschauung bringen sollen, die Würdigung Josef Führichs und seiner Schöpfungen einbezogen hat[1]), und so zwar etwas spät, wenn auch nicht verspätet eine Dankesschuld der Anerkennung gegen einen der liebenswürdigsten und bedeutendsten vaterländischen Künstler einlöst. Gerade angesichts der weitausgreifenden Veräußerlichung unseres heutigen Lebens gewinnt der nachdrücklichste Hinweis auf den künstlerischen Apostel der Verinnerlichung doppelt an Wert, der sich durch nichts von seinen hohen Idealen abdrängen ließ und in all seinen Schöpfungen den Mut eines Bekenners betätigte. Wenn eine derartige, ganz neue Einwertungsquellen erschließende Arbeit in den Händen eines Mannes von dem Ernste Dregers liegt, der in die geheimsten Tiefen der Künstlerpersönlichkeit vorzudringen und bisher wenig beachtete oder überhaupt unbekannt gebliebene Tatsachen eines ertragreichen Künstlerlebens aufzuzeigen und feinsinnig zu deuten bemüht ist, dann wächst das Verdienst an der wissenschaftlichen Aufklärung direkt zu einer die Menschheit erhebenden Wohltat sittlicher Erziehung hinaus und adelt den Geist, der diese Hebung der Schätze des menschlichen Genius trägt und treibt. So gibt Dregers Führich-Werk in gar manchen Belangen mehr als eine bloße Künstlermonographie, läßt interessante Einblicke in die Werkstätte der Kunst und in den Gang der Zeit tun und bietet viele Stellen selbst erbaulicher Anregung. Seine wohlabgewogenen Ausführungen, denen es überall um das Wesen und nicht um eine mit Worten prunkende Darstellung zu tun ist, vereinigen sich zu einem anziehenden Lebensbilde des großen Vertreters religiöser und romantischer Kunst und bieten lichtvolle Aufschlüsse über seine ganze Entwicklung und sein so fruchtbares und auch die Lebensarbeit anderer befruchtendes Schaffen.

Das handschriftliche Quellenmaterial, dessen Erschließung eine der Hauptaufgaben Dregers bildet, läßt die Geschichte der Familie Führich ziemlich weit zurückverfolgen und erweist Beziehungen einzelner Familienmitglieder zu Warschau und dem Hofe des Königs August III. Es führt uns in die Häuslichkeit und die Lohnverhältnisse des zu Kratzau in Böhmen eines gewissen Ansehens sich erfreuenden Landmalers Wenzel Führich, dem am 9. Februar 1800 ein Sohn Josef als Erstgeborener eines vollen

[1]) Josef Führich. Von Moriz Dreger. Textband, Oktav, XII und 255 Seiten mit 45 Illustrationen in Lichtdruck und Zinkätzung, davon fünf farbige. Tafelband, Folio, 60 Tafeln in Lichtdruck und Heliogravüre. Wien, Artaria u. Komp., 1912. Herausgegeben vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterrricht; in Originalleinenband Mark 82·— = Kronen 96·—.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dutzends Kinder geschenkt wurde. Da der Vater nach einem im nordböhmischen Gewerbemuseum zu Reichenberg erhaltenen „Journal zum Unterricht in der Maler- und Zeichenkunst für Augustin Felgenhauer, angefangen den 29. September 1798" auch als Lehrer des Zeichnens und Malens wirkte, empfing Josef Führich zweifellos schon im zarten Knabenalter seine ersten künstlerischen Anregungen im Vaterhause und versuchte sich nach den Eintragungen der erhaltenen Zeichenbüchel bereits 1806 in „eigenen Inventionen", unter denen eine Ölbergszene und eine heilige Nacht für eine Krippendarstellung frühe Versuche auf dem späteren Hauptgebiete des Künstlers darstellen. Mehr noch als die Sammlungen verschiedener kleiner Gedichte, Fabeln und anderer kleiner Gegenstände (1810 und 1814), in denen sich andere Ansätze der geistigen Entwicklung verfolgen lassen, orientieren die „Originalentwürfe zu vierzehn Passionsbildern als ein erbaulicher Creutzweg für Schönwalde vom Wenzel und und Joseph Führich im August Ao. 1815" über die Art des Zusammenarbeitens von Vater und Sohn, welch letzterer bereits am 26. Juni 1814 als ersten nachweisbaren Eigenerwerb „für ein Stammbuchbild für H. Kummer in Neundorf 1 Fl." heimbrachte. Auf einer dem Grafen Clam-Gallas 1817 überreichten Allegorie bezeichneten sich Wenzel und Josef Führich direkt als „zusammenarbeitende Geschichts- und Porträtmaler". Das 1818 von der Stadtgemeinde Kratzau mit zwanzig Gulden honorierte Altarbild zählt zu den frühesten selbständigen Arbeiten des Sohnes, dem die Natur seiner Heimat bald manche köstliche Anregung vermittelte. Gewiß hätte die Unterweisung und Mitarbeit des Vaters aber auf die Dauer nicht genügt, den Sohn auf die eigentlichen Höhen der Kunst emporzuheben.

Führich bemerkt in seiner mit Recht als ein Hauptteil des Werkes aufgenommenen Selbstbiographie, daß ein eigentliches Erlernen, ein Studium der Kunst bei ihm erst an der Akademie in Prag eingetreten sei, so mannigfach auch seine Berührungen mit der Kunstübung im Vaterhause bis zum Bemalen der bäuerlichen Einrichtungsstücke, selbst der Särge herab gewesen waren. Die Hoffnung, durch die Munifizenz des kunstsinnigen Grafen Christian Clam-Gallas die Möglichkeit zum Besuche der Prager Akademie zu gewinnen, erwies sich als trügerisch, da der genannte Kunstfreund nach Besichtigung der ihn augenscheinlich wenig befriedigenden Kunstproben eine eventuelle Berücksichtigung des Ansuchens mit der Begründung, daß der Bittsteller für akademische Studien noch zu jung sei, für eine spätere Zeit sich vorbehielt. Sie erfolgte tatsächlich vier Jahre später, als Graf Thun die beiden 1819 bei der Prager Kunstausstellung viel Beifall findenden Bilder Führichs „Tod Ottos von Wittelsbach" und „Die Begegnung des Herzogs Bořiwoj mit dem heiligen Einsiedler Ivan" ankaufte, aus freien Stücken. Diese Hochherzigkeit des kunstfreundlichen Gutsherrn führte zu einer tief einschneidenden Änderung des Lebens der ganzen Familie, die im Sommer 1819 nach Prag übersiedelte, damit der Sohn des Rückhaltes an die Seinen im Leben der größeren Stadt teilhaftig und gegen Versuchungen und Störungen seines Entwicklungsganges geschützt bleibe. Diesem Entschlusse hat Führich zeitlebens dankbarste Anerkennung bewahrt.

Mit der Übersiedelung nach Prag schloß die Kratzauer Jugendepoche ab und begann die eigentliche Lernperiode, in welcher Umgang, Lektüre und Kunst, nämlich Kunstanschauung, den Entwicklungsgang des Kunstjüngers gar mannigfach beeinflußten. Außer dem Verkehre mit seinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kratzauer Jugendfreunden, den Medizinern Schroff, regten ihn die Lektüre von Schiller und Goethe und die Bekanntschaft „mit den Werken der neueren deutschen Dichterschule an, die aus einer schönen Regung im deutschen Volke hervorgegangen". Die Reflexe dieser Bewegung der Dichtkunst fand er auf dem Gebiete der bildenden Kunst in den ihn mächtig ergreifenden Kompositionen zu „Goethes Faust" von Peter Cornelius. Ein sechswöchentlicher Aufenthalt in Dresden, der ihm Gelegenheit zum Studium alter Kunstwerke bot, vermittelte die Bekanntschaft mit dem Overbeckschen Karton „Olind und Sophronia" aus Tassos „Befreitem Jerusalem". Dies machte ihm klar, was die neuere deutsche Kunstrichtung anstrebte. Die Lektüre von Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" und von Dürers Tagebuch verstärkten die Sehnsucht nach der Bekanntschaft mit Werken älterer, besonders deutscher Kunst. Ein befreundeter Buchhändler glaubte sie teilweise stillen zu können durch das Darleihen eines Sammelbandes mit Holzschnitten Dürers, in den sich Führich am Nachmittage des Dreikönigstages 1821, während es draußen stürmte und schneite, zu versenken begann.

Der Künstler bezeichnet selbst diesen Moment als einen der entscheidendsten Wendepunkte seiner Laufbahn. „Alles später in dieselbe Eingreifende waren nur Entwicklungen, Berichtigungen, Läuterungen des damals gelegten Grundes; ja ich darf sagen, daß damals nicht nur der Künstler, sondern auch der Mensch, welche beide ich übrigens nie trennen konnte, in mir höchst folgenreich und wohltätig berührt wurde. So groß ist der Segen einer in Redlichkeit dem Wahren und Heiligen zugewandten Wirksamkeit auch auf dem Gebiete der Kunst! Die Kluft von 300 Jahren verschwindet und der alte Meister steht als Führer und Lehrer dem jungen strebenden, aber rastlosen Gemüte eines Kunstjüngers plötzlich zur Seite." Führich versichert, kein anderer Meister hätte damals auf ihn die Wirkung ausgeübt wie gerade Dürer, und von hier an habe er sein Verhältnis zur Kunst als ein festeres, bestimmteres und ihm klarer bewußtes gefühlt, so wie anderseits das Verhältnis der Kunst zum Leben ihm um vieles deutlicher wurde. Ergreifender als in Führichs Selbstbiographie ist der richtunggebende Einfluß Dürers auf einen gleichgestimmten Meister späterer Tage kaum je wieder geschildert worden. Das Bekenntnis vermittelt tiefe Einblicke in die Künstlerseele und illustriert am schlagendsten die Bedeutung des handschriftlichen Quellenmateriales für die Darlegung des Entwicklungsganges eines Künstlers. Gerade seine handschriftlichen Aufzeichnungen intimster Art, Tagebücher, Briefe, Selbstbiographien, bilden wie seine Handzeichnungen jenen Niederschlag, aus dem sich den geheimsten Regungen des Herzens, Augenblicksstimmungen und nie schwankenden Grundsätzen mit Verläßlichkeit nachgehen läßt. Von diesem Gesichtspunkte aus erhöht sich der Wert der Führichschen Selbstbiographie ganz außerordentlich.

Solche Eindrücke und Anschauungen festigten für Führich das Bild des starken und frommen Mittelalters als das einer in Lied und Bild zu feiernden großen und schönen, leider hingeschwundenen Zeit, deren Herrlichkeitsschilderung die Sehnsucht der Mitwelt erwecken sollte und auch Aufgabe der Kunst zu sein schien. Eine Reise nach Wien, die ihm Gelegenheit zum Studium einer größeren Anzahl von Gemälden deutscher Meister, namentlich Dürers, der Handzeichnungsschätze der Albertina und zum Verkehre mit jungen Künstlern — darunter auch mit Moriz von Schwind — bot, vertiefte in Führichs Kunstideal die Färbung christlicher Romantik.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In dem tiefsinnigen „Vater unser", in den Blättern zu Bürgers „wildem Jäger", noch mehr in den Kompositionen zu Tiecks „Genoveva" rang die Auffassung mit hohem Ernste um den Ausdruck einer neuen Richtung. Sie fand namentlich durch die Genoveva die Aufmerksamkeit vornehmer Kunstfreunde in Wien, die — Fürst Metternich an ihrer Spitze — sich erboten, dem hoffnungsvollen Künstler durch eine Pension einen ein- oder mehrjährigen Aufenthalt in Italien und Rom zu ermöglichen. So schmerzlich der Familie Führichs der Gedanke einer längeren Trennung auch sein mochte, drängte doch die Erwägung dieser glänzenden Ausbildungsmöglichkeit alle Bedenken gegen die Italienfahrt zurück, die im Spätherbste 1826 über Wien angetreten wurde. Am 23. Jänner 1827 erreichte Führich die Siebenhügelstadt, wo er bald Anschluß an deutsche Künstler fand und nach Herzenslust in den Schöpfungen großer Meister, in den schier unermeßlichen Schätzen antiker und christlicher Kunst schwelgen konnte. Über seinen fast dreijährigen Aufenthalt im sonnigen Süden, der sein Talent zur vollen Reife gedeihen ließ und einen vollständigen Umschwung für das ganze Leben hervorbrachte, geben die an seine Eltern gerichteten „Briefe aus Italien" (Freiburg i. B., Herder, 1883) vielseitigen Aufschluß; in ihnen läßt sich das Wachsen der Ideale wahrer christlicher Kunst, die Erstarkung eines von echt katholischem Glauben durchglühten Herzens Schritt für Schritt verfolgen.

In Rom vollzog sich gerade im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts durch das Eingreifen deutscher Künstler ein gewaltiger Umschwung auf dem Gebiete der Malerei. Vier junge Männer, die 1810 aus der Wiener Akademie wegen ihrer ketzerischen Kunstanschauungen „quasi ausgestoßen" worden waren, der Lübecker Friedrich Overbeck, der Frankfurter Franz Pforr und die Schweizer Ludwig Vogel und Hottinger, begründeten in den Räumen des aufgehobenen Klosters S. Isidoro jenen Künstlerkreis, dessen christlich-romantische Richtung man mit der Bezeichnung „Nazarener" charakterisieren zu dürfen vermeinte. Ihnen schlossen sich 1811 Peter Cornelius und andere an. Des Letztgenannten Wunsch nach Wiedereinführung der Freskomalerei, wie sie von Giotto bis Raffael in Italien geblüht, ging in bescheidenem Umfange in Erfüllung durch den Auftrag des preußischen Generalkonsuls Bartholdy, ein Gemach seiner Wohnung auf dem Monte Pincio mit Wandgemälden, deren Stoff der Geschichte des ägyptischen Josef entlehnt wurde, zu schmücken. Diese aus der Casa Bartholdy später abgelösten Bilder befinden sich jetzt in der Berliner Nationalgalerie. Die Traumdeutung und die Wiedererkennung der Brüder von Cornelius, die sieben fetten und die sieben mageren Jahre von Veit, beziehungsweise von Overbeck, zeigten die neue Richtung bereits auf achtenswerter Höhe. Der Erfolg des ersten Versuches bestimmte den Marchese Massimi, den Künstlern die Ausmalung dreier Räume seiner Villa mit Darstellungen aus den Dichtungen Dantes, Tassos und Ariosts zu übertragen. In der Ausführung dieser Arbeit fand Führich den ihm in seinen Tendenzen sympathischen Künstlerkreis. Welcher Schätzung er sich in demselben bald erfreute, beweist die Tatsache, daß er, als Overbeck einen Auftrag für Assisi übernahm, mit der Vollendung des Tassozimmers nach eigenen Kompositionen, wenn auch nach dem von Overbeck aufgestellten Programme, betraut wurde und in nahezu zweijähriger Arbeit diesen Anteil an dem Ehrenmale deutscher Kunst in Rom fertigstellte. Durch einen mehrwöchentlichen Abstecher nach Neapel und Capri erweiterte Führich die Fülle der italienischen Eindrücke, in der er wirklich zum

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Künstler und zu einem Träger einer glaubenstreuen Kunstrichtung ausreifte. Am 21. Juli 1829 verließ er tiefbewegt und unendlich bereichert die ewige Stadt, verweilte nach einem kurzen Wiedersehen mit Overbeck und Steinle zu Assisi noch durch fünf Wochen in Perugia, das ihm als das Vaterland der christlichen Kunst erschien, weitere sechs Wochen in Florenz, von wo er Fiesole, den Geburtsort des ihn begeisternden Fra Angelico, Pisa, Pistoja und Prato besuchte, und ging über Bologna, Ferrara und Padua nach Venedig. Die Schätze der alten Dogenstadt fesselten ihn durch 14 Tage. Als besonders wichtig für seine künstlerische Ausbildung schätzt Führich auf dieser Rückreise seinen Aufenthalt in Florenz ein, dessen Verlängerung leider seine Geldmittel nicht gestatteten. Schon am Beginne des Winters erzählte er in Prag den aufhorchenden Seinen von den Wundern des Südens, die an ihm durch nahezu drei Jahre mit täglich neuen Offenbarungen vorübergezogen waren. Mit Befriedigung konstatierte der fromme Vater, der am geliebten Sohne ein ihm selbst nicht zuteil gewordenes Glück erfüllt sah, die Veränderung des Heimgekehrten in religiöser Hinsicht. In seiner Selbstbiographie hat Führich aus dem Reichtume der römischen Anregungen für sich die Lebensregel gezogen: „Sei deinem Glauben treu, Katholik, und lebe ihm gemäß und du trägst Rom in eigener Brust, wo du auch immer seiest; überdem kehrst du ja in dein katholisches Vaterland zurück, bist Untertan eines katholischen Monarchen; also bleibt Rom in seiner höchsten Bedeutung dir nahe und verläßt dich nicht." Das gab seiner Kunst Richtung und Halt bis an den Abend seines Lebens hinauf.

Nun ging es mit frischen Kräften an die Arbeit. Nach einer für die Vervielfältigung bestimmten Umarbeitung des Genoveva-Zyklus ging er an die später in Radierung erschienene Federzeichnungsreihe des Triumphes Christi, den er dem Fürsten Metternich in Königswart vorlegen wollte, was aber der Ausbruch der Julirevolution verhinderte. Der einflußreiche Staatsmann verlor jedoch den ihm durch Professor Schuster warm empfohlenen Künstler nicht aus den Augen und vermittelte 1834 seine Berufung als Kustos an die gräflich Lambergsche akademische Gemäldegalerie nach Wien, wohin Führich im September 1834 mit seiner zwei Jahre vorher heimgeführten Gattin übersiedelte. In dem neuen Tätigkeitskreise und im Verkehr mit alten und neuen Freunden fand Führich, dem die Kunstschätze seines neuen Aufenthaltsortes eine reiche Quelle fernerer Vervollkommnung wurden, sich zurecht, so daß er die ihm nach Kadliks Tode angebotene Stelle eines Direktors der Prager Kunstakademie ausschlug. Doch gelang es Führich mit Unterstützung des Fürsten Metternich, als Ersatz dafür an der Wiener Akademie die neugeschaffene Professur für geschichtliche Komposition zu erhalten, die ihm einen seinen Neigungen zusagenden Wirkungskreis erschloß und ihn an einen für die Entwicklung der Kunst in Oesterreich wichtigen Platz brachte.

Bis zu diesen Tagen, bis zu der im Winter 1842 einbrechenden Krankheitsheimsuchung in der Familie reicht des Künstlers Selbstbiographie, die mit allgemeinen Bemerkungen über seine menschliche und künstlerische Entwicklung seit seiner Rückkehr aus Italien schließt. Letztere zeigen Führich unablässig bemüht, die Lücken seiner Bildung auszugleichen, seine Religion, ihr inneres Wesen und ihre Geschichte möglichst gründlich kennen zu lernen, und gipfeln in seiner Erkenntnis, daß die wahre Heimat der Kunst am Altare, die heilige oder religiöse Kunst der Gipfelpunkt, der sonnenhafte Kern aller Kunst, die Herrin im Hause der Kunst sei. Er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verhehlt sich nicht, daß der Glaube seltener geworden ist und mit ihm das Verständnis und die Liebe für den geistigen Inhalt der christlichen Malerei. Seiner Neubelebung hat die weitere, von großen künstlerischen Erfolgen begleitete Tätigkeit Führichs zugestrebt.

Die an die Selbstbiographie anschließende Darstellung des späteren Lebens bietet Dreger die stets sich erneuernde Gelegenheit, seine eindringende Vertiefung in das Wesen und die Kunst Führichs in aufschlußreichen Darlegungen über seine Beziehungen zu bedeutenden Menschen und über die staunenswerte Fülle seiner Werke feinfühlig zu entfalten, ohne dabei die Stimmen zu unterdrücken, die, wie Alexander v. Hübner, mit manchen Bedenken nicht zurückhielten. Ein großer Schülerkreis, dem Engerth, Dobiaschofsky, Binder, Schulz, Vogler, Klein und Geiger, die Bildhauer Stolz und Pilz, die Akademiker Franz Plattner, Emler, die Gebrüder Schönbrunner, das Brüderpaar Wörndle, Noltsch, Karl Madjera und andere angehörten, scharte sich um den Führer zu neuen Idealen.

Unter den ersten Arbeiten des Professors der geschichtlichen Komposition ist der Kreuzweg in der Johanneskirche in der Praterstraße zu Wien nicht nur als Fortschritt gegen die Behandlung desselben Themas in den älteren Kreuzwegbildern des Prager Laurenziberges, sondern auch dadurch besonders beachtenswert, weil die von dem Künstler gebotenen Lösungen weithin bewundert und in vielen Kopien und Reproduktionen bis auf die Gegenwart verbreitet wurden. Nur wenige Schöpfungen der kirchlichen Kunst haben eine so wahrhafte Volkstümlichkeit erreicht wie Führichs Kreuzwegdarstellungen, deren Eindringlichkeit und Anschaulichkeit in Verbindung mit großer Schönheit stets neuer Wirkung sicher erscheinen. Nebenbei für Lithographie und Kupferstich tätig, zeigte Führich eine große Mannigfaltigkeit seines Schaffens, dem das Sturmjahr 1848 manche Unruhe und Störungen brachte. Nach Schließung der Akademie ging Führich mit seiner Familie nach Nordböhmen, wo gastliche Verwandte ihn in Schönlinde bis zum April 1849 beherbergten. Die Gefühle, mit denen der Künstler all diesen Ereignissen und ihren Folgen gegenüberstand hallen nach in seinen 1856 erschienenen „Denkblättern für unsere Zeit".

Die Reorganisation der Akademie, an welcher schon der Galeriekustos Führich von Waldmüller keineswegs freundlich empfangen war und nunmehr der Professor der geschichtlichen Komposition eine der neuerrichteten Meisterschulen für Malerei übernahm, war für letzteren mit manchen Unerquicklichkeiten und traurigen Erfahrungen verbunden. So hoch ihn auch seine Schüler verehrten und nach den von Dreger mitgeteilten Aufzeichnungen Ludwig Mayers manche Einzelheiten seiner Unterrichtsführung, wie das Korrigieren von Schüleraufgaben, als Feste der Belehrung und Anregung einschätzten, verhehlten sie sich nicht, daß auf dem hier vorgezeichneten Wege ein Fortschritt nicht zu erreichen sei und die Kunst auch zur Auseinandersetzung mit anderen Problemen drängte. Der Zudrang der Akademiker zu dem durch seltene koloristische Begabung hervorragenden Rahl und die wachsende Beachtung der Werke von Gallait und Delaroche brachten dem Meister manche Verstimmung, die sich auch drastisch in dem oft geäußerten Wunsche auslöste: „Wenn nur der Satan die Farben auf wenigstens 50 Jahre holen möchte". Gerade diesen Verhältnissen und der Stellung der Farbe in der Kunst Führichs widmet Dreger sehr sachgemäße Erklärungen, wobei ihn seine Unparteilichkeit zur Mitteilung des für Führich und seine Schule nicht gerade schmeichelhaften Urteiles des bekannten englischen Malers Leighton drängt Im allgemeinen darf man gewiß zu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimmen, daß Führich mehr Wert auf die dekorative Verteilung der Farben legt und dort oft recht erfreuliche Wirkung erzielt, wo er die Farben in dieser Weise zur Hebung der Formengebung und der Kompositionsgruppen und zugleich ruhig ausgleichend verteilt oder durch die Farbe eine noch ganz bestimmte Stimmung erzielen will; allerdings kommt er bei Steigerung der Formenwirkung und bei mehr dramatischen Kompositionen oft nicht über eine gewisse Härte und Kälte der Farben hinaus. Jedenfalls hat Führichs Farbengebung es hauptsächlich verschuldet, daß er noch weiterhin manche Enttäuschung erduldete, die ihn allerdings nicht von dem abzudrängen vermochte, was er als recht erkannt und nicht dem Zeitgeschmacke opfern wollte. Die Absicht seiner Darstellung, mehr durch den geistigen Inhalt des jeweiligen Motives als durch die äußerlich blendende Beigabe der Farbe zu wirken, für deren richtige Ausnützung er sich in der Aquarellenfolge der „Denkblätter aus der Geschichte des Hauses Czernin" gar nicht unempfänglich zeigte, mochte wohl vermeinen, im allgemeinen auf eine effekthascherische Farbenbehandlung lieber verzichten zu sollen. So ist Führich dazu gekommen, in seinen letzten Lebensjahren bis auf ganz wenige Ausnahmen auf die Farbe überhaupt zu verzichten und die Wirkung seiner Werke so auf die Zeichnung zu stellen, daß man Dreger beipflichten muß, jeder würde Führichs Zeichnungen vernichten, wenn er sie malen wollte.

Trotz alledem fehlte es dem Künstler nicht an zahlreichen, vereinzelt sogar sehr bedeutenden Aufträgen. Adel und Klerus der böhmischen Heimat kargten nicht mit Bestellungen. Die großartigste Gelegenheit zur Entfaltung künstlerisch-schöpferischer Begabung bot sich aber Führich bei der Ausführung der Innenausschmückung der auch einen Wendepunkt der baugeschichtlichen Entwicklung Österreichs bedeutenden Kirche „Zu den sieben Zufluchten" in der Wiener Vorstadt Altlerchenfeld, die der Kultusminister Graf Leo Thun dem Führer kirchlicher Malerei übertrug. Im Vereine mit seinen Freunden und Schülern Binder, Blaas, Dobiaschofsky, Eduard von Engerth, Leopold Kuppelwieser, Mayer, Josef Schönmann und Leopold Schulz vollendete Führich in nahezu zehnjähriger Arbeit diese großartige Schöpfung, deren religiös-historische Darstellungen die durch den Sündenfall veranlaßte Erscheinung des Heilands, seine Verheißung durch die Propheten, seine Wirksamkeit auf Erden und sein unsichtbares Wirken in den Gnadenmitteln der Kirche verherrlichen sollten. Ein wahrhaft großzügiges Programm des auf der Höhe seines Schaffens stehenden Meisters, den der Papst sowie weltliche Fürsten durch hohe Auszeichnungen ehrten. Seine Mitarbeit an dem von seiten der Wiener Akademie der Kaiserbraut Elisabeth überreichten miniaturengeschmückten Gebetbuche, an dem von Kaiser Franz Josef I. dem Papste Pius IX. gewidmeten Prachtmissale und an der durch König Johann von Sachsen veranlaßten Sammlung von Kompositionen deutscher Künstler zu Dantes Divina Commedia bezeugt verschiedenartige Tätigkeit zum Preise und im Dienste der Großen der Erde.

Es war eine ganz merkwürdige Fügung, daß sich um die Verbreitung der herrlichsten Werke des echtkatholischen Meisters gerade ein protestantischer Verleger die größten Verdienste erwarb. Der Antrag des Leipziger Verlegers Alphons Dürr, auf Holzschnittechnik berechnete, zumeist durch Oertel geschnittene Zyklen zu komponieren, für welche keine Nebenbedingungen Fesseln waren, bot in den letzten Lebensjahren Führichs den Anlaß zu einer wundersamen Nachblüte seiner Kunst. In den weit verbreiteten Zyklen „Der verlorene Sohn", „Der bethlehemitische Weg", „Er ist auferstanden", „Regina coeli laetare", „Kempis' Nachfolge Christi"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Psalter", „Buch Ruth", Hartmanns von der Aue „Armer Heinrich", in dem 28 Blätter umfassenden „Leben Mariens" und in der unvollendeten „Passion", in der poesievollen „Legende vom heiligen Wendelin" und in der „Legende von den heiligen drei Königen" entfaltete der bereits in Jahren vorgeschrittene Meister eine geradezu staunenswerte Gestaltungsfrische, deren markiger Kraft sich unverfälschter Naturzauber in fein empfundener Verbindung von Figur und Natur beigesellte; gerade für letztere hat er klassisch Mustergültiges geschaffen. Daß er seit der Prager Studienzeit nie die Fühlung mit der großen Darstellungskunst Dürers verloren hatte, kam ihm bei der Lösung dieser Aufgaben wesentlich zustatten. Sein nimmer rastender Stift fand ebenso überraschende wie ergreifende Ausdrucksmöglichkeiten für die wie in unerschöpflicher Reichhaltigkeit aufquellenden künstlerischen Gedanken, in denen so viel Liebe zu Gott, zu den Menschen, zur Natur, zur reinen Sache und zu seiner Kunst Lebensatem war und blieb. Das Hinscheiden seiner treuen Lebensgefährtin nach 42jähriger Ehe (1874) lähmte die Arbeitskraft des Hochbetagten, der schon zwei Jahre später nach kurzem Krankenlager verschied.

Führich hat seine Anschauungen über die Kunst, mit deren mündlichem Vortrage er bei den Zuhörern großen Eindruck erzielt haben soll, in den Schriften „Von der Kunst" und „Die Kunst und ihre Formen" veröffentlicht. Bei aller Hochschätzung bestimmter, sehr schöner Sätze, die edle Auffassung des Wesens und der Zwecke der Kunst bekunden, verkennt Dreger nicht die Schwächen dieses philosophischen Systems, die gewiß aus einer mangelnden Schulung und aus manchem Werke seiner Lektüre entsprangen.

Dregers Publikation lehrt die Größe der Künstlerschaft Führichs erst recht verstehen. Es ist eine feine Beobachtung, die ununterbrochene Weiterentwicklung in den letzten fünfzehn Lebensjahren mit Hinweisen auf Goethe, Michelangelo und Tizian als Zeichen des wirklichen Genies zu deuten, das den in langem Leben aufgestapelten Gedanken- und Bilderreichtum noch vor dem Ende in Erscheinung umsetzen will. Seine Größe lag in der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit seines Gefühles und in der Kraft, die edlen Stimmungen, aus denen er selbst schuf, in anderen zu erwecken. Dreger bemerkt sehr richtig, es sei belanglos, mit welchen Mitteln, ob durch Farbe oder durch den Stift allein, der Künstler dies tue; wenn er es wirklich erreiche, gehöre er zu den Großen und die Einfachheit der dabei verwendeten Mittel könne unsere Bewunderung nur steigern.

Die Wege der Kunst sind sehr verschieden; auf dem seinen hat Führich unstreitig viel Großes, in seiner Art Unübertroffenes, ja beinahe Unübertreffliches erreicht, manch Neues geboten und den feinsten Regungen der menschlichen Seele künstlerisch angemessenen, oft tief ergreifenden Ausdruck zu geben verstanden. Volles Verständnis für die Schönheiten der Natur, persönliche Liebenswürdigkeit, hohe Menschlichkeit und starke Glaubensinnigkeiten durchdrangen sich bei ihm in selten wiederbegegnender Harmonie. Der Führer der Nazarener auf österreichischem Boden war ein wahrhaft edler Mensch und ein Fürst im Reiche seiner Kunst, deren Geschichte seinen Namen mit goldenen Lettern verzeichnet.

Joseph Neuwirth.

* * *

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die höchste Regel der Kunst heißt Maß." Bischof Keppler von Rottenburg, der feine Kunstkenner, hat den Satz geprägt. P. O. Wolff gibt ihn seiner Studie*) als Geleitwort mit auf den Weg: es gehört Mut dazu, in einer Zeit, die sich von den ewigen Gesetzen des Denkens und des Wollens lossagt, die auf allen Gebieten dem Gefühl den Vorrang einräumt, für einen Grundsatz einzutreten, der den Menschen auch im künstlerischen Schaffen und ästhetischen Genießen an Gesetze bindet. Mit Freuden werden deshalb alle, denen die Erhaltung und das Gedeihen der Kunst am Herzen liegt, ein Werk begrüßen, das die alten, unabänderlichen Gesetze der Schönheit nicht bloß wieder hervorhebt, sondern auch neu begründet und aus anerkannten Kunstwerken der alten Zeit neu beleuchtet. — Schon im Jahre 1887 hat P. Odilo Wolff ein Werk über den „Tempel von Jerusalem und seine Maße" (Graz) veröffentlicht, in welchem er den Nachweis versucht, daß dem Grund- und Aufriß dieses heiligen Bauwerkes ein einheitliches, aus dem Hexagramm abgeleitetes Gesetz zugrunde liegt. Der Anregung hervorragender Kunstkenner folgend, suchte er dasselbe Gesetz an den übrigen Sakralbauten der Alten Welt nachzuweisen. Er will zeigen, daß die griechischen und römischen Tempel, die Sakralbauten der Aegypter, die altchristlichen Basiliken Roms und die Kirchen der romanischen Bauperiode nach einem einheitlichen Proportionalgesetz, dem Hexagramm, gebaut sind. Im Hexagramm findet er den Schlüssel zur Lösung der tatsächlich vorhandenen, unleugbaren Gesetzhaftigkeit dieser Bauten, deren gewaltigen, erhebenden Eindruck sich niemand entziehen kann. So wird sein Werk zu einer wahren Apologie der unwandelbaren Kunstgesetze.

Im ersten Teile seines Werkes behandelt der Verfasser die prinzipielle Seite seines Problemes. Er zeigt zunächst, daß das Gesetz des Maßes aus dem Wesen der Schönheit fließt. Sie ist nach ihm nichts anderes als das auf der harmonischen Zusammenordnung der Teile beruhende Verhältnis der Angemessenheit eines Gegenstandes zur Erkenntnis (S. 9). Die maßvolle Zusammenordnung mannigfaltiger Teile zu einem geschlossenen Ganzen bildet nämlich für das Erkennen einen Gegenstand höchster Befriedigung, bewirkt den eigenartigen ästhetischen Genuß. Das Maß ist also das Grundgesetz der Schönheit (S. 12). Nur so läßt sich das Geheimnis der Kunst erschließen, die Wirkung der Schönheit verstehen. Der Verfasser weist daher mit Recht schon im Vorwort auf die Tatsache hin, „die sich nicht aus dem Weg räumen läßt, daß unser Gefühl unter ganz bestimmten Bedingungen befriedigt, unter anderen abgestoßen wird, ja daß gewisse Erscheinungen allgemeines Wohlgefallen erwecken, ein Umstand, der seine Erklärung nur darin haben kann, daß in denselben ein unserem Verstande korrespondierendes, dem menschlichen Geiste analoges Gesetz bestehe. Und so ist es in der Tat; es ist ein Gesetz, das wir in unserm Innern tragen gleichwie das Sittengesetz und wie die logischen Gesetze der Wahrheit, das den Maßstab abgibt für die ästhetischen Urteile über die rein schönen Erscheinungen. Es ist ein Gesetz, das sich mit mehr oder weniger Klarheit in allen schönen Formen und Figuren ausprägt — am vollkommensten in der schönen Menschengestalt —, das lebt

---

* Das Gesetz der Proportion in den antiken und altchristlichen Sakralbauten. Ein Beitrag zur Kunstwissenschaft und Ästhetik von Odilo Wolff, Benediktiner von Emaus-Prag. Mit 82 Tafeln und 45 Textillustrationen. gr.-8° (VI u. 128 S.) Wien, 1912, Schroll & Co. K 15·—

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:14 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und wirkt in der Werkstätte der Natur wie in der Seele des schaffenden Künstlers, am merklichsten in der des Architekten, des Bildhauers, des Malers, ja das seine Macht auch über die bildenden Handwerker ausübt, ein Gesetz, das wie eine dunkle Autorität ist, der sich niemand, sobald er etwas Erscheinendes produziert oder reproduziert, ganz entziehen kann" (S. IV). Das Schönheitsprinzip eines Bauwerkes kann nur in einer geometrischen Formel beruhen, die bei höchster Einheit eine Fülle von Maßverhältnissen in sich schließt. Dadurch wird dem Geiste die Beherrschung des Raumes und seiner Größenverhältnisse und zugleich der symbolische Ausdruck hoher Gedanken ermöglicht. Diesen Anforderungen entspricht am vollkommensten das Hexagramm: zwei gleichseitige, einander gegenüberliegende, dem Kreise eingeschriebene Dreiecke. „Es galt schon seit uralter Zeit als heiliges Zeichen den Pythagoreern sowohl als den Juden" und „als Symbol der Schöpfung" (S. 21). Das Hexagramm enthält bei großer Einheitlichkeit einen fast unerschöpflichen Reichtum von Maßverhältnissen und bildet daher vom ästhetischen Standpunkt das leichtanwendbarste und fruchtbarste Verhältnissystem. —

Die Annahme, daß den klassischen Bauten des Altertums ein Maßgesetz zugrunde liege, kann sich indes nicht bloß auf philosophische Erwägungen stützen, es gibt auch — freilich spärliche — Zeugnisse der Geschichte dafür, daß die Alten einen Kanon hgtten für ihre Sakralbauten. Mathematik und Geometrie waren bei den Ägyptern und Griechen sakrale Wissenschaften, und dem Priester stand es zu, die Maße der zu erbauenden Opferstätte nach dem heiligen Kanon zu bestimmen. In ihm sah man das Mittel, in dem Bau geheimmnisvolle göttliche Gedanken zum Ausdruck zu bringen.

Leider sind uns, von einigen Andeutungen Vitruvs abgesehen, keine näheren schriftlichen Angaben über das Proportionalgesetz der Ägypter, der Griechen oder Römer erhalten. Die bisherigen Versuche, es auf Grund der Baudenkmäler wiederzufinden, haben zu keinem befriedigenden Ergebnis geführt. E. Henszlmann, August Thiersch, W. Schultz, Viollet-Le-Duc, C. Mauß, G. Dehio, A. Zeising, Ch. Chipiez, Alhard v. Drach, R. Reinhardt haben die alten Bauten auf das Gesetz ihrer Größenverhältnisse hin geprüft und verschiedene Lösungsversuche vorgelegt, von denen aber keiner den Tatsachen ganz gerecht wird. Die Untersuchungen, welche Wolff auf Grund des Hexagrammes an den bedeutenderen Sakralbauten der Ägypter, Griechen und Römer, den basilikalen Bauten des christlichen Roms und der romanischen Periode vornahm, liefern ein überraschendes Ergebnis. Er ging dabei von den allerdings schwachen Spuren aus, welche die geschichtlichen Nachrichten über die Bestimmung der Maßverhältnisse bei den Sakralbauten der Alten hinterlassen haben. Bei den Ägyptern war es der König selbst, der als Oberpriester unter Opfern und Augurien die Abmessung der Fläche für den Tempelbau vornahm. Nach Erman (Ägyptische Religion. Berlin, 1909) lautet das Baugesetz der Ägypter: „Die Tempellänge sei angemessen der Breite, das Ganze wohl berechnet nach allen vier Seiten gemäß der Weisheit des Thot und so wie es in den heiligen Schriften steht! Bei den Römern wurde die Abgrenzung des „Templum" durch die Auguren und Agrimensores nach einem eigenartigen Ritus vorgenommen, der uns vollständig in der Einweihung des Friedhofes nach dem Pontificale Romanum erhalten ist. Seiner symbolischen Bedeutung nach ist dieser Ritus eine Weihe des geheiligten Bezirkes an die Gottheit. Noch tiefer führt uns der Ritus der Kirchenweihe in die Geheimnisse der Meßkunst der Römer ein; hier begegnen uns in der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Crux decussata aus Asche, in die der Bischof das lateinische und griechische Alphabet schreibt, die Transversalen des Sechseckes oder des Hexagramms. Dieser Fährte folgend macht sich der Verfasser an den Versuch, mit Hilfe des Hexagramms die tatsächlichen Maße der alten Sakralbauten festzustellen.

Im zweiten Teile seines Werkes legt uns P. O. Wolff das Ergebnis seiner Messungen vor. Die Liste der Monumente, die er auf ihre Gesetzmäßigkeit nach dem Hexagramm geprüft hat, führt 26 griechische und römische Tempel auf, 6 ägyptische Sakralbauten, 9 altchristliche römische Basiliken, 17 christliche Kirchen der romanischen Bauperiode. Fast durchweg erreicht die Prüfung auf das Hexagramm eine bis auf Zentimeter und Millimeter genaue Übereinstimmung. Man ist in der Tat überrascht zu sehen, wie die mannigfaltigsten Größenverhältnisse, die jeder einheitlichen Ordnung zu spotten scheinen, demselben Gesetze sich fügen. „Sämtliche Bauwerke", schreibt der Verfasser, „entsprachen dem gleichen Gesetz, das seine Geltung zu behalten scheint bis auf die Revolution der Gotik, die mit der alten Überlieferung brach. Wir fürchten dabei nicht der Zensurierung Hoebers zu verfallen, der mahnt (‚Orientierende Vorstudien zur Systematik der Architekturproportionen auf historischer Grundlage', Frankfurt a. M., 1906, S. 31), daß man sich hüten solle vor einer ‚alleinseligmachenden Formel', die durch eine gewisse Anzahl heterogener Kunstwerke durchzusetzen versucht wurde, und ‚daß man den Reiz der Mannigfaltigkeit nicht unter eine prinzipielle Einheit zwingen und vergewaltigen möge'". So kann P. Wolff voll Zuversicht „das Urteil, ob es wahrscheinlich oder überhaupt nur möglich sei, daß das ‚souveräne künstlerische Temperament' in jedem neuen Falle sich selbst das Gesetz gegeben und die ganze Harmonie des Maßes dieser anerkannt klassischen Bauwerke nur ‚das Ergebnis eines geheimnisvollen Vorganges im Innern des Künstlers sei, dessen er sich nicht bewußt gewesen', oder dessen er sich ‚unterbewußt' (Hoeber' S. 31) gewesen, oder aber ob diese Übereinstimmung der Maße mit dem angelegten System nur eine zufällige sei oder endlich ob mathematische Berechnung und nicht vielmehr einfach graphische Zeichnung, ‚des Zirkels Kunst und Gerechtigkeit' es gewesen, aus denen die Dimensionsverhältnisse und die ganze Anlage erflossen, dem Leser überlassen" (S. 46). Zum Schlusse zeigt der Verfasser, daß auch dem Tempel von Jerusalem sowohl dem Salomonischen als dem Herodianischen das Hexagramm als Proportionsgesetz zugrunde liegt, und stellt eine eigene Monographie darüber in Aussicht. Wir teilen voll und ganz seinen Glauben, „daß die wirklichen Meisterwerke der Kunst, ebenso wie das Meisterwerk der Schöpfung, der Mensch, das Gesetz des Maßes an sich tragen und daß sie eben dadurch die Abbilder der göttlichen Urschönheit sind" (S. 127).

Nun möchten wir dem Verfasser wünschen, daß sich die Hoffnung erfülle, die A. Reichensperger ihm gegenüber aussprach, „daß die im Hexagramm unzweifelhaft gefundene Lösung des Rätsels des Proportionalgesetzes in den alten Bauten seinen Einfluß auf die heutige Architektur geltend machen werde, wenn seine allgemeine Geltung nachgewiesen werden könne". Dieser Nachweis ist dem Verfasser gelungen. Möchte seine Studie in den berufenen Kreisen Beachtung finden, dann können anregende Wirkungen nicht ausbleiben.

Laurentius Zeller O. S. B.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Umschau.

Aus Zeitschriften. — Eine interessante Studie über „Goethe im Urteil des 20. Jahrhunderts“ bietet Alois Stockmann S. J. in den „Stimmen aus Maria-Laach“ (1913, Heft 8). Er führt darin aus, daß Goethes glänzende Geistesgaben und die Kunstvollendung mancher seiner Werke auch von katholischer Seite niemals in Zweifel gezogen worden seien: „Die Brüder Boisserée, die Fürstin Gallitzin, der Chorherr Zauper, manche von den Romantikern und bis in die neuere Zeit ein Wilhelm Molitor, eine Emilie Ringseis, Professor Julius Schwering, Karl Muth und viele andere spendeten dem Dichter, ja mit einigen Vorbehalten selbst dem Menschen Goethe ein wahrlich nicht karg bemessenes, bewunderndes Lob. Wenn einige unserer bedeutendsten Männer, ein Josef von Görres, Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, Bischof Haffner, Edward von Steinle, Johannes Janssen, August Reichensperger, Alexander Baumgartner, sich dem Olympier, gegenüber zu einer etwas schärferen Tonart und bestimmteren Stellungnahme verpflichtet fühlten, so lag auch ihnen jegliche unwürdige Verkleinerungssucht fern: es war die verderbliche, dem Christentum feindliche Weltanschauung, die sie in dem Propheten des modernen Heidentums bekämpften.“ — Neben die berechtigte Anerkennung Goethes trat aber schon bei seinen Lebzeiten eine überschwengliche, maß- und schrankenlose Verehrung, die in jeder Kritik seines Lebens und Wirkens nur Nörgelei und Mißgunst sah und geistlosen Götzendienst mit ihm trieb. Diese Richtung läßt sich durch die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts verfolgen, verschwindet um die Mitte des Jahrhunderts, erstarkt wieder in den Sechziger und Siebzigerjahren und findet ihren Höhepunkt in den zahllosen Goetheschriften Heinrich Düntzers, gegen dessen kurzsichtige Vergötterung Goethes P. Baumgartner einen energischen und erfolgreichen Kampf führte. Mit dem Berliner Universitätsvorlesungen von Herman Grimm, die 1877 zuerst im Druck erschienen, setzte eine neue Auffassung von Goethes Bedeutung ein, eine Auffassung, die der unter Nietzsches Einflusse stehenden Zeitströmung entsprach. „Grimm hat durch seine Goetheschriften zweifellos auch bis ins 20. Jahrhundert hinein das populärwissenschaftliche Urteil weiter Kreise beeinflußt, aber die Chorführer im Kreise unserer heutigen Goethomanen sind andere, zumeist weniger bedeutende Geister, die Grimms Ideen aufgriffen und je nach ihrem Parteistandpunkt weiterführten, veränderten und in neue Formen gossen. Am kühnsten tat dies der Monist und Häckelianer Wilhelm Bölsche.“ Stockmann bespricht Bölsches kleine Schrift „Goethe im 20. Jahrhundert“ (Berlin, 1900), in welcher Bölsche den Altmeister von Weimar als die Menschheit selbst auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihrer bisher höchsten Kulturstufe hinstellt. „Bölsches Broschüre wird man als eine Art Leitfaden von kanonischer Geltung für die Goetheschwärmer unter den Freidenkern aller Schattierungen bezeichnen dürfen. Die berüchtigten Goethebünde, welche zur Bekämpfung der lex Heinze und ‚zur Abwehr aller gegen die freie Entwicklung des geistigen Lebens, insbesondere von Wissenschaft, Kunst und Literatur gerichteten Angriffe (Polizeizensur)' zu Beginn des Jahrhunderts sich bildeten, bedeuten praktische Versuche, den Ideen Bölsches in möglichst weiten Kreisen zum Siege zu verhelfen." — Der Vertreter einer weniger stürmischen, aber im Grunde mit der Auffassung Bölsches fast identischen Goetheverehrung ist Albert Bielschowsky, für den Goethe ebenfalls „ein potenziertes Abbild der Menschheit" ist, der sich aber hütet, in Weltanschauungsfragen so offen wie Bölsche Stellung zu nehmen. Daher ist seine Goethebiographie (der erste Band erschien 1895, der zweite erst 1903, nach dem Tode des Verfassers) „ganz geeignet, alle unklaren Schwärmer für Humanität und Bildung, alle in ihrer Religion nicht sattelfesten Protestanten, Juden und Katholiken, endlich alle jene Leser, die vor einer entschiedenen Stellungnahme auf moralischem und religiösem Gebiete zurückschrecken, in Entzücken zu versetzen." Auf Bölsche und Bielschowsky lassen sich zahlreiche neuere Schriften zurückführen. „Besonders oft wird Goethe als der moderne Heiland gefeiert, neben und über Christus gestellt und in ihm nicht so sehr der große Dichter als der erfolgreiche Lebenskünstler verherrlicht, der es wie kein zweiter verstanden hat, ‚ohne Gott zu leben'," und dessen Nachfolge man als zeitgemäßes, menschenwürdiges Evangelium predigt. Bemerkenswert bleibt die Tatsache, daß „Goetheverehrung und Goethekult von jeher am eifrigsten von freigeistigen Juden gepflegt und verbreitet wurden, ... daß aber zu keiner Zeit der Einfluß dieser Kreise sich so nachdrücklich im deutschen Literaturleben geltend machte wie in unserem 20. Jahrhundert." Aber trotz aller Bemühungen der Goetheverehrer ist Goethe auch heute noch nicht des deutschen Volkes Liebling geworden, denn „zu einem nationalen Sänger fehlte ihm die notwendigste Eigenschaft, das Mitleben und Mitleiden mit dem Volke und daher auch das Verständnis für die religiösen Bedürfnisse der überwiegenden Mehrzahl seiner in Arbeit und Entbehrung großgewordenen deutschen Mitbürger." Dazu kommt Goethes schmähliches Verhalten im Notjahre 1813. Die deutsche Nation wird auf absehbare Zeit für den Goethekult, den man ihr aufzwingen will, kein Verständnis besitzen, „dennoch wäre es eine bedauerliche Kurzsichtigkeit, wollte man die schweren Gefahren verkennen, welche die hier gezeichnete Literaturströmung für weite Kreise unserer Gebildeten und indirekt auch für das ganze Volk birgt. Die systematisch geförderte beispiellose Reklame, die man heute mit dem Namen Goethe treibt, erzeugt in Tausenden von unreifen Köpfen eine krankhafte, darum nur um so gefährlichere Schwarmgeisterei, die unter dem Deckmantel der Goetheverehrung jede Art des Sichauslebens für erlaubt erklärt, ja in den unheilvollsten sexuellen Verirrungen nur das Zeichen seelischer Verwandtschaft mit dem größten Lebenskünstler der Weltgeschichte erblickt. Der Schaden ist um so schmerzlicher und bleibender, als sich zu dem sittlichen Fehltritt zumeist noch der religiöse Schiffbruch gesellt, der in Goethes Leben und Dichtung ebenfalls sein Vorbild und seine ‚Rechtfertigung' findet. Man gebe sich daher wenigstens auf katholischer Seite keiner Täuschung über die Zersetzung hin, welche ein künstlich gesteigerte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Goethe-Enthusiasmus notwendig in unsere Reihen tragen muß, und wahre, unbekümmert um das Gespött der Gegner, einen unabhängigen, sachlich begründeten Standpunkt, der allein unserer Weltanschauung würdig ist."

*

„Wann wird die Welt aus ihren antichristlichen Fieberträumen wieder zurückkommen zu vernünftigen Gedanken?" fragen die „Historisch-politischen Blätter" (151. Band, 8. Heft) in einem Artikel „Gedanken zur Konstantinfeier"; „Wann wird man endlich in den Kreisen der Humanitätsschwärmerei zu begreifen anfangen, daß es einen Standpunkt der reinen Natürlichkeit und Menschlichkeit für den Menschen überhaupt nicht gibt und unmöglich geben kann? Losgetrennt von jeder Beziehung zu Gott ist der Mensch kein Mensch mehr, eben seine gottebenbildliche Natur, zufolge welcher er ohne Gott schlechterdings kein menschliches Dasein führen kann, macht ihn zum Menschen." Der Artikel gibt einen weitfassenden Überblick über die Entwicklung der christlichen Kultur seit Konstantin dem Großen und berührt dabei auch die Zeit der Befreiungskriege vor hundert Jahren: „Das Riesendenkmal der Völkerschlacht bei Leipzig ist nahezu vollendet und harrt des großen Tages, an dem es eröffnet werden soll. Mit welchen Gedanken wird wohl unsere moderne Welt den mächtigen Bau betrachten, wenn im Oktober der hundertste Jahrestag des gewaltigen Kampfes wiederkehren wird? Unmittelbar nach dem ersten Eindruck jener großen Schicksalswendung erhob die ganze Welt mit ehrfurchtsvollem Erstaunen die Blicke gen Himmel zum Geständnis: Wahrhaftig, das ist der Finger Gottes! Wäre schon damals das herrliche Monument auf der blutigen Walstatt gestanden, dann hätte wohl jedermann darin einen Riesenleichenstein erblickt, aufgerichtet allen Völkern zum Beweis, daß einer ist, der Gewalt hat auch die Mächtigsten zu zerschmettern und von ihren Thronen herabzustürzen. Görres hat einst das rechte Wort dafür gefunden, indem er schrieb: ‚In der Tat sind nun an diesem Geschlecht der Zeichen genug geschehen, daß den Herrschern wie den Beherrschten ein Maß in die Hand gegeben ist, daran ihr Tun und Lassen zu messen. Seit Menschengedenken ein Autokrat mitten in der Ausübung seiner unbeschränkten Machtvollkommenheit erwürgt; ein Anderer am Ort der Freude vom tödlichen Schuß getroffen; dort ein König mit den Seinen aufs Blutgericht geschleppt; im übrigen Europa lange Zeit die alten Geschlechter dienstbar oder vertrieben, und ihre Stühle besessen von den Angehörigen eines Mannes, dem gegeben war, den Fuß auf den Nacken der Könige zu setzen; dieser selbst wieder von der Höhe herabgeworfen und gleich Prometheus an einen Felsen geschmiedet.' — Man hätte nach all dem glauben können, es sei gründliche Arbeit genug geschehen, auch die tiefgewurzelten Übel auszubrennen und jeder Wiederkehr des liebgewonnen Wahnsinns vorzubeugen. Doch nein! Das Geschlecht jener Starrsinnigen, die weder zu belehren noch zu bekehren sind, die gewohnt sind, geflissentlich die Augen zu schließen und gleich Bileam erst zur Einsicht kommen, wenn sie durch vernichtende Gewalt niedergeschlagen am Boden liegen, ist noch nicht ausgestorben. Während die einen, indem sie bei dem monumentalen Ruhmestempel in Leipzig Halt machen, tiefbewegt zu diesem Meilenstein der Weltgeschichte aufblicken und beim Gedanken an die verschiedenen Endschicksale Pius' VII. und Napoleons I. das Walten göttlicher

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gedanken bewundern, sind andere, und nicht wenige, welche in den säkularen Geschehnissen jener großen Zeit gar nichts Besonderes zu sehen vermeinen, Zufälligkeiten, weiter nichts. Man lese zum Beispiel in der großen sechsbändigen, prächtig illustrierten Weltgeschichte von Ullstein, mit welch geringschätzigem Hohn dort die Gelehrten jüdischer Couleur von der heiligen Allianz und von der Schwärmerei der Romantik zu reden belieben. Das Christentum hat dort überhaupt als geschichtliche Erscheinung nur noch eine nebensächliche Bedeutung und gilt schon jetzt nur mehr als etwas, was einmal gewesen ist. — Es ist weit gekommen. Man versteht selbst die eindringliche Sprache des Todes und der Katastrophen nicht mehr."

*

Matto Grosso, der abgelegenste Staat des mittleren Brasilien, wird nicht mit Unrecht der „Wilde Westen" von Brasilien genannt; denn weite Strecken des Landes, das an Ausdehnung Frankreich, Spanien und Italien zusammen übertrifft, sind fast unbesiedelt, ja völlig unerforscht. Der ganze Staat zählte 1906 noch keine 160.000 Einwohner. Ein volles Bild von dem Kulturzustand und den religiösen Anschauungen der hier wohnenden Indianervölkerschaften gewähren erst die trefflichen Veröffentlichungen des Salesianermissionärs Don Joh. Balzola, der fast 20 Jahre unter den wilden Bororos tätig ist. Eine kurze Übersicht in den „Katholischen Missionen" (Augustheft 1913: „Die Missionen der Salesianer Don Boscos") gibt nicht nur einen Einblick in das Leben und Treiben der brasilianischen Indianer, sondern zeigt auch, mit welch ungeheuren Schwierigkeiten die Bekehrung dieser Völkerschaften verbunden ist. Die Bororos haben ihre Wohnsitze etwa im Zentrum des Staates Matto Grosso. Es ist ein fruchtbares, abwechslungsreiches Land, das auf weite Strecken mit Urwald bestanden ist, reich an Jagdtieren und wildwachsenden Früchten aller Art. Hier hausen die Bororos, versprengt in viele kleine Volksgruppen. Werden die Lebensmittel an einer Stelle für eine Schar zu knapp, dann stecken sie ihre Hütten in Brand und gehen auf Wanderschaft, oft viele Tage weit, bis sie einen andern Platz finden, der ihnen zusagt. Sie bevorzugen Stellen in der Nähe der Flußmündungen. Hier bauen sie ihr Bahato (Dorf); es besteht aus den Hütten der einzelnen Familien und der großen Stammeshütte, Bahyto genannt, in der die Ratsversammlungen der Männer, gemeinsame Gastmähler und religiöse Zeremonien stattfinden. Kleider tragen die Bororos nicht; nur an Festtagen schmücken sie sich mit einem Gewebe aus Pflanzenfasern, mit Schnüren, Bändern und Ketten aus Tierzähnen und Krallen. Prächtig ist der hohe Kopfschmuck aus langen Ararafedern, der ihr Haupt wie ein Strahlenkranz ziert. Unglaublich ist ihre Bedürfnislosigkeit: ein paar Gefäße, Strohkörbchen, Matten und die Farbstoffe zur Bemalung des Körpers, das sind die einzigen Produkte, die sie herstellen. Die Religion der Bororos ist ein ganz wunderliches System von Götzen- und Geisterglauben, in das dem Anschein nach auch allerlei christliche Gedanken Eingang gefunden haben. Die verschiedenen phantastisch ausgeschmückten Himmel füllen sie aus mit zahllosen guten und bösen Geistern, über denen als mächtigstes Wesen ein unbekannter Gott thront, der oberste Häuptling und Beschützer der Christen, der die Indianer, die ihm untreu geworden sind, verabscheut und verfolgt. Dafür stehen aber die guten Geister, die in Feindschaft mit dem unbekannten Wesen leben, dem roten Manne bei, sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

helfen ihm auf der Jagd und im Kampfe. Doch darf er ihnen nicht treulos werden und zum Glauben und den Sitten der Weißen übergehen. Haß gegen die Weißen und gegen ihre Zivilisation ist eines der hervorstechendsten Merkmale der Bororosreligion. Die Baires (Zauberer) stehen nach der Meinung der Indianer mit den Geistern in Verbindung; in ihren Verzückungen und im Traume durchwandern sie die Himmel, erkennen verborgene Geheimnisse, durchschauen die Gewissen der Indianer, sehen die Gefahren voraus, welche dem Stamme drohen, und die Mittel, durch welche dieselben abgewendet werden können. Meistens ist dieses Mittel der Tod eines ihnen verhaßten Indianers oder eines Kolonisten. Unglaublich ist der Einfluß dieser Zauberer. Mit ihren Zeremonien begleiten sie den Indianer durch das ganze Leben. Vor allem zeigt sich aber in Krankheiten ihre verhängnisvolle Macht. Nach Ansicht der Indianer ist jede Krankheit nur eine Art von Besessenheit. Es muß also der Baire kommen, um den schädlichen Geist zu vertreiben. Ist der Kranke dem Zauberer verhaßt, so erwürgt er ihn einfach unter dem Vorgeben, daß die Götter sein Leben verlangen; ist es sein Freund, so beginnt er seine Beschwörungen, die nicht selten an das Auftreten von wirklich Besessenen erinnern. Erliegt der Kranke trotz der Bemühungen des Hexenmeisters, so hat ein anderer Geist den Tod herbeigeführt. Heilige Pflicht der Verwandten ist es, die Leiche nach altem Indianerbrauch zu bestatten. Der Tote wird ins Dorf getragen, beweint und in eine kleine Grube gelegt, die mit einem leichten Gewebe bedeckt ist. Täglich wird während 20 Tagen einmal Wasser auf den Leichnam gegossen. Ist diese Zeit vorbei, so tragen die Bororos den verwesten Körper zu einer Wasserstelle und entfernen mit höchster Sorgfalt alle Fleischteilchen, die noch übrig sind, von den Knochen. Die Gebeine werden in einem eigens hierzu verfertigten Körbchen ins Dorf zurückgetragen. Hier wird der Schädel des Toten mit Federn geschmückt, während die Verwandten unter lautem Jammern sich tiefe Wunden ins Fleisch schneiden und mit ihrem Blute die Knochen bespritzen. Dann wird das Körbchen heimlich in einem Flusse versenkt. Nun kann die Seele des Toten in ein Tier fahren. Sache der Baires ist es, zu bestimmen, welches Tier sie erkoren hat. Auf der nächsten Jagd muß es von den Indianern erlegt werden; denn nur so kann die Seele befreit werden und eingehen zu den Geistern der entschlafenen Vorfahren in ein geheimnisvolles Land tief unter der Erde. Mit unglaublicher Zähigkeit halten die Indianer an diesen rohen Sitten und an ihren Überlieferungen fest. Sie machen die Bekehrung der Erwachsenen fast zur Unmöglichkeit.

*

„Paul Kellers Monatsblätter Die Bergstadt", die sich schon im ersten Jahre ihres Erscheinens eine große Lesergemeinde gesichert haben bringen einen hübsch illustrierten Artikel „Aus dem Leben Franz Poccis 1807—1876" von Franz Graf von Pocci-Enkel (I. Jahrgang, Heft 8), der durch die Veröffentlichung eines Tagebuchfragmentes von Pocci besonders interessant wird. Diese Aufzeichnungen enthalten mancherlei Details aus den Kinderjahren Poccis, dessen Erziehung — da der Vater „fast beständig im Kriege oder mit dem kronprinzlichen Hofe von München abwesend war" — ganz in den Händen der Mutter, einer geborenen Freiin von Posch, lag. „Sie war gebildet, gut und, ohne schön zu sein, von stattlichem, einnehmendem Wesen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ausgezeichnet durch ihre Meisterschaft in der Landschaftszeichnung, wobei sie eine besondere Gabe im Naturzeichnen und dem Auffinden malerischer Standpunkte betätigte." Pocci war nach dem Tode eines kleinen Schwesterchens das einzige Kind seiner Eltern und daher ein wenig Muttersöhnchen, als welches er auch in späteren Jahren mit einer gewissen Unbeholfenheit und Schüchternheit zu kämpfen hatte. Im übrigen nennt er sich sanguinisch, von ungeheurer Beweglichkeit, erfinderisch und begabt. „Das Zugeständnis, daß ich mit vorzüglichen Gaben ausgestattet war," schreibt er, „daß mein Inneres von Jugend an einen üppigen Reichtum poetischer Anlagen hatte, daß ich mit größter Leichtigkeit erfand und wiedergab, — dies Zugeständnis ist nicht Eitelkeit, ja es ist vielmehr die Manifestation der wahrhaftigen Demut, um so mehr, wenn ich damit das Bekenntnis verbinde, daß ich bei größerer Ausdauer und gründlicherer Selbstbildung und einer gewissen Konzentration meiner Mittel Bedeutendes hätte leisten können. Ich war aber zumeist zersplittert und ließ vieles, was ich mit Begeisterung erfaßt hatte, bald wieder liegen. Hätte ich z. B. damals (während der Lyzeumszeit in München) in den freien Stunden die Akademie besucht, um gründliche Zeichnungsstudien zu machen, hätte ich mich einer systematischen Kunstbildung unterworfen, so empfände ich wohl jetzt nicht das bittere Bewußtsein der Unvollkommenheit meiner künstlerischen Leistung; allein die Phantasie hatte sich bereits meiner wie ein Dämon bemächtigt, ich übersprudelte an malerischen und musikalischen Ideen, deren keine die andere zur vollen Entwicklung und Geltung kommen lassen wollte, sodaß sogar dadurch die Entfaltung des klaren Verstandesbewußtseins in den Hintergrund gedrängt ward und ich stets au romantischem Flügelrosse durch die Lüfte schwebte. Fortwährend erfüllte mich das Streben nach dem Ideale, die drei Kunstrichtungen in eins zu bringen: eigene Dichtungen in Musik zu setzen und mit Randbildern zu umgeben, wurde zuerst die Manifestation dieser Idee." Pocci spricht auch von seiner frühen Vorliebe, Totentänze zu zeichnen, womit er als sechsjähriger Knabe begann, von seinen allerersten Veröffentlichungen und dem Freundeskreise seiner Jugendjahre. Mit einer kurzen Nachricht über seinen Weggang zur Universität Landshut im Herbst 1825 schließt er leider die interessanten Aufzeichnungen, die er in seinem 50. Lebensjahre in Erinnerung an eine glückliche Kinderzeit niedergeschrieben hat.

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.
Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt des vierzehnten Jahrganges.

Seite

Aufsätze.

Basel Prof. Dr. Richard, Eger: P. Hartmanns Oratorium „Das letzte Abendmahl“ . 37

Bastgen Dr. Hubert, Privatdozent an der Universität Straßburg: Berichte an die Wiener Hofstellen über den Priestermangel in einigen Diözesen am Anfang des 19. Jahrhunderts 302, 455

Dörrer Anton, Innsbruck: Egger-Lienz 70

Ehrlich Lambert, Professor an der theologischen Diözesan-Lehranstalt in Klagenfurt: Die schismatische Mönchsrepublik auf dem Berge Athos . . 139, 262

Gargas Dr. Sigismund, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien: Zur Regelung des Auswanderungswesens in Österreich 16, 183, 274

Gegenbauer Helene, Wien: Volksdichtung und Volksbrauch in Siebenbürgen . 85

Grönlandreise. Von E. H—s. 91, 210, 338

Harrachs Tagebuch über den Aufenthalt in Spanien in den Jahren 1673—1676. Mitgeteilt von Regierungsrat Ferd. Menčík, Wien. VI. 78

Kober August, Berlin: Procopius von Templin . . 129, 288, 428

Koch P. Gaudentius, O. Cap., Reichenberg: Meine Wienerfahrt 196, 315, 466

Kosch Dr. Wilhelm, Professor an der Universität Czernowitz: Klassik und Romantik in der deutschen lyrischen und epischen Dichtung zur Zeit der Reichsgründung . . . 247

Kralik Dr. Richard v., Wien: Das älteste deutsche Götter- und Heldenbuch und dessen Spuren bei Tacitus . . . 167

— —: Dichterkrönungen im humanistischen Wien . . . 390

Mayer Professor Dr. Adolf, Heidelberg: Zur Psychologie des Reimgefühls 449

Seite

Menčík Ferd., siehe Harrachs Tagebuch 78

Neklapil Professor Dr. Fr., Iglau: Entwicklungsrichtungen in der Geschichte der Religion 441

Radermacher Heinr. Jos., Köln: Die tiefere Bedeutung in Grabbes Lustspiel: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung. Ein Beitrag zum Verständnis Chr. Grabbes . . 308

Rauter J., Domkooperator in Salzburg: Der Naturalismus in der Moral 375

Riesch Helene, München: Renaissancemenschen 411

Schindler Hofrat Dr. F. M., Professor an der Universität Wien, Generalsekretär der Leogesellschaft: Die Leogesellschaft im Jahre 1912 . . . . . S. I—X

Sprengler Dr. Josef, München: Dramaturgie vom Menschen aus 282

Vay v. Vaya Msgr. Peter Graf, Abt zu St. Martin, Apostol. Protonotarius und Hausprälat Sr. Heiligkeit, Herr auf Gyon: Die bildende Kunst Spaniens 55, 153

Volpers Dr. Richard, Posen: Friedrich Schlegel und Napoleon Bonaparte, der General und erste Konsul der französischen Republik. Ein Kapitel von der Entwicklung des nationalen Denkens und Empfindens zu Beginn des 19. Jahrhunderts 63

Von neuen Büchern 223, 351, 484

Wimmer Alb., Wien: Probleme. Studie 3

Gedichte.

Attenhofer A., München: Der Säemann 360

Franke-Oehl Ilse, Freiburg in der Schweiz: Die Nachfolge 350

Graf Ella, Wien: Thalassa . 54

— —: Bergheimat 90

Jonghaus Marie, Elberfeld: Im Korn 448

Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google
Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY

Seite

Krapp Lorenz, Kaiserslautern: In der Heimat 152
— —: Spätherbst 465
Schnack Fritz, Hammelburg an der Saale, Bayern: Frühe . . . 77
— —: Gebet 301
Seyß-Inquart Richard, Wien: Einer jungen Mutter . . 84
— —: Wilk Börje. Ballade . . 103
— —: Ein Königstod. Ballade 229
— —: Heimkehr 261
— —: Mir hat geträumt . . 440
Walden Arno v., Kaiserslautern: Reife Ähren 273

Seite

Umschau.

Aus Zeitschriften . 235, 361, 495
Kralik Dr. Rich.: Friedjungs Österreichische Geschichte . 106
— —: Einleitung zu der im Druck befindlichen „Geschichte Österreichs" . . . 113
Die St. Josefs-Bücherbruderschaft in Klagenfurt . . . 115
Weihnachtsbücherschau . . 117
Gründung einer deutschen Bücherei in Leipzig . . . 234
Die Volksbildung in Europa 235

Besprochene Bücher.

Seite

Bachem K.: Josef Bachem 124
Baumgartner A.: Goethe. I. 226
Blüchers Briefe an seine Frau 127
Brentano H.: Amalie Fürstin v. Gallitzin . . 121
Broermann K.: Männer der Tat 228
Butzbach, Des Johannes, Wanderbüchlein . . . 127
Cardauns H.: Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs 124
Dalmer H.: Der Erbsohn des Peter Anselm Bergetshuber. 128
Dantes Poetische Werke 122
— — Monarchie 122
Dörfler Peter: Als Mutter noch lebte . 123
Dreger Moriz: Josef Führich. (Besprochen von Hofrat Hochschulprofessor Dr. Josef Neuwirth, Wien 484
Drexl Franz: Die Befreiungskriege 1813—1815 227
Encyclopedia, The Catholic. 224
Feuerbach Anselm: Ein Vermächtnis 228
— —: Briefe an seine Mutter 228
Fischer W A.: Herzog Liudolf 128
Frauenbilder. . . . 121
Friedrich Walther: Anselm Feuerbach. . . . 228
Garrold P.: Kleine Brauseköpfe 123
Geiger Ludw.: Alexander VI. und sein Hof . . . 127
Grisar H.: Luther . . 225
Handlexikon, Kirchliches, herausgegeben von M. Buchberger 119
Hansjakob Heinr.: Wilde Kirschen 126
Herbert M.: Die Schicksalsstadt 125
— —: Tröstungen . . . 125
Herders Konversations-Lexikon 120

Seite

Himmel und Erde. Von J. Plaßmann, J. Pohle, P. Kreichgauer, L. Waagen 119
Holtermann Karl: Kurze Geschichte der Weltliteratur 123
Jörgensen Joh: Die Geschichte eines verborgenen Lebens. . . . 123
Keller Paul: Stille Straßen. 120
Kirche, Die katholische, unserer Zeit und ihre Diener in Wort und Bild 117
Kirchengeschichte, Illustrierte, von G. Rauschen, J. Marx und Jak. Schmidt . . . 118
Klimsch Rob: Italiens berühmteste Städte und deren Heiligen-Erinnerungen 127
Kloepfer Hans: Vom Kainachboden. 126
Klopp Onno: Politische Geschichte Europas seit der Völkerwanderung . 127
Klotz Petrus: Mit Stab und Stift. 123
— —: Was ich unter Palmen fand. 123
Kuh Emil: Biographie Fr. Hebbels 126
Lexikon der Pädagogik, herausgegeben von O. Willmann und E. M. Roloff 121
Mensch, Der, aller Zeiten. Natur und Kultur aller Völker der Erde Von H. Obermaier J Birkner W. Schmidt P. Hestermann, Th. Schmidt (Besprochen von k. k. Sektionsgeologe Dr. Luk. Waagen, Wien.) 119, 354
Müsebeck Ernst: Gold gab ich für Eisen . . . 227
Neuwirth Jos.: Illustrierte Kunstgeschichte . 118
Novalis: „Hymnen an die Nacht" und „Die Christenheit od. Europa" 126

Seite

Obermaier Hugo: Der Mensch der Vorzeit, s. Der Mensch aller Zeiten . . 354
Pastor Ludwig v.: Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters. VI. (Besprochen von Dr. Richard v. Kralik, Wien) 351
Rost Hans: Die wirtschaftliche und kulturelle Lage der deutschen Katholiken 125
Rothes Walther: Christus in d. bildenden Kunst 124
— —: Die Madonna in der bildenden Kunst . . 124
Ruville Alb. v: Der Goldgrund der Weltgeschichte 122
Salzer Anf.: Illustrierte Geschichte der deutschen Literatur 118
Sauter Const., — s. Dantes Monarchie 122
Scharfenstein Helene: Aus dem Leben einer deutschen Schauspielerin 128
Schmidt Exp.: Die schönsten Heiligenlegenden . 125
Staatslexikon, herausgegeben von Jul. Bachem und Herm. Sacher . . 120
Thun-Salm Christiane Gräfin: Der neue Hauslehrer u. andere Novellen 128
Uhde-Bernays H.: Henriette Feuerbach . . . 228
Weltgeschichte, Illustrierte, bearbeitet von S. P. Widmann, P. Fischer, W. Felten, M. Straganz 118
Willmann Otto: Aus der Werkstatt der Philosophia perennis . . . 122
— —: Aus Hörsaal und Schulstube 122
Wolff Odilo: Das Gesetz der Proportion in den antiken und altchristlichen Sakralbauten. (Besprochen von P. Laurentius Zeller, O. S. B., Abt von Seckau.) 492

Redakteur: Dr. Franz Schnürer.

Verlag der Leo-Gesellschaft, Wien. — Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Leo-Gesellschaft im Jahre 1912.

Von Dr. Fr. M. Schindler, Generalsekretär der Leo-Gesellschaft.

Das Jahr 1912 war das 21. Bestandsjahr der Leo-Gesellschaft. Nach außen trat die Gesellschaft in diesem Jahre am meisten durch den Katechetischen Kongreß hervor, der durch ihre Katechetische Sektion veranstaltet und durchgeführt wurde.

Unter Leitung des Obmannes der Katechetischen Sektion, Msgr. Kundi, waren die Vorbereitungsarbeiten für den Kongreß bereits seit mehreren Jahren von den Mitgliedern der Sektion mit Eifer betrieben worden. Besonders hervorzuheben ist davon die Herausgabe der Referate für den Katechetischen Kongreß (3 Hefte) und der Grundfragen der Katechetik (3 Hefte, beide im Verlage von Kirsch in Wien), durch welche den Kongreßteilnehmern im voraus die eingehende Kenntnis des Verhandlungsstoffes ermöglicht wurde. Der Kongreß wurde vom 9. bis 12. September in Wien unter Beteiligung von 900 Mitgliedern und Teilnehmern unter der Leitung des Prälaten Dr. H. Swoboda abgehalten. Sein glänzender innerer Verlauf, über den die Tagesblätter berichtet haben, die Anteilnahme hervorragender Persönlichkeiten aus den interessierten Gruppen der Gesellschaft, die eifrige Beteiligung an den Verhandlungen seitens der bedeutendsten Theoretiker der Katechetik in Österreich und Deutschland und namhafter Praktiker des In- und Auslandes lassen die Erinnerung an den Kongreß eine durchaus befriedigende sein. Es darf die Hoffnung gehegt werden, daß seine Ergebnisse der Entwicklung der katechetischen Wissenschaft und Praxis ebenso günstige sein werden. Die Verhandlungen des Kongresses erscheinen demnächst (bei H. Kirsch in Wien).

Die Kosten des Kongresses (rund 15.000 Kronen) wurden außer den Mitglieder- und Teilnehmerbeiträgen bestritten durch munifizente Spenden des Großgrundbesitzers Artur Ritter von Miller zu Aichholz, den der Kongreß zum Erweise seiner Dankbarkeit zum Ehrenmitgliede des Kongresses proklamierte und des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht (4000 Kronen). Hiefür möge auch an dieser Stelle den Spendern der wärmste Dank der Leo-Gesellschaft dargebracht sein.

Der Katechetische Kongreß war der Zeit nach eng verbunden mit dem Eucharistischen Weltfeste, welches unmittelbar darauf in Wien abgehalten wurde. Die Leo-Gesellschaft nahm an der Feier des heiligsten Sakraments Anteil zunächst durch die Festschrift „Das Konzil von Trient, sein Schauplatz, Verlauf und Ertrag" von Dr. Heinrich Swoboda (Verlag der Leo-Gesellschaft); sodann mittelbar durch die christliche Kunstausstellung, welche vom Vereine christlicher Künstler veranstaltet wurde, der aus der Kunstsektion der Leo-Gesellschaft hervorgegangen und mit ihr eng ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bunden ist. Diese anläßlich des Eucharistischen Kongresses ins Werk gesetzte Kunstausstellung war besonders bemerkenswert durch das Bestreben der ausstellenden Künstler, die modernen Kunstformen in den Gegenständen des christlichen Kultus zur Geltung zu bringen. Die Ausstellung fand einen überaus zahlreichen Besuch; auf manchen Gebieten christlicher Kunst, wie zum Beispiel in der Paramentik wird sie ohne Zweifel von bleibendem Eindruck sein.

Außer den schon bezeichneten Publikationen wurde das Allgemeine Literaturblatt im 21. Jahrgang, „Die Kultur", Zeitschrift für Wissenschaft, Literatur und Kunst im 13. Jahrgange, beide unter der Leitung des Bibliotheksdirektors Dr. Franz Schnürer herausgegeben. Die geplante Herausgabe der Grazer Nuntiaturberichte wurde für jetzt unmöglich durch den überraschend erfolgten Tod des Historikers Anton Weiß in Graz, der in jahrelanger Arbeit das Material hiezu vorbereitet hatte.

Die im Verlage der Leo-Gesellschaft erscheinende Deutsche Literaturgeschichte von Salzer und das Kirchliche Handlexikon von Dr. Buchberger wurden abgeschlossen. Die Herausgabe des Anthropos wurde wie seit Jahren mit 1000 Kronen unterstützt. An Volksbibliotheken und Vereine wurden mehrfach Bücherspenden abgegeben.

Die Vortragstätigkeit wurde in der Leo-Gesellschaft auch in diesem Jahre mit dem gewohnten Eifer fortgesetzt.

Dies zunächst bei den Vortragsabenden der Leo-Gesellschaft. Dieselben fanden bis Juni unter der Leitung des Universitätsprofessors Dr. Theodor Innitzer monatlich zweimal statt. Vom Oktober 1912 wurde neuerdings wöchentlich der Vortragsabend abgehalten unter Leitung des Professors Josef Neumair im Verein mit einem Komitee jüngerer Herren aus der Gesellschaft. Die Vorträge waren folgende:

8. Jänner: Dr. Wolfgang Madjera: „Karl Maria Heidt, Lebensbild eines österreichischen Lyrikers."

22. Jänner: Dr. Karl Fajkmajer: „Das Wiener Bürgertum im Mittelalter und in der neueren Zeit, mit besonderer Berücksichtigung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse."

5. Februar: Frl. Amelie Gley: „Die Universitätsreise nach Griechenland."

26. Februar: Prälat Dr. Alexander Gießwein: „Die Weltsprache vom sprachwissenschaftlichen Standpunkt mit Rücksicht auf das Esperanto."

4. März: Dr. Alexander Pilcz: „Kriminalistische Erfahrungen."

18. März: Dr. Karl Diwald: „Geographische Exkursionen."

15. April: k. u. k. Hauptmann Gustav Kuchinka: „Albanien."

29. April: P. Adolf Innerkofler: „P. Klemens Hofbauer als Prediger in polizeilicher Beleuchtung."

6. Mai: Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer: „Altchristliche Sagen über das Leben Jesu."

20. Mai: Dr. phil. Anton Maria Klafsky: „Fortwirkung des Chorals in der Kirchenmusik."

10. Juni: Se. Exzellenz k. u. k. Feldmarschalleutnant Franz Rieger: „Die Sprache im Dienste der Tonkunst."

4. November: Reichsrats- und Landtagsabgeordneter Theologieprofessor Dr. Aemilian Schöpfer: „Der Balkankrieg und die orientalische Frage."

11. November: Hochw. Johann Ev. Pichler: „Moderne Bestrebungen auf dem Gebiete der Katechetik."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

18. November: Professor J. Neumair: „Theater und Kultur." (Die Theaterverhältnisse unserer Tage.)

25. November: Dr. Oskar Katann: „Zur Würdigung der Gesamtpersönlichkeit Richard von Kraliks."

2. Dezember: Prälat Hofrat Dr. Heinrich Swoboda: „Die eucharistische Ausstellung für kirchliche Kunst."

9. Dezember: Frl. Dr. Alma Seitz: „Die Frauenfrage."

16. Dezember: Professor Dr. Ferdinand Schönsteiner: „Das Rundschreiben Pius X. über die christlichen Gewerkschaften."

30. Dezember: Diskussion über unsere Erfolge im Jahre 1912, eingeleitet durch Dr. Richard von Kralik. — Nachher trug Prof. Dr. Will. Nagl deutschösterreichische Dialektdichtungen der hervorragendsten Autoren vor.

Es ist sehr erfreulich berichten zu können, daß die Mitglieder der Leo-Gesellschaft auch anderwärts die Durchführung regelmäßiger Vortragsabende in die Hand nahmen. So wurden in Salzburg seit Juli zweimal monatlich Vortragsabende unter Leitung des Universitätsprofessors Dr. Ignaz Seipel veranstaltet. Es wurden folgende Vorträge gehalten:

14. Oktober: Direktor Dr. Rud. Hornich (Wien): „Das Kulturproblem."

11. November: Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Robert Huber (Salzburg): „Das österreichische Erbbaurecht."

16. Dezember: Redakteur Dr. Friedrich Castelle (Münster i. W.): „Detlev von Liliencron."

Eine ähnliche Veranstaltung regelmäßiger Vortragsabende bereiteten die Mitglieder der Leo-Gesellschaft in Linz vor; unter Leitung des Landesarchivsadjunkten Dr. Eduard Straßmayer werden bereits im Jahre 1913 monatlich zweimal solche Vortragsabende durchgeführt werden.

In den Sektionen der Leo-Gesellschaft in Wien fanden bei den Sitzungen folgende Vorträge statt:

In der philosophisch-theologischen Sektion:

17. Jänner: Dr. Augustin Rösler (Mautern): „Die Schrift Dionys des Karthäusers De venustate mundi et de pulchritudine Dei und der Schönheitsbegriff der Gegenwart."

28. Februar: Abt Dr. Laurentius Zeller O. S. B. (Seckau): Die Philosophie des „Als ob".

20. März: Dr. Oskar Katann: „Versuch einer induktiven Grundlegung einer neuscholastischen Theorie des Schönen."

22. Mai: Universitätsprofessor Dr. Theodor Innitzer: „Worte Jesu, die nicht in der Bibel stehen."

11. November: Universitätsprofessor Dekan Dr. Johann Döller: „Die Unreinheit der Geburt und des Todes in folkloristischer Beleuchtung."

In der historischen Sektion:

6. März: Dr. Alfred Nagl: „Der Innsbrucker Generallandtag von 1518."

7. Juni: Hofrat Dr. Josef Hirn: „Aus der Kipper- und Wipperzeit."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der pädagogischen Sektion:

9. November: Professor Dr. Willibald Kammel: Bericht über den 2. Kongreß für Jugendbildung und Jugendkunde in München (Oktober 1912).

30. November: Seminarlehrer Bernhard Merth: Bericht über die gemeinsame Sitzung der pädagogischen und der katechetischen Sektion und Wahl zweier Mitglieder in die Jugendschriftenkommission.

In der sozialwissenschaftlichen Sektion:

15. Jänner: Dr. E. Hacker: „Trinkerfürsorge."

29. Jänner: Dr. Erwin Herlinger: „Wiener Wohnfrage."

12. Februar: Dr. Karl Wessely: „Eine antikheidnische Priesterinsel."

11. März: Hochw. Rud. Vrba (Prag): „Teuerungsrevolten i. J. 1911."

1. April: Dr. Hans Rizzi: „Einige Grundprobleme der theoretischen Nationalökonomie."

22. April: Dr. Ferdinand Schönsteiner (Klosterneuburg): „Entwicklung der kirchlichen Feiertage mit Beziehung auf das Motu proprio Pius' X."

13. Mai: Hof- und Gerichtsadvokat Dr. S. Gargas: „Die Chelmer Frage. Ein Beitrag zur Geschichte der national-konfessionellen Kämpfe in Rußland."

3. Juni: Karl Kainz (Julius Zinka): „Der Schutz des wirtschaftlich Schwächeren und die österreichischen Zivilprozeßgesetze besonders mit Rücksicht auf die projektierte Advokatenordnung und das Gesetz über Winkelschreiberei."

24. Juni: Dr. Frh. v. Zeßner-Spitzenberg: „Städtisch-industrielle Konzentration der Bevölkerung und Landflucht in Böhmen."

15. Juli: Dr. Ernst Kautsky: „Bemessung des Arbeitslohnes."

5. August: Emil Edler von Gunz: „Lage des Geldmarktes und dessen krisenhafte Erscheinungen."

16. Sept. Dr. K. Fajkmajer: „Geschichte der Wiener Fleischerinnung."

7. Oktober: Dr. Wiard von Klopp: „Grundgedanken in Onno Klopps politischer Geschichte Europas."

5. November: Jul. Alb. Ferenczffy (Baden bei Wien): „Ist die Willensschwäche Fleisches als Gift zu betrachten?"

12. Dezember: Konsul Anton Veith: „Kanadische Erlebnisse."

In der naturwissenschaftlichen Sektion:

27. Jänner: Oberkommissär Ingenieur Rudolf Pozděna: „Der gegenwärtige Stand der Regenbogentheorie."

24. Februar: Prof. P. H. Esser (St. Gabriel): „Die Abkürzung der Ruheperiode bei den Pflanzen."

18. Mai: Professor Dr. Kreichgauer (St. Gabriel): „Der Weltäther."

26. Oktober: Professor P. Esser (St. Gabriel): „Mendelismus."

30. November: Prof. P. Esser (St. Gabriel): „Die Mendelschen Regeln."

28. Dezember: Hochw. P. Stephan Richarz (St. Gabriel): „Die Methoden der geologischen Altersbestimmung."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In der katechetischen Sektion:

7. März: Pfarrer Philipp Hofer: Debatte über P. Lindes Artikel: „Behandlung des Katechismus-Unterrichtes in der Volksschule".

13. November: Geistlicher Rat Pfarrer J. Pichler: „Jugendschriftenfrage."

Die Generalversammlung wurde auch in diesem Jahre, und zwar am 18. November, in Wien in dem engbegrenzten Rahmen abgehalten, der in den letzten Jahren üblich war. Der Bericht des Generalsekretariates gab die Übersicht über den Stand und die Arbeiten der Gesellschaft in der gewohnten Weise; Dr. jur. Karl Hugelmann, k. k. Richter und Privatdozent an der Wiener Universität, hielt einen Vortrag über die Concordantia catholica des Nicolaus Cusanus, die er in ihrer Tragweite einer eingehenden und interessanten Würdigung unterzog. An Stelle des langjährigen und im abgelaufenen Jahre verstorbenen Dr. Karl Herrdegen als Revisor wurde Oberbaurat Ed. Michl neben Dr. Simon Hagenauer zum Revisor der Jahresrechnung gewählt.

Für die statutengemäßen Aufgaben und Zwecke der Leo-Gesellschaft wurde im abgelaufenen Jahre der Betrag von 16.458 Kronen 44 Heller verwendet, seit der Gründung 485.805 Kronen 28 Heller. Auch in diesem Jahre empfing die Leo-Gesellschaft vom k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht Subventionen zur Herausgabe des Allgemeinen Literaturblattes 600 Kronen, der Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kulturgeschichte Österreichs 800 Kronen; Se. Durchlaucht Fürst Johann von und zu Liechtenstein wendete der Gesellschaft wie alljährlich 80 Kronen zu; sonstige Spenden sind im Betrage von 300 Kronen zu verzeichnen. Für alle diese Spenden sei hier nochmals der wärmste Dank ausgesprochen. Das Stammvermögen der Leo-Gesellschaft beträgt mit Ende 1912, wie am Schlusse des Jahres 1911, 81.000 Kronen in Wertpapieren. Im Jahre 1912 sind der Leo-Gesellschaft 75 Mitglieder neu beigetreten. Dagegen schieden durch Tod 41, durch Austritt 147 Mitglieder aus. Der Mitgliederstand beträgt mit Beginn des Jahres 1913:

Ehrenmitglieder	3
Förderer	45
Lebenslängliche Mitglieder	103
Lebenslängliche Teilnehmer	4
Mitglieder mit Jahresbeiträgen	1525
Teilnehmer	115
Summe	1795

Der besonders in der wachsenden Teuerung aller Lebensbedürfnisse begründete Austritt von Mitgliedern konnte durch die Zahl der neu beigetretenen nicht ganz wettgemacht werden. Doch läßt die Freudigkeit, mit der durchwegs gerade die weniger bemittelten Mitglieder ihr materielles Jahresopfer der für die katholischen Interessen in Österreich unentbehrlichen Leo-Gesellschaft bringen, hoffen, daß die Mitgliederzahl bald neuerdings erstarken und unsere Leo-Gesellschaft in der Lage sein werde, ihre hohen Aufgaben zum Heile für Kirche und Vaterland auch in der Zukunft mit genügender Kraft zu verfolgen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

2. Rechnungsabschluß

für die Zeit vom 1. Jänner bis 31. Dezember 1912.

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.	K	h	Haben.	K	h
An Konti für die Veröffentlichungen, und zwar »literaturblatt«, »Die Kultur« u. diverse Publikationen	10414	72	Per Beitrags-Konto für im Jahre 1912 von den Mitgliedern einbezahlte Beiträge	14095	47
An Konto für Subventionen für im Laufe dieses Jahres gewährte Subventionen	1000	—	Per Zinsen-Konto für die per Saldo verbleibenden Zinseneingänge	2696	26
An Inventar-Konto für 10% Abschreibung vom Bilanzwerte des Inventars	16	72	Per Kapital-Konto per Saldo sich ergebender Ausfall aus der Gebarung pro 1912	3365	93
An Regie-Konto für die per Saldo verbleibenden Kosten für Miete, Beheizung, Beleuchtung, Druckkosten, Honorare und diverse Spesen . . .	5043	72			
An Effekten-Konto für Kursverlust beim Effektenbesitze nach dem Geldkurse vom 31. Dez. 1912	3682	50			
	20157	66		20157	66

Bilanz per 31. Dezember 1912.

Aktiva.	K	h	Passiva.	K	h
Kassen-Konto für den Barstand .	257	34	Kapital-Konto Stand des Vermögens mit 31. Dezember	69386	07
K. k. Postsparkassenamt Unser Guthaben bei demselben	3912	64	Diverse Kreditoren, Guthaben diverser Kommittenten	2219	01
Inventar-Konto Wert des Inventars	150	50			
Debitoren, ausständige Forderung	284	60			
Effekten-Konto Besitz in Wertpapieren K 30.000 — 4% konvertierte steuerfreie, einh. Kronen-Rente (Mai-Nov.) à 85·70— K 25710·—					
K 10.000 — 4% konvertierte steuerfreie, einh. Kronen-Rente (Jänn.-Juli) à 85·70— K 8570·—					
K 20.000 — 4% österr. Rente i. Kronenwhrg. (März-Sept.) à 85·90— K 17180·—					
K 20.000 — 3% Dux-Bodenbacher Priorit. (Jänn.-Juli) à 73·00— K 14600·—					
K 1000 - 4½% Schuldverschreibungen der I. österr. Beamten-Kreditanstalt à 94·— K 940·—	67000	—			
	71605	08		71605	08

Der Schatzmeister:
A. Müller m. p.

Die Revisoren:
Dr. Simon Hagenauer m. p. **Ed. Michl** m. p.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

3. Das Direktorium der Leo-Gesellschaft

besteht aus den P. T. Herren:

Präsident: Se. Durchlaucht Franz Fürst von und zu Liechtenstein, Wien.
1. Vizepräsident: Dr. Heinrich Swoboda, päpstl. Hausprälat, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Wien.
2. Vizepräsident: Dr. Josef Hirn, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor, Wien.
Generalsekretär: Dr. Franz M. Schindler, p. Hausprälat, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Herrenhausmitglied, Wien.
Schatzmeister: Rudolf Müller, Gemeinderat, Rechnungsdirektor i. R., Wien.
Dr. Wilhelm Freiherr v. Berger, Mitglied des Herrenhauses, Wien.
Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.
Dr. Albert Ehrhard, Universitätsprofessor, Straßburg.
Dr. Franz Gutjahr, Universitätsprofessor, Graz.
Dr. Theodor Innitzer, Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Viktor Kienböck, Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.
Dr. Maurus Kinter, O. S. B., Archivar, Raigern.
P. Viktor Kolb, Priester der Gesellschaft Jesu, Wien.
Dr. Richard v. Kralik, Wien.
Erlaucht Graf Franz v. Kuefstein, Mitglied des Herrenhauses, Viehofen.
Dr. Ferdinand Karl v. Kummer, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Wien.
Julius Kundi, f.-e. Rat, Ehrendomherr, Stadtdechant, Wien.
Dr Heinrich Lammasch, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Mitglied des Herrenhauses, Wien.
Dr. Gustav Müller, päpstlicher Hausprälat, Domkustos und Seminardirektor, Wien.
Dr. Wilhelm Neumann, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor i. R., Mödling.
Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat und Direktor des Istituto austriaco, Rom.
Dr. Alexander Pilcz, Universitätsprofessor, Wien.
Dr. Josef Porzer, Hof- und Gerichtsadvokat, 1. Vizebürgermeister der Stadt Wien.
Dr. Karl Scheimpflug, k. k. Sektionsrat a. D., Wien.
Dr. Franz Schnürer, Direktor der k. u. k. Familien-Fideikommißbibliothek, Wien.
Dr. Ignaz Seipel, o. ö. Universitätsprofessor, Salzburg.
Dr. Ernst Seydl, Prälat, Hofburgpfarrer, Wien.
Dr. Stanislaus Smolka, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor i. R., Herrenhausmitglied, Krakau.
Dr. Karl Truxa, Senatspräsident des k. k. Verwaltungsgerichtshofes, Wien.
Dr. J. E. Wackernell, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Innsbruck.
Dr. Otto Willmann, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor i. R., Leitmeritz.
Se. Exzellenz Dr. Hermann Zschokke, Weihbischof, Dompropst, k. k. Sektionschef und Herrenhausmitglied, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vorstände der Sektionen der Leo-Gesellschaft.

1. Für Philosophie und Theologie: Obmann: Prälat Dr. E. Seydl; Stellvertreter: Universitätsprofessor Hofrat Doktor F. M. Schindler; Schriftführer: Universitätsprofessor Dr. Th. Innitzer.
2. Für Geschichtswissenschaften: Obmann: Universitätsprofessor Hofrat Dr. J. Hirn; Stellvertreter: Archivbeamter Dr. K. Fajkmajer.
3. Für Rechts- und Sozialwissenschaften: Obmann: Sektionsrat Dr. K. Scheimpflug; Stellvertreter: Dr. Hans Rizzi; Schriftführer: Dr. Karl Gottfr. Hugelmann.
4. Für Literatur: Obmann: Dr. Ritter v. Kralik; Schriftführer: Dr. Richard Donin.
5. Für Naturwissenschaften: Obmann: Universitätsprofessor Dr. Al. Pilcz; Stellvertreter: Dr. Josef Pircher.
6. Für Pädagogik: Obmann: Landesschulinspektor Hofrat Dr. K. F. v. Kummer; Stellvertreter: Schulrat Andreas Weiß, Seminardirektor Jos. Plöchl, St. Pölten; Schriftführer: Hauptlehrer Georg Zeitlberger. Lehrer Karl Baumann.
7. Für Kunst: Obmann: Universitätsprofessor Hofrat Dr. H. Swoboda; Stellvertreter: Baurat Anton Weber, akad. Maler Jos. Reich; Schriftführer: Architekt J. Kotzurek, Professor Karl Degner.
8. Für Katechetik: Obmann Msgr. Jul. Kundi; Stellvertreter: Prälat Hofrat Professor Dr. H. Swoboda; Schriftführer: Professor Doktor Leopold Krebs.

---

4. Der Vorstand des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg

besteht aus den P. T. Herren:

Obmann: Se. Exzellenz Dr. Friedrich Freiherr v. Call, k. k. Oberlandesgerichtspräsident, Innsbruck.

Obmannstellvertreter: Dr. Josef Eduard Wackernell, k. k. Hofrat und Universitätsprofessor, Innsbruck.

Schriftführer: Anton Müller (Bruder Willram), Religionsprofessor am Pädagogium, und Dr. Alois Lanner, k. k. Schulrat und Landesschulinspektor, Innsbruck.

Kassier: Dr. J. Kraft, Archivbeamter, Innsbruck.

Dr. Hans Malfatti, k. k. Universitätsprofessor, Innsbruck.

Dr. Mich. Mayr, k. k. Universitätsprofessor, Landtagsabgeordneter und Archivdirektor, Innsbruck.

Monsignore Dr. Alois Spielmann, geistl. Rat und Gymnasialdirektor, Brixen.

Exz. Dr. Theod. Freiherr v. Kathrein, Landeshauptmann von Tirol, Innsbruck,

Adolf Rhomberg, Landeshauptmann von Vorarlberg, Dornbirn.

Ersatzmänner: Dr. Hans Hausotter, k. k. Hofrat und Landesschulinspektor, Innsbruck, Dr. Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, Universitätsprofessor und Direktor des Istituto austriaco, Rom.

Dr. Josef Hutter, f.-b. Generalvikar, Trient.

Ferdinand Wotschitzky, k. k. Direktor i. R., Innsbruck.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

5. Gedenktage der Leo-Gesellschaft 1891—1910.

1891: 9. Juni: Behördliche Bescheinigung der Statuten der Leo-Gesellschaft.

1892: 26. Jänner: Konstituierende Versammlung der Leo-Gesellschaft in Wien: Wahl des Direktoriums für das Triennium 1892 bis 1895.
9. Juni: Konstituierende Versammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg.
7. und 8. August: 1. Generalversammlung in Linz.

1893: 21. Februar: Se. Majestät Kaiser Franz Josef I. widmet der Leo-Gesellschaft den Förderbeitrag von 2000 K.
24. bis 26. Juli: 2. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1894: 14. und 15. Mai: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.
30. und 31. Juli und 1. August: 3. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Salzburg.

1895: 15. und 16. April: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Brixen.
20. April: Breve Sr. Heiligkeit Leo XIII. an die Leo-Gesellschaft.
29. bis 31. Juli: 4. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Graz. — Änderung einiger Statuten. — Wahl des Direktoriums für das Sexenium 1895—1901.

1896: 14. bis 16. September: 5. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1897: 26. bis 29. Juli: 6. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Klagenfurt.
27. und 28. Dezember: Generalversammlung des Zweigvereines der Leo-Gesellschaft für Tirol und Vorarlberg in Innsbruck.

1898: 27. bis 29. November: 7. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1899: 18. und 19. September: 8. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Meran.

1900: 23. und 24. Juli: 9. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Marburg
10. und 11. September: Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Feldkirch.

1901: 9. und 10. Juli: 10. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien: Feier des 10jährigen Bestandes der Leo-Gesellschaft. — Statutenänderungen; Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1901—1907.
3. Oktober: Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Brixen. Neuwahl des Vorstandes von 1901—1907.

1902: 25. und 26. September: 11. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft und des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Bregenz.

1903: 22. Juni: 12. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

1904: 13. bis 15. September: 13. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft, zugleich Generalversammlung des Zweigvereines für Tirol und Vorarlberg in Hall bei Innsbruck.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1905: 19. und 20. November: 14. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
1906: 11. November: 15. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wiener-Neustadt.
1907: 3. und 4. Mai: 16. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien. Wahl des Direktoriums und der Sektionsvorstände für 1907—1913.
1908: 30. November: 17. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
1909: 22. und 23. November: 18. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
1910: 16. März: Tod des ersten Präsidenten der Leo-Gesellschaft, Josef Freiherrn von Helfert.
6. Mai: Wahl Sr. Durchlaucht Prinz Franz von und zu Liechtenstein zum Präsidenten der Leo-Gesellschaft.
7. November: 19. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
1911: 17. Mai: Rücktritt Sr. Exzellenz Dr. Kol. Belopotoczky als ersten Vizepräsidenten, Ernennung desselben zum Ehrenmitgliede der Leo-Gesellschaft.
13. Oktober: Wahl des Herrn Hofrates Prälaten Dr. Heinrich Swoboda zum ersten Vizepräsidenten.
3. November: 20. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.
1912: 18. November: 21. Generalversammlung der Leo-Gesellschaft in Wien.

Buchdruckerei Ambr. Opitz Nachfolger, Wien.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-17 14:15 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101064481029
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google